

Evali

Nelson.

Nelson.

Deutschland

im

Achtzehnten Jahrhundert.

Von

Karl Biedermann.

Zweiter Band.

Geistige, sittliche und gesellige Zustände.

Zweiter Theil:

Von 1740 bis zum Ende des Jahrhunderts.

Leipzig,

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1867.

Deutschlands

Geistige, sittliche und gesellige Zustände

im

Achtzehnten Jahrhundert.

Von

Karl Biedermann.

Zweiter Theil: Von 1740 bis zum Ende des Jahrhunderts.

Erste Abtheilung: Von Gellert bis mit Wieland.

Leipzig,

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1867.

Vorrede.

Als ich den ersten Theil des zweiten Bandes dieses Werkes der Oeffentlichkeit übergab, sprach ich die Hoffnung aus, den zweiten bald nachfolgen lassen zu können.

Diese Hoffnung hat leider getäuscht! Nicht nur sind seitdem viele Jahre verstrichen, sondern auch jetzt ist, was ich zu geben vermag, immer nur noch Stückwerk, und ich muß rücksichtlich der wirklichen Vollendung des Ganzen abermals die Nachsicht der Leser in Anspruch nehmen.

Wenn man, wie der Verfasser dieses Buchs, durch den Beruf als Publicist und durch eine damit vielfach verbundene persönliche Betheiligung an den Tagesereignissen fortwährend auf das Lebhafteste in Anspruch genommen ist, so fällt es allerdings schwer, zumal bei so erregten Zeiten, dergleichen wir seit 1858 fast unausgesetzt gehabt haben, diejenige Ruhe nicht blos äußerlich, sondern namentlich auch der innern Sammlung nach zu gewinnen, welche für eine Arbeit wie die vorliegende schlechterdings unerläßlich ist. Glücklich genug werde ich mich zu schätzen haben, wenn wenigstens dem Inhalte des endlich Zuwegegebrachten die Mühe und Bedrängniß nicht anzumerken ist, womit dasselbe fast Seite für Seite jener Ungunst der Verhältnisse abgerungen werden mußte.

Unter solchen Umständen hatte ich schon seit länger darauf verzichtet, den ganzen noch übrigen Theil meiner Aufgabe mit einem Male zu lösen. Doch hätte ich gern die erste Abtheilung des letzten Bandes zum Mindesten so weit fortgeführt, daß sie ein mehr in sich abgerundetes Ganzes darstellte, nämlich bis dahin, wo Friedrichs des Großen Einfluß auf die deutsche Literatur in seinem vollen Umfange hervortritt, und bis zu dem Höhepunkte, den dieser Einfluß in Lessing erreicht.

Aber auch diese Genugthuung mußte ich mir versagen. Denn auf der einen Seite schien die freundliche Ungeduld der Leser meiner ersten

zwei Bände, wie sie in zahlreichen und wiederholten Anfragen wegen der Fortsetzung des Werkes sich kundgab, mir es zu einer Pflicht gegen mich selbst und gegen den Herrn Verleger zu machen, endlich einmal durch ein Lebenszeichen zu bethätigen, daß die Arbeit nicht gänzlich ins Stocken gerathen sei. Und auf der andern Seite häuften sich gerade in der neuesten Zeit die drängenden Anforderungen des äußern Lebens in einer Weise, daß es ungewiß wurde, wie bald ich an die Vollendung auch nur dieser, obschon längst und sorgsam vorbereiteten Partie die letzte Hand würde legen können.

So habe ich denn von der Güte meines Herrn Verlegers erlangt, daß er den schon länger fertigen Theil, unerwartet des Weiteren, gesondert hinausgab. Wie derselbe jetzt vorliegt, umfaßt er freilich blos eine Gruppe von Erscheinungen unserer Literatur im vorigen Jahrhundert, die nach dem gewöhnlichen, ästhetischen Maßstabe heutzutage nur noch ein untergeordnetes Interesse zu beanspruchen hat, nämlich die Dichter der Empfindsamkeit, Gellert, Gleim, Klopstock und ihre Kreise, sodann den Gegenpol dieser Richtung, den Wieland'schen Epikureismus.

Indessen hatte ich es hier mit diesem blos ästhetischen Maßstabe nicht zu thun. Mein Bestreben ging gerade dahin, mit der kulturgeschichtlichen Behandlung auch der sogenannten schönen Literatur — von der zwar auch bisher schon viel die Rede, aber thatsächlich noch wenig zu spüren gewesen — wirklichen Ernst zu machen. Ich habe versucht, eine jede dichterische Thätigkeit sowohl nach ihren erregenden und bestimmenden Ursachen, wie nach ihren Rückwirkungen auf die allgemeine Bildung und Stimmung des Volkes mit dem gesammten Kulturleben ihrer Zeit in einen möglichst innigen, organischen Zusammenhang zu bringen. Von dieser Seite boten schon die hier behandelten Abschnitte mancherlei ausgiebige Gesichtspunkte. Zu nicht geringer Ermuthigung bei der Inangriffnahme der folgenden, bedeutsameren, aber auch schwierigeren Abschnitte unserer Literaturgeschichte würde es mir gereichen, wenn eine unbefangene, eingehende Kritik sich über die Richtigkeit und Fruchtbarkeit dieser von mir angewandten Methode zustimmend äußerte.

Leipzig, den 13. Nov. 1866.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Deutschlands

Geistige Zustände

im

Achtzehnten Jahrhundert.

Erster Abschnitt.

Die Periode der Empfindsamkeit in der Literatur und im Leben des deutschen Volkes; die Hauptvertreter dieser Richtung: Gellert, Gleim, Klopstock.

Die schöne Literatur als beherrschender Mittelpunkt des geistigen Lebens in Deutschland seit dem zweiten Drittheil des 18. Jahrhunderts.

Die schöne Literatur war in Deutschland schon vom zweiten Viertheil des vorigen Jahrhunderts an mehr und mehr der beherrschende Mittelpunkt des geistigen Lebens geworden. Theologie und Philosophie, welche vordem diese Rolle gespielt, hatten ihr Scepter an sie abgegeben. Die moralischen und religiösen Wahrheiten erschienen „eindrucksvoller und schmackhafter"*) im Gewande der Poesie, des lehrhaften oder beschreibenden Gedichts, des geistlichen Liedes oder der sanften Elegie, Darstellungsarten, welche nicht blos den Verstand, sondern auch das Gefühl in Bewegung setzten und befriedigten. Die Moralischen Wochenschriften und die Poesie der Niedersachsen waren dieser Richtung, bald in Prosa, bald in Versen, gefolgt. Auch Gottsched hatte, wenigstens in der Theorie, den gleichen Begriff von der Dichtung, oder der schönen Literatur im Allgemeinen, festgehalten. Sie war ihm nur eine Art von gesteigerter Beredsamkeit; Deutlichkeit galt ihm für deren erstes Erforderniß. In der Praxis freilich legte er einen stärkern Accent auf das eigentlich künstlerische Element der Poesie: die Befriedigung des Geschmackes stand ihm hier höher, als der blos lehrhafte oder moralische Zweck eines Gedichtes. Er wollte eine Nationalliteratur im großen Styl schaffen. Er hatte es, gleich seinen Vorbildern, den Franzosen, mehr auf den Geist, als das Herz oder den moralischen Sinn abgesehen.

*) Diesen Grund für die Bevorzugung der Poesie geben namentlich auch die Schweizer an. Vgl. des 2. Bandes dieses Werkes 1. Abth., S. 496.

Inzwischen hatte doch, neben den stolzeren Anläufen der Gottsched'schen Tragödie, auch jene lehrhafte, moralische Dichtungsweise immerfort ihr bescheidenes Dasein gefristet. Gottsched selbst hatte den „Zuschauer" des Addison übersetzt; er stand an der Spitze von mehr als einer Moralischen Wochenschrift; auf seinen Antrieb und unter seiner Leitung beschäftigte sich ein Kreis talentvoller jüngerer Leute mit der Einführung der philosophischen Speculationen Bayles in die deutsche Literatur.

Um eben die Zeit, wo Gottsched in jenen Streit mit den Schweizer-Kritikern über Ziele und Wege der Poesie verwickelt ward, inmitten dessen wir ihn am Schlusse der vorigen Periode (um 1740) verließen, — einen Streit, der mit dem Sturze seiner literarischen Dictatur endete — begann einer seiner eifrigsten Schüler, Magister Schwabe in Leipzig, unter den Augen des Meisters die Herausgabe einer Zeitschrift: „Belustigungen des Verstandes und Witzes" (1741—45), deren Aufgabe die „Beförderung der Beredsamkeit in Versen und Prosa" sein sollte. Durch einen jener merkwürdigen Rückschläge, die im geistigen Leben der Völker nicht selten sind, ward diese Zeitschrift, die bestimmt war, eine Hauptwaffe des Gottschedianismus gegen die Schweizer zu werden, der Sammel- und Ausgangspunkt einer neuen literarischen Schule, welche dem Einfluß der Gottsched'schen Richtung schnell entwuchs und seiner Alleinherrschaft auf dem Gebiete der Literatur mehr Abbruch that, als die Schweizer mit allen ihren poetischen Theorien.

Hervorgehen einer neuen literarischen Schule aus der Gottsched'schen.

In den „Belustigungen" erschienen von Zeit zu Zeit neben anderen, ganz im hergebrachten Style klarer, aber steifer und kalter Verständigkeit gehaltenen Beiträgen, auch solche, die einen frischeren, einfacheren und natürlicheren Geist athmeten. Es waren kleine, ziemlich harmlose, aber treffende Satiren, munter erzählte Fabeln, die sich theils ebenfalls satirisch, theils in wohlmeinenden moralischen Regeln zuspitzten und meist Beziehungen des wirklichen, geselligen, häuslichen, auch wohl bürgerlichen Lebens in leichter, ansprechender Form behandelten, endlich eine ganz neue Art von Gedichten, der Form nach heroisch, dem Inhalte nach scherzhaft, und durch den Contrast zwischen dem Pathos des hochtrabenden Alexandriners, worin sie einherschritten, und den bürgerlichen, bisweilen sogar trivialen Stoffen, die sie behandelten, gewissermaßen eine Parodie der, von Gottsched so hochgehaltenen, französisch-classischen Dichtweise.

Die „Bremer Beiträge".

So entwickelte sich im Stillen — eine Zeit lang, wie es scheint, dem Leipziger Altmeister selbst unbemerkt oder von ihm unbeachtet — ein innerer Gegensatz zwischen der, bisher allein gebietenden, alten und einer neuen, jugendlicheren Richtung — ein Gegensatz, der endlich auch äußerlich sichtbar hervortrat. Die jüngeren Kräfte schieden aus dem Verbande der älteren förmlich aus und gründeten ein eigenes, selbstständiges Organ, die „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes", gewöhnlich kurzweg „Bremer Beiträge" genannt, weil sie in Leipzig und Bremen zugleich erschienen (1744 ff.). Das Programm der neuen Zeitschrift ließ einen grundsätzlichen Unterschied derselben von den „Belustigungen" kaum erkennen, das ausgenommen, daß es neben der „Beredsamkeit" die „Dichtkunst" stärker und ausdrücklicher betonte, sich auch noch entschiedener, als die „Belustigungen", nicht blos an die Gelehrten, sondern an „alle Gebildeten", ganz besonders aber an „das gebildete Frauenzimmer" wendete, endlich daß die Herausgeber sich vornahmen, die Polemik bei Seite zu lassen und statt ihrer die eigentlich schöpferisch-literarische Thätigkeit zu bevorzugen*). Auch würde man sich täuschen, wenn man in den „Bremer Beiträgen" sofort einen durchweg neuen Ton, oder einen wesentlich höheren Schwung, als in ihrer Vorgängerin, suchen wollte. Neben einzelnem Bedeutenderen giebt es auch hier noch viel Unbedeutendes, neben einzelnem Geschmackvolleren viel Geschmackloses, Breites und Langweiliges.

Unterscheidender Charakter der neuen Richtung, gegenüber der alten.

Was indessen doch gleich von vorn herein diese neue literarische Schule von der älteren unterscheidet, das ist der schlichtere, ungekünsteltere, so zu sagen mehr bürgerliche Ton ihrer poetischen, wie ihrer prosaischen Erzeugnisse, ihre Abwendung von dem Bombast höfischer oder heroischer Dichtung im steifen Styl, ihre Befreundung mit den Interessen des gewöhnlichen Lebens, mit dem Bildungsstande der bürgerlichen Mittelclassen. Das Conventio-

*) In der „Nachricht von dem Leben und den Schriften Rabener's", von C. F. Weiße („Rabener's Briefen" vorgedruckt) wird die Entstehung der „Bremer Beiträge" ausführlich erzählt, aber auch da ist von einem principiellen Gegensatze zu den Schwabe'schen „Belustigungen" nicht die Rede, sondern nur davon, daß die Aufnahme „unschmackhafter Streitschriften" in letztern, überhaupt die zu mangelhafte Auswahl der Beiträge die jüngeren Theilnehmer abgestoßen habe.

nelle, welches bei Gottsched und seinen strengeren Anhängern eine so bevorzugte Rolle spielte und namentlich in den von ihm gegründeten „Deutschen Gesellschaften“ oft bis zur höchsten Unnatur ausgesponnen war, verschwindet hier mehr und mehr, sowohl in der Wahl der Stoffe, als in der Art ihrer Behandlung. An die Stelle der ceremoniösen Gelegenheitsgedichte zur Verherrlichung irgend eines Mannes von Rang oder einer gelehrten Berühmtheit, von denen die Schriften jener Gesellschaften strotzten, treten kleine, bescheidene Betrachtungen oder Schilderungen aus den Kreisen des geselligen und bürgerlichen Lebens, lehrhafter oder satirischer Tendenz; an die Stelle der großen Epopöen und Tragödien, in denen fernliegende Stoffe nach einer dem Auslande abgeborgten Schablone besungen wurden, muntere komische Gedichte, deren Helden und Heldinnen studentische Renommisten, französirende Stutzer, putzsüchtige junge Damen sind, oder „rührende Comödien“, welche die kleinen Schwächen und Lächerlichkeiten, aber auch die guten, tugendsamen, gefühlvollen Seiten der täglichen Umgangswelt in Scene setzen. Von den französischen Vorbildern, an welche sich Gottsched ausschließlich und meistentheils fast sclavisch gebunden hatte, behielt die neue Schule nur die unbestreitbaren Vorzüge bei, die größere Eleganz der Form, den kurzen, scharfen und klaren Ausdruck, während sie in Bezug auf das Materielle der Gedanken und Gefühle sich mehr den Engländern oder denjenigen unter den Franzosen anschloß, welche, wie Destouches und Lachaussée, selber englische Muster nachgeahmt hatten.

Aeußere Veranlassungen dieses Umschlages in der Literatur.

Diese Reaction des bürgerlichen Bewußtseins und der einfach menschlichen Empfindung gegen den unnatürlichen Zwang einer conventionellen Poesie und eines erkünstelten heroischen Pathos, wie sie hier in der Form einer neuen literarischen Richtung zu Tage trat, war offenbar nicht ohne einen, wenn auch vielleicht nur halbbewußten, gewissermaßen instinctartigen Zusammenhang mit den äußeren, politischen und socialen Ereignissen. Als Gottsched den kühnen Gedanken faßte, den Deutschen eine classische Nationalliteratur nach dem Muster der französischen zu geben, da geschah dies unter dem noch frischen Eindrucke des glänzenden Zeitalters Ludwigs XIV. Gottscheds Jugend war in jene merkwürdige Zeit gefallen, wo der erste König von Preußen den Versuch machte, das bewunderte französische Vorbild wenigstens im Aeußeren nachzuahmen, und Gottsched selbst hatte in nächster Nähe — in Königsberg — den Pomp der Feste mit ange-

sehen, welche, mochten sie immerhin ihren Ursprung mehr der Eitelkeit, als dem Vollgefühl wahrer Fürsten- und Heldengröße verdanken, doch jedenfalls eine bedeutungsvolle Aussicht auf große Ziele und große Geschicke des preußischen Staats eröffneten. Seine eigene Wirksamkeit als Reformator der Literatur und des Geschmacks hatte er sodann in Sachsen unter der Regierung des ersten polnischen Königs begonnen, in einer Atmosphäre, welche wohl dazu angethan war, mit dem maßlosen höfischen Prunk im Style des alten Imperatorenthums und mit der allverbreiteten Bezauberung des Volkes durch denselben auch einen ernsten Geist zu blenden und zu verwirren.

Seitdem aber war in diesen Zuständen eine merkliche Veränderung vor sich gegangen. In Frankreich selbst hatte, zum Theil schon in den letzten Lebensjahren Ludwigs XIV., mehr noch während der Regentschaft und dann unter Ludwig XV., eine immer wachsende Opposition des bürgerlichen Geistes gegen die Alles erdrückende Herrschaft des Hofs und der bevorrechteten Classen sich entwickelt und einen lebhaften Ausdruck in der Literatur gefunden. In England waren die letzten Spuren des gleichen höfisch-aristokratischen Einflusses, der mit Karl II. von Frankreich herübergekommen, im Verschwinden, und der altenglische Geist mit seiner unzerstörbaren Innigkeit des Gefühls, seiner warmen Anhänglichkeit an das häusliche und das Familienleben hatte nicht allein bei sich die Herrschaft des kalten und leichtfertigen französischen Geschmacks ziemlich wieder beseitigt, sondern wirkte sogar schon im gleichen Sinne anstoßgebend auf Frankreich zurück. In Deutschland war wenigstens der blendendste Nimbus, womit die ersten Nachahmer Ludwigs XIV. sich zu umgeben verstanden, erloschen: der zweite Friedrich August von Sachsen glich dem ersten so wenig, wie Ludwig XV. seinem Vorgänger, und in Preußen war gar auf den französisch geschulten Friedrich I. der mehr als bürgerlich einfache, sittenrauhe Friedrich Wilhelm I. gefolgt.

Die Literatur blieb von diesem Wechsel der Verhältnisse nicht unberührt. Schon einmal — in den Moralischen Wochenschriften und der Poesie der Niedersachsen — hatte dieselbe einen nicht erfolglosen Anlauf zur Vertiefung in die nächste Wirklichkeit genommen. Durch Gottscheds hochfliegende Pläne war diese naturgemäße Entwickelung unterbrochen worden. Jetzt nahm man gewissermaßen den Faden da wieder auf, wo man

Zusammenhang der neuen Richtung mit den Niedersachsen und den Schweizern.

ihn hatte fallen lassen. Der dichterische Quell, der von Hamburg aus so reichlich geflossen, war noch nicht gänzlich versiegt. Besonders Hagedorn, der gewandteste und beweglichste unter den niedersächsischen Dichtern, erhielt die Traditionen jener einfachen, muntern Dichtweise, trotz Gottsched und seiner Schule, lebendig und durch seine zahlreichen geselligen Verbindungen auch in weiteren Kreisen wirksam. Von den jungen Leipziger Dichtern waren zwei, Ebert und Gisefe, bereits persönlich mit ihm bekannt, ehe sie nach Leipzig kamen. Sie brachten die Hinneigung zu seiner Denk- und Dichtweise, sowie die Vorliebe für die englische Literatur, die sie von ihm gelernt, in den Kreis der dortigen Strebegenossen mit. Der begabteste von diesen, El. Schlegel, kam um dieselbe Zeit auf einer Reise nach Kopenhagen mit Hagedorn in Berührung. Hagedorn ward der Rathgeber und gewissermaßen der Protector der neuen Schule, die sich um die „Bremer Beiträge" gruppirte*). Von anderer Seite halfen Anknüpfungen nach der Schweiz hin, namentlich mit Bodmer, die Emancipation derselben von Gottsched vollenden**).

Charakteristik der Haupttheilnehmer: El. Schlegel, Gisefe, Ebert, Gärtner, Zachariä u.A.

Die neue Schule bestand durchweg aus jungen Leuten, die schon während ihrer Studienzeit, oder doch unmittelbar danach, als Schriftsteller auftraten. Gottsched mit seiner treibhausartigen Pflege der Literatur hatte dieses frühreife Schriftstellerthum in Aufnahme gebracht. Eine heitere Geselligkeit verband die Jünglinge auf's Engste***). Nach

*) S. Koberstein, „Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur", 4. Ausg. 2. Bd. S. 912 ff., Wehl, „Hamburgs Literaturzustände". Der Letztere geht indeß wohl zu weit, wenn er die neue Richtung der „Bremer Beiträge" gänzlich von Hamburger Einflüssen herleiten will.

**) Gervinus, „Geschichte der deutschen Dichtung", 4. Ausg. 3. Bd., S. 69 ff.

***) Das schönste Denkmal des engen persönlichen Zusammenhaltes der jungen Dichterschule, der durch örtliche Trennungen nicht aufgehoben ward, ist die bekannte Klopstock'sche Ode: „Wingolf", aus dem Jahre 1747, auch darum hierher gehörig, weil sie die einzelnen Mitglieder des Freundeskreises vergegenwärtigt. Sie bezeugt zugleich in vollstem Maße die oben angedeutete Verehrung dieser Dichterjünglinge für den schon älteren Hagedorn. Cramer wird wegen seines Liedes auf die geistliche Beredsamkeit, Ebert als Freund der englischen Muse, Gisefe um seiner sanften Empfindungen willen, Rabener als „der Thorheit Hasser, aber auch Menschenfreund" gepriesen. Am Längsten und Innigsten verweilt Klopstock bei Gellert, der „des Herzens Werth auf der Bühne, wie kein Anderer, zeigt" und „die Tugend in ihrer ganzen Schönheit enthüllt." Auch minder Bedeutende, wie Kühnert,

einigen Jahren hörte zwar dieses persönliche Zusammenleben auf; die Mehrzahl der Mitglieder des Kreises verließ Leipzig: Gärtner und Ebert fanden sich in Braunschweig als Lehrer am Collegium Carolinum wieder zusammen; Schlegel ward Privatsecretair des sächsischen Gesandten in Kopenhagen, dann Professor an der Ritteracademie zu Soroe; Cramer versuchte sich als Docent in Leipzig, trat aber bald in das geistliche Amt über, welches ihn aus Sachsen fort- und zuletzt ebenfalls nach Dänemark führte. An seine Stelle kam in Quedlinburg Gisefe. Schmidt ging nach seiner Vaterstadt Lüneburg zurück und später ebenfalls nach Braunschweig, wo auch Zachariä wieder mit den Freunden zusammentraf.

Doch blieben Alle, auch nach ihrer Entfernung von Leipzig, einander geistig eng verbunden und größtentheils in lebendigem Zusammenhange mit diesem ihrem literarischen Mittelpunkte. Die „Bremer Beiträge" erschienen (in vier Bänden) bis 1748; an sie schloß sich eine „Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes", 1748—52 (in drei Bänden) an. Außerdem traten die Genossen des Leipziger Kreises auch selbstständig mehr oder weniger schöpferisch auf, sei es als Dichter, sei es in andern, verwandten Richtungen literarischer Thätigkeit. Die örtliche Uebersiedelung der meisten weiter nach Norden hin, in die unmittelbarere Nähe der Einflüsse Hagedorn's und der Einströmungen der englischen Literatur, blieb dabei nicht ohne Wirkung. Am Auffallendsten zeigt sich dies an El. Schlegel, nächst Klopstock wohl der bedeutendsten dichterischen Kraft des ganzen Kreises. Er hatte früher — zum Theil schon auf der Schule, dann auf der Universität — Dramen im Gottsched'schen Styl

Rothe, Olde, Schmidt, werden besungen. In stärkerer Betonung treten dann wieder hervor: der „ernst-heitre" Gärtner, Schlegel, „in dessen Geniusbildungen der Dichtung Flamme strömt aus voller Urne", endlich Hagedorn, mit lautem „Evan, Evoe"! begrüßt, Hagedorn, den nur die Thoren „blos zu weinenden Liedern geschaffen wähnen", denn „ihm schlägt ein männlich Herz auch, sein Leben tönt mehr Harmonien, als ein unsterblich' Lied; im unsokratischen Jahrhundert ist er für wenige Freund' ein Muster."

Auch Gisefe besang die schönen Stunden im Leipziger Freundeskreise, die nur ach! zu rasch entflohen („Poet. Werke", S. 173, vgl. Gervinus a. a. O.); die gleiche fortdauernde Anhänglichkeit an die früheren Genossen bezeugen an vielen Stellen die Briefwechsel von Gellert und Rabener, u. A. m.

geschrieben. Seinen „Hermann“ nahm Gottsched (1742) in seine „Deutsche Schaubühne“ auf — Goethe sah ihn noch 25 Jahre später auf der Leipziger Bühne und lernte daran, wie man es nicht machen müsse, um das lebende Geschlecht für historische Stoffe zu begeistern. Allein Schlegels Geist entwuchs bald den Fesseln des französischen Classicismus, in welche Gottsched ihn geschlagen. Noch in Leipzig (1742) schrieb er, angeregt durch die erste, 1741 erschienene, deutsche Uebersetzung Shakspeares, von Herrn von Borck, preußischem Gesandten in London, in Gottscheds „Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“ eine Vergleichung Shakspeares mit A. Gryphius, worin er zwar dem Letzteren in Bezug auf regelrechte dramatische Gliederung den Vorzug vor dem Briten giebt, aber doch schon Shakspeares tiefe Menschenkenntniß und wahrheitsgetreue Charakteristik rühmt, auch dem Vorurtheil entgegentritt, welchem noch kurz zuvor Gottsched selbst in eben jener Zeitschrift das Wort geredet hatte, als ob bei Shakspeare Alles verworren, planlos, unvernünftig sei. In Kopenhagen ward der Einfluß Shakspeares auf Schlegel entscheidender. In seinen „Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters“ erklärte er sich offen gegen die einseitige Nachahmung des französischen Dramas, und gelangte durch eine unbefangene Vergleichung desselben mit dem englischen dahin, dem letzteren wesentliche Vorzüge vor jenem einzuräumen. Er erkannte an, daß jede Nation sich ihre dramatische Poesie nach den ihr eigenthümlichen Sitten und Anschauungen bilden müßte, daß vaterländische Stoffe die stärksten Wirkungen auf die Gemüther der Zuschauer hervorbrächten. Dieses richtige Gefühl hatte ihn schon bei der Wahl des Stoffes seines „Hermann“ geleitet; aus demselben Gesichtspunkte bearbeitete er in Kopenhagen einen Gegenstand der dänischen Geschichte, den „Canut“, und hatte noch mehrere vaterländische Dramen, z. B. einen „Otto von Wittelsbach“, im Sinne. Auch in seinen Lustspielen suchte er die wirklichen Gesellschaftszustände und die herrschenden Sitten zu schildern und so einen festen und natürlichen Boden für ein vaterländisches Theater zu gewinnen.

Bei längerem Leben — er starb schon in seinem einunddreißigsten Jahre — hätte Schlegel leicht Bedeutendes leisten können. Er kann in ähnlichem Sinne ein Vorläufer Lessings auf dem dramatischen Gebiete heißen, wie Günther ein Vorläufer Goethes auf dem lyrischen. Ihm fehlte, was Lessing zu Statten kam, die äußere Anregung und Förderung

durch große nationale Thaten, diese ergiebigste Quelle großer Empfindungen, wie so treffend J. Möser bemerkt hat. Er sah sich durch den Mangel an solchen gezwungen, im hohen geschichtlichen Drama noch immer zu dem künstlichen, declamatorischen Pathos der Franzosen seine Zuflucht zu nehmen, und im Lustspiel stellte der unvollkommene Zustand der damaligen deutschen Gesellschaft ihn vor die verhängnißvolle Alternative, entweder, indem er die deutschen Sitten wahrheitsgetreu schilderte, langweilig und trivial, oder, wenn er sich bessere Muster im Auslande suchte, seinem Ideal eines selbstständigen nationalen Theaters untreu zu werden*).

Außer El. Schlegel hat unter denen, welche von dem jungen Leipziger Dichterkreise ausgingen, aber örtlich ihm ferner traten, — wenn wir von Klopstock absehen, der bereits eine selbstständige Richtung eingeschlagen hatte, als er zu demselben hinzutrat — keiner sich an größeren dichterischen Aufgaben versucht. Zachariä hatte das Beste, was er überhaupt vermochte, in seinem „Renommisten" gegeben, der schon in den „Belustigungen" erschienen war: es lag in der Natur des, von ihm nach Pope's Muster, aber mit weniger Geist gepflegten, komischen Epos, daß eine öftere Wiederholung in der gleichen Richtung eintönig und manierirt werden mußte. Ebert, Gärtner und Giseke versuchten sich in leichten lyrischen Ergüssen; der Erstere übersetzte daneben die schwermüthigen „Nachtgedanken" Youngs. Cramer dichtete Oden, halb in Ramler'scher, halb in Klopstock'scher Manier. Beiher betheiligten sich Mehrere an der Herausgabe Moralischer Wochenschriften, in denen sie besonders für eine vermittelnde religiöse Weltansicht, gleich weit entfernt von Freigeisterei wie von Zelotismus, auftraten.

Zwei von den Genossen der „Bremer Beiträge" blieben ihr ganzes Leben lang in Kursachsen. Und gerade diese zwei sind es, welche einen tieferen und dauernderen Einfluß auf die Strömung der Zeit gewannen und gewissermaßen eine neue Epoche in der Denk- und Empfindungsweise ihrer Nation begründeten. Wir meinen den Satiriker Rabener und den Moralisten Gellert.

*) Lessing in seiner „Dramaturgie" sagt von dem ersten Lustspiel Schlegels, dem „Geschäftigen Müßiggänger", es enthalte das langweiligste Alltagsgewäsch, wie es nur immer im Hause eines meißnischen Pelzwaarenhändlers vorkommen könne; in den späteren, „Stumme Schönheit" und „der Triumph der guten Frauen", findet er eine bessere Charakterzeichnung, aber nur darum, weil dort dänische, hier französische Sitten abgebildet würden.

Rabener: seine Satire, verglichen mit der Moscherosch's, Lauremberg's, Neukirch's u. s. w. Wechselwirkungen zwischen der Entwickelung der Satire und den Zuständen des öffentlichen Lebens.

Jede neue Literaturperiode, als Vertreterin eines neuen Kreises von Ideen und Empfindungen, pflegt sich durch eine Bekämpfung des Bestehenden, in der Form der Satire, anzukündigen und gleichsam einzuführen. Der lyrischen und beschreibenden Dichtung der Niedersachsen waren die Satiren Neukirch's und Wernickes voraus-, die von Hagedorn und Liscow zur Seite gegangen: auch die Genossenschaft der „Bremer Beiträge" war in ihren Anfängen überwiegend satirisch. Nicht blos Rabener's Arbeiten, die nach Form und Inhalt fast ausschließlich einen solchen Charakter an sich tragen, sondern auch Gellert's Fabeln und Zachariä's komische Heldengedichte verfolgten zum größern Theil die gleiche Richtung. An eine Satire im großen Styl, eine Bekämpfung der Uebelstände und Mißbräuche des allgemeinen politischen und gesellschaftlichen Lebens, dürfen wir freilich hier nicht denken. In dieser Beziehung hatte der deutsche Geist, je länger je mehr, immer kleinere Maßstäbe angenommen, sich in immer engere Schranken zurückgezogen. Wir können den fortschreitenden Verfall des öffentlichen Lebens und des bürgerlichen Muthes in Deutschland seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an der Geschichte der deutschen Satire studiren. Moscherosch, der Zeitgenosse des 30jährigen Krieges, griff noch direct und rücksichtslos die öffentlichen Mißstände in Staat und Gesellschaft an. Lauremberg, Rachel, Logau, welche ihm zunächst folgten, gingen auch noch so ziemlich auf seiner Spur, obgleich sie doch schon mehr die äußeren Symptome des politischen Verfalles Deutschlands, die Ausartungen in Tracht, Sprache, Sitten, als dessen innersten Kern und tiefere Veranlassung zum Gegenstand ihrer Angriffe machten. Neukirch und Wernicke eiferten noch bisweilen, wenn auch weniger stark, gegen die Ausländerei in Sprache und Sitte, gegen die verkehrte Erziehung der vornehmen Jugend und Aehnliches mehr. Die Satiriker der neuen Periode

Ungünstige äußere Lage Rabeners als Satiriker und Spuren davon in seinen Schriften.

waren ungleich zahmer und schüchterner: sie hielten sich vorzugsweise an jene kleinen, geselligen, spießbürgerlichen Thorheiten, Schwächen und Untugenden, welche zu den allgemeinen staatlichen und nationalen Verhältnissen nur einen entfernteren Bezug haben, darum auch weniger einer bestimmten Zeit, als vielmehr beinahe allen Zeiten angehören. Sie selbst hatten das niederdrückende Gefühl, daß der beste Theil von dem, woran die Satire sich mit Glück versuchen und dessen rückhaltlose Besprechung große Wirkungen

hervorbringen mag, für sie etwas schlechterdings Unnahbares sei. Dieses Gefühl und die daraus entspringende fortwährende Aengstlichkeit machte sie befangen und zaghaft sogar innerhalb des engen Kreises, in den sie von vorn herein mit bewußter Entsagung sich einschlossen. Rabener erklärt in der Vorrede zu dem einen Bande seiner „Satirischen Schriften": Märtyrer der Wahrheit wolle er nicht werden; er schließt ein für allemal von seiner Satire aus „die Fürsten und Obrigkeiten, die Geistlichen und Lehrer". Es sei Hochmuth, meint er, wenn Schriftsteller „in ihren finstern Winkeln" schärfer zu sehen glaubten, als Diejenigen, „welche den Zusammenhang des Ganzen vor Augen haben". Eine freimüthige Kritik von Handlungen der Regenten oder ihrer Organe erscheint ihm wie eine Vermessenheit. „Sie haben nicht gelernt," sagt er von solchen Kritikern, „gute Unterthanen zu sein, wie sollen wir von ihnen erwarten, daß sie uns die Pflichten eines vernünftigen Bürgers lehren*)?" Die Lehrer glaubt er schonen zu müssen, weil die Jugend ohnehin geneigt sei, „das Fehlerhafte an denen zu entdecken, deren Ernsthaftigkeit ihren Muthwillen im Zaum halten soll." — „Wollen wir sie," sagt er, „durch Satire auf ihre Lehrer noch muthwilliger machen?" „Einen Pedanten habe ich nicht gebessert, dem Vaterlande aber habe ich an seinen Schülern hundert ungesittete Bürger erzogen." Die Geistlichen endlich seien zwar über die Satire nicht erhaben, ja viele ständen tief unter derselben, wenn man sie nach ihrer Aufführung beurtheilen sollte, und viele würden gar zu sorglos sein, wenn ihre ehrwürdige Kleidung sie vor allen Streichen der Satire schützte; dennoch könne man nicht zu vorsichtig dabei verfahren. „Die Religion läuft Gefahr, verächtlich zu werden, wenn man die Fehler desjenigen verächtlich macht, welcher gesetzt ist, die Religion zu predigen."

Trotz dieser soweit gehenden Selbstbeschränkung stieß Rabener dennoch fast in jedem Augenblicke auf Hemmnisse und Rücksichten der verdrießlichsten Art. Zwei Umstände waren einem freieren Aufschwunge seiner Satire besonders hinderlich: die Kleinlichkeit der Umgebungen, in denen er schrieb, und die Beengtheit seiner eigenen bürgerlichen und geselligen Stellung. Eine großartige Satire vermag sich nur da zu entwickeln, wo es eine starke öffentliche Meinung giebt, die den Schriftsteller gegen die Ausbrüche der verletzten Eitelkeit oder Eigensucht Derer, die er im Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit angreift, wirksam zu schützen vermag.

*) Rabeners „Satirische Schriften", Ausgabe von 1755, Vorrede zum 4. Theil.

Hagedorn war in dieser Hinsicht glücklicher: er lebte in einer großen Handelsstadt, wo man Selbstständigkeit und Freimüthigkeit zu schätzen wußte, und er befand sich in einer unabhängigen und angesehenen Stellung. Die sächsische Residenz dagegen unter den polnischen Augusten und unter einem Grafen Brühl war nicht der Ort, wo sich eine freie und starke öffentliche Meinung hätte bilden können, und am Allerwenigsten durfte ein Beamter von nur mittlerem Range auf den wirksamen Schutz einer solchen rechnen. Knechtische Furcht und Servilität nach Oben, Brutalität nach Unten war in den tonangebenden und namentlich den so zahlreichen Beamtenkreisen Dresdens die vorherrschende Gesinnung. Ein freies, männliches Urtheil erschien diesen Kreisen als etwas Unerhörtes. Eine Kritik der bestehenden Verhältnisse, der herkömmlichen, conventionellen Formen galt für einen unerträglichen Frevel. Daß vollends ein unbedeutender Steuersecretair sich dergleichen herausnahm, daß er es wagte, über die Reichen zu spotten, „welche kostbare Kleider trügen, aber arm an Verstand wären", daß er satirische Beispiele sammelte zur Erläuterung des Sprüchworts: „wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er Verstand", daß er unter der ironischen Ueberschrift: „Ehrlich währt am Längsten" nicht blos Kaufleute, die 30 Proc. Wucherzinsen nähmen, sondern auch Adlige angriff, die auf Cavalierparole geborgt und nicht bezahlt hätten, daß er einem Landjunker vorwarf, er sorge zwar sehr gut für seine Pferde und Hunde, kümmere sich aber wenig um die Erziehung seiner Kinder, das waren unverzeihliche Anmaßungen, die nicht geduldet werden durften. Bei der spießbürgerlichen Beschränktheit und der kleinlichen Klatschsucht, welche vorzugsweise in jenen Residenzkreisen herrschte, konnte Rabener keine Thorheit oder Lächerlichkeit schildern, ohne daß bald sein rechter, bald sein linker Nachbar sich dadurch getroffen fand*). Verstieg er sich gar in seiner Kühnheit so weit, auf die Bestechlichkeit der Richter im Rechtsprechen, oder auf die Mißbräuche bei der Besetzung öffentlicher

*) „In Dresden habe ich", schreibt Rabener an einen Freund nach seiner Uebersiedelung dahin von Leipzig 1753, „noch keine Feder angesetzt. Aufrichtig gesagt, muß ich hier mit meinen Satiren viel vorsichtiger sein. Gemeiniglich suchen die Leser die Originale da, wo der Verfasser schreibt. Das konnte ich allenfalls in Leipzig geschehen lassen: in Dresden wage ich zu viel." — „Das Thema", bemerkt er weiter, „zu welchem ich so viel Lust hatte: „„der allezeit fertige Bankeruttirer"", muß ich weglassen: es möchten es Excellenzen ungnädig vermerken." („R.'s Briefe", herausgegeben von Weiße, S. 164.)

Stellen anzuspielen, so hatte er gewiß ungnädige Blicke seiner Vorgesetzten, wo nicht laute Rügen darüber, daß er sich mit Dingen abgebe, die nicht seines Amtes seien, zu gewärtigen. Ja, noch mehr! Die eignen nächsten Freunde Rabeners, statt seine satirische Muse zu unterstützen und zu ermuntern, trugen dazu bei, sie einzuschüchtern und befangen zu machen. Gellert war mit Allem zufrieden, nur nicht mit den Stellen, „wo die Satire mit Poeten frevelt"; ein anderer Bekannter — wahrscheinlich ein Jurist — ärgerte sich, wenn über die „Chicane" gespottet ward; wieder ein anderer wußte es dahin zu bringen, daß Rabener zwei Stellen strich, wo von den „Gewürzkrämern" die Rede war; ein vierter bat, die Worte „Philosoph", „Magister", „Präsident" aus dem Spiele zu lassen. Und werde wohl, fragt der, durch solche Einsprüche ängstlich gemachte Satiriker, sein lieber Schlegel es leiden können, wenn etwas vom „Scandiren" gesagt sei, oder Cramer, wenn ein Wort gegen unwürdige Geistliche falle, da der Letztere schon einmal sogar in einer bloßen Vorrede einen ganz unschuldigen Ausdruck über diese Materie beanstandet habe?

„Wie wird es mir ergehen", ruft er kläglich aus, „wenn ein Jeder mit Allem zufrieden ist, nur nicht damit, daß ich das Lächerliche seiner Collegen nicht schone! Was für Einwürfe muß ich von meinen mürrischen Lesern besorgen, da meine vernünftigen Freunde so bedenklich sind*)!"

So verzärtelt war durch die lange Entbehrung jenes erfrischenden und kräftigenden Luftzuges, den ein reges öffentliches Leben in seinen unvermeidlichen Kämpfen und Gegensätzen mit sich bringt, das Empfindungsleben auch der Bestgesinnten und Verständigsten unserer Nation in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts! Eine trostlose Lage in der That für einen Satiriker! Billig mögen wir die Ausdauer bewundern, womit Rabener dennoch seinem Berufe treu blieb, sowie die ungetrübte und gleichmäßige Heiterkeit, womit er allen Anfechtungen Stand hielt, ohne sich in seinem Vorhaben, „lachend die Wahrheit zu sagen", beirren zu lassen**). Wenn Rabener nicht

Ehrenrettung Rabener's gegen die ihm gemachten Vorwürfe.

*) Ebendas. S. 195.

**) Diese Heiterkeit und Gleichmüthigkeit ist es, was Goethe so ganz besonders an Rabener rühmt. („Werke", Ausg. v. 1828, 25. Bd.)

wagte, den Gebrechen seiner Zeit, namentlich den furchtbaren politischen Mißbräuchen, unter denen gerade sein specielles Vaterland Sachsen damals seufzte, scharf und rücksichtslos zu Leibe zu gehen, so werden wir uns viel weniger darüber verwundern oder ihm daraus einen Vorwurf machen dürfen, als, umgekehrt, es ihm hoch anrechnen, daß er wenigstens ab und zu ein Streiflicht satirischen Spottes oder strafenden Ernstes auf einzelne Partien dieses so streng gehüteten Gebietes warf. Wie wenig ihm für derartige öffentliche Uebelstände der scharfe Blick oder das patriotische und menschliche Feingefühl abging, bezeugen so manche vertrauliche Aeußerungen in seinen Briefen, worin er sich über die Verschwendungen des Hofs und den gegen die Unterthanen geübten Steuerdruck, über die Nichtigkeiten, mit denen man die Zeit vertändelte, und die Sorglosigkeit, womit man inzwischen das Land immer tiefer ins Elend sinken ließ, bald beißend satirisch, bald wehmüthig bewegt ausspricht*).

*) Nur ein paar solche Stellen mögen hier Platz finden zur Ehrenrettung der politischen Gesinnung Rabener's, die man neuerdings öfters angezweifelt hat. So erzählt er von sich in dem „Versuch eines Tagebuches" („Briefe", S. 12) unterm 23. Mai 1759: „Von 9 bis 11 Uhr beschäftige ich mich meistentheils mit Ausarbeitung solcher Sachen, die in meinen Beruf Einfluß haben und die mich oft zu einem patriotischen Donquixote machen. Ich untersuche die Fehler unsrer zerrütteten Landesverfassung, thue sehr gründliche Vorschläge von Verbesserung des Steuerwesens, und, so oft ich eine solche Abhandlung zu Papiere gebracht habe, so oft freue ich mich darüber wie ein Poet, der ein Sinngedicht ausgeheckt hat. Aber den Augenblick darauf schäme ich mich meines patriotischen Kollers, werfe die ganzen Vaterlandsgedanken in den Kamin, um dem Hofe nicht verdächtig und den Patrioten nach der Mode nicht lächerlich zu werden. Doch alles dieses hindert mich nicht, den folgenden Morgen in eben den Paroxysmus zu verfallen, von neuem zu reformiren, und mich von neuem zu schämen." — Ein anderes Mal schreibt er an Schlegel (S. 165): „Neuigkeiten wollen Sie wissen? Gut! — Der Hof ist noch in Hubertusburg. Fünf Castraten aus Venedig sind vorige Woche ganz verhungert hier angekommen und werden auf die Fasten satt wieder zurückkehren, um daselbst zu verdauen und in der Charwoche dem heiligen Antonius zu danken, der für sein Vieh so väterlich sorgt. Die Jagd ist vorbei: die Hunde waren sehr stumpf und die Pferde konnten der Jagd nicht folgen. Solymann wird nicht wieder aufgeführet: die Ratten haben vier Elephanten gefressen. Der Castrat Nicolini macht dem Hofe viel Vergnügen, weil er so feiste ist, daß er kaum mehr gehen kann. Die Albuzzi, prima donna an mehr als einem Orte, dürfte wohl aufs Carneval wieder in die Wochen kommen. Budini, dieser steife Sänger, den man in Rom nicht zum Nachtwächter machen würde, ist heisch, ein Unglück, darüber sich niemand, als er und seine Mutter betrübt. Amerevoli, dessen Frau besser küßt, als er singt, ist verdrüßlich und macht Miene, fortzugehen; man wird ihm tausend Thaler Zulage

Auch an patriotischem Selbstbewußtsein in Dingen nationaler Ehre und an dem Muthe, ein solches gegen Große zu zeigen, gebrach es ihm keineswegs: das bewies sein Verhalten bei der Anwesenheit Friedrichs II. in Dresden. Prinz Heinrich, des Königs Bruder, hatte ihn kommen lassen und sich lange mit ihm unterhalten. Rabener hatte gegen ihn die deutsche Literatur, die der Prinz nicht sonderlich schätzte, lebhaft in Schutz genommen. Der König selbst wollte ihn sprechen, allein Rabener fühlte patriotisches Bedenken, sich ihm durch einen Franzosen, den Marquis d'Argens, vorstellen zu lassen, und diesem Bedenken opferte er entschlossen die, gewiß nicht geringe und sehr verzeihliche Genugthuung, die es seinem Ehrgeiz gewährt haben würde, dem größten Monarchen seiner Zeit persönlich nahe zu treten*).

Nicht also die Gesinnung oder den Willen Rabeners dürfen wir anklagen, wenn seine Satire schwächlich, befangen, spießbürgerlich erscheint, sondern die traurigen Zeitumstände, unter denen er schrieb, den allgemeinen Mangel an politischem Sinn und Muth, woran die Zeit krankte und unter dem auch er verkümmerte. Er selbst fühlte dies wohl und sprach es freimüthig aus in den klagenden Worten:

„Deutschland ist nicht das Land, in welchem eine bessernde Satire

---

geben. Die Bildergallerie ist in vollkommenem Zustande. Man erwartet den Buccamboni aus Rom, welcher grüne Himmel und blaue Wiesen nach dem neuesten Gusto malen soll. Oederan ist ganz abgebrannt; Suhl kann nicht wieder aufgebaut werden. Wer kann den albernen Leuten helfen, warum gehen sie mit dem Feuer nicht vorsichtiger um? —

Auf die Redoute freue ich mich. Die neue Oper wird sehr prächtig und kostbar. Leben Sie wohl! Ich muß in die Antichambre! Gefallen Ihnen diese Neuigkeiten? Wenn sie nicht wahr sind, so sind sie doch möglich."

*) Er schrieb an den Baron von C., der den Vermittler in dieser Sache machte: „Je suis bien fâché, Monsieur, que je sois trop allemand et Monsieur le Marquis d'Argens trop français, pour que je puisse profiter de la permission de rendre mes respects à ce savant, d'autant plus estimable qu'il est peut-être le seul de sa nation, qui permette à nous autres Allemands d'avoir de l'esprit. Mais, au comble de mon malheur, je me vois par cette même raison tout-à-fait privé de l'honneur d'être présenté par Monsieur le Marquis au Roi." u. s. w. — Vierzehn Tage lang „stand er deshalb mit dem König in Tractaten", wie er sich ausdrückt. „Der König ist so gnädig, sich meine Weigerung gefallen zu lassen", schreibt er: „er will deutsch, deutsch will der große Friedrich mit mir reden." Allein schließlich ward doch aus der Vorstellung Nichts. („Briefe", S. 275 ff.)

es wagen dürfte, das Haupt mit der Freiheit emporzuheben, mit welcher sie gewohnt ist die Laster und Thorheiten der Menschen zu strafen. In Deutschland mag ich es nicht wagen, einem Dorfschulmeister diejenige Wahrheit zu sagen, die in London ein Lord-Erzbischof anhören muß"*).

Vergleichung Rabeners mit Liscow.

Leichter und gefahrloser war das Werk der Satire dann, wenn sie sich auf das Gebiet rein literarischer oder gelehrter Interessen beschränkte, höchstens von da aus einen Streifzug gegen die Orthodoxie unternahm. Auf diesem Felde hatte schon Chr. Thomasius die Bahn gebrochen, hier hatten Dippel und Edelmann manchen kühnen Streich geführt. Hier errang Liscow mit geringerem Wagniß günstigere Erfolge, als Rabener auf seinen mühsameren und dornigeren Pfaden. Er konnte rücksichtsloser auftreten, da er es fast immer nur mit Einzelnen, nicht mit ganzen Klassen zu thun hatte; er mochte einen Philippi und einen Sievers — unbedeutende Schriftsteller ohne Rang und Einfluß im bürgerlichen Leben — persönlich angreifen**), ohne Etwas zu wagen, während Rabener sich nicht vorsichtig, nicht allgemein genug halten konnte, wenn er nicht einen allseitigen Sturm gegen sich hervorrufen und seine ganze bürgerliche Stellung auf's Spiel setzen wollte***). War doch der Muth, über das

---

*) Ebenda.

**) Liscow's Satiren betreffen: den gelehrten Pedantismus in der Erklärung der Bibel („Historie von der Zerstörung Jerusalem's") und in der Erforschung von Alterthümern („Vitrea fracta oder des Ritters Clifton Schreiben an einen gelehrten Samojeden über eine gefrorne Fensterscheibe" — gegen Sievers), die Geschmacklosigkeit im Reden und Schreiben („Lobrede Briantes, des jüngeren", vor allem aber seine berühmteste Schrift: „Von der Vortrefflichkeit elender Scribenten", — Beides hauptsächlich gegen Philippi) u. dgl. m.

***) Seitdem Gervinus sein gewichtiges Urtheil so entschieden zu Gunsten Liscow's und zu Ungunsten Rabener's abgegeben hat („Geschichte der deutschen Dichtung", 4. Bd. S. 91), ist es Sitte geworden, den Letzteren unbedingt gegen den Ersteren zurückzustellen. Noch neuerlich hat dies Julian Schmidt in seiner „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von 1681—1781" gethan, wo er Liscow ausführlich auf etwa 18 Seiten (485—504) bespricht, Rabener auf nicht vollen 2 Seiten (584—86) mit der ganzen Leichtfertigkeit abthut, welche leider sehr viele Partien dieses neuesten Buches des, sonst nicht verdienstlosen, Literarhistorikers kennzeichnet. Wie uns scheint, hat Gervinus hierbei doch nicht genug den wesentlichen Unterschied einer vorzugsweise literarischen von einer in's gewöhnliche Leben, seine Verhältnisse und Interessen eingreifenden Satire berücksichtigt. Vom rein literarischen oder ästhetischen Standpunkte aus mag Liscow in manchen (obgleich auch nicht in

Lächerliche zu lachen, das Schlechte schlecht, das Alberne albern zu nennen, überhaupt frei heraus zu sagen, was man denke, und eigne Gedanken zu haben, nicht blos fremde sclavisch nachzubeten — diese bescheidenste Voraussetzung aller Satire — unsern Vorfahren im 18. Jahrhundert, unter dem langen Druck eines weltlichen und geistlichen Despotismus, eines steifen geselligen Ceremoniels und eines in Formen erstarrten gelehrten Pedantismus — bis zu dem Grade abhanden gekommen, daß jede, auch die blos literarische Satire und Polemik, Vielen unzulässig, anstößig, ja unchristlich erschien, „weil sie sowohl gegen die christliche Liebe, wie gegen den dem Christen in allen Dingen geziemenden Ernst verstoße". Gegen solche und ähnliche Vorurtheile hatte nicht blos Liscow *), sondern auch Gellert **), ja selbst noch Lessing ***) die Satire zu vertheidigen!

Kulturgeschichtliche Bedeutung der Rabener'schen Satire.

Es war daher immerhin schon ein Großes, wenn die junge literarische Schule, Rabener voran, die Nation — und zwar nicht blos die Gelehrten und Literaten, sondern den schlichten Bürger — daran gewöhnte, über die Erscheinungen des ihn umgebenden Lebens selbstständig nachzudenken und zu urtheilen, unter Umständen auch zu spotten und zu lachen. Wie schüchtern dieser Spott, wie befangen dieses Lachen noch sein mochte, es war doch seit langer Zeit wieder die erste entschiednere Regung eines freieren Selbstbewußtseins des Menschen und des Bürgers, des Bewußtseins, mehr zu sein, als eine bloße Gliederpuppe oder ein auf Commando der Obern handelnder Sclav; es war mindestens der Anfang einer öffentlichen Meinung, wenn auch zunächst nur für den kleinbürgerlichen und geselligen Privatverkehr der Menschen. Zwar blieb noch ein weiter Weg zurückzulegen von jener geheimen Genugthuung, welche der in seinem Rechte Gekränkte,

---

allen) Beziehungen den Vorzug vor Rabener verdienen; in ihren kulturgeschichtlichen Wirkungen war die Satire des Letzteren entschieden bedeutender, und schon das Wagniß, von dem blos literarisch-gelehrten Gebiet auf das des Lebens überzugehen, ist nicht zu unterschätzen. Wir freuen uns, in dieser Ansicht uns mit Hettner („Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts", 3. Th., 1. Buch, S. 388 ff.) zu begegnen.

*) In der Vorrede zu seiner „Sammlung satirischer und ernsthafter Schriften" 1739.

**) „Briefe", S. 187. „Wie kann die Spötterei ein Verbrechen sein, wenn sie nur gegen allgemeine Thorheiten gerichtet ist?"

***) In einem Briefe an seinen Vater, wo er diesen fragt: „Darf denn ein Christ über die Laster nicht lachen?"

im Handel und Wandel Uebervortheilte, in der Gesellschaft vor dem reichen Emporkömmling schnöde Zurückgesetzte empfand, wenn er den ungerechten Richter, den unehrlichen Kaufmann, den an Verstand armen Geldstolzen von der Satire gegeißelt sah, — bis zu jener vollständigeren und wirksameren, wo Gerechtigkeit und Gleichheit durch das Gericht der öffentlichen Meinung ihren vollen Triumph feiern; allein es war doch immer schon ein erster Schritt auf dieser Bahn, und ein geselliger Zustand, wo man diese Grundsätze der Gleichheit und Gerechtigkeit, wenn auch nur erst in schüchternen Andeutungen oder versteckten Gleichnissen, zu predigen, die ihnen entgegenstehenden Handlungen dem Spotte oder der Verachtung preiszugeben wagte, bezeugte doch eine wieder aufsteigende Bewegung aus der tiefen Dumpfheit, Geistesträgheit und Unfreiheit, worin das deutsche Volk so lange gelegen hatte.

So faßten schon die Zeitgenossen die Bedeutung der Rabener'schen Satire auf. Nicht nur in Deutschland erlebten dessen Schriften in verhältnißmäßig kurzer Zeit*) sechs Auflagen, sondern sie wurden auch in's Englische, Französische, Holländische, Dänische und Schwedische übersetzt. Es ist anzunehmen, daß diese, in politischer und socialer Bildung den Deutschen damals größtentheils vorangeschrittenen Nationen an den Schriften Rabener's weniger die künstlerische Form schätzten (denn sie selbst besaßen in dieser Hinsicht meist schon weit Besseres), als vielmehr die Kundgebungen des in Deutschland wiedererwachenden lebendigeren Geistes der bürgerlichen Klassen.

Ch. F. Gellert: seine Anfänge ebenfalls satirischer Natur.

Auch **Gellert** begann seine schriftstellerische Thätigkeit mit der Satire. Unter der harmlosen Form von „Fabeln" und „Erzählungen" — nach dem Beispiele Aesops und Lafontaines**) — schilderte er mit schalkhafter Laune die kleineren und größeren Gebrechen der Gesellschaft. Er spottete über die Dichter, welche zu lange singen, auch wenn ihnen das Talent versagt, über die Schönen, die den Putz zu sehr lieben, über zänkische Frauen und ungetreue Männer, über die Gefahren des Reichthums und die Angst des Geizigen, über zanksüchtige Bauern, pedantische Gelehrte, Philosophen, die desto mehr beweisen, je weniger sie

*) Etwa binnen 15 Jahren.

**) Das Letztere wollte zwar Gellert nicht Wort haben, gab sich vielmehr für ein „Original" aus, z. B. in dem bekannten Gespräch mit Friedrich II.; indeß dürfte schwerlich der fremde Einfluß abzuleugnen sein.

verstehen, und Aehnliches mehr, aber auch über die falsche Frömmigkeit in Worten ohne gute Werke, über den orthodoxen Formelkram, wie andrerseits über die erheuchelte Starkgeisterei der Ungläubigen, welche in der Stunde des Todes zu Schanden wird, über das Elend einer glänzenden Sclaverei gegenüber den Vorzügen einer, zwar mühevollen, aber auch ehrenvollen Unabhängigkeit, über ungebildete, tyrannische und ungerechte Edelleute, und über andere Mißstände des öffentlichen Lebens.

Diese Fabeln und Erzählungen*) gefielen durch die leichte, natürliche Sprache, welche Nichts hatte von dem geschraubten Pathos der Gottsched'schen Schule, durch die menschenfreundliche Gesinnung und die milde, moralisch lehrhafte Art, welche sich darin aussprach.

Weitere Ausbreitung und vielseitige Gestaltung der literarischen u. persönlichen Wirksamkeit Gellerts.

Aber Gellert blieb dabei nicht stehen. Er begann 1744 Vorlesungen an der Universität zu halten. Darin setzte er sich vor, „den Geschmack seiner Hörer zu bilden, und zwar auf eine solche Art, daß sie überzeugt würden, die Frömmigkeit erhöhe und veredle die Vergnügungen eines feinen Geschmackes**)."

Fast um die gleiche Zeit (1744) warf er sich auf das Theater, „um diese Art des öffentlichen Vergnügens moralischer und dadurch nützlicher zu machen***)". Er wollte hier vorzugsweise auf die „mittlere Sphäre des bürgerlichen Lebens" wirken, deshalb hielt er sich fern von dem Kothurn der hohen Tragödie; er wollte aber auch „eher mitleidige Thränen, als freudiges Gelächter erregen", deshalb pflegte er eine ganz besondere Art des Schauspiels, die sogenannte „rührende Comödie", zu welcher damals in Frankreich Destouches und Lachaussée den Anstoß gegeben hatten†).

Damit noch nicht zufrieden, versuchte er sich auch im Roman. 1739 war Richardsons Pamela erschienen. Gellert, dadurch angeregt, schrieb (1746) das „Leben der schwedischen Gräfin von G." Im folgenden Jahre (1747) gab er „Trostgründe wider ein sieches Leben" heraus. Endlich begann er seit 1751 einen ausgebreiteten Briefwechsel, den er

*) Sie erschienen zuerst einzeln, theils in den „Belustigungen", theils in den „Bremer Beiträgen", sodann gesammelt in 2 Bänden (1746—48).

**) S. „Gellerts Leben", von Cramer, in „Gellerts sämmtlichen Schriften", 10. Thl., S. 48.

***) Ebenda, S. 50.

†) Er suchte diese Gattung auch wissenschaftlich zu rechtfertigen in der, zum Antritt seiner Professur (1751) geschriebenen, Dissertation de comoedia commovente.

bis zu seinem Tode (1769) fortsetzte. Einen Theil dieser Briefe veröffentlichte er als Muster des Briefstyls (1754). Daneben schrieb er geistliche Lieder (1757) und hielt, außer seinen ästhetisch-moralischen Vorlesungen, die er regelmäßig (bis 1767) wiederholte, noch besondere über die Sittenlehre (seit 1758). Rechnen wir dazu noch die zahlreichen Veranlassungen, welche sich ihm theils in seiner Eigenschaft als akademischer Lehrer, theils durch die vielen Bekanntschaften, die er hatte, und durch die häufigen Besuche Fremder aus allen Ländern und von allen Ständen, die sein Ruf herbeilockte, zur Ausbreitung seiner Lehre und zum Einwirken auf das sittliche Gefühl wie auf den Geschmack seiner Zeit darboten, so erhalten wir ein Bild von der vielseitigen Thätigkeit und Wirksamkeit des Mannes. Leipzig war ganz der Ort dazu, um

Leipzig als Ausgangspunkt dieser vielseitigen Wirksamkeit und der Einfluß dieser Oertlichkeit darauf.

einer solchen vielseitigen Thätigkeit Geltung und Einfluß zu verschaffen. Noch immer galt Leipzig gewissermaßen als die literarische Hauptstadt Deutschlands*). Die Herrschaft, die von dort aus Gottsched nach allen Seiten hin geübt, die Verbindungen, die er mit den entferntesten Orten und Gegenden, selber über die Grenzen Deutschlands hinaus, angeknüpft, pflanzten durch eine gewisse Macht der Gewohnheit ihre Wirkungen auch auf die neue Richtung fort, die von dem gleichen Mittelpunkte aus, wenn schon in ganz anderem Sinne, zu wirken begann. Die Leipziger Universität ward seit lange von der wohlhabenden und vornehmen Jugend, nicht blos Deutschlands, sondern auch der angrenzenden Länder, gern und viel besucht, weil man daselbst neben den ernsten Studien die feinen Sitten einer größern Stadt kennen und üben lernte. Junge Dänen, Russen, Polen, Schweizer von Stande fanden sich hier zusammen. Sie versäumten nicht, bei Gellert zu hören. Der meißnische oder obersächsische Dialekt war durch Gottsched und seine deutschen Gesellschaften der tonangebende in Deutschland geworden. Gellert überkam gewissermaßen diese Erbschaft, und man muß gestehen, daß er sie besser verwaltete, als der Erblasser selbst; sein Styl war entschieden freier, anmuthiger, gewandter und zugleich natürlicher, als der Gottsched'sche.

*) Berlin durfte erst seit Friedrichs II. Thronbesteigung daran denken, sich zu einem Brennpunkt des geistigen Lebens in Deutschland zu erheben; damals galt es nur noch „nächst Leipzig" für eine der gebildetsten Städte Deutschlands, wie ganz richtig Kaiserling in seinem „Moses Mendelssohn", S. 11, bemerkt.

Dazu kam, daß Gellert nicht blos den Geschmack, sondern auch die Herzen seiner Zuhörer zu bilden beeifert war und in seiner milden, Zutrauen erweckenden Weise sich weit mehr persönlich ihrer annahm, als dies Gottsched bei seiner dictatorischen Hoheit vermochte. Es war für gewissenhafte und besorgte Eltern, welche ihre Söhne von fernher nach Leipzig sandten, eine Beruhigung, sie der Aufsicht, dem bildenden und schützenden Einfluß des sanften und doch zugleich sittenstrengen Gellert zu übergeben.

Belege des außerordentlichen Ansehens, dessen Gellert genoß.

So erlangte Gellert allmälig und fast ohne sein Zuthun, mindestens mit ungleich geringeren Anstrengungen und weniger künstlichen Mitteln, als Gottsched, einen weitausgebreiteten, nach allen Seiten hin reichenden Einfluß, ward der Mittelpunkt eines großen und sich fortwährend vergrößernden Kreises von Anhängern, die in ihm ihren Lehrer, ihren Freund und Rathgeber verehrten. Selbst als sein literarischer Ruhm durch neue, bedeutendere schriftstellerische Kräfte verdunkelt ward, blieben doch sein persönliches Ansehen und die fast an Vergötterung grenzende Pietät beinahe aller Schichten des Volkes gegen ihn unvermindert, ja sie schienen eher zu wachsen, als abzunehmen, und bei seinem Tode (1769) ging ein allgemeines Gefühl der Trauer durch ganz Deutschland. Kritiker, welche Gellerts Ruhm längst überlebt geglaubt hatten, waren betroffen über den „unsinnigen Lärmen", welchen sein Tod veranlaßte*); sogar der eigne Biograph und vertraute Freund Gellerts, Cramer, gesteht ein, daß Gellert sogleich nach seinem Tode „mit einer Begeisterung erhoben wurde, welche selbst die Grenzen überschritt, die das Lob auch des besten Sterblichen haben sollte**)." Zu seinem Grabe fanden förmliche Wallfahrten statt, so daß der Stadtrath von Leipzig dieselben zuletzt verbieten mußte***). Noch drei Jahre später, 1772, war die allgemeine Verehrung für Gellert so groß und festbegründet, daß, wie Goethe versichert†), „an Gellert und an die Tugend glauben, beinahe gleichbedeutend erschien". Die Kritik wagte, angesichts einer solchen einmüthigen Begeisterung der Nation

*) „Briefe über den Werth einiger deutscher Dichter" (von Mauvillon und Unzer), 1. Brief.

**) Cramer a. a. O., S. 183.

***) Gervinus a. a. O., IV. Bd., S. 88.

†) In der Recension der obengenannten „Briefe", in den „Frankfurter Anzeigen" v. 1772.

für Gellert, lange Zeit kaum schüchtern und nur halb verstohlen gegen die Berechtigung dieses Beifalls Zweifel zu erheben, und selber der junge Nachwuchs kühnerer Geister, die auf ganz anderen Bahnen einherschritten, ging schonend und achtungsvoll an der stillen Größe des sanften, kränklichen Mannes vorüber. Das Volk aber ließ sich auch durch die späteren kritischen Angriffe auf Gellert in seiner Verehrung für ihn nicht irre machen. Noch Jahrzehnte nach seinem Tode fand ein Reisender in einem entlegenen Winkel der Schweiz Gellerts Schriften auf einem kleinen Bücherbret über der Thür einer einfachen Hütte neben Bibel und Gesangbuch *). Landpredigertöchter, die sonst kaum einen profanen Schriftsteller kannten, lasen seine Schriften und schwärmten für ihn **). In den Wochenblättern kleiner Städte aus der damaligen Zeit findet man die Spuren Gellert'schen Einflusses: sie sind angefüllt mit Erzählungen, Fabeln, Schäfergesprächen, Gedichten von ihm oder in seiner Manier ***). Selbst der Gegensatz der Confessionen schien in der gemeinsamen Sympathie für Gellert sich zu verwischen. Der Jesuit Denius besang seinen Tod wetteifernd mit den Protestanten Cramer und Weiße. Gellerts geistliche Lieder wurden in die lutherischen wie in die reformirten Gesangbücher aufgenommen und fanden auch in katholischen Ländern Beifall. Seine Schriften blieben von dem Verbote verschont, das sonst alle akatholischen Bücher in Oestreich zu treffen pflegte. Einzelne Katholiken (z. B. Mozarts Vater) schrieben ausdrücklich an Gellert, um ihm für die Erbauung zu danken, die seine Werke ihnen gewährt. Andere glaubten aus ihm, weil er die „guten Werke" so sehr empfehle, einen Proselyten für ihre Kirche machen zu können †). Ebenso wetteiferten die verschiedensten Landschaften Deutschlands in der Bewunderung Gellerts, und selbst das Ausland nahm an diesem Kultus Theil. In Dänemark, in Liefland, in Polen und Ungarn besaß er Anhänger, die in fortwährendem geistigen Rapport mit ihm zu bleiben bemüht waren ††), und aus der Hauptstadt Frankreichs schreibt ihm ein Freund: sein Name sei dort eben so bekannt, wie in Deutschland †††). Vornehme Oestreicher

*) „Matthisons Erinnerungen".
**) Abbt: „Vom Verdienste", S. 277 ff.
***) Z. B. die „Wöchentl. Weimarischen Nachrichten" von 1755 ff.
†) Hagenbach, „Kirchengeschichte des 18. u. 19. Jahrhunderts", 1. Thl., S. 339.
††) Cramer a. a. O., S. 128.
†††) „Gellerts Werke", Bd. 8, S. 54.

suchten seinen Umgang und versicherten ihm, es werde dies eine Empfehlung für sie bei ihrer Kaiserin Maria Theresia sein*), und preußische Officiere jeden Ranges drängten sich bei den Durchmärschen durch Leipzig in solcher Zahl zu seinen Vorlesungen, daß sein Auditorium, nach dem Ausdrucke eines Zeitgenossen, dem Vorzimmer eines Commandirenden glich**). Ein preußischer General verschonte Gellerts Vaterstadt, Hainichen, mit Contribution und erklärte dem Stadtrathe, es geschehe dies aus Hochachtung für ihren berühmten Mitbürger***). Von einem Gute, wo Gellert sich zum Besuche aufhielt, wurden die preußischen Wachen zurückgezogen, weil sie ihm Furcht einflößten, und auf seiner Fahrt von Leipzig dahin ließen alle Vorposten, auf schon vorher deshalb ergangene Ordre, ihn ungehindert passiren†). Der bloße Anblick der Gellert'schen Schriften wirkte auf einen vornehmen Reisenden, der sich in einem Posthause barsch und knauserig benahm, so mächtig, daß er sofort sein Betragen änderte††). Der dänische Minister, Graf Bernstorff, ließ Gellert durch Cramer förmlich um sein Gutachten darüber bitten, ob es wohlgethan sei, wenn er, der Minister, in seinen Abendgesellschaften das Spiel zulasse†††). Ein junger Officier, der sich duellirt hatte, schrieb an Gellert und klagte sich selbst bei ihm deshalb an*). Ein anderer trug ihm die Gewissensscrupel vor, die er empfinde, „weil sein Stand ihm Handlungen gebiete, die mit der Menschlichkeit streiten"**). Wieder ein anderer erbat sich von ihm eine Braut, „ähnlich Ihrem Lottchen" — (in dem Gellert'schen Lustspiel: „Die zärtlichen Schwestern"). Junge Damen wünschten aus seiner Hand ihre künftigen Lebensgefährten zu empfangen, oder forderten seinen Rath in Herzensangelegenheiten. Aeltern ließen sich von ihm Hofmeister für ihre Söhne, Gesellschafterinnen für ihre Töchter empfehlen, oder baten

*) Cramer a. a. O. — „Briefw. Gellerts mit Dem. Lucius", S. 234.

**) Cramer a. a. O., S. 118. „Gellerts Briefe an Frl. v. Schönfeld" (als Manuscript herausgegeben von der Gellertstiftung zu Hainichen), S. 12.

***) Ebenda, S. 57.

†) Ebenda, S. 126.

††) Ebenda.

†††) „Gellerts Briefe", S. 429.

*) „Gellerts Briefe an Frl. v. Schönfeld", S. 80.

**) „Gellerts Werke", 8. Bd., S. 54.

ihn um Verhaltungsmaßregeln bei der Erziehung ihrer Kinder*). Eine Frau von Plessen aus Holstein wandte sich an ihn, um durch seine Vermittelung ein Gesellschaftsfräulein zu bekommen, „eine Frau Damon oder ein Carolinchen"**). Nicht blos junge Schriftsteller wendeten sich an ihn, Belehrung oder Empfehlung suchend, sondern auch Solche, die sich in bedrängter Lebenslage befanden, hofften durch ihn Versorgung, oder wenigstens Rath zu erhalten. Leute aus der großen Welt wollten von ihm wissen, wie sie den Versuchungen des Lebens am Sichersten entgehen könnten, einsamstehende Jünglinge, wie sie sich in Sachen des Glaubens zu verhalten hätten. Es galt für ein Glück und eine Ehre, mit Gellert in Briefwechsel zu stehen, oder auch nur einzelne Briefe von ihm zu besitzen. Seine Briefe wurden wie kostbare Dokumente abgeschrieben, mit Stolz weitergegeben, mit Andacht empfangen und mit Rührung gelesen. Von seinem Portrait bei Oeser wurden Dutzende von Copien bestellt. Schon der Umgang mit einer Person, die sich näherer Beziehungen zu Gellert rühmen durfte, war Gegenstand eifriger Bemühungen und einer stolzen Befriedigung. Demoiselle Lucius in Dresden, eine der eifrigsten Correspondentinnen Gellerts, sah sich von Einheimischen und Fremden, darunter Männern in den höchsten Stellungen, wie Graf Brühl, Graf Moltke u. A., aufgesucht und sogar von Mitgliedern des Königshauses ausgezeichnet***). Diplomaten glaubten sich bei ihren Höfen zu insinuiren, wenn sie ihnen Abschriften Gellert'scher Briefe sendeten. Bis zu den niedersten Schichten des Volkes hinab ging die verehrungsvolle Anhänglichkeit an Gellerts Person, die rührende Dankbarkeit für die aus seinen Schriften geschöpfte Erquickung und Belehrung. Eine Magd fragte ihn, ob er es sei, der die schönen Bücher geschrieben, und küßte ihm, als er dies bejahte, voll herzlicher Rührung die Hand†). Ein alter Feldwebel von den Preußen machte einen Umweg von vielen Meilen, um sich persönlich bei Gellert für all das Gute zu bedanken, das er aus seinen Schriften gelernt††).

---

*) „Briefwechsel mit Dem. Lucius", an verschiedenen Stellen.

**) „Briefe an Frl. v. Sch.", S. 50.

***) „Briefwechsel mit Dem. Lucius", S. 377.

†) Cramer a. a. O., S. 206.

††) „Briefwechsel mit Dem. Lucius", S. 85.

Ein Bauer brachte ihm einen Wagen voll Brennholz und bat ihn, dasselbe als ein Zeichen seiner Erkenntlichkeit anzunehmen*).

Ebenso aber empfing er auch die wetteifernden Huldigungen der mittleren Klassen, wie der höheren und höchsten Kreise. Die adligen Familien, welche in der Umgegend Leipzigs Landgüter besaßen, machten einander seine Besuche förmlich streitig. In Leipzig selbst versäumte nicht leicht ein Durchreisender von Stand oder Namen, sich ihm vorzustellen. Als Goethe daselbst studirte (1766—68), mußten Gellerts Famuli sein Zimmer „wie ein Heiligthum" bewahren, wozu nicht Jedem, noch zu jeder Zeit, der Zutritt erlaubt war; „denn" — setzt Goethe hinzu, — „er würde seinen ganzen Tag aufgeopfert haben, wenn er alle die Menschen, die sich ihm vertraulich zu nähern gedachten, hätte aufnehmen und befriedigen wollen." In Karlsbad war er, so oft er dort verweilte, der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und ausgesuchter Artigkeiten der höchsten Gesellschaftskreise. Man drängte sich um ihn — nach dem Ausspruch eines Oestreichers: „wie in Wien um den Feldmarschall Laudon." Gräfinnen sandten ihm Bouquete, und die Damen, die sich am Brunnen um ihn drängten, ließen ihm keine Ruhe, bis er dieselben unter sie vertheilte. — Prinzen und Prinzessinnen aus regierenden Häusern, sogar gekrönte Häupter huldigten seinem allverbreiteten Ruf und widmeten ihm ein auszeichnendes Interesse. Die Prinzen Heinrich und Karl von Preußen suchten seine persönliche Bekanntschaft**). Er erhielt den Antrag, den preußischen Kronprinzen (nachmaligen Friedrich Wilhelm II.) zu erziehen***). Einen ähnlichen Antrag machte ihm von Kopenhagen aus Graf Bernstorff †). Friedrich II. unterhielt sich lange mit ihm und sprach über ihn mit größerer Anerkennung, als über irgend einen deutschen Gelehrten oder Dichter. Kaiser Joseph II. hielt große Stücke auf ihn ††). Der jugendliche König von Sachsen, Friedrich August III., kam ausdrücklich zu dem Zwecke nach Leipzig, um von Gellert eine moralische Vorlesung zu hören, und erbat sich nachher das Manuscript, „um sich zu belehren" †††). Die Prinzessin Christine,

*) „Werke", 6. Bd., S. 358.

**) Cramer, a. a. O., S. 118.

***) Gellert an Rabener, in dessen „Briefen", S. 280.

†) „Briefe an Frl. v. Sch.", S. 46. Note.

††) „Briefwechsel mit Dem. Lucius", S. 377.

†††) Gellerts Widmung an den Kurfürsten, vor seinen „Moral. Vorlesungen."

Tochter des zweiten Königs von Polen, suchte ebenfalls eine Unterredung mit Gellert, und die Prinzessin Elisabeth erging sich öffentlich im Lobe seiner Briefe *).

Von allen Gegenden her wetteiferte man, ihn durch Geschenke oder andere Aufmerksamkeiten zu erfreuen, zu seiner Zufriedenheit oder zur Verbesserung seiner Lage beizutragen. Wohlhabende Verehrer und Freunde sandten ihm von Zeit zu Zeit, auch wohl regelmäßig, größere oder kleinere Summen, um ihn der Sorge für's tägliche Leben zu entheben, ihm Muße zur Arbeit und zur Erholung, oder Mittel zur Befriedigung seines lebhaften Wohlthätigkeitstriebes zu verschaffen. Die meisten dieser Gaben gelangten an ihn ohne den Namen des Gebers. Aus Warschau erhielt er eine anonyme Anweisung auf jährlich 150 Thlr., — wie er vermuthete, von der Gemahlin des Ministers Grafen von Brühl. Der junge Graf, sein Schüler, ließ ihm eine gleiche Summe seit 1762 regelmäßig auszahlen, ohne daß Gellert den Geber ahnte. Aus Preußen gingen ihm wiederholt anonyme Sendungen von hundert Thalern zu. Eine Dame aus Liefland sandte ihm 200 Thlr. Herr von Rochow auf Rekahn gab ihm einen Jahrgehalt, den Gellert eine Zeit lang — nicht für sich, sondern für bedürftige Verwandte — annahm: später bat er den Geber, für diese Summe arme Kinder erziehen zu lassen. Eine andre ihm zugedachte Pension ward, auf sein Begehr, auf seine Mutter übertragen. Ein junger preußischer Offizier bot ihm ein Geschenk von 20 Louisd'ors an, indem er sich ihm für die Besserung seines Herzens verschuldet bekannte. Ein wilder Husar aus Ungarn wollte ihm durchaus ein paar seltene Pistolen aufdrängen als Beweis seiner Dankbarkeit für den Genuß, den Gellerts Schriften ihm bereitet **). Eine adlige Dame aus Basel sandte ihm zur Erquickung „selbstgebackne Pfefferkuchen." Als die Aerzte ihm wegen seiner Hypochondrie regelmäßiges Reiten empfahlen, erhielt er, erst vom Prinzen Heinrich von Preußen, dann vom Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, ein

*) „Leben des Herrn von Dittersdorf", „Briefw. mit Dem. L." u. s. w.

**) „Briefe an Frl. v. Sch.", S. 57, 131; „Briefe an Dem. L.", S. 220. Cramer, a. a. O., S. 100 u. 124; „Gellerts Werke", 8. Bd., S. 183; „Briefe", S. 32. — Der Brief, worin Gellert seine Begegnung mit dem Husarenofficier (dessen Erscheinung ihm zuerst großen Schrecken einflößte) schildert, erlangte (unter dem Titel des Husarenbriefes) eine förmliche Berühmtheit und circulirte in zahllosen Abschriften.

Pferd geschenkt. Das letztere hatte der Kurfürst unter seinen Augen zureiten lassen, damit der kränkliche Mann es ungefährdet besteigen könnte; es war geschmückt mit vergoldetem Zaume, blausammtnem Sattel und prachtvoller Schabracke. Außerdem sandte der Kurfürst seinen eigenen Leibarzt zu Gellerts Pflege. Der Stadtrath von Leipzig aber gestattete ihm, was Keinem sonst erlaubt war, in den schattigen Gängen des Rosenthales spazieren zu reiten.

Eine so ausgebreitete, so allseitige und andauernde Verehrung war wohl seit Luther keinem Deutschen zu Theil geworden. Gottsched hatte eine Zeit lang sich eines bedeutenden Anhanges erfreut, aber es war ein rein literarischer, und er sah denselben lange vor seinem Tode erst abnehmen, zuletzt fast gänzlich schwinden. Spener war der Mittelpunkt eines Kreises von Gleichgesinnten gewesen, der sich über das ganze protestantische Deutschland ausgedehnt hatte; allein seine Wirksamkeit war wesentlich auf das religiös-moralische Gebiet beschränkt. Wolf ließ sich gern den Namen „Lehrer der Menschheit" von seinen Verehrern gefallen und legte sich selbst ihn bei; aber auch sein Einfluß war weitaus weder ein so vielseitiger, noch ein so tief in das eigentliche Volk eindringender, wie der Gellerts.

Es waren nicht blos Schriftsteller und Freunde der schönen Literatur, die sich zu ihm drängten, wie zu Gottsched, oder der Philosophie, wie zu Wolf, auch nicht blos fromme und andächtige Seelen, wie zu Spener: er war ebensogut als moralischer, wie als literarischer Rathgeber gesucht; er war gesucht und geschätzt von Leuten, die nichts weniger als in pietistischer Abkehr von der Welt, vielmehr mitten in der Welt mit ihren Ansprüchen und ihren Ergötzungen lebten; er schien Etwas zu haben, was nicht minder den Katholiken, als den Protestanten anzog, was den Mann von Bildung nicht unbefriedigt und doch auch den minder Gebildeten, den einfachen Mann aus dem Volke nicht ohne Erquickung ließ.

Inwieweit Gellert dieses Ansehn der Form seiner Schriften zu verdanken hatte.

In der ästhetischen Form seiner Schriften allein konnte der Zauber, den Gellert auf einen so großen Theil seiner Zeitgenossen ausübte, nicht liegen. Sein Styl hat zwar etwas Leichtes, Gefälliges, Natürliches, was vortheilhaft gegen die steife Umständlichkeit und Breite der Gottsched'schen Schule absticht; allein er ist weder besonders gedankenreich und tief, noch besonders witzig. Seine Schalkhaftigkeit nimmt sich bisweilen etwas frostig aus,

und seine Art, gesprächig zu sein, fällt nicht selten in's Geschwätzige*). Seine Fabeln sind nicht durchgängig besser, als die von Hagedorn oder Lichtwer, und zum Theil weniger gut, als die älteren Muster, die er nachahmte. Seine Comödien sind arm an Erfindung, breit und langweilig in der Auseinandersetzung und meist ziemlich gewöhnlich in der Charakterzeichnung. Sein Roman zeigt allerdings einen bedeutenden Fortschritt über die rohen Erzeugnisse dieser Gattung, woran sich ein paar Jahrzehnte früher das deutsche Publikum ergötzte; allein die künstlerische Composition darin ist dürftig, der Gang der Handlung mehr auf die blos äußerliche Spannung der Neugier berechnet, als nach organischen Gesetzen innerer Entwickelung gestaltet.

Manche zeitgenössische Kritiker, betroffen über die ungeheuren Erfolge Gellerts, waren nicht abgeneigt, diese Erfolge geradezu aus der Mittelmäßigkeit seines schriftstellerischen Talentes zu erklären, die, wie sie meinten, der breiten Masse des Publikums das Liebste sei, weil sie ihr am Wenigsten zumuthe, weil sie von ihr am Leichtesten gefaßt und verstanden werde **).

---

*) In dem Exemplare der Gellert'schen (Muster-) „Briefe" auf der großherzogl. Bibliothek zu Weimar hat sich Jemand die Mühe gegeben, die Briefe nach ihrem Inhalte zu gruppiren: die letzte Klasse bezeichnet er als „scherzhafte und geschwätzige"; sie zählt 15 Stück, über ein Fünftel der ganzen Sammlung.

**) Darauf kommt im Ganzen hinaus, was in den „Briefen über den Werth einiger deutschen Dichter" (1771) über Gellert gesagt ist. „Gellert", heißt es dort, „war ein seichter Schriftsteller, als solcher gefiel er den seichten Köpfen, und, da diese immer die Mehrheit des lesenden Publikums bilden, so ist es kein Wunder, wenn Gellert der Mann des Tages wurde. Er war der Liebling aller Landprediger und Landpredigerstöchter, — welch' ungeheures Contingent von Bewunderern, Verehrern, Lobpreisern!" — Nicht viel anders lautet das Urtheil Goethe's, obschon dieser ihn gegen den allzuheftigen Tadel der obigen „Briefe" in Schutz nimmt. „Gellert", sagt Goethe in der Recension der „Briefe" in den „Frankf. Gel. Anzeigen" von 1772 („Goethe's Werke", Ausgabe von 1830, 33. Bd., S. 10 ff.), „war nicht mehr als ein bel esprit, ein brauchbarer Kopf; allein muß man ihm daraus ein Verbrechen machen, und sich wundern, wenn der gemeine Haufen nur Augen und Ohren für dergleichen Art von Schriftstellern hat? Nicht allein bei uns, sondern in allen Ländern wird die Anzahl der denkenden Menschen, der wahren Gläubigen immer eine unsichtbare Kirche bleiben!" Inzwischen habe Gellert doch „einen wahren Einfluß auf die erste Bildung der Nation gehabt." — Auch Abbt, in seiner Schrift „vom Verdienst", rühmt Gellert hauptsächlich deswegen, weil er einen bessern Geschmack in die breiteren Schichten der Nation gebracht, diese allererst an das Lesen von Dichtwerken

Einigermaßen mochten sie Recht haben. Es ist gewiß, daß breite Schichten des Publikums sich zu allen Zeiten an einem mittleren Grade von Geist und Geschmack genügen lassen, ja denselben einem höheren vorziehen, weil der letztere an ihre Empfänglichkeit Ansprüche stellt, denen diese nicht gewachsen ist. Und gerade in der Periode, wo Gellert auftrat, zu einer Zeit, wo das deutsche Volk noch in den ersten Stadien einer wiederaufsteigenden Geistes- und Geschmacksbildung sich befand, würde ein solches Resultat am wenigsten Wunder nehmen können.

Dennoch würden wir glauben, ein Unrecht zu begehen — gegen Gellert, wenn wir ihm jeden bessern Anspruch auf den Ruhm, der ihm zu Theil geworden, bestreiten, gegen die Zeitgenossen Gellerts, wenn wir ihrer Bewunderung für diesen Mann keinen andern, als einen so zweideutigen Beweggrund unterlegen wollten. Der Instinkt einer ganzen Nation, wenn er sich mit solcher Stärke und Einmüthigkeit, wie in diesem Falle, ausspricht, kann unmöglich so völlig irre gehen. Und

---

gewöhnt habe. Von den neueren Literarhistorikern stimmen mehrere der bedeutendsten, wie Koberstein, Gervinus, Vilmar, in dieses Urtheil (dem auch Herder in seinen „Fragmenten" beitrat) so ziemlich ein. Koberstein („Grundriß", 4. Aufl., II. Bd., S. 1022) meint: Gerade durch das Mittelmaß seines Talentes habe Gellert so viel auf seine Zeit gewirkt, — mehr würde diese nicht vertragen haben. — Gervinus („Gesch. der deutschen Dichtung," 4. Aufl., IV. Bd., S. 89) bemerkt: „Alles, was Gellert schrieb, war durchaus für die mittlere Sphäre des bürgerlichen Lebens bestimmt, auf die damals am Entschiedensten zu wirken war. — Seine Fabeln wandten sich von den Gelehrten weg zu den Mittelleuten von gesundem Verstand, deren Fähigkeit seiner Erzählungsweise gerade angemessen war. — Mit dieser Faßlichkeit und Popularität der eingänglichen Ausbildung gangbarer Ideen, der nachgiebigen Zubereitung für Jugend und Frauen, der zarten Rücksicht auf allen Anstand senkte er sich in Haus und Schule so tief ein, wie kein anderer Schriftsteller." — Vilmar („Gesch. der deutschen Nationalliteratur," 7. Aufl., 2. Bd., S. 56) verfährt noch härter gegen Gellert, wenn er sagt: „Es ist genau die Mittelmäßigkeit der Gellert'schen Fabelpoesie, die bei der verwandten Mittelmäßigkeit, welche an Lessing, Herder, Göthe, Schiller nicht heranreicht, Eingang gefunden hat und theilweise noch heut findet." — „Gerade diejenigen, die von der Poesie etwas Handgreifliches, Lernbares, einen praktischen Hausnutzen verlangen, und denen die größten Dichtergeister unfaßbar oder widrig sind, — gerade diese haben sich von jeher an die Gellert'sche Poesie angeschlossen. Und sie, diese Mittelmäßigen, haben sich ihr mit Nutzen angeschlossen, mit dem Nutzen, daß von Gellerts Fabeln aus ein ganz natürlicher Fortschritt zu besserer Poesie, kaum einer zu schlechterer möglich ist."

wenn wir auch von den Huldigungen, deren Gegenstand Gellert war, alles Das in Abzug bringen, was auf Rechnung der, in allen Zeiten so mächtigen, leicht in förmliche Modethorheit ausartenden Nachahmungssucht, insbesondere aber auf Rechnung des durch den Vorgang des großen Preußenkönigs gegebenen Anstoßes*) zu schreiben sein möchte, so bleibt immer noch so viel übrig, daß wir selbst diesen Rest unmöglich aus einer bloßen Schwäche oder Liebhaberei des Publikums für mittelmäßige Schriftsteller zu erklären vermögen.

Eher würden wir es gelten lassen, wenn man eine wesentliche Ursache des Gellert'schen Einflusses auf seine Zeit in dem Umstande fände, daß er in seinen Stoffen, wie in seiner ganzen Fühl- und Denkweise, sich immer vorzugsweise den Empfindungen, den Verhältnissen und Interessen des gebildeten Mittelstandes nahe hält. Gellert selbst hat es mehrfach ausgesprochen, daß er sich nicht an die Gelehrten, sondern an alle denkende und fühlende Menschen, ganz besonders auch an das weibliche Geschlecht, mit seinen Belehrungen und Anregungen zum Nachdenken wende. Dieselbe Befriedigung, welche schon die Literatur der Moralischen Wochenschriften dem Bürgerthum gewährt hatte, daß es wieder einmal von sich und von dem, was ihm am meisten zu Herzen ging, zu lesen bekam, diese fand es hier, in den Gellert'schen Schriften, in erhöhtem Maße wieder.

Nur daß man dies nicht so verstehe, als ob Gellert sich lediglich zu dem beschränkten Ideenkreise und der beengten Fassungskraft der ungelehrten Kreise herabgelassen, deren Vorurtheilen gehuldigt und sie dadurch für sich gewonnen, oder als ob er höchstens ihnen eine gewisse äußere Bildung, Geschmack, literarisches Interesse beigebracht habe. Gellerts Einfluß auf diese Kreise war ungleich mehr, als ein, blos formell

*) Gellert selbst erkannte und belächelte die außerordentlichen Wirkungen, welche seine Audienz bei Friedrich II. auf die Meinung der Leute von ihm übte. „Ein Brief über den andern", schreibt er an Fräul. v. Schönfeld, „wünscht mir Glück zur Gnade des Königs." — „Ich komme den Leuten jetzt erst ehrwürdig vor, seit ein König mit mir gesprochen." Vielleicht gehen wir nicht ganz irre, wenn wir annehmen, daß, umgekehrt, Friedrich der Große bei der, dem in Sachsen als Mensch und Dichter hochgefeierten Gellert erzeigten Aufmerksamkeit einigermaßen dem Zuge dieser öffentlichen Meinung (gegen die er bekanntlich keineswegs gleichgültig war) folgte. Das Gespräch Friedrichs II. mit Gellert ist hinlänglich bekannt.

bildender*); die Wirkungen seiner Thätigkeit hatten einen viel positiveren Charakter und gingen viel tiefer. Mit einem Worte, Gellert verhalf der Nation, und vorzugsweise den bürgerlichen Klassen, zu einer neuen, besseren, namentlich aber selbstständigeren Denk- und Empfindungsweise.

Gellerts Einfluß auf seine Zeit ein vorzugsweise stofflicher, in den Ideen, die er verbreitete, begründeter.

Seit nahezu drei Menschenaltern hatte das deutsche Volk unermüdlich danach gerungen, sich aus der Abhängigkeit und Unselbstständigkeit zu befreien, in welche es durch den dreißigjährigen Krieg, wie politisch, so geistig und sittlich versunken war. Die Pietisten, Thomasius, Wolf, die Moralischen Wochenschriften, — Alle hatten nach dem gleichen Ziel gestrebt. Vieles war auf diesem Wege schon erreicht. An die Stelle eines todten Formenwesens, das nicht selten nur zur heuchlerischen Maske diente, war eine lebendigere und innigere Frömmigkeit getreten. Wo sonst nur der starre Buchstabe kirchlicher Autorität herrschte, da hatte man gelernt mit der eigenen Vernunft jene ewigen Wahrheiten, deren der Mensch bedarf, zu finden und zu begreifen. Die Moral war aus einer Sache äußern Zwanges mehr und mehr eine Angelegenheit freier, schöner Herzensregung und innerlicher Ueberzeugung geworden. Die geistige und gesellige Bildung hatte sich ebensowohl von den steifen Formen eines veralteten und nichtssagenden Ceremoniels, wie von den Rohheiten der eingerissenen Uncultur frei gemacht. Die Menschen begannen wieder — nach langer Zeit zum ersten Mal — gleichsam auf den eignen Füßen zu stehen, mit dem eignen Kopfe zu denken, aus dem eignen Herzen heraus zu empfinden, und sich zu diesen ihren Empfindungen freimüthig zu bekennen. Die starre Rinde, welche Unnatur, falsche Scham, Zwang der Gewohnheit und sclavische Abhängigkeit von fremder Autorität so lange um die Geister und die Herzen gelegt hatte, fing an zu bersten: man fühlte wieder den eignen und den fremden Herzschlag; man wagte wieder, Mensch im vollen Sinne des Wortes zu sein, die Zwangsjacke abzustreifen, in der man sich wie mit zusammengeschnürten

*) Daß Gellert selbst seine Wirkungen auf die Nation vorzugsweise in diesem Sinne — nach der Seite des Inhaltes, weniger der Form seiner Schriften — auffaßte, geht u. A. aus einer Bemerkung seines Biographen Cramer hervor, welcher erzählt, Gellert habe absichtlich nicht „farbenreich", sondern nur „deutlich und mit Empfindung" schreiben wollen, „damit die Leser mehr auf die ausgesprochenen Wahrheiten selbst, als auf deren Ausdruck achten möchten."

Gliedmaßen bewegt hatte, frei, unbefangen, mit Selbstvertrauen einherzugehen.

Bis jetzt indessen war diese neue Lebensanschauung doch immer nur erst in einzelnen Anläufen und vorzugsweise in der Form einer Opposition oder Polemik gegen das Bestehende zu Tage getreten. Der Pietismus hatte die alte Orthodoxie bekämpft, war aber selbst wieder großentheils in ein System des Glaubenszwanges ausgeartet. Die Wolf'sche Vernunftphilosophie war zumeist auf die gelehrten Kreise beschränkt geblieben. In den Moralischen Wochenschriften hatte man nur noch halb schüchtern und gleichsam tastend die veralteten Formen der Geselligkeit, das unnatürliche Erziehungswesen, die Nachäfferei der vornehmen und ausländischen Sitten angegriffen und einer freieren Denk- und Handlungsweise Bahn zu brechen gesucht. Auch die poetische Satire war — schon ihrer Natur nach — über solche einzelne Anläufe nicht hinausgekommen.

Es fehlte noch der Glaube an die Vollberechtigung der neuen Lebensanschauung, die naive Zuversicht, sie in allen Verhältnissen und nach allen Seiten hin anzuwenden und geltend zu machen. Wem es gelang, diese Zuversicht nicht allein selbst zu bethätigen, sondern auch in den Andern zu erwecken, und so das Werk, welches die Pietisten, Wolf, die Moralischen Wochenschriften, — ein Jedes an seinem Theil und nach einer bestimmten Richtung hin, — begonnen hatten, zu einer gewissen Vollendung und Allseitigkeit hinauszuführen, der war der Mann des Tages, der willkommene Führer des ganzen lebhafter denkenden und empfindenden Theils der Nation, der Prophet einer neuen, freieren Bildungsepoche.

Gellerts Bedeutung für eine sittliche und sociale Reform in Deutschland.

Das aber war es eben, was Gellert that. In anspruchslosester Weise, aber mit größter Beharrlichkeit und Unermüdlichkeit, dazu bisweilen mit einer Kühnheit, die man dem sanften, schüchternen Gelehrten kaum zutrauen sollte, ging er daran, alle möglichen Lagen des menschlichen Lebens aus dem Gesichtspunkte jener freieren Lebensanschauung — des rein menschlichen Empfindens — oder, wie er es wohl ausdrückte, „eines guten, empfindlichen Herzens" — zu betrachten und zu behandeln. Die Vielartigkeit seiner literarischen Bestrebungen und die vorherrschend ästhetische oder poetische Form derselben kamen ihm dabei wirksamst zu Statten. Die letztere war, wie wir gesehen, die damals beliebteste und

eindrucksvollste*). Mit ihrer Hülfe gelang es ihm, auch da, wo er nicht eigentlich als Poet, sondern als Lehrer oder Sittenprediger auftrat, dennoch mehr zum Gefühl, als blos zum Verstand oder zum Willen seiner Hörer und Leser zu sprechen. Nicht, wie Wolf oder Gottsched, muthete er seinen Anhängern die Erlernung einer besondern, ungewöhnlichen Denk- und Sprechweise, oder die künstliche Erhebung in einen ihnen fremdartigen Ideenkreis zu; vielmehr suchte er den Menschen auf und fand ihn heraus in den nächsten, gewöhnlichsten Beziehungen seines alltäglichen Lebens; er sprach zu ihm — sei es im poetischen Gewande, sei es in mehr lehrhafter Form, — nicht mit der Miene des Moralisten oder des Verkündigers einer neuen, höhern Weisheit, sondern wie ein vertrauter Freund, bald ernsthaft, bald scherzhaft, bald sanft ermahnend oder rathgebend, bald mild tröstend, jederzeit aber mit der vollen Zuversicht und der innern Wärme einer tiefempfundenen, aus dem ureigensten Gefühl geschöpften, nicht fremder Autorität entlehnten Ueberzeugung. Weil er selbst an die Untrüglichkeit der Eingebungen seines „guten, empfindlichen Herzens" glaubte, glaubten ihm auch die Andern, und so ward er der lebendige, beherrschende Mittelpunkt, der Freund, der Rathgeber, so zu sagen das verkörperte Gewissen eines ausgedehnten und sich stets weiter und weiter ausdehnenden Kreises von Solchen, die, gleich ihm, eine Befriedigung darin fanden, bei allen Vorkommnissen ihres Lebens immer nur der Stimme ihres Herzens zu folgen und dadurch ihre Freiheit und Würde als vernünftig denkende und natürlich empfindende Wesen zu bethätigen.

Die eigene Persönlichkeit Gellerts trug nicht wenig zu diesem Erfolge bei. In allen Zeiten hat auf das eigentliche Volk, d. h. die mehr ihrem natürlichen Gefühl, als einer anerzogenen, conventionellen Lebensansicht folgenden Gesellschaftsklassen, Nichts einen so großen Eindruck gemacht, als ein Charakter, der durch sein ganzes Verhalten im Leben die Maximen, die er Andern empfiehlt, auch selbst bewahrheitet. Der in seinen Sitten so reine und tugendhafte, im Umgange so liebenswürdige, im Lebensverkehr so sanfte und menschenfreundliche, in der

---

*) Rabener, in einem seiner Briefe an Gellert (vom 25. März 1757), erklärt es für einen besonders günstigen Umstand, daß Gellert, der durch seine Fabeln sich das Zutrauen und die Liebe des Volkes erworben habe, diesem nun auch die religiösen Wahrheiten vortrage, welche, aus solchem Munde, besonders wirksam sein müßten.

Freundschaft so zuverlässige, hingebende und beharrliche, bei seinen vielen und oft schweren Körperleiden so geduldige, Andern zu helfen und zu rathen immer bereite Gellert war der beste Bürge für die Vortrefflichkeit der Grundsätze, die er lehrte. Seine Persönlichkeit machte wirksame Propaganda für seine Lehren, und die zum Theil neue und ungewohnte Schreibart, worin er diese letzteren vortrug, reizte wiederum die Leser seiner Schriften, seine persönliche Bekanntschaft zu suchen.

Schon das ward ihm hoch angerechnet und gewann ihm viele Herzen, daß er so gleichmäßig mit den verschiedensten Gesellschaftsklassen verkehrte, daß er leutselig und zutraulich gegen Arme und Niedere, zwar respectvoll, aber nicht kriechend, vielmehr von einer anständigen Freimüthigkeit auch gegen die Vornehmsten war; daß er seine Belehrung, seinen Rath, seine Freundschaft so wenig der Jugend, als dem Alter, so wenig den Frauen, als den Männern versagte. Weder Wolf noch Gottsched besaßen eine solche Hingebung und Mittheilungsfähigkeit im persönlichen Verkehr; nur Spener hatte in ähnlicher Weise Vornehme und Geringe, Männer und Frauen an sich gefesselt und um sich geeint. Allein das Verhältniß Speners zu seinen Kreisen beschränkte sich zumeist auf die überirdischen Beziehungen des Menschen und schloß die des gewöhnlichen, irdischen Lebens, entweder als gleichgültige, oder gar als unheilige, zum größern Theil von sich aus: Gellert war der Berather und Vertraute seiner Anhänger auch in Dingen des alltäglichen Lebens, der weltlichen Bildung und Beschäftigung. Welche Lectüre die für Geist und Herz fruchtbarste sei? Ob man wohl thue, viel mit Andern zu verkehren, oder mehr mit sich allein? Ob das viele Briefschreiben als eine bildende Beschäftigung zu billigen, oder wegen des Zeitverlustes, den es verursache, zu beschränken sei? Was für ein Frauenzimmer mehr zu empfehlen, Bildung des Geistes durch das Lesen von Büchern, oder Betreibung der Hauswirthschaft? Ob man sich einem größern Hange zur Schwermuth, zur Empfindsamkeit, zur Schwärmerei überlassen dürfe, und wie weit*)? — solche und ähnliche Fragen gelangten an Gellert in zahlloser Menge, von allen Seiten, mündlich und schriftlich, direct oder durch Vermittelung von näher Vertrauten, und er beantwortete sie alle, so weit er nur immer konnte,

*) Vergl. die Briefwechsel G.'s mit Dem. Lucius, Frl. von Schönfeld, Rabener u. A., die in seinen Werken abgedruckten gesammelten Briefe, sowie oben S. 25 ff.

mit liebenswürdigster Freundlichkeit, meist sogar sehr ausführlich und eingehend.

Aus jenen Anfragen, wie aus diesen Antworten Gellerts ersieht man auf den ersten Blick den weiten Abstand der Gellert'schen Lebensanschauung von der Spener'schen. Statt der Zurückdrängung oder höchstens halb widerstrebenden Duldung der irdischen Interessen und weltlichen Beschäftigungen, welche den Grundton des Pietismus bildete, finden wir hier eine liebevolle Abwägung und Einordnung eben dieser Interessen vom Standpunkte einer zeitgemäßen Bildung, nach den Maximen einer vernunft- und naturgemäßen Denkweise. Sehr Vieles zwar von dem, was wir als den Inhalt der Lebensanschauung Gellerts und seiner Anhänger aus dessen Briefen und sonstigen Schriften kennen lernen, ist nicht gerade neu — wir haben das Gleiche oder Aehnliches schon bei Wolf oder in den Moralischen Wochenschriften gefunden —; allein es tritt hier mit größerer Zuversicht auf, nicht mehr als bloße philosophische Lehre, oder als Versuch einer sittlich-socialen Meinung, sondern als bereits in Fleisch und Blut übergegangen, als getragen von einer starken Strömung der Zeit, zu deren Dollmetscher und Wortführer sich Gellert machte.

Gellerts Ansichten über Ehe, Familienleben, Erziehung, Bestimmung des Menschen 2c.

Wir lernten es früher als einen nicht eben erfreulichen Charakterzug des deutschen Familienlebens in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kennen*), daß die Väter sehr häufig die Haustyrannen spielten und mit dem Lebensglück ihrer Kinder, zumal der Töchter, willkürlich, nicht selten auch nach sehr eigensüchtigen Beweggründen, schalteten. Diesem weitverbreiteten unnatürlichen Verhältniß sehen wir Gellert in dem Lustspiel „Die zärtlichen Schwestern" entgegentreten, indem er daselbst einen Vater aufführt, der seinen beiden Töchtern volle Freiheit in der Wahl ihrer Lebensgefährten einräumt, sie nur mit seinem väterlichen Rathe liebevoll und sorglich unterstützt.

Ebenso war es damals fast etwas Selbstverständliches, eine Heirath nur wie das Mittel einer guten Versorgung, der Erlangung eines unabhängigen Vermögens oder einflußreicher Verbindungen zu betrachten**). In demselben Lustspiele Gellerts sehen wir einen specula-

*) S. des 2. Bandes 1. Abth., S. 548.

**) Ebendas., S. 549.

tiven Freier wegen dieser seiner eigennützigen Absichten beschämt und bestraft.

Die herrschenden Ansichten über Ehe und Familie befanden sich überhaupt zu jener Zeit noch in einer bedenklichen Verwirrung. Die vornehmen Klassen gaben fortwährend das Beispiel leichtfertigster Mißachtung und Verletzung dieses heiligsten Lebensverhältnisses, und von der andern Seite hatte es lange als das Anzeichen eines starken Geistes gegolten, die Ehe nur wie eine Zwangsfessel, oder, im besten Falle, wie Etwas anzusehen, was zu der wahren Befriedigung des Herzens und vollends des Geistes kaum viel beitragen könne *). Obgleich schon Wolf diese Meinung sehr ernstlich bekämpft und sowohl die Heiligkeit der Ehe, wie ihre beglückenden Wirkungen, mit Gründen der Vernunft bewiesen hatte, so behauptete doch die minder günstige Ansicht noch immer einen vorwiegenden Einfluß. Sogar ein Mann von so reinen Sitten, so klarem Verstande und so gefühlvollem Herzen, wie Rabener, meinte sehr „philosophisch" zu denken, wenn er sein eheloses Leben nicht allein entschuldigte, sondern als das wahre Element geistiger Freiheit und gemüthlichen Behagens verherrlichte **). Auch Gellert hat öfters für einen Feind der Ehe gegolten, weil er in seinen Fabeln häufig die Schattenseiten des ehelichen Lebens, wie sie in der Wirklichkeit vorkommen, zu Gegenständen seiner Satire macht — zänkische Weiber, ungetreue Männer, solche, welche im Geheimen froh sind, ihre Frauen los zu werden, u. dgl. m. Allein, wenn er hierin vielleicht dem Zeitgeschmack einigermaßen huldigte, so sehen wir ihn doch andererseits auf dem Theater, im akademischen Hörsaal, in seinen Briefen die Treue und Innigkeit des ehelichen Verhältnisses nicht blos als ein Gebot der Moral und der Religion, sondern auch als ein nothwendiges Erfor-

*) S. 2. Bd., 1. Abth., S. 433.

**) In dem „Versuch eines Tagebuchs" („Rabeners Briefe", herausgegeben von Weiße, S. 1) finden sich folgende — bei der Belagerung Dresdens geschriebene — Stellen: „Ich empfand die ganze Glückseligkeit eines Menschen, den keine Familie fesselt, der seinen Wohnort verlassen kann, ohne ängstlich an Die zu denken, die er zurückläßt, und der kaum den zehnten Theil der allgemeinen Noth empfindet, da er sie allein empfindet." — „So philosophisch, als ich damals dachte, ist wohl kaum noch in einer Couriercalesche gedacht worden." — Ebenda, S. 256: „Ich besuche meine Freunde und hübsche Mädchen in Familien, von denen man Ehre hat. Bin ich nicht recht glücklich, und würde ich es wohl mehr sein, wenn ich ein Weib hätte?"

derniß zum Glück und zur Zufriedenheit des menschlichen Lebens anpreisen. In den „Zärtlichen Schwestern“ beruht ein wesentlicher Theil der Entwickelung darauf, daß Julchen, welche anfangs von Liebe und Heirath nichts wissen will, sondern diesem Verhältniß, als einem nach ihrer Meinung „zu schwermüthigen und eingeschränkten“, dasjenige der „Freundschaft“, d. h. ein ebensowohl freieres, als mehr blos geistiges Verhältniß der Geschlechter zu einander vorzieht, durch ihre Schwester und ihren Liebhaber zu der entgegengesetzten Ansicht bekehrt wird. In dem Roman „Die schwedische Gräfin“ läßt Gellert eine der Hauptpersonen sagen: „Eine recht zufriedene Ehe bleibt, nach allen Aussprüchen der Vernunft, die größte Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens.“ „Bei Klugheit und Behutsamkeit“ — heißt es weiter — „kann sich darin eine wohlbegründete Liebe auch frisch erhalten.“ Seine „Lehren eines Vaters an seinen Sohn, den er auf die Akademie schickt,“ enthalten eindringliche Mahnungen gegen die unordentliche Liebe und ernste Hinweisungen auf die „bessern Freuden der Ehe.“ In seinen „Moralischen Vorlesungen“ erhebt er ebenfalls das Glück der Ehe (oder, wie er es dort — bezeichnend genug für die damalige Anschauungsweise — nennt, der „ehelichen Freundschaft“, gleichsam nur einer besondern Abzweigung des allgemeinern und höhern Gefühls der Freundschaft), vertheidigt dieselbe gegen die ihr gemachten Vorwürfe, erklärt die eheliche Treue für ein Gebot der Vernunft, und ertheilt Rathschläge darüber, wie eine wahrhaft glückliche Ehe am Sichersten zu Stande komme. Und dabei ist er weit entfernt, etwa blos den ascetischen Sittenprediger zu machen, vielmehr weiß er recht wohl, daß „eine metaphysische Liebe allein so wenig, wie eine blos sinnliche, das Glück des Lebens begründet,“ sondern nur eine harmonische Vereinigung von beiden. Der Schwärmerei eines jungen Mädchens, welches nicht heirathen will, weil ihr „allzu empfindliches Herz“ keine volle Befriedigung in irgend einem Manne zu finden fürchtet, tritt er mit der sehr vernünftigen Bemerkung entgegen: zwar gebe es nicht überall Grandisons, aber doch viele edle, liebenswerthe Männer *).

Die Mängel der häuslichen Erziehung waren längst Gegenstand der Aufmerksamkeit denkender und wohlmeinender Männer gewesen, lange Zeit jedoch ohne sonderlichen Erfolg. Indessen hatte Rousseau

*) „Briefe“, S. 188.

seinen „Emil“, dieses „Naturevangelium der Erziehung“, — wie Goethe ihn treffend nennt — geschrieben, und Basedow hatte die ersten Versuche gemacht, die Grundsätze dieser Schrift in Deutschland einzubürgern. Gellert (obschon sonst nichts weniger als ein Verehrer von Rousseau) lieh doch das Gewicht seiner Autorität diesen Bestrebungen und eiferte in seinen Vorlesungen für eine „naturgemäße“, besonders auch die körperliche Entwickelung des Kindes mehr berücksichtigende Erziehungsweise, gegen das Unwesen des allgemeinen Ammenhaltens und des unvernünftigen Einschnürens der Kinder, für Abhärtung des Körpers und für zeitige Uebung des Geistes mittelst guter Spiele.

Nicht minder verständig spricht er sich aus in Bezug auf die, damals noch vielfach theils vernachlässigte, theils mit mancherlei Unnatur behaftete Frauenbildung *). „Das Haus wirklich regieren helfen“, schreibt er an Demoiselle Lucius, „ist besser, als die schönsten Bücher lesen und keine häuslichen Pflichten besorgen“, und Aehnliches antwortet er einer andern jungen Dame, welche ihm ihre Beunruhigung darüber ausgedrückt hatte, daß die häuslichen Geschäfte ihr so wenig Zeit zum Lesen übrig ließen.

In Bezug auf die allgemeine Auffassung des Lebens und der Bestimmung des Menschen standen sich zu Gellerts Zeit zweierlei Ansichten ziemlich schroff gegenüber, deren jede eine bedenkliche Einseitigkeit enthielt. Die eine war die finster ascetische Verachtung des irdischen Lebens mit seinen Freuden, auch den edleren — der Bildung, der Geselligkeit, der Freundschaft —, wie sie eine beschränkte supranaturalistische Theologie, vor Allem aber der Pietismus, namentlich in seiner späteren, zelotischen Ausartung, predigte. Die andere war die leichtfertige und eigensüchtige Glückseligkeitslehre, welche von Frankreich her zunächst in die vornehmen, aber auch schon in die mittleren und unteren Klassen des deutschen Volks eingedrungen war. Gellert unternahm es, seine Zeitgenossen dem einseitigen Einflusse der einen wie der andern dieser Lebensanschauungen zu entziehen und sie vielmehr an eine solche zu gewöhnen, welche mit Natur und Vernunft besser im Einklang wäre. „Die Religion“, sagt er in seinen „Trostgründen wider ein sieches Leben“, „will uns die Liebe zum Leben nur insoweit benehmen, als solche uns an der Zufriedenheit hindert; das Verlangen zum Leben

*) Vgl. 2. Bd., 1. Abth., S. 313 ff.

muß gemindert werden, wenn wir nicht immerfort in Unruhe stehen wollen." Einem Frauenzimmer, welches, obgleich noch jung, doch schwermüthig und lebensmüde an ihn geschrieben hatte*), redet er in's Gewissen, sie solle sich die Frage vorlegen: „Warum bist du traurig?" — solle zu sich selbst sagen: „Deine Religion befiehlt dir die Freude! Sei nicht traurig, du sündigst an dir selbst!" — In seinen „Geistlichen Oden" singt er: „Gott will, wir sollen glücklich sein." — An vielen Stellen seiner Fabeln ist er bemüht, die irdische Glückseligkeit des Menschen als einen wesentlichen Zweck der göttlichen Vorsehung darzustellen **), und in seinen „Moralischen Gedichten" glaubt er dem Christenthum am Besten zu dienen, wenn er es gegen den Vorwurf in Schutz nimmt, als mache es den Menschen gegen die Freuden des Lebens gleichgültig oder verdrossen. Auf der andern Seite predigt er unablässig, daß das wahre Lebensglück nicht im Reichthum und in dessen verschwenderischem Genuß, nicht in äußerem Glanz oder eitlen Ehren bestehe, sondern in der inneren Zufriedenheit und einem bescheidenen, recht genossenen äußeren Behagen, vor Allem aber in den Freuden der Menschenfreundlichkeit und des Wohlwollens gegen Andere***).

Sein religiöser Standpunkt.

So sucht Gellert überall eine mittlere Stellung einzunehmen zwischen den beengten Ansichten eines starren Glaubens- und Sittenzwanges, und den allzu schrankenlosen einer Moral des Egoismus und der Willkür. Auch auf dem eigentlich religiösen Gebiete hielt er sich ebenso entfernt von theologischem Zelotismus und pietistischer Scheinheiligkeit, wie von herz- und gemüthloser Freigeisterei, und wenn in seinen spätern Lebensjahren überhandnehmendes Siechthum und dadurch genährte Hypochondrie ihn bisweilen einer fast krankhaft überreizten, selbstquälerischen und andächtelnden Religiosität zuführte†),

---

*) „Briefe", S. 106.

**) Z. B. in der bekannten Fabel vom Kürbis.

***) Dieses Thema behandeln viele Gellert'sche Fabeln, z. B. „der Arme und der Reiche", „der baronisirte Bürger", „der Arme und das Glück", „das Rhinoceros" u. s. w.

†) Diese krankhafte Ueberreiztheit, Aengstlichkeit und Beengtheit seines religiösen Gefühlslebens spiegelt sich namentlich in den späteren Jahrgängen seines „Tagebuchs" ab (er hielt ein solches seit 1752), wovon der eine, von 1761, erst unlängst durch das dankenswerthe Bemühen des Herrn T. O. Weigel zu Leipzig in die Oeffentlichkeit gelangt ist (wir werden daraus weiter unten einiges hierher Bezügliche mittheilen). — Ebendahin gehören so überängstliche Rathschläge, wie der in den „Briefen an

so blieb er doch dem unduldsamen Wesen pietistischer oder orthodoxer Zeloten — Dank der unzerstörbaren Milde seines Charakters — jederzeit fern, und, wie wenig er auch die menschliche Vernunft oder den menschlichen Willen für ausreichend hielt, durch sich allein das Gute zu finden und beharrlich zu thun, so gewann doch jene trostloseste Ansicht, nach welcher der Mensch ein sittlich kraft- und willenloses, im tiefsten Grunde verderbtes Wesen ist, das nur durch einen übernatürlichen Act göttlicher Gnade gerettet werden kann, über ihn höchstens in einzelnen Momenten, nicht bleibend, Gewalt. Der frömmelnde Heuchler war ihm stets eben so zuwider, wie der Freigeist, ja in seinen frischeren Jahren nahm er keinen Anstand, den „Schmeichler der Großen“ für gefährlicher, als den Freigeist, zu erklären*). Auf eben diesem Standpunkte galten ihm das „Licht der Vernunft“ und die „Kraft des Willens“ als die Hebel, durch welche Gott auf den Menschen wirkt; menschenfreundliche und tugendhafte Werke hatten in seinen Augen einen höheren Werth, als blos äußerliches Frommthun, Augenverdrehen und Beten mit den Lippen **); neben der Offenbarung war ihm auch die Natur eine ebenso heilige Quelle der Erkenntniß und der andächtigen Verehrung des göttlichen Wesens, und die Erhabenheit des Stifters des Christenthums erschien ihm nicht weniger beglaubigt durch dessen sittliche Größe, als durch die Wunder, die er vollbracht ***).

Seine freimüthigen und humanen Aeußerungen über die Standesverhältnisse.

Wenn in dem bisher Angeführten Gellert kaum etwas Anderes that, als, Demjenigen, was schon vor ihm von verschiedenen Seiten gelehrt worden, allgemeinere Geltung und Verbreitung zu verschaffen, oder entgegengesetzte äußerste Richtungen in einer vermittelnden Anschauung versöhnend auszugleichen, so sehen wir ihn auf einem andern Gebiete, dem socialen, wo bisher die Vernunft und das rein menschliche Gefühl noch viel weniger durchgedrungen waren,

---

Dem. Lucius“, S. 157, in Bezug auf Rousseau, den er sie „lieber nicht zu lesen“ ermahnt, „so lange nicht zuverlässige Richter das Gegentheil von dem bestätigt haben, was man Rousseau schuldgiebt“, nämlich, „daß seine Weisheit sich nicht mit der Religion vertrage.“ —

*) Z. B. in der „Schwedischen Gräfin.“

**) Dies ist z. B. das Thema seines Lustspiels: „Die Betschwester“, sowie der gleichnamigen Fabel. Die Orthodoxen nahmen an diesem Titel ein Aergerniß und suchten ihn zu einer Aenderung desselben zu bestimmen.

***) „Betrachtungen über die Religion“ („Werke“, 5. Bd.).

oder doch öffentlich ihre Stimme noch kaum zu erheben gewagt hatten*), als den Verkündiger von Ansichten auftreten, die, angesichts der damaligen Gesellschaftszustände, für wirkliche, bedeutsame und überraschende Neuerungen gelten konnten. Die junge Gräfin, die Heldin seines Romans, sagt von einer früheren bürgerlichen Geliebten ihres Gemahls: „Ich sah beinahe keinen Vorzug an mir, als daß ich adlig geboren war, und wie gering ist dieser Vorzug, wenn man ihn vernünftig betrachtet!“ Der Vater des Grafen, ein würdiger Greis, läßt bei seinem Tode seine Bedienten kommen und redet sie so an: „Ich gehe in eine Welt, wo Ihr so viel, als ich, sein werdet.“ — Als die Gräfin durch den vermeintlichen Tod ihres Gemahls ihre Hand wieder frei sieht, ermuthigt sie den Herrn R., den sie liebt und der sie liebt, zu einer Erklärung mit den Worten: „Sie haben Verdienste, was geht die Vernünftigen die Ungleichheit des Standes an?“ Gellert hat den Muth, auszusprechen, daß der Reitknecht, „der seines Herrn Vieh getreu in Acht genommen,“ mehr Verdienst habe, als der Held, der „drei Könige bekrieget und in sieben Schlachten stets gesieget**).“ Er läßt seine Poeten — als das gerade Widerspiel der damals so weitverbreiteten Klasse schmeichlerischer Hofpoeten — ein „Gelübde“ thun, „nur das Verdienst und nie den Namen zu besingen***).“ Er wagt es, in einem Briefe an einen Herrn Baron, nachdem er ihm lange von einem „alten braven Nachtwächter“ erzählt, die Frage aufzuwerfen: „Sind Sie nicht auch der Meinung, daß er eher verewigt zu werden verdient, als mancher große Mann?“†). Er läßt in seinem Roman den Herrn R. sich Etwas darauf zu gute thun, „daß er lieber Geringen, als Vornehmen diene.“ Ja er nimmt sich sogar einer damals noch fast allgemein verachteten Menschenklasse, der Juden, an; er schildert in der „Schwedischen Gräfin“ einen tugendhaften, edlen Juden; er bringt diesen Juden mit den Hauptpersonen des Romans, mit Graf und Gräfin, in nähere Berührungen, läßt die Letztern ihn fast auf dem Fuße der Gleichheit behandeln, und legt der Gräfin die ächt humanen Worte in den Mund: „Vielleicht würden Viele von

---

*) Vgl. 2. Bd., 1. Abth., S. 140, 432, 533 ff.

**) In der Fabel: „Der Held und der Reitknecht.“

***) In der Fabel „Elpin“.

†) „Briefe“, S. 73.

diesem Volke bessere Herzen haben, wenn wir sie nicht durch Verachtung und listige Gewaltthätigkeiten noch mehr niederträchtig und betrügerisch machten und sie durch unsere Aufführung nöthigten, unsere Religion zu hassen*)."

Unterstützende äußere Momente der von Gellert unternommenen Reform. Beginn einer Reaction des sittlichen Gefühls im Adel.

Daß diesen so wesentlich bürgerlichen und humanen Ansichten der Mittelstand und das niedere Volk Beifall schenkten, begreift sich leicht. Eher könnte es Wunder nehmen, daß auch von den Vornehmern so Viele mit dem Apostel einer solchen Lehre der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen auf gutem Fuße standen, ja daß gerade in diesen Kreisen Gellert am meisten verkehrte, am höchsten geehrt ward. Es wiederholt sich hier eine Erscheinung, der wir schon einmal, in den Anfängen des Pietismus, begegneten. Wie Spener, so sehen wir auch Gellert mit einer gewissen Vorliebe von den Vornehmen gesucht und wiederum sie suchend, während doch der Eine und der Andere eine Lebensanschauung vertritt, die in ihrem tiefsten Kern durchaus bürgerlich ist und einen wichtigen Sieg des wiedererwachten allgemein menschlichen Bewußtseins über das bevorrechtete Standesbewußtsein bezeichnet. Irren wir nicht, so ist die Ursache dieser Erscheinung hier eine ähnliche, wie bei Spener**). Wie damals, so bereitete sich auch jetzt ein Rückschlag des edleren menschlichen Gefühles, eine Umkehr zu reineren, sittlicheren, insbesondere aber zu menschenfreundlicheren, gerechteren Grundsätzen im Verkehr mit den andern Klassen, in den Gemüthern eines Theils der vornehmen Gesellschaft vor; wo dies aber auch nicht der Fall war, da regte sich wenigstens eine gewisse sittliche Scheu oder die Furcht vor der erstarkenden öffentlichen Meinung. Grund dazu war jetzt noch weit mehr vorhanden, als zu Speners Zeit. Denn einerseits hatte sowohl die sittliche Verderbniß, als die sociale Absonderung und Ueberhebung der bevorzugten Stände seitdem einen viel höheren Grad erreicht, und andererseits ließ die materielle und geistige Wiedererhebung des Bürgerthums, welche in den letzten 60 Jahren so bedeutende Fortschritte gemacht hatte, das Mißverhältniß zwischen den beiden Gesellschaftsklassen, jener herrschenden und dieser unterdrückten, jetzt um Vieles greller erscheinen. In demselben Maße, wie die bürger-

*) „Werke", 4. Bd., S. 396.

**) S. 2. Bd., 1. Abth., S. 340.

lichen Klassen sich wieder mehr zu fühlen begannen, empfanden die privilegirten das Bedürfniß, oder mindestens die äußere Nöthigung, von ihren Ansprüchen Einiges aufzugeben und sich auf einen Fuß größerer Gleichheit mit jenen herabzustimmen.

In England und Frankreich, den beiden für Deutschland jederzeit am meisten mustergebenden Ländern, war dieser Rückschlag zum großen Theile schon erfolgt, hatte eine stärkere Geltendmachung allgemein menschlicher Empfindungen — gegenüber den exclusiv standesmäßigen — in der öffentlichen Meinung und der Literatur sich bereits entschieden Bahn gebrochen. In England war der Kampf gegen die Nachwirkungen der Restauration siegreich beendet, und das, von dem Druck des aufgedrungenen Fremdwesens wieder befreite Gefühlsleben der Nation ergoß sich mit behaglicher Breite und Sicherheit in den empfindsamen Romanen Richardsons, den tiefsinnigen Schwärmereien Youngs und ähnlichen Schriften, während von anderer Seite her die Schule der schottischen Moralisten, welche die, mehr kaltverständigen Freidenker abgelöst hatte, einer naturgemäßen und doch gemüthvollen Richtung im Sittlichen und Religiösen zu ihrem Rechte verhalf*). In Frankreich hatte, zum Theil unter dem rückwirkenden Einfluß eben jener englischen Vorbilder, die bürgerliche Lebensanschauung und die rein menschliche Empfindung, im ausgesprochenen Gegensatz zu der Leichtfertigkeit und dem kalten conventionellen Wesen der Hofkreise, wichtige Triumphe gefeiert in den dafür eigens geschaffenen Literaturformen des bürgerlichen Romans und des bürgerlichen Dramas oder der sogenannten rührenden Comödie**). Voltäre hatte den Kampf gegen die drückende und entwürdigende Tyrannei der obern Klassen über die untern mit der ganzen siegreichen Gewalt seines unwiderstehlichen Witzes begonnen. Montesquieu und Rousseau hatten im Namen der ewigen und allein untrüglichen Gesetze der Natur gegen die Verkünstelung und Verderbniß einer falschen Zeit-

*) Von dem bedeutenden Einflusse, den die Schriften von Richardson, Young, Addison, Hutcheson, Dodridge u. A. auf Gellert und seine Kreise übten, enthalten die Briefwechsel und die sonstigen Schriften Gellerts vielfache Beweise.

**) Diese neue Gattung des französischen Schauspiels fand bald auch nach Deutschland den Weg. Demoiselle Lucius schreibt an Gellert 1766 („Briefe", S. 136): die französische Comödie in Dresden gefalle ihr, weil sie meist das Leere, Frivole des herrschenden Gesellschaftstones persifflire, Wahrheit und Empfindung an die Stelle der Coquetterie und der leeren Förmlichkeit setzen wolle.

bildung geeifert, zugleich auf die unveräußerlichen Rechte des Volkes — gegenüber der herrschenden Minderkeit — hingedeutet. Ein Theil des Adels selbst hatte sich, in Frankreich wie in England, diesen Bestrebungen für Humanität und Aufklärung mit Eifer und Hingebung angeschlossen. Diese Veränderung in der Stimmung der tonangebenden Kreise Englands und Frankreichs konnte weder dem Adel, noch dem Bürgerthum in Deutschland verborgen bleiben, am Wenigsten dem ersteren, welcher durch Reisen in jene Länder und auf mancherlei andere Art mit seinen Standesgenossen dort in lebhaftem Wechselverkehr stand*). Eine gewisse sittliche Beunruhigung begann sich daher auch in Deutschland dieser Kreise zu bemächtigen; man begann zu fühlen, daß man mit der bisherigen Denk- und Lebensweise, der Verachtung des bürgerlichen Sittengesetzes, dem Dahinleben in den Tag hinein, der souveränen Willkür und Ueberhebung, womit man auf den ganzen übrigen Theil der Menschheit herabgeblickt — daß man mit Alledem gegen eine natürliche und göttliche Ordnung der Dinge gesündigt habe, und daß diese Versündigung früher oder später sich schwer an ihren Urhebern rächen werde. Nur aus einem solchen, vielleicht erst halbbewußten Gefühl lassen sich Erscheinungen erklären, wie jene Selbstanklage des jungen Officiers wegen des eingegangenen Duells**) und mehrfache andere ähnliche Kundgebungen aus diesen Kreisen, bald von Reue und Zerknirschung, bald von Unsicherheit in Bezug auf die zu wählende Lebensrichtung — Stimmungen, die bei Manchen eine solche Stärke erreichten, daß die Einen, in übertriebener Weichheit, an ihrem soldatischen Beruf aus Gründen der Menschlichkeit irre wurden***), Andere bei den unschuldigsten geselligen Zerstreuungen eine Regung der Unruhe empfanden†).

*) Die Briefe des jungen Grafen Moritz v. Brühl von Paris aus an Gellert (s. „Gellerts Werke", 8. Bd.) lassen Einiges von derartigen Eindrücken spüren.

**) Siehe oben Seite 25.

***) S. ebenda.

†) Ein Beispiel dieser letztern Art führt uns ein Brief Gellerts an einen preußischen Offizier in Schlesien vor („Werke" 8. Bd., S. 115 ff.), aus dem deshalb das Folgende, als bezeichnend für die Stimmung der Kreise, die sich an Gellert anschlossen, hier eine Stelle finden mag. Gellert schreibt: „Ihr gutes Herz drückt sich in allen Ihren Briefen aus, und, so sehr Sie es der Empfindung nach zuweilen vermissen mögen, so sehe ich es doch in jedem Gedanken. Ich will Sie gar nicht stolz, sondern nur muthig machen, an dem guten Erfolg Ihrer frommen Absichten und Bemühungen nicht zu sehr zu zweifeln. Unsere Schwachheit soll uns zwar zum Fleiße, zur Wachsamkeit über

Desgleichen im Bürgerthum.

Aber auch das Bürgerthum, namentlich das höhere, blieb von jener Beunruhigung nicht verschont. Hatte es doch nur zu sehr sich der Verschuldungen der herrschenden Klasse mittheilhaftig gemacht durch kriechende Unterwürfigkeit und unwürdige Nachäffungssucht nach oben, durch lächerliche Ueberhebung und kalte Gleichgültigkeit nach unten, überhaupt durch Unnatur und Verbildung aller Art. Auch in diesen Kreisen fand daher die Stimme des „guten, empfindlichen Herzens", welche Natürlichkeit, Einfachheit, Tugendstrenge, vor Allem Menschenfreundlichkeit gegen Jedermann gebot, einen lauten und starken Widerhall.

Die damaligen Verhältnisse Sachsens besonders geeignet zu einem solchen Rückschlag.

In dem engeren Vaterlande Gellerts, Kursachsen, war zu einer solchen sittlichen Umkehr und Selbstanklage fast aller Gesellschaftsklassen, namentlich aber der höhern, besonders dringende Veranlassung gegeben; kaum irgendwosonst hatten länger, als hier, Hof und Adel in einem so sitten- und gedankenlosen Taumel, Bürger- und Beamtenthum in einer so entwürdigenden Bewunderung und Nachäfferei dieses Treibens gelebt. Schon seit Augusts des Starken Tod (1733) war die Nothwendigkeit einer Umkehr in vielen Kreisen empfunden worden, und dieses Gefühl hatte seitdem von Jahr zu Jahr zugenommen. Von dem Adel selbst zog sich ein Theil, entweder aus wirklichem Ueberdruß an den nichtigen und zerstreuenden Freuden des Hoflebens, oder um seinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, auf seine Güter zurück. Gerade in der Umgegend von Leipzig hatten viele adlige Familien sich auf solche Weise wieder dauernder heimisch gemacht. Durch die Entfernung von den Residenzkreisen und ihren Einflüssen, durch die häufigen Berührungen, in welche sie mit einem wohlhabenden, gebildeten und selbstständigen Bürgerthume kamen, wurden die bessern davon für eine mehr bürgerliche Lebensanschauung gewonnen und allmälig dahin gebracht, den herkömmlichen Anmaßungen

---

uns selbst, zur Untersuchung unsers Herzens antreiben, aber sie soll uns nicht traurig, niedergeschlagen und furchtsam machen ... Sie klagen, daß Sie sich leicht in Gesellschaft vergessen und den Vergnügungen alsdann zu sehr nachhängen ... Eine oftmalige Erfahrung, auch meine eigene, hat mich gelehrt, daß Gemüther, die von Natur zur Traurigkeit geneigt sind, die Freude zu gewissen Zeiten so tief in sich einlassen, daß sie bis zur Lustigkeit anwächst und ernsthafteren Gedanken nicht wieder weichen will. Sobald sie endlich weicht, behauptet die Schwermuth wieder ihre Rechte und stellt uns unsre Fehler, wo nicht zu groß, doch gewiß nicht geringer vor." u. s. w.

ihres Standes einigermaßen zu entsagen, einfachere, vernünftigere, mehr bürgerliche Sitten anzunehmen.

Mitwirkender Einfluß des siebenjährigen Krieges in der gleichen Richtung.

Der siebenjährige Krieg förderte den begonnenen Umschwung nicht wenig. Der jähe, furchtbare Zusammensturz des so hoch aufgeblähten kursächsischen Staatswesens enthüllte die ganze Hohlheit und Nichtigkeit eines Systems, welches nur auf den Glanz des Hofes, die Herrschaft und das Wohlleben einer Minderheit, die sclavische Unterwürfigkeit und Selbsterniedrigung der Masse des Volks gebaut war. Die gedankenlose Leichtfertigkeit räumte einer ernsteren Stimmung den Platz. „Das Unglück des Krieges macht nachdenklich", schreibt die bekannte Dresdner Correspondentin Gellerts an diesen *). Der Thronfolger selbst, der edle Prinz Christian, bezeigte tiefen Widerwillen gegen die, von seinem Vater nur zu lange geduldete, Brühl'sche Wirthschaft **), und dessen Sohn, Friedrich August III., der Gönner und Bewunderer Gellerts, führte ein gerechtes und sparsames Regiment über das unglückliche, so lange der Willkür und der Verschwendungssucht preisgegebene Land herauf. Die eigene Familie des Grafen Brühl scheint Reue über das von diesem angestiftete Unheil, und den lobenswerthen Trieb empfunden zu haben, dasselbe nach Kräften zu sühnen: wenigstens sehen wir die Gemahlin und den Sohn des allmächtigen Ministers sich mit Gellert in Berührung setzen, denselben mit Beweisen der Verehrung überhäufen und ihre Anhänglichkeit an die von ihm verkündigten Grundsätze mit geflissentlichem Eifer bethätigen ***).

Aehnliche Erscheinungen i. übrigen Deutschland. — Friedrichs II. maßgebendes Beispiel.

Auch im übrigen Deutschland kam man, hier früher, dort später, von dem Rausche, der die Einen, und von der Trägheit oder Verzagtheit, welche die Andern so lange gefangen gehalten hatte, allmälig zurück. Den ersten Anstoß zu dieser Veränderung hatten die unabhängigen und wohlhabenden Bürgerschaften in den großen Handelsstädten gegeben †); einen allgemeineren und durchgreifenderen Einfluß erlangte jedoch der neue Geist

*) „Briefwechsel mit Dem. Lucius", S. 143.

**) Wie hoch Gellert Christian III. verehrte, ersieht man aus dem „Briefwechsel mit Dem. Lucius" (S. 325), wo er den Wunsch ausspricht, es möchte sich ein junger Dichter in Leipzig finden, der die Verdienste dieses (damals eben — leider sehr früh — verstorbenen) Fürsten besänge: er selbst fühle sich dazu nicht schwungvoll genug.

***) Siehe die Note auf S. 28.

†) S. 2. Bd., 1. Abth., S. 441 ff.

der Bildung und Gesittung erst durch die gewichtige Unterstützung des Beispiels eines gekrönten Hauptes, Friedrichs II. Wie ungern man auch gerade in Kursachsen einen solchen Einfluß des, als Landesfeind verhaßten Preußenkönigs, wie doppelt ungern ihn vor Allen Gellert zugestanden haben möchte, dem Friedrich II. als Freigeist Grauen einflößte, (was ihn jedoch nicht hinderte, die von dem König empfangenen Gnadenbezeigungen mit geschmeichelter Eitelkeit aller Welt zu erzählen), so ist derselbe doch schwerlich zu leugnen. Zwischen der, immer auf das Wohl der Gesammtheit abzielenden Regierungsweise jenes großen Monarchen, seiner gegen Alle gleichen Gerechtigkeitsliebe, seiner unparteiischen Schätzung persönlichen Verdienstes, endlich seinen strengen und einfachen, wahrhaft bürgerlichen Sitten, und den von Gellert gelehrten Maximen der Menschenfreundlichkeit, Billigkeit und Tugend bestand eine innere Wahlverwandtschaft, welche, bei der allerwärts in Deutschland damals noch herrschenden Autoritätssucht, diesen letzteren in den Augen der Leute eine Bedeutung geben mußte, die sie ohne jenes königliche Vorbild schwerlich in gleichem Maße gehabt hätten.

Rückwirkungen dieser Vorgänge in Deutschland auf die umliegenden Länder, und umgekehrt.

Selbst in solchen Ländern, die für minder civilisirt galten, fanden ähnliche Ideen Eingang. In Dänemark begann unter dem Grafen Bernstorff ein volks- und menschenfreundliches, milder Aufklärung und edler Bildung zugeneigtes Regiment. In Oestreich fühlte man das Bedürfniß, hinter den Fortschritten Deutschlands nicht allzusehr zurückzubleiben, und der aufgehende Stern des jungen Kaisers, des Verehrers eines J. J. Rousseau und eines Franklin, ermuthigte Männer wie Sonnenfels u. A., trotz des entgegenstehenden Einflusses mächtiger hierarchischer und aristokratischer Coterien, freieren und milderen Anschauungen das Wort zu reden. Sogar in Rußland suchte Katharina II. den Ideen der Aufklärung und der Gerechtigkeit, welche Voltaire lehrte und durch deren Kultus Friedrich II. glänzte, einen Boden zu bereiten.

Solche Bestrebungen in den Nachbarstaaten wirkten natürlicherweise wiederum auf Deutschland zurück. Es hob den einfachen Leipziger Gelehrten in den Augen seiner Landsleute nicht wenig, wenn sie zu ihm aus Dänemark, aus Ungarn, von den fernen Ostseeküsten Rußlands begeisterte Anhänger herbeiströmen sahen, wenn sie vernahmen, wie die Lehren der Moral und des Geschmackes aus seinem Hörsaal oder seinen

Schriften den Weg in die Kabinette fremder Regierungen und in die Salons der vornehmen Kreise des Auslandes fanden.

Schattenseiten und Mängel der von Gellert versuchten socialen und sittlichen Reform.

Bei so vielfach günstig zusammenwirkenden Umständen mußte — so sollte man meinen — die von Gellert unternommene sittliche und sociale Reform die größten Verhältnisse annehmen und die nachhaltigsten Erfolge erringen. Dem ist jedoch keineswegs so. Die Bestrebungen Gellerts, wenn sie auch unstreitig manche glückliche Veränderung in den Anschauungen und den Sitten der Menschen, besonders in dem Verhalten der verschiedenen Gesellschaftsklassen zu einander herbeiführten, sahen sich doch von Hause aus auf ein sehr bestimmtes Maß eingeschränkt und beschränkten sich selbst auf dieses Maß. Und gerade dieser Selbstbeschränkung — die uns vielfach als bedenkliche Halbheit und Inconsequenz erscheint — verdankte Gellert einen großen, vielleicht den größern Theil der immerhin bedeutenden Wirkungen, die er auf seine Zeit übte, und des ungeheuern Einflusses, dessen er für seine Person genoß.

Der Grund dieser Erscheinung ist unschwer einzusehen. In England war der sittliche und sociale Umschwung auf einen Umschwung in den gesammten öffentlichen Verhältnissen gefolgt, war nur eine natürliche Folge der großen Revolution von 1688 gewesen. In Frankreich zielte die literarische Bewegung mit bewußter Absicht auf eine politische und gesellschaftliche hin. In Deutschland dachte Niemand an eine solche, konnte Niemand daran denken. Am Allerwenigsten wäre Sachsen der Boden, oder Gellert der Mann dazu gewesen.

Der gänzlich unpolitische Charakter der Gellertschen Lebensphilosophie und dessen Folgen.

Aus beschränkten häuslichen Verhältnissen stammend — sein Vater war Prediger in einer kleinen sächsischen Stadt, Haynichen — hatte Gellert von früh auf sich bescheiden, sich fügen gelernt. Er hatte schon als Knabe seinen Unterhalt durch Abschreiben und ähnliche mechanische Beschäftigungen verdienen müssen. Er war von schwacher Körperbeschaffenheit und litt bereits als Jüngling an einem Siechthum *), das, fort und fort zunehmend, ihm vielfache körperliche und gemüthliche Beschwerden verursachte. Was Wunder, wenn sein ganzes Wesen von Hause aus etwas Aengstliches, Gedrücktes, Verzagtes erhielt! Bewunderung verdient es vielmehr, daß er gleichwohl, wie wir sahen, aus dieser Verzagtheit bisweilen heraustrat und einen etwas kühneren Anlauf

*) Cramer, „Gellerts Leben“, S. 5 ff.

nahm. Nicht ohne ein geheimes Grauen gedachte Gellert in spätern Jahren seiner eignen frühesten poetischen Versuche, noch im Vaterhause, wo er mit der glücklichen Unbefangenheit der Jugend lebhaft natürliche Empfindungen frisch und fröhlich in fast Günther'schen Weisen ausgeströmt hatte *). Auch seine ersten, muntern Anfänge in der Fabel und im Lustspiel, die er in Leipzig gemacht, erregten ihm später öfters Bedenken und wurden beim Wiederabdruck mannigfachen Beschneidungen unterworfen. Er kam sich selbst bisweilen in der Erinnerung an jenen kühneren Jugendmuth wie ein „feuerspeiender Vulcan“ vor, „der alle umherliegende gesunde Gegenden verheerte“ **).

Der gute Gellert! Wie wenig hatte doch der sanfte, kränkliche Mann von einem Vulcan! Wie glich er vielmehr einer jener Sensitiven, die vor jeder Berührung von außen sich in sich selbst zurückziehen und ihren Kelch fest verschließen! Wie sorgsam ängstlich suchte er sich und die ihm Vertrauten in die engsten Kreise eines gemüthlichen Stilllebens zu flüchten, und Alles fernzuhalten, was dieses trauliche Beisammensein zu stören, sie in weitere Bahnen hinauszureißen drohte! Die Begebenheiten des öffentlichen Lebens, die Schicksale der Völker und der Länder, die großen, welterschütternden Ereignisse, in denen es sich um gewaltige Umgestaltungen der ganzen Zeitgeschichte handelt, — Alles dies machte auf ihn keinen Eindruck, außer sofern es sein eigenes kleines Einzelleben oder das seiner Freunde berührte, und daher — weil diese Berührungen meist unsanfte, störende waren — fast immer einen abstoßenden, widerwärtigen. Wer Schlesien oder Böhmen beherrsche, war ihm „sehr gleichgültig“, aber, einen Freund durch den Krieg um diese Länder aus

*) Wirklich haben die ersten noch aufbewahrten Gedichte Gellerts in Ton und Inhalt eine wunderbare Wahlverwandtschaft mit den Günther'schen (vgl. über diesen des 2. Bandes 1. Abth., S. 464), so das „an eine Freundin“:

„Als ich von Dir Abschied nahm,
Immer ging und wieder kam“ u. s. w.

Auch die zwei von dem Comité für das Gellertdenkmal in Haynichen (in der Schrift: „Die Gellertstiftung und das Gellertdenkmal in Haynichen. Ein geschichtlicher Beitrag“, 1862) herausgegebenen angeblichen Jugendgedichte Gellerts („Nachtwächterlied“ und „Vertrauen auf Gottes Vorsehung“) verrathen, besonders das letztere, eine solche Hinneigung zu Günther'scher Muse, mögen dieselben nun wirklich Originale, oder von Gellert nur schon vorhandenen Volksliedern nachgedichtet sein (worüber zu vergleichen R. Köhler in den „Blättern für lit. Unterhaltung“, 21. Aug. 1862).

**) Cramer, „Gellerts Leben“, S. 15 ff.

seiner Nähe gerissen zu sehen, verursachte ihm tiefen Schmerz *). Tapferkeit und Heldengröße flößten ihm zwar Bewunderung, aber auch Grauen und Bedauern ein, weil der Held durch seinen Beruf den süßeren Pflichten der „Freundschaft“ entzogen würde. „Zu unserer Freundschaft brauchen wir die Tapferkeit nicht“, schreibt er an eben jenen Freund, den Rittmeister v. B., „sie ist ihr vielmehr schädlich“ **). Beim Anblick eines Soldaten befällt ihn ein Zittern, und die hochachtungsvolle Annäherung fremder Krieger an seine Person flößt ihm anfänglich nur Angst ein ***). Daß des großen Friedrich kriegerische Erfolge ihm — von seinem particularvaterländischen, sächsischen Standpunkte aus und im Gefühl eines durch sie verletzten Privatinteresses — in wenig günstigem Lichte erschienen, würden wir ihm allenfalls verzeihen †); daß er aber auch für eine That von so allgemeiner national-deutscher und weltgeschichtlicher Bedeutung, wie die Besiegung der Franzosen bei Roßbach — eine That, welche selbst in den Ländern der Gegner Friedrichs vielfache Begeisterung erregte — nichts hatte, als Seufzer um die Gefallenen und Klagen über die Angst, die er selbst (bei zufälliger Anwesenheit in der Nähe des Schlachtfeldes) ausgestanden ††), Das beweist, wie sehr jener Zeitgenosse Gellerts Recht hatte, zu sagen: „Wenn das Vaterland der Vertheidiger bedarf, so kann es die

*) „Briefe“, S. 39.

**) Ebenda.

***) „Briefe an Frh. v. Sch.“, S. 112 u. sonst.

†) In einem Briefe an Rabener beklagt er sich, daß Friedrich II. ihm, dem armen Professor, eine Contribution abnehme, obgleich er doch immer von „Recht und Billigkeit“ spreche. — Gerechter war gegen Friedrich II. Rabener: er pries ihn begeisterungsvoll als „den tapfersten, noch nicht überwundenen König“, freilich mit dem, ihm nicht zu verargenden patriotischen Stoßseufzer: „Ach! wäre dieser König nur nicht unser Feind!“ („Rabeners Briefe“, S. 277.)

††) Wir lassen hier die Schilderung, die Gellert von den Eindrücken der Schlacht von Roßbach auf sich selbst giebt, vollständig folgen. Er schreibt („Nachträge zu Gellerts Briefen“, S. 65): „Die Bataille bei Roßbach, o ja, liebster Freund, die habe ich, kaum anderthalb Stunden, vielleicht nicht eine Stunde von ihr entfernt, erlebt, und, von der Krankheit entseelt, von dem Krachen des Geschützes mit dem ganzen Gebäude erschüttert, mit keuchender Brust, mit bebenden Händen, unter Gebeten für die Sterbenden, nein nur unter Seufzern (denn ich konnte nicht beten, nicht weinen), so habe ich sie vier Stunden nach einander gehört, oder vielmehr zu sehen geglaubt, schon den Tag vorher gehört, schon lange vorher an dem Rasseln der Stücke, die durch den Hof, hart vor meinem Lager, gezogen wurden, gehört. Genug! der Herr regieret die Welt und lebt.“

durch Gellerts Schwachheit angesteckten Seelen nicht brauchen"*). Ist doch in Gellerts sämmtlichen „Moralischen Vorlesungen" auch nicht mit Einem Worte von Pflichten gegen das Vaterland oder das Gemeinwesen die Rede, geschweige denn von jenem Mannes- und Bürgermuth, der niemals nothwendiger gewesen wäre, als gerade zu Gellerts Zeit, mindestens ebenso nothwendig, wie die — an ihrer Stelle gewiß trefflichen — Tugenden der „Sanftmuth" und „Demuth", welche allein für Gellert einen Werth zu haben schienen und deren Nichterwähnung in der Moral der Griechen und Römer er so streng tadelte.

Fürwahr! Es erscheint fast wie eine Satire auf die deutsche Nation, daß sie, die einst dem Kernmann Luther in den Kampf mit den gewaltigsten Feinden so unverzagt gefolgt war, unter dem begeisterungsvollen Schlachtruf:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Es müßt' uns doch gelingen!" —

daß diese selbe Nation sich jetzt von einem kränklichen, schüchternen, verzagten Stubengelehrten leiten ließ, dessen einzige Tugendideale Sanftmuth, Demuth und Friedensliebe waren und der vor jedem, auch dem entferntesten Gedanken eines ernsteren Conflictes auf das Aengstlichste zurückbebte!

Diese absichtliche Verzichtleistung Gellerts auf jede größere Wirksamkeit im politischen, bürgerlichen und vaterländischen Sinne, diese strenge Selbstbeschränkung auf die engsten Beziehungen des Privatlebens und des geselligen Verkehrs — aufgedrungen, wie sie ihm war, theils durch die gegebenen Verhältnisse, theils durch seine eigene Natur und frühe Gewöhnung — ward verhängnißvoll für ihn selbst, für die Kreise, in denen er seinen Einfluß verbreitete, ja für die ganze Bildung seiner Zeit, welcher seine Richtung sich mittheilte.

Vergleichung der Gellert'schen Sittenreform unter diesem Gesichtspunkte mit dem Pietismus.

Schon einmal im Laufe dieser Betrachtungen trafen wir auf eine große, ernstgemeinte und in ihren Anfängen höchst wohlthätige Sittenreform, welche gleichwohl in ihrem weiteren Fortgange daran scheiterte, daß man nur die Menschen, nicht die Verhältnisse, nicht die allgemeinen Formen und Einrichtungen der Gesellschaft zu verbessern unternommen, daß man es für möglich gehalten hatte, eine blos ideale, moralische Reform durchzuführen ohne eine gleichzeitige politische und sociale**).

*) „Briefwechsel über den Werth einiger deutscher Dichter." 12. Brief.

**) Vgl. 2. Bd., 1. Abth., S. 343 ff.

Die einst so kräftige, so schöne und heilsame Erregung der Gemüther, welche der fromme Spener entzündet, war seitdem je mehr und mehr theils ermattet, theils in krankhafte Ueberreizung oder gar in widerliche Heuchelei ausgeartet.

Wir sehen von diesem krankhaften, selbstquälerischen Pietismus manche der edelsten und zum Theil sogar der hellsten und kräftigsten Geister ergriffen, wie J. J. Moser, den hochangesehenen Staatsrechtslehrer, A. Haller, den berühmten Naturforscher und Dichter, nicht am Wenigsten unsern Gellert selbst in der spätern Zeit seines Lebens*).

*) Als Belege der eigenthümlichen Erscheinungen dieser Art von Pietismus, welche auf die davon Befallenen lediglich eine niederdrückende, entmuthigende und dadurch entkräftende, keine sittlich erhebende und stählende, nicht einmal eine recht eigentlich bessernde Wirkung äußerte, mögen folgende, nahezu gleichlautende Stellen aus den Tagebüchern Hallers und Gellerts (von Beiden während dieser krankhaften Periode ihres Geisteslebens geführt) einen Platz finden. Haller schreibt (2. Dec. 1736): „Ich erschrecke über die fürchterlichen Folgen eines unheiligen Lebens. Immer hat sich etwas in mir nach der Besserung gesehnt, aber ohne rechte Liebe zu Gott, ohne Rührung, ohne Haß der Sünde, ja ohne genugsame Reue und Traurigkeit. Ich kann weder recht beten, noch an Christi Verdienst Antheil nehmen, ich bleibe in einer dürren und ängstlichen Ungewißheit. Denn die Welt liebe ich, Hochmuth und insonderheit Unreinigkeit herrscht in meinen Gedanken. Ich habe Ursache, zu zweifeln, ob etwas Gutes an mir sei. O Gott, erweiche mein fühlloses Herz! — (8. Dec.) — Gottlob, ein Fünklein des Glaubens! so schwach es auch ist, so muntert's mich auf. — (17. Dec.) — Schon lange nichts Göttliches mehr! Eitelkeit, Neid, Haß, Zorn; o, was soll aus mir werden! Ich habe nicht mehr Kraft, zu seufzen. Heiliger Geist, zerknirsche mich! — (18. Dec.) — Nichts gebessert. Aeußerlich Ruhe. Ich vergesse meinen Gram nach und nach. Aber mit Gott wie stehts? Lau, ohne Eifer, ohne Furcht, ohne Liebe. — (19. Dec.) — Elendes Gebet ohne Kraft und Glauben. Elende Entschließungen ohne Erfolg. Noch immer Ungeduld, Ruhmsucht, heimlich, auch wohl öffentlich. Auch Zorn und Hader. Indessen verläuft die Zeit der Gnade, und wer weiß, wie lange sie währen wird? — (1737, 6. Jan.) — Elender Zustand, wenn man sich selbst nicht besehen darf und vor dem Spiegel sich scheut! — (13. Jan.) — Ich war krank. Gott hat in dieser Zeit mich etwas von der Süßigkeit der Gläubigen schmecken lassen. O, daß ich diese Erinnerung nie wieder verlöre! — (10. Febr.) — Der Zustand meiner wankenden Gesundheit erinnert mich, an Gott zu denken. Ich danke dir, Gott, für diese Gnade, da ich sonst deiner bald vergessen würde. — (26. Febr.) — Weit schlechter, als jemals. Ich darf nicht mehr sagen, Herr, bekehre mich! Mein Herz ist zu schlimm und zu falsch. Aber was soll ich denn sagen? Herr, erbarme dich meiner, um deiner grundlosen Güte willen! — (23. März) — Unfruchtbare Entschließungen, die ich nicht in Augen gehabt und an die ich, so zu sagen, niemals gedacht; darf ich noch andere machen? — (14. April) — Mein

Vollends zum Zerrbild aber ward der Pietismus in jenen widerlichen Erscheinungen eines bald wüsten und rohen, bald scheinheiligen, dem Eigennutz oder der Sinnlichkeit schamlos zum Werkzeug dienenden Treibens, wie sie gerade um diese Zeit — im 4. und 5. Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts — vorzugsweise in einzelnen Gegenden Deutschlands hervortreten *).

Herz hängt an der Welt, so wenig es auch Ursache an der Welt findet, daran zu hangen." u. s. w. — Gellert schreibt: (2. Jan. 1761) „Ach, ich muß die heilige Schrift fleißiger und herzlicher lesen und forschen, meiner Eitelkeit mehr wehren, und auch meiner unheiligen Traurigkeit, sie ist ja große Sünde und nichts als Undank gegen Gott. — Weniger Kaffee und Tabak sollte ich auch gebrauchen; warum thue ich mir diese Gewalt nicht an? — mehr Pflichten des Berufs ausüben und die kostbare Zeit seliger nützen. Herr, laß deine Barmherzigkeit mein Herz heiligen und zum Guten willig machen! — (13. Jan.) — O Gott, laß deine Hand noch schwerer auf mir werden, wenn meine Seele nicht anders gerettet werden kann! — Wie finster ist alles in meiner Seele, und kein Gedanke will haften, und keine Vorstellung von Gottes Heiligkeit und Güte, von meinem Elende und meiner Strafwürdigkeit will in mich eindringen. — (8. April) — Nicht wohl geschlafen. Mit Finsterniß und bösem, ungläubigem Herzen aufgestanden. Gott wolle sich meiner erbarmen! — (5. Dec.) — Die beiden Monate December und November sind meinem vorigen Gemüthszustande sehr ähnlich gewesen. In dir, meine Seele, ist keine wahre Ruhe, kein Friede Gottes, keine Gewißheit des Glaubens und der Seligkeit, sondern Unruhe, Angst, Feindschaft, heimlicher Unglaube und Widersetzlichkeit gegen die Heilsordnung Gottes. Du wächsest nicht in der Einsicht der Glaubenswahrheiten, sondern deine Blindheit und Unvermögen nehmen eher zu. Du suchest und liebst Christum nicht in seinem Evangelio als das höchste Gut, und das ist ja der geistliche Tod, auf den nothwendig der ewige folgt" u. s. w. — In den letzten Lebensjahren Gellerts waren solche Gewissensbeunruhigungen bei ihm, wie sein Biograph erzählt, seltener. Merkwürdig ist, daß der in beiden Tagebüchern so sichtlich hervortretende enge Zusammenhang zwischen körperlichen und geistigen oder Gewissensbeängstigungen weder den Menschenbeobachter Gellert, noch den Arzt und Physiologen Haller auf eine andere Beurtheilung und Behandlung der betreffenden Seelenzustände hinleitete. — Einen ähnlichen Ton und Geist, wie die Tagebücher Hallers und Gellerts, athmen noch andere aus eben dieser Zeit, so z. B. das des Theologen Hartmann, woraus sehr weitläufige Auszüge gegeben sind in der Schrift: „K. Fr. Hartmann, ein Charakterbild aus der Geschichte des christlichen Lebens in Süddeutschland", entworfen von dessen Sohn G. F. Hartmann, gesichtet und ergänzt von Ehmann (1861).

*) Dieser, zum Theil sehr unlautere Pietismus trieb sein Spiel vornehmlich in dem Winkel zwischen Thüringen, Franken und Obersachsen, in den kleinen Residenzen zu Saalfeld, Ebersdorf u. s. w. Semler in seinem „Leben" (1. Bd. S. 32 ff., 38 ff.) erzählt allerhand von den pietistischen Betstunden im Speisesaal des herzogl. Schlosses zu Saalfeld, wobei übrigens die weltliche Rangordnung streng beobachtet

Aufzählung der hauptsächlichsten Erscheinungen des einseitig individuellen Empfindungslebens.

Vor solchen äußersten Verzerrungen bewahrte die Gellert'schen Kreise glücklicher Weise die inzwischen zu viel allgemeinerer Geltung gelangte freie, naturgemäße Bildung und Gesittung. Zwar ist ein gewisses pie-

wurde. Aus der angeblich geistlichen Vereinigung seien viele menschliche, sinnliche Verbindungen entstanden. „Alle Beweise von dem Leben dieser Leute im Fleische, dergleichen Beweise gar nicht selten oder unkenntlich waren, halfen nichts. Hier und da hatte ein solcher „Bekehrter" mit der Magd in Schande gelebt, — es wurde nicht untersucht, es war Verleumdung; man setzte ihn zur Noth anders wohin, wenn seine Bauern hierin zu altlutherisch blieben." — Auch von den „guten zeitlichen Absichten solcher ganz unnützen Leute" weiß Semler zu berichten. „Ehrenstellen, Aemter, Kundschaften fanden sich nun in einem neuen Zusammenhang." „So abfallend das Leben häufig in der Woche war, so gleichförmig wurden die Betstunden besucht", — „die meisten Gemüther der Theilnehmer erfuhren gar keine Besserung." — Viele der angeblich Frommen wurden auf Befehl des Herzogs, den sie ganz umstrickt hatten, auf seine Kosten mit Essen, Trinken, Holz u. s. w. reichlich versorgt; einige wohnten gar im Schlosse „blos der Erbauung wegen." „Man lief sogar im Wald umher Tag und Nacht und sang die neuen Liederchen miteinander. Der Herzog gab oft den Conversationswagen dazu her nebst der leiblichen Bewirthung; ja er war bisweilen selbst der Kutscher, um etliche fromme Schusterweiber, die viel Glaubenskraft hatten, um des Heilands willen öffentlich zu ehren." Gottesfurcht galt als ein besonderes Geschäft, „das alle andern, blos menschlichen Arbeiten und Geschicklichkeiten nicht wohl neben sich stehen ließ." Außerdem waren diese Frömmler „stets krank und schwächlich", oder gaben sich doch dafür aus. Als nach dem Absterben des Herzogs dessen Vetter von Coburg die Regierung antrat und der Wirthschaft ein Ende machte, „da war alle jene Andacht, Frömmigkeit, Kopfhängen, Augenverdrehen, Leisereden auf einmal vorbei, denn es konnte nun Niemand mehr äußerliche Vortheile sich damit verschaffen." Weiter erzählt Semler eben da: „Ueber den Seelenzustand führten manche Prediger ein großes Stadtregister; die Vorsteher der einzelnen Erbauungsstunden hatten ebenfalls dergleichen geistliche Kalender eingeführt, woraus Jeder seinen Seelenzustand in der vorigen ganzen Woche wieder hersagte. Dieses war für sehr Viele ein recht sicherer Weg, sich nun bei allen hohen und vornehmen Personen so zu empfehlen, daß sie ihre häuslichen und bürgerlichen Endzwecke auf's Allerunfehlbarste hiermit erreichten, wenn sie sich dieser geistlichen Direction nur so ganz überließen, daß dem Stolz oder dem Eigensinn oder der schon bekannten Eigenliebe des Seelenführers ganz gewiß Genüge geschah." Aehnliches berichten aus derselben Gegend Tholuck in seinen „Vermischten Schriften" (nach zeitgenössischen Quellen) und J. J. Moser in seiner „Selbstbiographie." — In Jena grassirte das pietistische Unwesen gerade um **1740** unter einem Theile der Studentenschaft ziemlich stark. Ein Sohn des bekannten Philosophen Buddeus erhenkte sich aus religiöser Melancholie. „Gelehrsamkeit galt für entbehrlich, wo nicht gar gefährlich. Prediger, nicht sowohl aus der Spener'schen Schule, als von der Abart der sich so nennenden „philadelphischen Gesellschaft", bestärkten die jungen Leute in dieser Richtung durch Reden voll lauter

tistisches Element nicht blos an Gellert selbst zu manchen Zeiten*), sondern auch an einem Theile seiner Anhänger zu bemerken**). Im Allgemeinen jedoch erscheint dieser Ton in den Gellertschen Kreisen nicht als vorherrschend, vielmehr behauptete, wie schon früher bemerkt,

Bilder in überschwenglicher Sprache.“ Das hieß man „Kraft und Saft“. — Noch schlimmer ging es in Halle. Hauswirthe hielten dort mit ihren Miethsleuten regelmäßige Betstunden. Ein Student betete täglich 3 Stunden lang auf den Knieen. Es war in diesen Kreisen ein gewöhnlicher und beliebter Unterhaltungsstoff, sich gegenseitig von dem „Durchbruch“ (der göttlichen Gnade), der „Versiegelung“ (der Gewißheit dieser Gnade), oder von den Störungen und Stockungen, die man bei diesem Seelenprocesse erfahren, vorzureden, ferner sich der Intimität mit Christo, als dem „Seelenfreund“, zu rühmen u. dgl. m. Semlers eigener Bruder ward von diesem, nicht blos ungesunden, sondern auch meist heuchlerischen Treiben angesteckt, geistig und leiblich ruinirt. Die Schilderung, die Semler von dessen Seelenzustand und Gebahren entwirft, ist so bezeichnend, daß sie, statt aller andern, zur Charakterisirung jener Verirrungen des Pietismus dienen mag. „Mein Bruder“, erzählt Semler, „war zur Rechtschaffenheit so sehr gewöhnt, daß er sie auch gegen sich selbst unverbrüchlich in Acht nahm. So leicht es also vielen Brüdern wurde, den Tag, die Stunde der Versiegelung anzugeben, von da an sie nun in lauter geistlicher, himmlischer Fröhlichkeit zu leben alle Ursache hatten und in den Rang der Kinder Gottes, die zum Durchbruch gekommen, sogleich erhoben wurden, so wenig konnte mein Bruder diese Nachahmung und geistliche Lüge sich verzeihen; es trat nichts bei ihm ein von alledem, was Andere so leicht und so unzählige Male daherredeten. Er gerieth also über die Größe seiner Sünden, die ihn allein daran hinderten, in eine ungemessene Traurigkeit, er betete nicht nur, er winselte halbe Nächte vor dem Heilande, aber es fand sich keine Veränderung in seinem Bewußtsein. Er aß selten Fleisch, kein Weißbrot oder Semmel, er hielt sich ganz unwerth sogar seines Daseins.“ — „Meine Mutter weinte über ihren Sohn, der nun unsere Stütze sein konnte, wenn ihn nicht solche unwahre einzelne Gestalten verdorben hätten. Mein Vater mißbilligte dieß Alles noch ernsthafter und holte aus der Dogmatik und Polemik so weit aus, daß sich wohl verstand, wofür er diese neuen Seelenanstalten hielt. Jedoch mein Bruder gab zu verstehen, daß auch mein Vater diesen engen Weg noch nicht gegangen sei. Es war ihm also nicht zu helfen.“

*) Dahin gehört (nächst dem in der Note zu S. 54 Mitgetheilten) auch das, was Goethe (aus dem Jahre 1768) erzählt, daß Gellert die jungen Leute, die bei ihm Rath und Anweisung für ihren Bildungsgang suchten, nur immer gefragt habe, ob sie fleißig zur Kirche gingen.

) In den Gellert'schen Briefwechseln finden sich davon mehrfache Andeutungen. So schreibt er an einen Herrn **: „Ihre Reue hat so starke Kennzeichen der Aufrichtigkeit;“ an einen Herrn L: „Wenn Ihnen meine Lieder den Dienst geleistet, den Sie ihnen zuschreiben, habe ich Ursache, Gott zu danken. Gehen Sie standhaft auf den Wegen der Religion fort!“ u. s. w.

das Bedürfniß weltlicher Bildung und die Freude daran ihr gutes Recht neben der sittlich-religiösen Erhebung. Nichtsdestoweniger begegnen wir auch hier Erscheinungen, die, wie in ihren Ursachen, so in ihren Wirkungen eine nicht zu verkennende Familienähnlichkeit mit dem Pietismus, und zwar in seiner späteren, unvortheilhafteren Gestalt, verrathen, während die Sicherheit und Selbstgewißheit einer einfachen, in sich festgeschlossenen Lebensanschauung, welche den älteren Pietismus auszeichnet, hier fast nirgends erreicht wird. Eine gewisse Unsicherheit der moralischen Haltung, eine Verzärtelung des Empfindungslebens, eine Ueberschätzung der aus diesem entspringenden Stimmungen konnte kaum ausbleiben, wenn man den Einzelnen auf der einen Seite zu einer freieren Entfaltung seiner natürlichen Gefühle anregte und ermuthigte, auf der andern aber von jeder Thätigkeitsäußerung im großen Maßstabe ängstlich zurückhielt. Die Menschen sollten natürlich denken, empfinden, handeln, und doch bestanden die vielerlei unnatürlichen Verhältnisse, in welche sie sich eingeengt, von denen sie ihr ganzes Thun und Denken unwillkürlich bestimmt fanden, unverändert fort. Man fühlte sich durch die Stärke seiner Empfindungen seinen Umgebungen entfremdet, über sie erhoben, allein, da man wirklich bessere Zustände weder irgendwo fand, noch zu schaffen vermochte, so blieb es bei dieser bloßen Flucht aus der beengenden Wirklichkeit in ein Reich der Gefühle und der Ideale. So entstand bald eine krankhafte Ueberreizung, Beunruhigung und Unsicherheit des ganzen Gemüthslebens, — da man nicht wußte, welchem Zuge man folgen sollte*) — bald ein eitles Selbst-

*) Als Beleg zu dem oben Gesagten mag hier ein längerer Auszug eines Briefes im Zusammenhange Platz finden, aus welchem einzelne Aeußerungen schon früher beiläufig erwähnt worden sind. Ein junges Mädchen schrieb an Gellert: „Mein Herz ist von Natur weich, zu der feurigsten, zärtlichsten und beständigsten Freundschaft aufgelegt, stets bereit, alle Eindrücke des Mitleids und der Empfindlichkeit aufzunehmen, dabei aber so sehr zur Schwermuth geneigt, daß ich öfters meine Zuflucht zu Thränen nehmen muß, um dasselbe zu erleichtern. Meine Gemüthsart ist biegsam, nachgebend, ich verehre und schätze Verdienste, wo ich sie auch finde. Das Lesen guter und nützlicher Bücher ist mein liebster und angenehmster Zeitvertreib, und ohne die Schriften eines Gellerts, Cronegks, Wielands und Klopstocks würde mir das Leben eine Last sein. Eine rührende, große und edle Empfindung, ein wohlgewählter und glücklich ausgeführter Charakter haben mehr Reizungen für mich, als alle Güter und Freuden dieser Welt; aber eben diese rührenden Stellen, eben diese Empfindungen erweichen mich so sehr, daß ich mich oft in ganzen Tagen nicht genug wieder fassen kann, und

genügen und Schönthun mit den eigenen Empfindungen, — da man sittliche Regungen, welche bei natürlich geordneten Zuständen sich ganz von selbst eingestellt haben würden, jetzt, beim Mangel solcher, als etwas Außerordentliches und Hochverdienstliches ansehen zu dürfen meinte. Die Humanität des Vornehmern gegen den Geringern ward als besondere Herablassung von dem Letztern empfunden, von dem Erstern sich selbst zum Verdienst angerechnet. Ein sehr mäßiger Freimuth, den Jemand im Verkehr mit Höhergestellten zeigte, erschien als eine Kühnheit, auf die man sich wohl Etwas zugute thun könnte. Man gab sich gern das Ansehen, als mache man sich aus den Großen wenig, und war doch durch ein von ihnen gespendetes Lob, ja schon durch die gestattete Annäherung an sie jeder Zeit höchlichst geschmeichelt*). Eine menschen-

---

belehren mich dadurch von der außerordentlichen Schwäche und Weichlichkeit meines Herzens und meines Temperaments. Ich stelle mir die Gefahren und die Schwachheiten, denen ein solcher Charakter unterworfen sein muß, ohne sie zu kennen, so lebhaft vor, daß ich davor erzittere. . . . .

. . . .

Meine liebste Freundin hat der Tod schon vor einigen Jahren in eine bessere Welt versetzet, und eine andere ist seit ihrer Verheirathung kaltsinniger geworden, als es mit meinen Begriffen einer vollkommenen Freundschaft bestehen kann. Da ich nun aber meine ganze irdische Glückseligkeit in die Freundschaft gesetzet habe: so werde ich täglich mehr überzeugt, daß keine solche für mich möglich sei, auch nicht bei Veränderung meines Standes; ja ich sehe alle die Unruhen, die Beängstigungen voraus, denen mein allzuempfindliches Herz in dem verheiratheten Stande ausgesetzet sein würde. Dieses Alles zusammen (ich muß es zu meiner äußersten Beschämung gestehen) macht mir das Leben so verhaßt, daß mich nichts so sehr zu quälen vermag, als der Gedanke, daß mir mein Schöpfer wohl bei einer so dauerhaften Natur, als ich besitze, ein langes Leben bestimmt haben möchte."

*) Den im Obigen geschilderten Eindruck machen fast durchweg die Correspondenzen Gellerts mit Vornehmern, sowie seine Erzählungen von seinen persönlichen Begegnungen mit solchen. Jede ihm von Hochgestellten erwiesene Auszeichnung berichtet er auf's Breiteste, und nicht blos an einen, sondern meist fast gleichlautend an mehrere Correspondenten (bez. Correspondentinnen), — fast immer aber mit der Miene eines Mannes, der entweder, im Gefühl seiner Menschenwürde, aus einer Bevorzugung solcher Art sich nichts mache, oder aus Bescheidenheit sie von sich ablehne (vgl. insbesondere den Briefwechsel mit Frl. v. Schönfeld und Dem. Lucius). Als Friedrich II. ihn rufen läßt, „betet er erst, damit er Nichts wider sein Gewissen reden möchte", — so wenig ist er seiner selbst sicher. — „Gott wird mir Muth und Klugheit geben (schreibt er an Frl. v Sch. — S. 181), die Ehre der christlichen Religion gegen alle Könige zu bekennen und, wo ich kann, zu retten." Nach der Unterredung rühmt er sich gegen Rabener: „er habe ganz gegen seinen Charakter, ohne

freundliche oder gemeinnützige Handlung, dergleichen heut täglich zahllose verübt werden, ohne daß davon besonders die Rede ist, versetzte Den, der sie gethan, bei der Mittheilung davon an Andere (welche selten unterblieb), sowie diese Andern beim Anhören einer solchen Mittheilung jedesmal in die größte Rührung. Ueberhaupt liebte man es in diesen Kreisen, sich gegenseitig durch Schilderungen, bald der eignen, bald der fremden Vortrefflichkeiten, oft bis zu Thränen, zu rühren*). Wenn derartige Selbstschilderungen bisweilen die Maske einer gewissen Verschämtheit oder Bescheidenheit vornehmen, so blickt doch die Eitelkeit nur um so koketter dahinter hervor**). Andere Male wieder scheint es, als

die geringste Furcht, ohne Begierde zu gefallen, blos das, was Wahrheit und Ehrerbietung geboten, geredet, und eben deswegen gefallen." — Weniger scrupulös, als sein Freund Rabener (s. oben S. 17), berichtet er mit Befriedigung von den Einladungen zu d'Argens, sowie zum englischen Gesandten, desgleichen von den Bittschriften, welche die Leute ihm brächten, damit er sie bei Friedrich dem Großen befürworte u. s. w. Dann aber plötzlich wieder den Philosophen spielend, setzt er hinzu: „Aber ist denn Friedrichs Lob vor dem Richterstuhle der Vernunft und des Gewissens mehr, als das eines andern Menschen?" — Ein anderes Mal erzählt Gellert in einem gewissen ironischen Tone: er habe einem Grafen „zehnmal" aufzuwarten versucht, aber immer vor den vielen Supplicanten mit Dedicationen u. s. w. nicht zu ihm gelangen können, und sei deshalb fortgegangen. Er scheint damit andeuten zu wollen, er gehöre nicht zu denen, die sich bittstellernd zu den Großen drängen. Aber gleich darauf ersucht er einen Andern, dem Grafen ein Schreiben von ihm zu überreichen, und setzt hinzu: „Bitten Sie um seine fernere Gnade für mich, wenn ich sie verdiene!"

*) Gellert schreibt an einen Freund, Borchward: „Rabener schließt seinen Brief an mich mit einer Stelle, die mich beinahe vor Empfindung getödtet hat. „„Ich danke Gott"", sagt er, „„daß Sie mein Freund sind."" Als Rabener auf Gellerts dereinstigen Tod den Vers gedichtet hatte: „Die Erde weinete, der Himmel freute sich", schrieb Gellert: „Ich zitterte, als ich an die Stelle kam, „„der Himmel freute sich""; indeß konnte er doch nicht umhin, diesen Vers mehreren seiner Correspondentinnen mitzutheilen (s. „Briefw. mit Dem. Lucius", S. 99, „Briefe an Frl. v. Sch.", S. 112).

**) In Gellert selbst war, bei aller scheinbaren Demuth des Frommen und Weltverachtung des Philosophen, doch ein gut Theil Eitelkeit. Wir haben schon oben einige Proben davon mitgetheilt. „Er selbst gestand" (so berichtet sein Biograph Cramer), „seine Neigung zur Eitelkeit mit einem ernstlichen Mißvergnügen daran." In seinen Briefen, wie in seinem Tagebuch, klagt er sich öfters der Eitelkeit an, verfällt aber im Augenblick darauf wieder in denselben Fehler. Vgl. „Briefe", S. 99, „Nachtrag zu Gellerts freundsch. Briefen", S. 59, 67, 68. — Als er einmal nach der Rückkehr von Karlsbad sich schlechter befindet, schreibt er an Dem. L. (S. 363): „So demüthigt mich Gott, damit der Beifall der Menschen mein Herz nicht mit Stolz

wolle man durch den gegenseitigen Austausch von Gefühlen sich selbst erst in diesen bestärken, sich die Gewißheit verschaffen, daß man damit nicht allein stehe, sondern viele Gleichgesinnte habe. Eine stete Wiederanfrischung des innern Gefühlslebens durch äußere Erregungen ist den „empfindlichen" Seelen überhaupt Bedürfniß. Daher die ausgedehnte und wichtige Rolle, welche in diesen Kreisen die Briefwechsel spielen. Man begnügt sich nicht damit, an Dutzende von „Freunden" und „Freundinnen" Briefe zu schreiben und von ihnen solche zu empfangen*), sondern man läßt sich auch von seinen Correspondenten Briefe, welche diese von Dritten erhalten haben, mittheilen, und theilt seinerseits ihnen solche von Andern mit. Wenn man sich auch gar nichts zu schreiben hat, als daß man eben nichts zu schreiben habe**), so muß doch selbst dies Stoff zu einem Briefe geben; weiß man doch, daß der bloße Empfang eines Briefes dem Empfänger die Freude und Beruhigung gewährt, sich in einem ununterbrochenen, gleichsam magnetischen Rapporte mit Gleichgestimmten, mit „Freunden" zu wissen. Denn „Freund" heißt hier Jeder, der durch seine Betheiligung an diesem gegenseitigen Austausche von Gefühlsäußerungen sein „gutes, empfindliches Herz", seinen Sinn für „Tugend" und „Freundschaft" beweist; eine weitere Bürgschaft erscheint nicht nothwendig; der erste beste Fremde, völlig Unbekannte, sobald er nur in diesen Ton einstimmt, wird als Freund begrüßt, und man bedenkt sich nicht, sein Herz vor ihm aufzuschließen. Freundschaftserklärungen und Betheuerungen der Zärtlichkeit nehmen daher in diesen

---

und Vertrauen zu mir aufblähe", — eine Auffassungsweise, die ebensowohl vom religiösen, wie vom natürlich-vernünftigen Standpunkte aus höchst sonderbar erscheint.

*) Gellert selbst „erschrickt fast" über die Menge der Correspondenten der Dem. Lucius; sie rechtfertigt sich: sie besuche keine Gesellschaften, wende die dadurch ersparte Zeit lieber zum Briefschreiben an („Briefw. mit Dem. L.", S. 123). Ebenda ist einmal (S. 551) die Rede von einem „gleichgültigen Briefwechsel", den man „zur Uebung und Belustigung" unterhalte. — Es scheint damals eine Art von geistigem Luxus oder Ehrgeiz gewesen zu sein, möglichst viele Correspondenten und namentlich solche zu haben, die einen gewissen Ruf als anmuthige, geist- oder empfindungsreiche Briefschreiber besaßen. Gellert selbst gab seine „Briefe nebst einer praktischen Abhandlung über den guten Geschmack in Briefen" ausdrücklich, wie er im Vorworte sagt, zu dem Zwecke heraus, „junge Leute, und insonderheit das Frauenzimmer, zu einer natürlichen Schreibart zu ermuntern."

**) Gellert klagt selbst einmal, er habe eine Menge Briefe zu beantworten, „in denen nichts steht, als daß ich antworten soll, und auf die ich nichts zu antworten weiß" („Briefe", S. 141).

Briefwechseln meist einen sehr breiten Raum ein, und, als ob man sich der Leerheit und Unsicherheit dieser auf bloßen Gefühlsäußerungen beruhenden Freundschaften bewußt wäre, scheint man durch häufige Wiederholung solcher Aeußerungen die Leere ausfüllen und des ungewissen Besitzes sich versichern zu wollen*). So sucht man sich, nicht unähnlich darin den sog. „Frommen" oder „Stillen im Lande", als eine besondere Gemeinschaft von Auserwählten — „eine eigene Familie" (wie es Gellert selbst ausdrückt) — unter einander ab- und zusammenzuschließen**).

Die bisher bezeichneten Erscheinungen eines durch Ueberspannung krankhaft gereizten und durch Verzärtelung einseitig gewordenen Empfindungslebens bewegten sich indeß doch vorzugsweise nur im Bereiche

*) Beispielsweise enthalten von den „Briefen" Gellerts der 41. 42. 43. 47. 48. fast nur solche Versicherungen und Betheuerungen der Freundschaft. In dem letzten heißt es: „Ich weiß mir kein edleres Vergnügen, als wenn ich meine Freunde in Gedanken sammle und mich mit diesen rechtschaffenen Männern so betrachte, als ob wir eine eigene Familie in der Welt ausmachten. Bei Allen finde ich einerlei Geschmack, Ein empfindliches und großes Herz." — Ebenso besteht Brief 11 wesentlich nur in der Aufforderung: „Sagen Sie mir, daß Sie mein Freund sind!" — Brief 12 in der Versicherung: „Wenn ich Ihnen auch keine Antwort schuldig wäre, würde ich doch schreiben und sagen, wie sehr ich Ihr Freund bin." — An einen ihm persönlich ganz fremden Prediger, der ihm „Erzählungen" eingeschickt hat, schreibt er (Brief 18 und 19): „Was ist es für eine Wollust um das Gefühl der Freundschaft!" — „Ich liebe Sie so sehr!" — Einem „hochwohlgebornen Herrn" schreibt er nur zu dem Ende, um ihm zu sagen, „daß er vor Andern sein Freund sei, daß er ihn wegen seiner Tugend hochschätze." — Sogleich in Brief 1 beschreibt Gellert das Verhältniß der Freundschaft so: „Freunde müssen wie Verliebte von der Freundschaft reden können, ohne dabei müde zu werden." — „Mögen Andere ihre Blätter mit täglichen Neuigkeiten füllen, wir wollen sie mit den Empfindungen unseres Herzens anfangen und abschließen. Es ist für mich eine Sache von der größten Wichtigkeit, Ihr Freund zu sein, und ich fühle so viel Vergnügen dabei, wenn ich's Ihnen sage, daß ich's Ihnen ganz gewiß noch viele hundert Male sagen werde." — (Aehnlich Rabener: „Ich habe heut an Cramer zwei Bogen voll freundschaftlichen Nichts geschrieben; nach Kopenhagen, Hamburg, Braunschweig, Dresden, Bernstadt in Schlesien habe ich nichts Wichtigeres geschrieben, und nun fange ich auch mit Ihnen an zu plaudern." — „Briefe", S. 199.) Endlich noch eine Probe des damals üblichen empfindsamen Briefstyls von einer der Correspondentinnen Gellerts. Dem. Lucius schreibt an Gellert („Briefw.", S. 123): „Welch' ein Segen des Himmels ist tugendhafte Freundschaft! welcher Anblick schöner, als der einer edlen und gefühlvollen Seele? welche Quelle menschlicher Glückseligkeit reicher, als das heilige Bedürfniß, das solche Seelen einigt?"

**) Vgl. u. A. „Briefw. mit Dem. L.", S. 83 und sonst.

der Stimmungen des Einzelnen, des geselligen oder, so weit sie sich dort reflectirten, des literarischen Verkehrs. Sie machten jene ersteren häufig trübe und gedrückt, oder schwärmerisch überschwänglich, diesen letzteren eintönig und langweilig. Allein ungleich bedenklicher war eine andere Reihe von Wirkungen, die, aus der gleichen Ursache entspringend, auf das Gebiet der sittlichen und socialen Anschauungen hinübergriff. Da man sich von vornherein beschied, die bestehenden Einrichtungen in Staat und Gesellschaft und die dadurch bedingten Formen menschlichen Zusammenlebens weder ändern zu können, noch auch nur ändern zu wollen, doch aber das geheime Gefühl hatte, daß darin der Grund mancher unnatürlichen und ungerechtfertigten Handlungen des Einzelnen liege, so fand man sich unwillkürlich dahin gebracht, auch an diese letzteren einen andern Maßstab, als den der vollen sittlichen Strenge, anzulegen, Manches zu entschuldigen, was man eigentlich hätte streng verurtheilen müssen, Manches sogar schön zu finden, was keineswegs sittlich tadellos war.

So entstand jene, wie es ein zeitgenössischer Kritiker ausdrückt*), „mehr auf Stimmungen, als auf Grundsätzen ruhende", casuistische, d. h. den einzelnen Fall immer nach besondern Rücksichten beurtheilende Moral, welcher wir nur zu häufig bei Gellert und in den Gellert'schen Kreisen begegnen. In der Duldung und Beschönigung gesellschaftlicher Mißstände geht man so weit, daß man nicht allein das Fortbestehen solcher, die man als Uebel anerkennt, für nothwendig erklärt, „weil sonst die Menschen den Drang nach einer bessern Welt verlernen möchten", sondern daß man sich nicht scheut, einzelnen derselben sogar den Stempel von Einrichtungen der göttlichen Vorsehung zur Glückseligkeit der Menschen aufzudrücken. Wenn unsere heutige Menschenliebe ihre höchste Aufgabe darin sucht, dem Einzelnen die Möglichkeit und Fähigkeit zu verschaffen, für sich selbst zu sorgen und fremder Hülfe, fremden Mitleids wo möglich gänzlich zu entrathen, so schien man damals beinahe eine gewisse Wollust darin zu finden, Andere in bedrängten oder doch in minder günstigen Verhältnissen zu wissen, gleichsam um nur recht viel Stoff für die Uebung der privaten Tugenden der Wohlthätigkeit oder doch des Mitleids zu haben. Und auf der andern Seite fehlte es dann natürlich auch nicht an Solchen, welche es bequemer fanden, statt sich selbst anzu-

*) Einer der Verfasser des „Briefw. über den Werth einiger deutscher Dichter."

strengen, an die empfindlichen Herzen ihrer Nebenmenschen zu appelliren und ihre Hülfe zu beanspruchen*). Eine Correspondentin Gellerts klagt, daß ein junges strebsames Talent ihrer Bekanntschaft aus Mangel an Protection (ohne welche es damals nur schwer ein Fortkommen gab), darben und verkümmern müsse, setzt aber sogleich hinzu: „Aber freilich, wäre Alles nach den Gesetzen der Billigkeit abgemessen, jeder Tugendhafte so glücklich, als er es zu verdienen scheint, so würden wir wenig an diejenige Welt denken, wo die Gerechtigkeit allein herrschen soll“**).

Als dieselbe Freundin ihm ihre Gewissensbeunruhigung darüber mittheilt, daß sie durch einen Lotteriegewinnst in den Besitz von Glücksgütern ohne ihr Zuthun und Verdienst gekommen sei, antwortet ihr Gellert: „Dieser Glücksfall ist ja auch ein Beweis der göttlichen Vorsehung“***), — eine wahrhaft blasphemische Aeußerung, wenn man bedenkt, wie eben damals allerwärts in Deutschland die Lotterie, und namentlich das Zahlenlotto, von habsüchtigen und verschwenderischen Regierungen eingeführt ward, um mit dem den Unterthanen abgelockten Gelde den nimmersatten fürstlichen Seckel zu füllen. Diese Verkehrung eines, sittlich und volkswirthschaftlich so schädlichen Misbrauchs in eine gute und wohlthätige Einrichtung wird dadurch nicht gerechtfertigt, daß Gellert ein anderes Mal — in dem Lustspiel „Das Loos in der Lotterie“ — einen Lotteriegewinnst als Belohnung der Tugend †) und

*) Wie dabei bisweilen diese hochgesteigerten Ansprüche von der einen Seite mit dem nicht gleich großen Maße, sei es des wirklichen Vermögens, sei es der Willfährigkeit zum Helfen, auf der Gegenseite in ein eigenthümliches Mißverhältniß kommen, davon finden wir bei Gellert selbst eine bezeichnende Kundgebung. In den „Briefen an Frl. von Schönfeld“, S. 98, schreibt derselbe, er habe einen Brief von einem Vetter erhalten. „Nun, was wird darin stehen? Meine Vettern haben mir immer viel Noth gemacht. Was dächten Sie wohl, mein gnädiges Fräulein? Ich soll dem Menschen 400 Thlr. Geld leihen. Der Affe! Es ist eine Frage, ob ich so viel hundert Groschen habe. „Er wüßte, ich hätte viel Menschenliebe.“ Alle Leute machen mir die Schmeichelei, wenn sie Etwas bei mir suchen. „Ich hätte immer als ein Vater an ihm gehandelt.“ Das will ich auch jetzt thun und als Vater ihm sagen, daß er nicht klug ist, daß er zu Hahnemann (ein Banquier in L.) gehen soll, wenn er Geld braucht.“

**) „Briefw. mit Dem. L.“, S. 120.

***) Ebenda, S. 490.

†) „Für die Tugend“ war die damals häufig auf Lotterielosen angebrachte Devise, wodurch man die Menschen mit ebenso unklaren sittlichen, als volkswirthschaftlichen Vorstellungen anzulocken suchte, eine Unklarheit, welcher Gellert hier auf bedenkliche Weise Vorschub leistet (vgl. Gellerts „Werke“, 3. Thl., S. 331).

als ersehntes Mittel der Wohlthätigkeit gegen Andere darstellt. Man kann leicht wohlthun, wenn man die Mittel dazu nicht erwirbt, sondern durch einen Glücksfall mühelos erhält; das kurz vorher der Genügsamkeit gespendete Lob verliert wieder seine Kraft, wenn schließlich doch alle Wünsche ihre Befriedigung finden, und die Zuschauer jenes Lustspiels werden zwar gewiß sehr gerührt über die von Frau Damon, Karolinchen und Herrn Anton wetteifernd geäußerten „tugendhaften" Gesinnungen, aber ebenso gewiß in der herrschenden Meinung von der Vortrefflichkeit der Lotterie — als einer Veranstaltung, die zur Bethätigung so schöner Gesinnungen Anlaß gebe — bestärkt nach Hause gegangen sein.

Bei diesem unbedingten Respect vor dem Bestehenden in Staat und Gesellschaft mußte Gellert natürlich allemal nicht wenig in Verlegenheit kommen, wenn Anfragen, wie die des jungen adligen Duellanten *), ihn in die Mitte zwischen zwei unvereinbare Rücksichten stellten. Er wagte nicht, den Standesbegriff von Ehre, dessen Ausfluß das Duell ist, schlechthin zu verdammen, er wagte ebensowenig, dem Gesetz, welches das Duell verpönte, und dem Moralgebot der Sanftmuth und Menschlichkeit, welches er selbst so oft eingeschärft, zu widersprechen, und so wußte er sich nicht anders zu helfen, als dadurch, daß er mit der guten Absicht oder Gesinnung entschuldigte, was an sich als unsittlich zu verurtheilen er nicht wohl umhin konnte **).

*) S. oben S. 23.

**) Der betreffende Brief an den jungen Officier ist so charakteristisch für die ganze durch Gellert vertretene Richtung, daß er hier eine Stelle finden mag. Er ist in den „Briefen an Frl. v. Schönfeld", S. 82 ff., abgedruckt und lautet so: „Auch wenn Sie fehlen, fehlen Sie noch fromm; und, so wenig ich die Größe Ihres Fehltritts verringern will, so ist doch die Größe der Reue, die Sie empfinden, eben so gewiß ein untrüglicher Beweis eines guten Herzens, als die That ein Beweis Ihrer Schwachheit ist. Ja, liebster Freund, ein bewilligtes Duell ist eine Empörung wider Gott, und das Ihrige ist es nicht weniger, allein es hat doch in Ansehung seines Ursprungs etwas, das es vielleicht von allen Duellen in der Welt unterscheidet. Sie geriethen in eine gewisse Heftigkeit, weil man Sie in dem Gottesdienst ohne dringende Noth störte, und dieser Eifer, der im Grunde nichts als rühmliche Tugend ist, verleitete Sie, hitziger zu reden, als Sie gegen einen Vorgesetzten hätten reden sollen, eine Uebereilung, deren nur die besten Menschen fähig sind. Hätte der Major, wer er auch seinem Charakter nach ist, die Quelle Ihrer Hitze sehen können: so würde er Sie bewundert und heimlich geliebt, nicht aber beschimpft und bis zum Duell gehaßt haben. Diese Ursache Ihres bezeugten Unwillens und des daraus entstandenen Duells macht mir Sie mitten auf dem mörderischen Kampfplatze, den das Gewissen und die Religion

Besonders zu Gunsten Vornehmer läßt Gellert — wie viel er auch sonst immer von der „Gleichheit aller Menschen vor Vernunft und Gewissen" spricht*) — von der Strenge der bürgerlichen Moral gern Etwas nach; ja er scheint es Personen von ausgezeichneter gesellschaftlicher Stellung beinahe schon als ein Großes anzurechnen, wenn sie mit solchen Handlungen, die er an Leuten gewöhnlichen Schlags wahrscheinlich einfach verurtheilen würde, sich entweder durch irgend eine äußerliche Ausgleichung, oder auch nur durch eine, ziemlich wohlfeile, Kundgebung gefühlvoller Regungen übel und böse abzufinden suchen**).

Als ihm über einen Mann, „den er hochschätzt" (aller Vermuthung nach einen Höhergestellten), ungünstige Gerüchte in Bezug auf dessen sittliches Verhalten zugehen, will er lieber gar nichts davon hören, um seine gute Meinung von ihm nicht ändern zu müssen, denn „er wünschte, daß alle Menschen gut wären."***)

---

verabscheut, bald bedauernswürdig, bald ehrwürdig. Genug, ich preise Gott mit Ihnen, daß er Sie so barmherzig bewahret und Ihnen das Leben zum zweiten Male, und selbst in dem Augenblicke, da Sie es verachteten, geschenket hat. So hoch der Himmel über der Erde ist, läßt er seine Gnade walten über die, so ihn fürchten, auch in der Stunde, wenn sie fallen."

*) S. oben S. 43.

**) In der „Schwedischen Gräfin" erlaubt der alte Graf seinem Sohne, seine bürgerliche Geliebte mit auf Reisen zu nehmen, „um ihn von größern Ausschweifungen abzuhalten." Als aber der junge Graf sich standesmäßig verheirathen soll, entsagt jene ihm freiwillig (obschon sie sich ihm nur gegen das Versprechen der Ehe ergeben hatte), weil sie hört, daß er sonst „sein Glück bei Hofe verscherzen würde." Die junge Gräfin findet dieses Benehmen Karolinens „sehr tugendhaft" (natürlich! sie hat ja den Vortheil von dieser Entsagung), aber ebenso auch das des Grafen, der, nachdem er Karolinen verlassen, ihr — wie großmüthig! — eine Summe Geldes zum Unterhalte aussetzt. — Der Graf wird vom Hofe verbannt, weil seine Frau, die Gräfin, tugendhafter Weise den Verführungen eines Prinzen widersteht. Dieser selbe Prinz trifft die Eheleute später in England wieder, spricht sich reuevoll über seine jugendliche Schwachheit und lobend über die Tugend der Gräfin aus, bietet dem Paare seine Vermittelung zur Rückkehr an den Hof an u. s. w., und wird dafür mit einem kleinen Heiligenscheine, als ein „gefühlvoller Mensch", umgeben. —

***) „Briefw. mit Dem. Lucius." — Es erinnert dies an einen ähnlichen Charakterzug, den von Spener Leibnitz berichtet. In einem Briefe an Chr. Junker, vom 11. Febr. 1711, sagt Leibnitz von Spener: „Er bediente sich als Werkzeuge auch solcher Männer, deren Leben und Sitten er nicht achtete, die er aber durch seine Rathschläge lenken zu können glaubte, und bei ihnen entschuldigte und vertuschte er, was er bei Andern laut getadelt hätte." (S. Jul. Schmidt „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland", S. 331.) Vergl. 2. Bd., 1. Abth., S. 343.

Mit derselben Inconsequenz sehen wir den so tugendstrengen und gefühlvollen Mann sich als Schriftsteller in der Ausmalung von Verhältnissen gefallen, welche jedes gesunde, natürliche Gefühl als anwidernd verwerfen muß, und fast gewinnt es den Anschein, als ob er seine Helden und Heldinnen absichtlich nur darum in die unnatürlichsten und sittlich bedenklichsten Lagen versetze, um ihre empfindsamen und tugendhaften Gesinnungen desto glänzender leuchten zu lassen*).

Auch in Gellerts pädagogischen Ansichten verschmelzen Natur und Unnatur, eine verständig menschliche und bürgerliche Lebensanschauung

*) Es ist bekannt, daß, als Varnhagen einmal den Inhalt der „Schwedischen Gräfin" in einer Gesellschaft vortrug, ohne Titel und Verfasser des Romans zu nennen, die meisten der Zuhörer darin ein Erzeugniß des „jungen Deutschland" zu erkennen glaubten. — Es genüge, einige der bedenklichsten Situationen aus diesem Romane anzuführen. Von dem Verhältniß des Grafen zu seiner bürgerlichen Geliebten war schon die Rede. Als der Graf angeblich an seinen Wunden im Felde gestorben ist, heirathet die Gräfin nach einiger Zeit einen vertrauten Freund desselben, Herrn R. Jene ehemalige Geliebte des Grafen zieht, auf Bitten der Gräfin, in ihre Nähe und lebt im vertrauten Verkehr mit Herrn und Frau R. Nach Jahren kommt jedoch der todtgeglaubte Graf aus russischer Gefangenschaft zurück. Herr R., die älteren Rechte respektirend, tritt ihm die Gräfin wieder ab und will sich entfernen, natürlich nicht, ohne einen rührenden Brief voll Großmuth und Entsagung zurückzulassen. Allein der Graf besteht darauf, daß Herr R. dableiben und täglich mit ihnen verkehren muß. Ja er macht sich das besondere Vergnügen, in seiner Gegenwart die Gräfin zu liebkosen, indem er scherzend sagt: das solle seine Strafe dafür sein, daß er ihm die Gräfin abwendig gemacht. Und, zur Gräfin gewendet: sie räche sich ja auch an ihm durch die Gegenwart Carolinens. Ferner läßt die Gräfin in einem ihrer Briefe einfließen: Herr R. sei „sehr tugendhaft", denn sie „möchte leicht so viel Schwachheit gehabt haben, ihn anzuhören, wenn er an die vorigen Zeiten gedacht hätte", ja sie hätte wohl auch „durch manchen stummen Blick ihm ein Bekenntniß der vorigen Liebe gethan." — Neben dem Hauptroman geht als Episode her die leidenschaftliche Liebe des Sohnes und der Tochter Carolinens zu einander, die sich finden, ohne sich zu kennen. Es kommt bis zur Heirath — erst nach dieser tritt die Entdeckung ein; zum Glück stirbt der Mann, die Wittwe heirathet nach einiger Zeit einen vermeintlichen Freund desselben, der sich aber später als sein Mörder ausweist. Also: erst Maitressenwirthschaft, dann das unnatürliche und für ein gesundes sittliches Gefühl unerträgliche Zusammenleben von vier Menschen, die in solchen Beziehungen zu einander gestanden haben, wie der Graf, die Gräfin, Herr R. und Caroline, dazu endlich, als Würze, Blutschande, Verrätherei, Meuchelmord — dies Alles aber mit einer breiten Brühe rührender und tugendhafter „Empfindungen" übergossen! — Nicht viel anders ist es in den Lustspielen Gellerts. —

und eine ängstliche Rücksichtnahme auf die Forderungen der, damals noch wesentlich aristokratisch zugespitzten Gesellschaftsordnung zu dem wunderbarsten Gemisch. Seine Erziehungslehre beginnt mit der Empfehlung einer naturgemäßen Pflege des Körpers und einer vernünftigen Ausbildung des Geistes — ganz im Sinne Rousseau's —, so daß man glauben könnte, Gellert wolle ein Geschlecht heranbilden, stark genug, um auf eignen Füßen zu stehen und dem eingewurzelten Unwesen der Ueberfeinerung, der Charakterlosigkeit, des höfischen Knechtssinnes ein Ende zu machen —; allein weiterhin verläuft sie in eine Lehre der Wohlanständigkeit und der feinen Sitten, in eine Anweisung zum Fortkommen im Leben und zu einer „guten Carriere“, ganz im hergebrachten Style der damaligen Zeit*).

„Laßt ihn machen!“ sagte ein vornehmer Besucher der Gellert'schen Vorlesungen, „er erzieht uns Duckmäuser.“**) Und, in der That, wenn Dies auch nicht die Absicht Gellerts war, so war es doch sicherlich nur zu leicht die Wirkung einer solchen, viel zu weichlichen und zu rücksichtsvollen, viel zu wenig männlichen und willensstarken Moral.

Schlußbetrachtung über die von Gellert angeregte Lebensanschauung nach ihren allgemeinen kulturgeschichtlichen Wirkungen.

So bietet die von Gellert ausgegangene neue Lebensanschauung — oder, sagen wir vielleicht besser, Stimmung — der kulturgeschichtlichen Betrachtung eine doppelte Seite dar. Unzweifelhaft war es ein Fortschritt zu nennen, daß man sich gewöhnte, im geselligen Verkehr natürlicher, mittheilsamer, minder zurückhaltend und förmlich zu sein, in der ganzen Lebensführung nicht mehr blos dem äußern Zwange des Gesetzes, oder der, oftmals sehr zweideutigen, Regel der Convenienz, sondern der innern Stimme des Herzens, der eigenen sittlichen Empfindung zu folgen, insbesondere das, bisher so vielfach mißachtete, einfache Verhältniß von

*) S. Gellerts „Moralische Vorlesungen.“ In einem Briefe („Briefe“, S. 19) an Jemand, der ihn wegen der Erziehung eines 10jährigen „jungen Herrn vom Stande“ um Rath gefragt, empfiehlt Gellert, denselben „aus dem Hause und mit einem Hofmeister nach Leipzig zu schicken.“ „Auf diese Weise“, bemerkt er, „ist auch der junge Graf von *** als Kind nach Leipzig gekommen, und so noch etliche junge Herren vom Stande. Der Vortheil ist groß: sie fangen etliche Jahre eher an zu leben [mit 10 Jahren!], und hören etliche Jahre eher auf, Kinder zu sein.“ [Welch' traurige pädagogische Weisheit im Munde eines „Menschenfreundes“!]

**) „Laissez le faire, il nous forme des dupes.“ („Goethe's Werke“, 25. Bd., S. 127.)

Mensch zu Mensch in seiner Reinheit und Würde neben, ja womöglich über den künstlichen Standes- und Klassenverhältnissen herzustellen. Dadurch kam in die Geselligkeit mehr Wärme und Zutraulichkeit, in die Sittlichkeit ein größerer Ernst, in die allgemeine Bildung mehr Freiheit und Beweglichkeit, in das ganze Zusammenleben der Menschen mehr Gegenseitigkeit, Billigkeit und Wohlwollen. Was Gellert hier, allerdings mit zum Theil noch unsicherer Hand, ausstreute, Das waren die ersten Keime jener edlen Humanitätsbestrebungen, die in den folgenden Perioden, unter der kräftigeren Pflege eines Klopstock, eines Herder u. A., und beim Hinzutritt neuer unterstützender Momente im äußeren Leben, der deutschen Bildung und Gesittung vielfach herrliche Frucht trugen.

Auf der andern Seite tritt in dem Gebahren Gellerts und seiner Kreise ebensoviel Unnatur, als Natur, ebensoviel Unwahrheit und Schein, als Wahrheit und Wesenheit, zu Tage. Die Geselligkeit, kaum erst durch die Aufnahme eines neuen, fruchtbaren Elements, der größern Expansion des Gefühlslebens und der ungezwungeneren Mittheilsamkeit, einigermaßen belebt und vermannigfaltigt, ward alsbald wieder durch das Uebermaß der Empfindung zur Einförmigkeit und Langeweile verurtheilt. Die Sittlichkeit, lediglich auf individuellen, nur zu oft unklaren Gefühlsregungen fußend und dabei noch zwischen allerlei Rücksichten eingeklemmt, ward unsicher und gerieth in's Schwanken. Die ganze Stimmung der Gesellschaft erhielt etwas Ungesundes, Kränkelndes, Verweichlichtes. Das weibliche Element gewann, wie in Gellerts persönlichem Umgang und in seiner eignen Empfindungsweise, so in der ganzen durch ihn verbreiteten Lebensrichtung ein ungebührliches Uebergewicht. Die Frauen überboten einander in zärtlichen, schwärmerischen, auch wohl schwermüthigen Empfindungen*), und die Männer wurden zum Theil davon angesteckt. Wenn die Letzteren bis dahin nuk zu oft die Tyrannen im Hause gespielt hatten, so hörten sie jetzt bisweilen fast auf, Männer zu sein, wurden geschwätzig, weichlich, überempfindsam. Das eine Uebel ward geheilt, aber durch ein anderes, kaum weniger schlimmes. Die Absicht, die Unebenheiten und Schärfen des alltäglichen Verkehrs (die am Stärksten da hervortreten, wo die Menschen, beim Mangel großer öffentlicher Verhältnisse, gänzlich auf das Zusammenleben in diesen

*) „Jede Schulmeisterstochter meint, sie müsse ein „„Julchen““ sein“, sagt der eine der Verfasser der oft citirten „Briefe über den Werth“ u. s. w.

engsten Kreisen beschränkt sind) durch die Ausbreitung sanfter, menschenfreundlicher Gesinnungen möglichst abzustumpfen, die kleinen Privatleidenschaften des Menschen durch die entgegengesetzten Tugenden zu bekämpfen, war sicherlich zu loben; allein man übersah, daß Dies auf wahrhaft wirksame und nachhaltige Weise nur durch die läuternde Ablenkung der menschlichen Triebe auf große, allgemeine Interessen — wie sie ein freies öffentliches und nationales Leben bietet — geschehen kann, daß aber auf dem Wege, auf welchem man hier zu dem gleichen Ziele zu gelangen suchte, die Willenskraft des Menschen selbst abgetödtet oder doch unter dem Uebermaße „sanfter", „zärtlicher" Empfindungen erstickt wird *). Im Privatverkehr waren Leute aus Gellerts Schule in der Regel gewiß höchst liebenswürdig und umgänglich — wohlwollend, billigdenkend, theilnahmevoll —, allein, wie schon ein Zeitgenosse treffend bemerkte **), „ein Staat von lauter Gellerts" — d. h. von lauter empfindsamen, nur Wohlwollen und Sanftmuth athmenden Individuen — „wäre unglücklich."

Die Hallesche Dichterschule: Lange, Pyra, Gleim, Uz, Götz.

Ungefähr gleichzeitig mit der jungen Leipziger Schule, deren Mittelpunkt die „Bremer Beiträge" waren, zum Theil sogar noch etwas früher, hatte sich in dem benachbarten Halle ein ähnlicher Kreis dichterischer Talente zusammengefunden. Es waren ebenfalls junge Leute, Studenten oder unlängst der Universität Entwachsene. Auch sie hatten ihre Laufbahn in Gottsched's Schule begonnen; auch sie waren durch den vereinten Einfluß Hagedorns und der Schweizer in andere Bahnen gelenkt worden. Mehrere davon arbeiteten eine Zeit lang für die „Bremer Beiträge", einzelne auch schon für Schwabe's „Belustigungen".

Indessen war doch der Charakter dieses Halleschen Kreises in mehrfacher Hinsicht vom Anfange an ein von dem der Leipziger abweichender.

Die Ursachen dieser Verschiedenheit mochten zum Theil zufällige, persönliche sein, zum Theil waren sie in der örtlichen Natur der beiderseitigen Ausgangspunkte selbst begründet. Den Leipziger Freunden bot die lebhafte Handelsstadt mit ihrer bunten, aus Heimischen und Fremden gemischten Bevölkerung, mit ihrem gebildeten und leidlich unabhängigen

*) Auch diesen Gesichtspunkt haben bereits (damit wir uns in keiner Weise mit fremden Federn schmücken) die Verff. der „Briefe" u. s. w. wenigstens angedeutet.

**) Ebenda.

Bürgerthum Stoff und Anstoß zu poetischen Darstellungen aus den Kreisen des alltäglichen Lebens, zugleich, durch eine vielbesuchte Universität, eine berühmte Schaubühne, endlich als Mittelpunkt eines ausgebreiteten literarischen Verkehrs, Gelegenheit zu einer wirksamen Propaganda vorzugsweise moralischer Art. Was Wunder, wenn man sich dort einer lehrhaften oder auch satirischen Dichtweise zuwendete und dabei einerseits das Theater, andererseits den Journalismus als Hebel literarischen Einflusses benutzte.

In Halle war von dergleichen äußern Hülfsmitteln und Antrieben so gut wie Nichts vorhanden. Die jungen dichterischen Talente sahen sich wesentlich auf sich selbst und auf rein literarische Anregungen angewiesen. Unter diesen Umständen erhielt bei ihnen das lyrische Element von vornherein ein natürliches Uebergewicht, war die dichterische Produktion weniger die Wirkung einer Beobachtung gegebener Lebenszustände und einer dadurch geweckten Empfindung, als vielmehr einer künstlerischen Nachahmung fremder Muster und einer praktischen Anwendung theoretischer Regeln. Diese letzteren schöpften die jungen Dichter aus den Vorlesungen und Schriften Al. Baumgartens und Meyers — Letzterer selbst einer der Genossen dieses Kreises —, welche sich für die Ausbildung einer besondern Wissenschaft der Aesthetik eifrig bemüht zeigten.

Eine Hauptforderung dieser, auf dem Grunde Wolf'scher Ansichten auferbauten Aesthetik war die „sinnliche Vollkommenheit" der Erkenntniß und des Ausdrucks. Die Leipziger, mit ihrer mehr erzählenden, lehrhaften oder satirischen Dichtweise, faßten vorzugsweise die Deutlichkeit der Darstellung, verbunden mit einem warmen, lebhaften moralischen Gefühl, in's Auge: die Hallenser, mit ihren vorwaltend lyrischen Neigungen, brachten das Element der sinnlichen Empfindung entschiedener zur Geltung. Als besonders nachahmenswerthes Muster einer solchen sinnlich lebhaften, natürlich muntern Dichtung wurde von ihnen unter den Alten der Grieche Anakreon verehrt, als Muster einer etwas mehr gehaltenen, sinnliches Wohlbehagen mit geistiger Freiheit und Würde anmuthig verbindenden Lebensweisheit der Römer Horatius. Diesen beiden Vorbildern strebten sie eifrig nach, und bildeten so, mit ihren aus Horazischen und Anakreontischen Weisen gemischten muntern Liedern von Liebe, Freundschaft, Natur- und Lebensgenuß, einen nicht minder starken Gegensatz zu der steif conventionellen Dichtung Gottscheds, als die Genossen

der Bremer Beiträge mit ihren kleinen Fabeln, Erzählungen und komischen Epopöen aus dem Alltagsleben. Auch in Bezug auf die äußere Form sagten sie sich ausdrücklich von dem Leipziger Altmeister los, indem sie an die Stelle des einförmig klappernden Alexandriners den reimlosen Vers der Alten setzten, den sie später zwar meist wieder mit gereimten, doch aber zwangloseren Versarten vertauschten.

Daß eine solche freie und heitere Dichtweise nicht allein an dem Hauptsitze des, in seiner damaligen Gestalt vorwiegend einer düstern Auffassung des Lebens zugewendeten Pietismus entsprang, sondern auch zu ihrem ersten Urheber und Vorkämpfer den Sohn eines Hauptvertreters des Pietismus hatte, S. G. Lange, würde wie eine bloße Ironie des Zufalls erscheinen, wenn man nicht wüßte, wie leicht einseitige und übertriebene Lebensrichtungen nach dem natürlichen Gesetze geistiger Reaction in ihr gerades Gegentheil umschlagen*).

Diese erste Periode Hallescher Dichtung war übrigens nur kurz und wenig ausgiebig. Der von Lange 1734 gestiftete Verein „zur Beförderung der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit" zählte unter seinen Mitgliedern, außer dem Stifter selbst und dessen jüngerem Freunde Pyra, kein einziges nennenswerthes poetisches Talent; auch löste er sich auf, als jene Beiden Halle verließen (1737). Doch wirkte der dadurch gegebene Anstoß fort, lebendig erhalten durch die im gleichen Sinne weitergeführte wissenschaftliche Thätigkeit Baumgartens und Meyers, zu denen 1738 noch Klotz, als eifriger, wenn auch nicht immer glücklicher Erklärer des Horaz, hinzukam, so wie durch die persönlichen Beziehungen, welche Lange von seiner Pfarre in Laublingen aus noch immer nach Halle hinüber unterhielt. Neue Strebegenossen traten an die Stelle der Ausgeschiedenen. Die bedeutendsten dieser Jüngeren, welche zwischen 1738 und 1740 sich in Halle zusammenfanden, Gleim aus dem Halberstädtischen, Uz aus Anspach, Götz aus Worms, brachten zu ihren gemeinschaftlichen Bestrebungen ein Element mit, welches für die neue Richtung und ihren Gegensatz zu dem Leipziger Kreise entscheidend ward. Der letztere bestand, mit Ausnahme Rabeners und El. Schlegels, nur aus Solchen, welche ein geistliches oder

---

*) Dieser Ansicht ist auch Cholevius („Geschichte der deutschen Poesie"), wenn er (I. Bd, S. 468) sagt: „Sie boten den pietistischen Forderungen des Waisenhauses Trotz."

ein Lehramt zu ihrer Lebensbestimmung gewählt hatten. Diese alle fühlten sich dadurch von vornherein auf eine mehr lehrhafte, moralisirende Richtung hingewiesen. Gleim und Uz dagegen waren Juristen und bewegten sich während des größten Theils ihres Lebens in Verhältnissen, welche ihnen das Dichten weniger als Lebensberuf, um so mehr als Erholung in ihren Mußestunden nahelegten. Was Götz betrifft, so war er zwar Theolog, allein durch mannigfache günstige äußere Umstände, welche ihn in die große Gesellschaft, ja in ferne Länder führten, ward auch er fast noch mehr zum Weltmann, als zum Geistlichen herangebildet.

Aus solcherlei zusammenwirkenden Ursachen entstand hier eine Poesie des heitern, unbefangenen Sichauslebens in sinnlich-geistigem Behagen, ziemlich frei ebensowohl von der lehrhaften Absichtlichkeit, wie von der satirischen Polemik der Leipziger Schule, ihrem Grundcharakter nach lyrisch, ihrer Form nach leicht, zwanglos, zum großen Theil musikalisch in ihrem Rhythmus, — recht eigentlich eine Poesie der muntern Geselligkeit.

In diesem Geiste wirkte sie auch ganz vortheilhaft auf den Bildungsfortschritt der damaligen Gesellschaft ein. An den kleinen, muntern Poesien der Hallenser gewannen die Kreise des gebildeten Mittelstandes (wie schon früher an den Hagedorn'schen und manchen andern Liedern der niedersächsischen Schule) wohlthätig belebende Elemente geistig-geselliger Erheiterung und Erregung. Lieder, wie die, seiner Zeit überall gekannten und beliebten, von Gleim: „Kein tödtliches Sorgen beklemme die Brust" u. s. w., oder: „Den flüchtigen Tagen wehrt keine Gewalt", u. a. m., meist in Musik gesetzt und von Einzelnen oder im Chor gesungen, auch wohl vorgelesen oder declamirt, gaben eine erwünschte Unterbrechung der, in den meisten geselligen Cirkeln damals noch immer vorherrschenden, steifen und langweiligen Complimente und hergebrachten einförmigen Gespräche, eine erfrischende Anregung zwanglosen Empfindens und natürlichen Sichgebens, dessen fortwirkender Anstoß dann leicht zu einem freieren und unbefangeneren Gedanken- und Gefühlsaustausche im Allgemeinen führte.

Aber nicht blos die gesellige Sitte, die ganze Denkweise der Menschen erfuhr durch die heitere Lebensphilosophie, welche die neue Dichterschule verbreitete, eine einflußreiche Reform. Sie bildete ein günstiges Gegengewicht gegen die, allzusehr einer schwermüthigen Auffassung des

Lebens zuneigenden, Ansichten der Gellert'schen Kreise. Sie füllte eine wichtige, von den letzteren offengelassene Lücke aus, indem sie die heitere Naturempfindung, die dort hinter den rein geistigen, moralischen Regungen fast zu sehr zurücktrat, in ihr Recht einsetzte und das praktische Beispiel eben jenes zufriednen Lebensbehagens gab, welches Gellert zwar gelehrt, aber selbst — wegen seines kränklichen, gedrückten Wesens — nur höchst unvollkommen zur Erscheinung zu bringen vermocht hatte.

Dichtung und Leben.

Die Halleschen Dichter („Anakreontiker" pflegten sie sich wohl zu nennen) suchten ihre poetischen Anschauungen und Empfindungen auf ähnliche Weise in ihrer Lebensweise auszuprägen, wie Gellert und seine Anhänger die ihrigen; sie übten den Kultus der Freude, der Geselligkeit, des heitern Naturgenusses, vor Allem aber der zärtlichsten Freundschaft, den sie in ihren Liedern verherrlichten, nach besten Kräften auch in der Wirklichkeit.

Eines müssen wir davon ausnehmen: die Liebe — denn, wie keck auch diese Jünger Anakreons bisweilen in ihren Dichtungen auf den Spuren des Meisters einherzuwandeln scheinen, so sieht man es doch den meisten ihrer Liebeslieder auf den ersten Blick an, und die Lebensläufe der Dichter bestätigen es, daß sie viel seltener aus eigener Erfahrung, als nach fremder Schablone, viel weniger aus vollpulsirendem Drange innerster Empfindung, als nur ehrenhalber, um dem Namen und dem Vorbilde ihres Lehrers keine Schande zu machen, verliebte Weisen anschlagen. Wie frostig und gemacht nehmen sich die meisten der erotischen Lieder von Gleim, Uz, Götz u. A. aus im Vergleich z. B. mit den, zwar viel kunstloseren, aber auch viel naturwüchsigeren Chr. Günthers! Von Gleim weiß man, daß er ein einziges Mal wirklich zu lieben glaubte, aber auch da sich getäuscht fand und dann sein ganzes langes Leben als Hagestolz verbrachte*). Götz, der Verfasser der,

*) „Der Liebe", schreibt Gleims Biograph, Körte, von ihm (S. 66), „schien er nicht gewachsen — wegen der eigensüchtigen Heftigkeit seines Gemüths." — „Muß nicht die Liebe auch den Sinnenrausch bestehen?" — „Freundschaft ist ein einfacheres Element, — die Freundschaft liebt frei, um im freien Bunde hochherzig zu sein, Liebe bindet sich auf ewig." — „Bis jetzt (1750) hatte der Sänger so vieler verliebter Lieder noch nicht geliebt." Seine Freunde machten ihm Vorschläge, aber er konnte sich nicht entschließen. „Sollte es wohl",

wenn nicht empfindungsreichsten, so doch bilderreichsten aller dieser anakreontischen Tändeleien, der „Mädcheninsel“, führt darin sich selbst als

schreibt er an Weiße, „der Liebe zu den Mädchen hinderlich sein, daß ich so viele Freunde zärtlich liebe?“ Im Winter 1752—53 verliebte er sich endlich wirklich, — eine Verlobung fand statt, der Tag der Hochzeit war angesetzt, aber noch im letzten Momente ward die Sache rückgängig: Gleim dichtete in jener Zeit die Strophen:

— welch' ein Thor war ich: ich sang
Der Schönen Lob in unerfahrner Jugend,
Pries ihre Küss' und ihre Tugend,
Und kannte Kuß und Tugend nicht!

„Niemals“, setzt Körte hinzu, „ward sein Herz wieder gefesselt.“ — Der Briefwechsel Gleims mit Caroline Meyer (oder, nach dem damaligen Sprachgebrauch, „der Meyerin“) ist handschriftlich im 1. Bande der in der Gleimstiftung aufbewahrten Manuscriptensammlung enthalten und mir durch die Güte der verehrlichen Verwaltung besagter Stiftung, insbesondere des Herrn Seminarlehrer Jänike, des Custos derselben, zur Einsichtnahme auf mein Ersuchen mitgetheilt worden. Es ist ein äußerst zärtlicher Briefwechsel, von ihrer Seite fast noch zärtlicher, als von der seinen. Sie kann die Hochzeit kaum erwarten, nennt sich schon „seine Frau“, die „Gleimin“, ihn „ihr liebes Männchen“ u. s. w. Das eine Mal hat sie unter dem Brief die Küsse abgebildet, die sie ihm in Gedanken mitsendet. Plötzlich aber, ganz kurz vor der, bereits auf den 2. Mai 1753 angesetzten Hochzeit, tritt eine Störung des Verhältnisses ein, — wodurch? läßt der Briefwechsel durchaus nicht klar erkennen. Körte behauptet, der Vater der Braut habe sich nicht entschließen können, sie von sich zu lassen, habe deshalb einen Groll gegen Gleim gefaßt; die Tochter, dem väterlichen Willen nachgebend, sei gleichfalls kälter geworden. In dem Briefwechsel finden wir nur eine Klage Gleims über ein plötzliches kälteres Benehmen der Braut, einen „halben Abschied“, ihrerseits Entschuldigungen und neue Liebesversicherungen. Dann schreibt wieder Gleim: er wolle ihr nicht mehr so oft schreiben, um sie nicht in der Arbeit zu stören, der Vater scheine es nicht gern zu sehen. Vorher erweist sich das Verhältniß Gleims zum Vater und zu der ganzen Familie seiner Braut als ein sehr freundliches. Nichtsdestoweniger sucht Gleim um Dispensation vom öffentlichen Aufgebot nach, die ihm auch gewährt wird, ja, der Tag der Hochzeit muß noch bis zuletzt fest (auf den 2. Mai) bestimmt gewesen sein, denn es finden sich in dem betreffenden Heft mehrere gedruckte Hochzeitgedichte von auswärtigen Freunden Gleims mit diesem Datum. Eine auffallende Erscheinung an diesem Briefwechsel ist, daß die sämmtlichen Briefe der „Meyerin“ — bis auf zwei — nicht in der Urschrift, sondern nur in Abschriften vorhanden sind (wie theils aus der Handschrift, theils daraus zu entnehmen, daß Vieles darin in einer Weise abbrevirt ist, wie es in Briefen nicht gewöhnlich, und wie es am wenigsten Frauenzimmer zu thun pflegen), und daß diese abgeschriebenen Briefe von den beiden im Original aufbewahrten sich — sehr zu ihrem Vortheil — nicht allein im Styl, sondern auch in der Orthographie unterscheiden. Man möchte dadurch fast auf die Vermuthung kommen, Gleim habe die Briefe seiner Geliebten abgeschrieben, oder (da die

„Alten“ mit „silbernem Haar“ auf, den zwar die Schönen umtanzen, der wohl auch ihnen „im Schooße sitzt“ und „Küsse raubt“, der aber

---

Handschrift auch der seinigen nicht ganz gleicht) abschreiben lassen und dabei vielleicht hier und da etwas gefeilt. Man weiß, wie vielverbreitet damals die Sitte war, Briefe an Dritte mitzutheilen, und wie großen Werth man auf wohlgeschriebene Briefe legte; möglich also, daß Gleim, um seine Geliebte vor Verwandten oder Freunden in möglichst günstigem Lichte zu zeigen, eine solche kleine pia fraus beging. Nach den beiden Originalbriefen zu urtheilen, mochte die „Meyerin“ ein ganz munteres und von Herzen gutes, aber durch Geist und Bildung nicht eben ausgezeichnetes Mädchen sein. Aus einem Briefe Kleist's an Gleim (aus dem Jahre 1751) scheint hervorzugehen, daß Gleim noch kurz vor Anknüpfung jenes Verhältnisses in letzterer Beziehung ziemlich hohe Ansprüche gemacht hatte. „Warum thun Sie jetzt so ängstlich um eine Frau?“ schreibt Kleist (Handschriftl. Briefwechsel zwischen Kleist und Gleim, 2. Band). „Wenn Sie Schönheit, Verstand, Tugend, Mittel, Sympathie mit Ihrem Charakter, Witz, Geschmack, oder was sonst für eine Idee von einem Mädchen, das Ihnen gefallen soll, Sie sich gemacht haben, suchen wollen, werden Sie es nicht finden. Wenn Sie aber mit einem guten Aussehen, natürlichem Verstande, gutem Herzen, mittelmäßigem Reichthum zufrieden sind, werden Sie es finden.“ — Möglich, daß ein wahrgenommener Mangel an feinerer Bildung oder an Zartgefühl auf Seiten des Mädchens oder ihrer Verwandten Gleim verletzte und noch im letzten Augenblicke überzeugte, daß er in seiner Wahl sich getäuscht habe. — Ein späterer Brief der „Meyerin“ scheint auf so Etwas hinzudeuten. Im J. 1774 schreibt dieselbe (die sich inzwischen anderweit verheirathet hatte und wieder Wittwe geworden war) an Gleim, klagt sich selbst ihrer damaligen „Vergehungen“ und ihres „abscheulichen Unsinns“ an, bei welchem Gleim sich so „großmüthig“ benommen habe, und bittet ihn um seine Vermittelung wegen einer „Versorgung“. Gleim bedauert, im Augenblick nichts thun zu können, bittet sie aber, „diese Kleinigkeit (jedenfalls ein Geldgeschenk) anzunehmen“, auch ihn ihren Aufenthaltsort wissen zu lassen. Alles Frühere sei vergeben und vergessen. Sie dankt ihm sehr gerührt (etwas phrasenreich) und voll tiefster Hochachtung. Wie man aus dem Briefwechsel ersieht, ist sie in dieser Zeit selbst einmal in Halberstadt, in Gleims Hause, gewesen, hat jedoch nicht ihn, nur seine Nichte gesprochen. 1779 bittet ihn dieselbe „verwittwete Hartmann“ nochmals um eine Unterstützung und gibt an, daß sie bei einem Geistlichen lebe. Gleim erkundigt sich bei einem Dritten nach diesem Geistlichen, erhält auch Auskunft, — was er aber weiter in der Sache gethan, erfährt man nicht. — Die ganze Art, wie die frühere Geliebte ihn bittstellernd, und zwar wiederholt, angeht, sowie der Ton dieser Bittgesuche, macht nicht gerade den Eindruck von besonderem Zartgefühl oder feinerer Geistesbildung: die Frau stellt sich vielmehr als etwas gewöhnlich dar, und so scheint auch Gleim ihr Gebahren empfunden zu haben. — In jenem früheren Briefwechsel mit seiner Braut (1752—53) spricht Gleim ganz deutlich aus, daß seine, damals längst erschienenen, Liebeslieder nicht wirklich Erlebtes, sondern nur Gebilde seiner Phantasie enthalten hätten. „Ich habe“, schreibt er u. A. am 9. Febr. 1753, „das

doch mehr beschaulich, als unmittelbar theilnehmend, den Liebesscherzen der Jugend beiwohnt und dessen höchster Wunsch darin besteht, daß nach seinem Tode sein „balsamirter Leib" als „wohlriechendes Skelett" auf Cytherens Altar aufgestellt werde. Das Gedicht „Die Wollust" von Uz weist ausdrücklich die Wollust zurück, „die Lieb' und Wein durch Uebermaß entweiht", empfiehlt dagegen jene andere, „die, der Weisheit Kind, durch reine Lust die zügellosen Triebe bändigt", welche, entfesselt, „Recht und Menschenliebe kränken." „Der Weise", singt er, „muß nach ächten Freuden streben, die Klugheit würzt und Reue nicht vergällt."

Dieses etwas frostige und kaltverständig berechnete Verhältniß der neuen „Anakreontiker" zu der Göttin Anakreons, der Liebe, ist bezeichnend für das damalige deutsche Kulturleben. Jene sinnliche, frivole Abart der Liebe, welche in den Kreisen der, von französischer Sittenlosigkeit angesteckten, vornehmen Gesellschaft — und, in deren Nachäffung, theilweise auch im Bürgerstande — als ein Monopol aristokratischen Lebensgenusses gepflegt ward, konnte unmöglich das Ideal einer Dichterschule werden, welche mit Gellert und dessen Strebegenossen die Begeisterung für „Unschuld" und „Tugend", „Menschenrecht" und „Menschenwürde" theilte. Ein Egoismus, der in ungezügelt wilder Lust Ehre und Lebensglück des Gegenstandes seiner Liebe zerstört, mußte den Jüngern der „heitern Lebensweisheit" ebenso verwerflich erscheinen, wie den „empfindlichen" Gellert'schen Seelen. Ward doch dadurch — wie Uz andeutet — „Recht und Menschenliebe gekränkt", vor Allem aber (da der leidende Theil in der Regel einem geringeren Stande, als der genießende, angehörte) die natürliche Gleichheit aller Menschen aufgehoben, das Selbstgefühl und die Selbstachtung des Bürgerstandes auf's Tiefste verletzt!

Die freie Liebe aber als ein natürliches Recht jedes Menschen, gleichsam als die Erfüllung eines inneren Naturgebotes, zu proklamiren und ihr dadurch wenigstens die Ausschließlichkeit und Gehässigkeit eines aristokratischen Vorrechts zu benehmen, — dieser kühnere Schritt war erst

---

Bild eines vollkommnen Mädchens, als eines, das wohl nirgends, außer in meiner Einbildungskraft, zu finden sein wird, unter dem Namen „Doris" in hundert Liedern besungen." Weiter sagt er: er habe ein zärtliches Herz, das aber „bis zu der glücklichen Zeit seiner Liebe (zu ihr) der Tugend und Unschuld treu geblieben."

einer spätern Richtung unserer Literatur vorbehalten, die allerdings — durch W. Heinse, den Verfasser des „Ardinghello" — persönlich gewissermaßen an die Gleim'schen Kreise anknüpft. Gleim selbst und seine nächsten Gesinnungsgenossen, wenn sie auch noch so viel von „Mädchens", „Schönen", Küssen und sonstigem Liebesscherz sprachen oder sangen, waren weit entfernt, damit etwa zu einem Kultus der Sinnlichkeit in jenem späteren, Heinse'schen Sinne auffordern, oder einen solchen poetisch rechtfertigen zu wollen. Gewiß hatte Gellert Recht, wenn er von dieser Seite her Uz gegen den Vorwurf der „Leichtfertigkeit" in Schutz nahm.

Noch aus einem andern Gesichtspunkte war gerade die Empfindung der Liebe nicht geeignet, für diese Kreise mehr, als ein bloßer poetischer Zierrath, der Gegenstand eines wirklichen, leidenschaftlichen Kultus im Leben zu sein. Auch für diese Kreise, wie für die Gellert'schen, war die Aufhebung der Schranken, welche den Menschen vom Menschen trennen, die Verbannung jeder Art von Eigensucht, Absonderung, Ausschließlichkeit, die Herstellung größtmöglichster Gemeinsamkeit, Gegenseitigkeit, sympathetischer Theilnahme unter allen Menschen ein Hauptpunkt der Lebensmoral. Nur daß, was bei Gellert, der sich als Lehrer der ganzen Nation, als Mittelpunkt einer ausgedehnten Gemeinde von Anhängern und Schülern betrachtete, die größeren Maßstäbe einer Annäherung ganzer Gesellschaftsklassen aneinander, einer allgemeinen Verpflichtung zur Menschenliebe und zur Wohlthätigkeit annahm, bei Gleim und seinen Freunden, die mehr nur unter sich im engeren Kreise verkehrten, vorzugsweise in der bescheideneren Form geselliger Tugenden und Pflichten sich darstellte. Allein mit der Uebung dieser geselligen oder Umgangspflichten nahm man es dagegen hier um so strenger.

Moralisch-ästhetische Lebensanschauung der „Anakreontiker".

Heiterkeit, Aufgeschlossenheit des Herzens und des Geistes, Mittheilsamkeit, Theilnahme an fremdem Wohlbefinden und Vergnügen, und das werkthätige Bestreben, dieses Vergnügen so viel als möglich zu erhöhen und zu vervielfältigen, — Das betrachtete man von diesem Gesichtspunkte aus nicht allein als die edelsten und „unschuldigsten" Freuden des Lebens, sondern geradezu als Kennzeichen einer wahrhaft menschenfreundlichen, gefühlvollen, von Eigensucht freien Denkungsart; dagegen galten Verschlossenheit, Streben nach irgend einer Ausschließlichkeit des Gebahrens und des Genießens, ein launenhafter, ja selbst schon ein gedrückter Gemüthszustand, der unfähig zur Theilnahme an dem Glück Anderer und an der allgemeinen

Fröhlichkeit machte, für Anzeichen eines Mangels an Nächstenliebe, wo nicht gar eines bösartigen Charakters*).

Auch die Liebe durfte von dieser Regel keine Ausnahme machen. Man ließ sich dieselbe gefallen als ein „unschuldiges" Tändeln und Scherzen, gleichsam nur eine erhöhte Art der Geselligkeit durch zwanglose Annäherung der Geschlechter aneinander, ohne tiefere Leidenschaft, ohne ein ausschließliches und für immer bindendes Verhältniß. Eine Liebe dagegen, die den ganzen Menschen einnehmen und für alles Andere unempfindlich machen wollte, mußte in diesen Kreisen schon fast wie ein Verrath an der allgemeinen sympathetischen Theilnahme für Andere, an der Freundschaft, erscheinen. Selbst zu Gunsten der Ehe würde man davon kaum eine Ausnahme gemacht haben. Gleim hatte wohl Recht, wenn er sagte: „daß er so viele Freunde zärtlich liebe, hindere ihn an der Liebe zu Einem Mädchen" **).

---

*) Dies ist der Grundgedanke jenes oft citirten Gleimschen Gedichtes „Einladung zum Tanz", worin die Verse vorkommen:

„Unschuldige Jugend,
Dir sei es bewußt:
Nur Feinde der Tugend
Sind Feinde der Lust.

Die Wolken der Grillen
Verrathen genug
Boshaftigen Willen
Und bösen Betrug.

Denn Tugend und Freude
Sind ewig verwandt;
Es knüpfet sie beide
Ein himmlisches Band."
U. s. w.

**) Körte a. a. O., S. 68. In dem (handschriftl.) Gleim-Kleist'schen Briefwechsel finden sich mehrfache Andeutungen des Vorzugs, den man in diesen Kreisen grundsätzlich der Freundschaft vor der Liebe gab. So schreibt Gleim an Kleist (1. Bd.): „Weder Musen noch Mädchen werden die Sorgen so gut abhalten, als ein Freund." Und Kleist an Gleim: „Sie sind mir weit angenehmer, wenn ich Sie mir bei einer Doris, als beim Buche vorstelle. Am angenehmsten aber werden Sie mir sein, wenn ich, auf Doris eifersüchtig, Sie selber küssen werde." Ein anderes Mal scherzt Kleist über die Vorzüge der sächsischen und schlesischen Mädchen, fügt aber hinzu: „Doch auch Dies ist mir nicht recht Ernst; ich scherze nur, um mich

Ihr Freundschaftskultus, verglichen mit dem der Gellert'schen Kreise.

In demselben Maße aber, wie man sich mit der Liebe nur durch einige scherzhafte, poetische Tändeleien absand, im Leben jedoch sich meist kühl abweisend dagegen verhielt, ward die Freundschaft in diesen Kreisen der Gegenstand eines hingebenden, selber die Liebe an Zärtlichkeit fast überbietenden Kultus*). In diesem Punkte übertreffen die Anakreontiker noch weit Gellert und seinen Anhang. Namentlich das Moment des persönlichen Wechselverkehrs kommt hier ungleich mehr, als dort, zur Geltung. Die „Empfindlichen" begnügten sich allenfalls mit dem rein geistigen, gleichsam blos magnetischen Rapport in die Ferne, mit dem Bewußtsein, da und dort gleichgesinnte Seelen zu haben und mit diesen brieflich zu verkehren: die Anakreontiker — nach ihrer lebensfroheren Weise — zogen den persönlichen Wechselverkehr und Gedankenaustausch allem Andern vor und betrachteten den brieflichen — so sehr sie auch diesen nebenbei pflegten — doch immer nur als ein dürftiges Surrogat des mündlichen.

Den Gellert'schen Kreisen war die Freundschaft ein moralisches Bedürfniß, ihr Hauptgegenstand und Zweck die gegenseitige Bestärkung und Befestigung in der gemeinsamen „tugendhaften" und „menschenfreundlichen" Lebensauffassung: den Anakreontikern war sie ein geistig-sinnlicher, oder auch ästhetischer Genuß — als Befriedigung ihrer geselligen Neigungen und als wechselseitiger Anregung geistiger, besonders auch poetischer Thätigkeit. Die „Freunde" und „Freundinnen" Gellerts standen in dem Verhältniß einer natürlichen Unterordnung zu Gellert selbst, als dem Hohenprieste der ganzen Gemeinschaft, sie verkehrten miteinander fast nur durch dieses ihr Haupt, oder doch in ihrer Eigenschaft als dessen Jünger und Anhänger: in dem Kreise, mit dem wir

des Schmerzes über den Verlust meines lieben Adler (eines Freundes, der von Potsdam fortgegangen) zu entschlagen." — Im Dez. 1745 schreibt Kleist wieder an Gleim von sich: „Sie halten mich für verliebt, und ich habe nur gescherzt." Und gleichzeitig von Gleim selbst: dessen horazische Ode sei also „noch weniger bei ernsthafter Gelegenheit verfaßt worden, als die Lieder an Doris."

*) Der Ton der freundschaftlichen Briefe Gleims, Kleist's, Ramlers u. s. w. ist bisweilen ein förmlich verliebter. Die Freunde sind gegenseitig eifersüchtig auf einander wegen des größern Maßes von Freundschaft, welches der Eine dem Andern widmet. Kleist gesteht Ramlern, daß er Gleim doch mehr liebe, als ihn, Ramler bekennt das Gleiche von sich. — Dies theilt dann wieder Kleist in schwärmerischer Zärtlichkeit an Gleim mit, u. s. f.

es hier zu thun haben, herrschte eine größere Unabhängigkeit und Gleichheit der Einzelnen, da Jeder die gemeinsame Empfindungsweise nach seiner Individualität in Leben und Dichtung, productiv oder receptiv zu bethätigen suchte.

Dennoch spitzte sich auch diese Vereinigung zu einer Art von Hohenpriesterschaft zu, wenn nicht im literarischen, so doch im geselligen und persönlichen Sinne. Und, weil das gesellige Moment persönlichen Zusammenlebens und steten, unmittelbaren Wechselverkehrs auch für die literarische Produktivität dieser poetischen Tafelrunde von entscheidendstem Einflusse war, so ward die gesellige Führerschaft indirect zu einer literarischen, der gesellige Mittelpunkt des Kreises zugleich zum geistigen Erregungspunkte für die allermeisten seiner Theilnehmer.

Gleim als Haupt und Mittelpunkt der Schule.

Man kann nicht sagen, daß **Gleim**, dem diese Führerschaft durch besondere Umstände zufiel, unbedingt als die geistig bedeutendste oder poetisch hervorragendste Persönlichkeit unter Denen, die sich um ihn gruppirten, zu betrachten sei. Aber er war allerdings nicht allein im eignen Produciren der Unermüdlichste und Unerschöpflichste, sondern auch der Unverdrossenste und Beharrlichste, Andere zu gleicher poetischer Thätigkeit anzuregen und immerfort in Athem zu erhalten*); er war zugleich, in Folge günstiger Verhältnisse, Derjenige, welcher seinen eigenen wie den Dichtungen seiner Freunde die nachdrücklichste äußere Förderung**), dem ganzen Kreise einen festen Zusammenhalt und eine gewisse bürgerlich-sociale Grundlage zu geben vermochte. Er war ebensowohl ein Beschützer als ein Jünger der Dichtkunst, gleichsam Mäcen und Horaz in Einer Person; er umgab sich mit einer Würde, die zwar zum Theil mehr aus seiner angesehenen und unabhängigen bürgerlichen Stellung und aus den Wirkungen, welche diese ihm zu üben gestattete, als aus seiner Dichtereigenschaft entsprang, in der öffentlichen Meinung jedoch unmerkbar mit dem Geschäft

*) Kleist (in einem Briefe von 1743) bekennt ausdrücklich, daß er durch den Umgang mit Gleim den fast verlornen Geschmack an der Poesie wiedergewonnen habe und in Folge dessen sogar eigene Versuche mache, um Poet zu werden. — Aehnlich war es mit Anderen.

**) Er ließ nicht blos seine Gedichte fast alle auf seine eigenen Kosten drucken und vertheilte sie massenhaft an Freunde und Bekannte, sondern half auch durch seine Bemühungen und durch baare Unterstützung die Herausgabe fremder ermöglichen, z. B. die Lieder der Frau Karschin (Körte a. a. O.).

und der Person des Dichters als solchen verschmolz und daher auch seinen Genossen und Nachfolgern vielfach zu gute kam.

Man kann daher von den sogenannten Anakreontikern nicht sprechen, ohne Gleim, als das Haupt derselben, in den Vordergrund zu stellen, und es heißt nicht zu viel behaupten, wenn man die eigenthümliche Phase des deutschen Empfindungslebens, welche durch diese Schule repräsentirt wird, zu einem großen, ja zum größten Theil auf die Persönlichkeit, das Thun und Treiben Gleims zurückführt.

Charakteristik Gleims.

In Gleim war von Hause aus ein natürlicher Trieb frischen Sichauslebens, unbefangener und mittheilsamer Fröhlichkeit *). Der Sohn eines Beamten auf dem Lande, der in vielseitigster Weise mit Natur und Menschen verkehrte und selbst ein lebenslustiger, jovialer Mann war, erwuchs Gleim in zwar mäßigen, jedoch behaglichen häuslichen Verhältnissen, und erlangte dadurch eine gewisse Zuversicht des Lebens, die ihn selbst dann nicht verließ, als, nach dem frühzeitigen Tode seiner beiden Aeltern, minder günstige Umstände für ihn eintraten. In dieser Gesinnung fand er sich bestärkt durch die gleich zuversichtliche, strebsam tüchtige Denk- und Handlungsweise seiner zahlreichen Geschwister, unter denen allen ein ununterbrochen herzlicher, zutraulicher Wechselverkehr, eine immer bereite gegenseitige Theilnahme und thätige Hülfleistung bestand **). Durch Reisen und Aufenthalt an verschiedenen Orten nach absolvirten Studien in Halle, besonders in der Hauptstadt Preußens, die eben damals (1741) der Sitz eines bewegteren Lebens zu werden anfing, so wie durch persönliche Antheilnahme an den Ereignissen des zweiten schlesischen Krieges, erst als des Prinzen Wilhelm von Preußen, später als des Fürsten Leopold von Anhalt Privatsecretär, befestigte und erweiterte Gleim diese früh angewöhnte Lebensrichtung, erhielt er sich frisch und von jener Beengung frei, die den blos wissenschaftlich Gebildeten und Beschäftigten so leicht beschleicht. Noch ziemlich jung, fand er eine gesicherte und behäbige Stellung als Secretär (1747) und nicht lange darauf als Canonicus des Domstiftes zu Halberstadt, eine Stellung, welche ihn den Verhältnissen des Lebens nahe erhielt,

*) Das Folgende nach dem schon erwähnten Werke von W. Körte: „J. W. L. Gleims Leben aus seinen Briefen und Schriften".

**) Wir entnehmen Dies aus dem Briefwechsel Gleims mit den Seinen, im 1. Bande der Handschriftensammlung.

ohne seinem Hange nach dem Idealen Fesseln anzulegen, ihn beschäftigte, ohne ihm Kraft und Muße zu seiner Lieblingsthätigkeit, der Poesie, zu rauben, ihm auch öfters Veranlassung oder doch Gelegenheit und Mittel zu Reisen und Besuchen bei auswärtigen Freunden bot.

Gleim und sein Halberstädter Kreis.

Gleim säumte nicht, die Vortheile seiner Lage im Sinne seiner poetischen Neigung und Lebensanschauung auszubeuten. Sein neuer Aufenthaltsort selbst gewährte Wenig oder Nichts, um seinem Drange der Geselligkeit, des Umgangs mit Gleichgesinnten und Gleichstrebenden Genüge zu thun. Um so mehr war Gleim beeifert, solche Elemente dorthin zu ziehen, und er hatte dabei den Vortheil, nach freiester Sympathie und Wahlverwandtschaft verfahren zu können. Am Liebsten hätte er Halberstadt zum Sitze einer Akademie gemacht und alle Stellen darin mit seinen Freunden besetzt. Da dies nicht anging, versuchte er es wenigstens im Einzelnen, seine Freunde in seine Nähe zu bringen. Dem Theologen Spalding verschaffte er einen Ruf als Prediger an die Domkirche zu Halberstadt, den dieser jedoch ausschlug. Klopstock wollte er durch seine Fanny und deren Bruder an das Domstift fesseln, und gab sich darum große Mühe, für den Letztern eine Pfründe daselbst zu erlangen. Mit dem Dichter J. G. Jacobi glückte ihm dies wirklich. Dem in beengten Umständen lebenden Heinse vermittelte er eine Hauslehrerstelle in Halberstadt, und hatte so die doppelte Freude, Jenem ein Unterkommen, sich selbst den steten Umgang des Jünglings, der ihn durch sein geniales Wesen anzog, zu sichern. Andere, welche bleibend in seine Nähe zu ziehen ihm nicht möglich war, suchte er wenigstens als Gäste in seiner behaglichen Häuslichkeit um sich zu sammeln und möglichst lange festzuhalten. Benjamin Michaelis lebte in solcher Eigenschaft über ein Jahr bei ihm und starb unter seinem gastlichen Dache. Noch Andere, die nicht allzufern von ihm wohnten, wie Lange in Laublingen, Ebert und Zachariä in Braunschweig, Klopstock und Schmidt in Langensalza, besuchte er öfters, wußte sie wohl auch zu längeren Gegenbesuchen in Halberstadt zu bewegen, wie denn Klopstock und Schmidt fast den ganzen Sommer 1750 daselbst zubrachten. Auch Cramer und Ramler halfen vorübergehend den dortigen Freundeskreis vermehren *). Und mitten heraus aus diesem so zahlreichen und mannigfaltigen persönlichen Umgange unterhielt Gleim noch einen lebhaften und

*) Körte a. a. O., S. 56 ff., 161 ff. u. s. w.

unausgesetzten Briefwechsel nach den verschiedensten Seiten hin. Auf junge literarische und besonders dichterische Talente machte er förmlich Jagd, theils um ihnen durch seine Protektion oder auch durch direkte Geldunterstützungen hülfreich zu sein, theils aus Begier nach neuen Bekanntschaften*). Seine Sorge um entfernte Freunde, die er in Noth wußte, und sein Eifer, ihnen nützlich zu sein, sind wahrhaft rührend.

Dieser Trieb der Geselligkeit und dieser Durst nach Freundschaft nahm bei Gleim mit den zunehmenden Jahren eher zu, als ab. Der Fünfzigjährige verkehrte mit unveränderter Lebhaftigkeit, wie ein gleichgestimmter Altersgenosse, mit Zwanzigjährigen, ließ sich gern von ihnen „Vater Gleim" nennen, und suchte mit Rath und That sie zu leiten und zu unterstützen. In einer besondern Abtheilung seiner geräumigen Wohnung stiftete er einen förmlichen „Tempel der Muse und der Freundschaft", worin er die Bildnisse seiner Freunde aufhing**). Sein Haus,

*) So erzählt Körte a. a. O., S. 169, ausführlich, wie Gleim, auf Bürger aufmerksam geworden, nicht ruhte, bis er durch Boie diesen sich näher gebracht, zugleich für ihn gesorgt hatte. Aehnlich machte er es mit Jean Paul (ebenda, S. 311).

**) Körte a. a. O., S. 437 ff. In Folge einer Stiftung, die Gleim gemeinsam mit seinen unverheiratheten Brüdern machte (worüber das Urkundliche sich im 1. Bd. der Handschriftensammlung befindet — vergl. auch Körte a. a. O., S. 434 ff.), ist diese Porträtgallerie, sowie die Brief- und Autographensammlung, endlich die, über 9000 Bände starke Bibliothek Gleims, wohlerhalten und geordnet, seit 1862 in den dafür bestimmten Räumen übersichtlich aufgestellt und einer besonderen Verwaltung anvertraut, — ein werthvolles Denkmal nicht blos des Lebens und Wirkens Gleims, sondern der ganzen damaligen Literatur- und Kulturperiode. Freunden der Literatur und Kulturgeschichte dürfte es nicht unerwünscht sein, eine Uebersicht über die literarischen und andern Schätze der Gleimstiftung (von denen ein großer Theil noch unbenutzt ist) zu erhalten. Wir theilen daher hier ein Verzeichniß derselben mit, wie es uns durch die große Freundlichkeit des Herrn Seminarlehrer Jänicke, Custos der Stiftung, zugemittelt worden.

I. **Gemälde des Freundschaftstempels.**

1. 2. Gleim. 3. Gleims Vater. 4. 5. Gleims Brüder. 6. 7. Spiegel zum Desenberge. 8. Spiegel zu Pickelsheim. 9. Ernestine Voß. 10. Herz. Amalie von Weimar. 11. Karoline v. Klencke. 12. Sophie de la Roche. 13. Schultheß. 14. Gleims Schwester, verehelichte Pfarrer Caroli. 15. Dohm. 16. Eschenburg. 17. Bertuch. 18. Feder. 19. Matthisson. 20. Bachmann. 21. Clodius. 22. Chodowiecky. 23. Rode. 24. Zieten. 25. Prinz Heinrich von Preußen. 26. v. Beroldingen. 27. v. Stammfort. 28. v. Erdmannsdorf. 29. Tischbein

wollte er, sollte die Stätte sein, von wo aus seine Freunde „Weisheit und Tugend“ verbreiteten, und wo sie zugleich „in Gleims kleiner Grasvertiefung sich erlustirten.“

---

senior. 30. Schröckh. 31. Klein. 32. Schmidt (Werneuchen). 33. Teller. 34. Mendelssohn. 35. Heinse. 36. Graf v. d. Lippe-Bückeburg. 37. Ferdinand von Braunschweig. 38. Blankenburg. 39. v. Busch zu Hünefeld. 40. Dusch. 41. Nath. Fischer. 42. Anna Louise Karsch. 43. Fried. Richter. 44. Consul Müller. 45. Huber. 46. Friedrich II. 47. Lessing. 48. Klopstock. 49. Göckingk. 50. Oeser. 51. Heinze (J. W.). 52. Champion de Cicé, Bischof v. Auxerre. 53. Gellert. 54. Winkelmann. 55. Seume. 56. Bürger. 57. Herder. 58. Lavater. 59. Dalberg. 60. Joh. v. Müller. 61. Voß. 62. Jerusalem. 63. Meil. 64. Lichtwer. 65. Nicolai. 66. Ebert. 67. Böttiger. 68. Christ. Meiners. 69. Biester. 70. Klamer Schmidt. 71. Schmid. 72. Andreä. 73. Moritz. 74. Engel. 75. Schröder. 76. Wieland. 77. Samuel Lange. 78. Krause. 79. General v. Stille. 80. Spalding. 81. Gräfin v. d. Lippe-Bückeburg. 82. J. G. Jacobi. 83. Zachariä. 84. Michaelis. 85. Ramler. 86. Ewald v. Kleist. 87. Hirzel. 88. Fried. Jacobi. 89. Langemark. 90. H. E. Graf zu Stolberg-Wernigerode. 91. Uz. 92. Ch. F. Graf zu Stolberg-Wernigerode. 93. Sulzer. 94. Herzberg. 95. Bodmer. 96. Geßner. 97. v. Reinhardt. 98. v. Retzer. 99. Funk. 100. v. Köpken. 101. Madame Löhr, geb. Banse. 102. Bonstetten. 103. Zimmermann. 104. Borckenhagen. 105. Klotz. 106. Möser. 107. v. Beyer sen. 108. Weiße. 109. Lucanus. 110. Gärtner. 111. Patzke. 112. Gedicke. 113. v. Stahl. 114. Eich. 115. Meinecke. 116. v. Archenholz. 117. Oelrichs. 118. Frau Clodius. 119. Dorothee Gleim (Gleminde). 120. Klopstocks Mutter. 121. Kretschmann. 122. Elise van der Recke.

(Das obige Verzeichniß stimmt nicht ganz mit dem von Körte, a. a. O., S. 439—454 mitgetheilten überein. Theils sind manche Porträts seit damals noch hinzugekommen, wie z. B. die der Mitstifter, der Brüder Gleims, und seiner Schwester, ferner einige andere, die nach den Inschriften auf der Rückseite ausdrücklich für Gleim gemalt, aber der Sammlung entfremdet worden waren. Dieses letztere Schicksal hat auch mehrere Bilder betroffen, die in dem Körte'schen Verzeichniß aufgeführt, aber bis jetzt nicht wieder zu erlangen gewesen sind und daher in dem vorstehenden Verzeichniß, so wie in der Sammlung selbst fehlen. Dahin gehören die Porträts von Lieberkühn, Kästner, Willamow, Krünitz, Graf Schlabrendorf, Prinzessin Pauline von Anhalt. Auch von Falk war ein Porträt für Gleims Freundschaftstempel gemalt, das ebenfalls verschwunden ist. Erst ganz neuerdings ist das von Kretschmann durch die Bemühungen des Herrn Jänicke bei einem Trödler in H. aufgefunden und der Sammlung wiedergewonnen worden. Von Elise v. d. Recke besitzt die Sammlung nur eine Bleifederzeichnung, die ihr als Geschenk überlassen ward. Das Oelgemälde derselben (welches im Verzeichniß von Körte steht) ist im Besitze einer Dame in H., die einen hohen Preis dafür fordert.)

Die Freunde lasen sich ihre poetischen Erzeugnisse gegenseitig vor, oder sendeten sie einander zur Ansicht und Beurtheilung in die Ferne

---

II. **Gleims handschriftlicher Nachlaß.**

A. Zu Gleims Leben und Werken gehörig. 1. Ein Folioband mit allerlei Gedrucktem und Handschriftlichem, auf Gleims Leben bezüglich. 2. Gleims Stammbuch aus der Zeit seines Aufenthaltes auf dem Wernigeroder Lyceum. 3. Handschriftliche Poesien Gleims in ca. 80 Pappbändchen (1783—1803). 4. Mehre Packete einzelner handschriftlicher Poesien und poetischer Entwürfe. 5. Mehre Packete mit gedruckten Gleim'schen Poesien mit handschriftl. Aenderungen.

B. Briefsammlung. 1. Briefe von Ew. v. Kleist. 4 Bde. 1743—1759. 2. Briefe von Gleim an Kleist. 1 Bd. 3. Briefe von Sulzer an Gleim. 1 Bd. 1744—1764. 4. Briefe von Ramler an Gleim. 5 Bde. 1745—1769. 5. Briefe von Chr. Gottfried Krause (Verf. der „Musik. Poesie“) an Gleim. 6. Briefe von Joh. Benjamin Michaelis (Verf. der „Fabeln“) an Gleim und von Verschiedenen an Joh. Benj. Michaelis. 7. Briefe vom Vater und der Mutter des Michaelis. 8. Briefe von Bodmer, Jul. Geßner und Hirzel an Gleim. 9. Briefe von Klopstock an Gleim. 1750—1782. 10. Briefe von Lange (in Laublingen) an Gleim. 11. Briefe von Uz an Gleim. 1741—1787. 12. Briefe von Gleim an Uz. 1741—1754. 13. Briefe von G. Bürger an Gleim. 1772—1789 14. Briefe von Lessing an Gleim. 1757—1774. 15. J. N. Götz an Gleim. 1750—1785. 16. Briefe von Schmidt (Langensalza) an Gleim. 17. Briefe von Zachariä an Gleim. 18. Briefe von der Familie Klopstock an Gleim. 19. Briefe von Spalding an Gleim. 20. Briefe von der A. L. Karsch(in) an Gleim. 10 Bde. 21. Briefe von Göckingk an Gleim. 1775—89. 22. Briefe von Kisker (Feldprediger in der Armee Friedrichs II. im 7jährigen Kriege) an Gleim. 23. Briefe von Joh. v. Müller an Gleim. 1771—1787. 24. Briefe von Wieland an Gleim. 1755—1788. 25. Briefe von Ebert an Gleim. 26. Briefe von Joh. G. Jacobi an Gleim. 1766—1789. 3 Bde. 27. Briefe von Gleim an Joh. G. Jacobi. 1767—1769. 28. Briefe von Fr. H. Jacobi an Gleim. 29. Briefe von Franz v. Kleist an Gleim. 30. Briefe von Eschenburg an Gleim. 31. Briefe von Benzler an Gleim. 32. Briefe von Herder an Gleim. 3 Bde. (Von Düntzer herausgegeben.) 33. Briefe von Wilhelm Heinse an Gleim. 1770—1797. 2 Bde. 34. Briefe von Gleim an Jähns. 35. Briefe von Frau v. Klencke. 3 Bde. 1772—1802. 36. Briefe von Gleim an die A. L. Karsch(in). 2 Bde. 1761—91. 37. Briefe von Gleim an die Klencke. 1774—1802. 38. Briefe von Gleim an Lessing. 39. Briefe von J. Möser an seine Schwester-Tochter Jenni Friederici. 40. Briefe von der Karsch an Frau v. Berg. 41. Briefe von Gleim an Daniel Gleim (Bruder). 42. Briefe von Joh. Winkelmann (von Rom aus) an Herrn von Schlabrendorf. 43. Briefe von Klopstock an seine Eltern. 2 Bde. 44. Briefe von der Fürstin Elisabeth zu Zerbst (Mutter Katharinas II.) an das Fräulein v. Davier. 45. Briefe von Gleim an Ew. v. Kleist. 1744—47. 46. Briefe, den Tod Kleist's betreffend und sein Grabmal. 47. Briefe von Archenholz, Abbt, Abramson, Albrecht, Fürst von Anhalt-Bärenburg, Affsprung, Bischof von Auxerre und Abel. 48. Brief-

zu. Die Trägeren wurden zum Dichten angespornt, die Fleißigen gelobt, die Schüchternen ermuthigt. Gleim selbst war der Thätigste von Allen,

---

wechsel mit Bartels, v. Brabeck, Ballhorn, Bode, Blum, Bischoff, v. Boguslawsky, Blaumann, Becker (Dresden), Blumauer, Bielefeld, Biester, v. Bonstetten, Böttiger, v. Bentwitz, Becker (Gotha), v. Beroldingen, D. Barth, Boysen, Bamberger. 49. Briefwechsel mit Bürger, Baumgarten, Borries, Bärbaum, Becker (Leipzig), Bachmann, Bodmer, Burrmann, Benzler sen., Benzler jun., Boie, Bertuch. 50. Briefwechsel mit Dem. Becker, Beireis, v. Bludowsky, v. Breitenbauch, Bönninger, Bause, Bürkley, Baggesen, Basedow, v. Blankenburg, v. d. Bußche zu Bagwiz, Brandes, Herzog zu Braunschweig, Herzog Ferdinand zu Braunschweig, Herzog Braunschweig-Oels, Graf Schaumburg-Lippe (Wilhelm), Bertrand, Bergius, Bothe, Bouterweck. 51. Briefwechsel mit der Familie v. Berg. 52. Briefwechsel mit Graf Canitz, Cordes, Catel, Cranz, Claproth, Herzogin v. Curland, Cube, Conspruch, Casperson, Campe, Clodius, Cramer (Halberstadt), Cramer (Kiel), Cramer (Quedlinburg), Cramer (Hamburg), Claudius, Collmann, v. Collong. 53. Briefwechsel mit Dohm. 54. Briefwechsel mit Dietz, Dusch, Dellbrück, Tob. Dieck, Denis, Dettmar, Dreyer, Ewald (Potsdam), Engel, v. Erdmannsdorf, Eck (Leipzig), Eckstein, v. Elsner, Engelschall, Ebert, Eberhardt, Fritze, v. Floreich, Funke, Graf v. Finkenstein, Fischer, Fleischer, Feder, Falk, Göckingk. 55. Briefwechsel mit Gurlitt, Gmelin, Gräter, Gesenius, Gottsched, Goldhagen, Glotz, v. Grawert, Großmann, Geißler, Gericke, Graue, v. Gotsch, Geßner, Grieninger, Gautier, Grüter, v. Goens, Gleim (Bruder), v. Günther, Gerning, Gisefe, Grille, Gerstenberg, Götz, Gellert, Göchhausen. 56. Briefwechsel mit Hildebrandt, Hirzel, Hagedorn (Dresden), Hagedorn (Hamburg), Graf von Herzberg, Hederich, Heinse, Heyne, v. Köpcken, Graf von Kalkreuth, v. Keller-Banner, Köhler, Küster, Frau von Krosigk, Koch, König, Krügelstein, Neumann, E. v. d. Recke, Seume. 57. Briefwechsel mit Friedrich Richter (Jean Paul), Rabener, Resewitz, Reiniger, Rochow (Golze und Rekahn), Reichardt, Raspe, Riedel, Rathmann, Reich, Rave, Rötger, — Kunze, Klotz, Kretschmann, Wolke, Weiße. — Rudolphi, Raschky, v. Resewitzky, Frau v. Röhr, v. Rohr (Cleve), Rohr (Cöslin), Rost, Riedel, Rambach, v. d. Recke, Reimann, v. Retzer, Reichardt, La Roche, Familie Stolberg-Wernigerode, Schubart, Spitzbarth, Spiegel, Schnorr, v. Schütz, Schlez, Salzmann, Stelzer, Steubel, Seybold, Schetten, Stockmann, Schulze, Schlosser, Fräulein v. Schenk, Arn. Schmidt, Sakken, Schirach, Schulze, Eul. Schneider, v. Stammfort, Schlegel. 58. Briefw. mit Schröder (Wernigerode), Schröder (Marburg), Seidel (Lieutenant), Seidel (Pastor), Schubart, Schulze, Simmingskiold, v. Schlieffen, Sickeley, Spazier, v. Schlabrendorf, v. Struensee, Frau v. Schulte (Berlepsch), Schwarz, v. Sievers, Schlichtegroll, v. Schulenburg, Schütze, Starke, Schultheß, Scheffner, Soltan, Schröckh, Schwarz. 59. Briefw. mit Schiller (1 Brief), Sander in Dessau, v. Stedten, Sonnenfels, v. Schardt, Schmidt (Erfurt), Chr. Heinr. Schmidt, Sangerhausen, Schlözer, Sommermann, Spalding, Schlüter, v. Stille, v. Stein, Schultheß, v. Spiegel, Sack, Schmidt (Klosterberge), Schink, Fräul. v. Schlieben, Withof. 60. Briefwechsel mit Musäus,

sowohl im eignen Schaffen, als im Anregen Anderer. Tag für Tag dichtete er sein Pensum, häufig auch in der Nacht, besonders in seinen späteren Jahren, wo er nicht mehr bis zum Morgen schlafen konnte. Dann kam er früh, „die Musengabe in der Hand", zu den Seinen, und las ihnen dieselbe vor*). Als J. G. Jacobi, Heinse, Schmidt, Sangerhausen u. A. gleichzeitig in Gleims Nähe in Halberstadt oder als Gäste bei ihm selbst lebten (1774), trafen sie die Einrichtung, daß an jedem Morgen eine verschlossene Büchse umhergetragen ward, in welche Jeder „eine Musengabe" warf. Sonnabends kamen dann Alle

Meißner, Mittelstedt, Möser, M. Mendelssohn, Merkel, Münnich, Meil, v. Mausebach, Meinhardt, Michaelis, Münter, Mastalier, Murcard, Müller, Meyer, Meusel, Mittelstedt, Matthisson, Meyer, Morgenstern, Maaß, Müller (Berlin). 61. Briefw. mit Waasbergha, Waser, Wolf, Wöllner, Wittenberg, Wilhelmi, Zollikofer, Zedlitz, Zimmermann, Zachariä, v. Zieten, Zelter, Zöllner, v. Zach. 62. Briefwechsel mit Heidenreich, Hufeland, Hopfner, Isenbart, Jacob, Jerusalem, Jani, Ihlen, v. Irwing, v. Kursell, Krause, Knesebeck, v. Knebel, Krünitz, v. Kortzfleisch, v. Krickende, Kersten, Kleuker, Körner. 63. Briefwechsel mit Voß und Frau, Klam. Schmidt, Tiedge. 64. Briefwechsel mit v. Hagen, v. Herel, Hauptmann, Henkel, Hartmann, Huth, Heinze, Heinitz, Hymme, Hermes, Hoze, Hoffmann, Hurke, Hinze, Hohenhorst, Häuser, Halem, Hempel, Hartmann, Hensler, Himly, Herstig. 65. Briefwechsel mit Graf v. d. Lippe, Lüdke, Lehmann, Lamprecht, Langer, Lengefeld, Langer (Düsseldorf), Lucchesini, Lavater, v. d. Leche, Lieberkühn, Lichtenberg, Lafontaine, Leuchsenring, Matthisson, Maus, Merk, Münnich, Müchler, Meinecke, Mattei, Nicolai, Nesselt, Norrmann, Nauendorf, Nicolovius, Nöldechen, Niemeyer, v. Nuys, Overbeck, Pleissing, Plenz, Preuße, Patzke, Pauli, Pfutsch. 66. Briefwechsel, betreffend Eberts Liebesgeschichte, Streitigkeiten Horstenbergs mit J. G. Jacobi, Klopstocks mit Bodmer. Abschriften des Briefwechsels zwischen Klopstock und Voß, Sulzer und Bodmer, Klopstocks und Sulzers Reise nach Zürich.

C. Handschriften von Pyra („Aeneis"), Kleist, Karschin, Benj. Michaelis, Bothe, Heinse, Kl. Schmidt, Stammfort, Götz, Fischer, Jacobi. Ueber Waser und seinen Prozeß. Handschriften von Rudnick, Stille, v. Hardenberg, Klopstock, Ramler, Voß (die „Luise" im Original), Trenk, Kretschmann, u. Anderes von Unbekannten.

Nachtrag.

Briefe zwischen Gleim und Uz. Briefe zwischen Gleim, Ramler, Uz. Abschriften der Briefe der Frau Karsch.

*) Körte a. a. O., S. 375. — Wir verweisen hierbei auf die oben mitgetheilte Notiz von den noch handschriftlich vorhandenen Poesien Gleims, welche allein schon die Massenhaftigkeit seines dichterischen Schaffens bezeugt.

bei Gleim zusammen; Gleim las die Beiträge vor und ließ die Verfasser errathen *).

So trieb es Gleim bis an seinen Tod. Sein Haus und sein Herz blieben fortwährend den Freunden geöffnet, und bis zuletzt ward er nicht müde, den Kreis dieser Freunde noch immer mehr zu erweitern. Die wahrhaft kindliche Seelenheiterkeit, Aufgewecktheit, Gemüthserschlossenheit und theilnahmvolle Hingebung, welche ihn durch sein ganzes Leben begleitet, verließen auch den mehr als Achtzigjährigen nicht, und selbst die Leiden und Unbilden des höheren Alters (er erblindete und mußte sich einer Operation unterwerfen, die ihm gleichwohl keine Hülfe brachte) konnten weder seinen inneren Frieden stören, noch seine Mittheilsamkeit und Empfänglichkeit im Verkehr mit Andern vermindern.

Licht- und Schattenseiten dieses poetischen Zusammenlebens der Halberstädter.

Das Leben Gleims und seiner Freunde gewährt das schöne Bild eines harmlos glücklichen, wahrhaft poetischen Daseins. Jeder Tag wird zu einem Gedichte, zu einer Festesfeier der Phantasie und des Gemüths; das so Empfundene und Erlebte sucht man wiederum in muntern Liedern, in poetischen oder prosaischen Episteln theils für sich festzuhalten und immer von Neuem zu genießen, theils den entfernten Freunden zu gleichem Genusse mitzutheilen, und so fließen Dichtung und Wirklichkeit in immerfort erneutem Kreislauf untrennbar in einander.

Es war das erste Mal, daß man auf solche Weise versuchte, die Poesie gleichsam durch sich selbst zu befruchten, indem man das Leben nach dichterischen Intentionen gestaltete, und aus diesen Gestaltungen wiederum Stoff und Anregung für dichterisches Hervorbringen schöpfte.

So anmuthend auf den ersten Blick dieser Versuch, so liebenswürdig das Treiben der Gleim'schen Kreise erscheint, so hatte die Sache doch auch ihre bedenklichen Seiten. Kleist verfuhr wohl nach einem ganz richtigen Instinkt, wenn er schon 1746 **) Gleim warnte, sich nicht ausschließlich auf die Dichtkunst zu werfen, sondern danach zu streben, daß er die Welt kennen lerne und durch einen berufsmäßigen Verkehr mit dem wirklichen Leben sich einen größeren Kreis von Erfahrungen und

*) Körte a. a. O., S. 188.
**) Unterm 8. Febr. — „Briefe Kleist's an Gleim“ (handschriftl.), 1. Bd.

Ideen schaffe, als welchen die bloße dichterische Einbildung oder Empfindung ihm je zu gewähren vermöge. Gleims Beruf in Halberstadt war nicht dazu angethan, ihn zu eingehender Beschäftigung mit größeren Lebensinteressen anzuleiten oder gar zu nöthigen, und Halberstadt selbst war nicht der Ort, wo Jemand diese Interessen recht kennen lernen und erfolgreich auf sich wirken lassen konnte*). Der Gesichtskreis Gleims und seiner dichterischen Genossenschaft mußte in solcher Zurückgezogenheit sich nothwendiger Weise verengen, da man nicht — um mit Goethe zu reden**) — „in die Fülle der äußern Welt griff, wo allein der Mensch Nahrung für sein Wachsthum und zugleich einen Maßstab desselben finden kann", vielmehr nur unter sich verkehrte und jeder der Genossen mit seinem ganzen Denken und Thun in dem alltäglichen, gleichförmigen Zusammenleben dieses engsten Freundeskreises vollständig aufging. Die kleinen persönlichen und geselligen Beziehungen der Freunde untereinander erhielten dadurch für diese eine Bedeutung, die sie an sich und für die Außenstehenden nicht hatten und nicht haben konnten. Ein heitrer Scherz, ein trauliches Wiedersehen der Getrenntgewesenen, ein in harmloser Fröhlichkeit zusammen verbrachter Tag, ein zärtlicher Abschied, solche und ähnliche Erlebnisse, welche bei jedem gefühlvollen Menschen auf sympathetische Mitempfindung rechnen dürfen, sobald sie nur keine größere und andauerndere Betheiligung beanspruchen, als die ihnen im Ganzen und Großen des menschlichen Lebens zukommt, wurden hier zu Ereignissen von allgemeiner Wichtigkeit gestempelt, mit denen man sich lange Zeit, und immer von Neuem, beschäftigte, was unvermeidlich sowohl in dem ganzen Empfindungsleben der Genossen, als in deren literarischen Erzeugnissen, besonders ihren Briefwechseln, eine unerquickliche Eintönigkeit und Leere hervorbrachte***). Bisweilen schien

*) Sulzer, ein naher Freund Gleims, äußert einmal: „Gleim ist in Umständen, wo er kaum Besseres machen kann, als Tändeleien. Er wohnt an einem elenden Orte und hat nur gewöhnliche Umgebungen" („Briefe deutscher Gelehrten", 1. Bd., S. 121).

**) „Aus meinem Leben" („Werke", 25. Bd., S. 295).

***) Goethe hat auch hier mit wenigen Worten Grund und Wesen der Sache getroffen, wenn er in seinem „Aus meinem Leben", 2. Thl., S. 294 von Gleim und seinen Freunden sagt: „Sie legten auf ihre besondern engen Zustände einen zu hohen Werth, in ihr tägliches Thun und Treiben eine Wichtigkeit, die sie sich nur unter einander zugestehen mochten; sie freuten sich mehr als billig ihrer Scherze, die, wenn

man dies selbst zu empfinden: dann suchte man mit einer gewissen hastigen Ungeduld neue Elemente des geselligen Verkehrs, der Lectüre und der poetischen Nachahmung herbei zu ziehen. Allein diese Art, in das geistige Leben des Kreises Abwechselung und Mannigfaltigkeit zu bringen, war eine sehr äußerliche, oberflächliche, um nicht zu sagen künstliche und unwahre. Mit Recht ward es schon von Zeitgenossen als auffällig bemerkt*), daß ein und derselbe Dichter heut in den muntern Klängen der Anakreontischen Muse sich erging, morgen den schwermüthigen Ton Young'scher Nachtgedanken anschlug, bald die schlichte Denk- und Redeweise der niedrigen Volksklassen zu treffen sich anstrengte**), und wieder ein anderes Mal die dunkle und geheimnißvolle Sprache des Koran dergestalt nachahmte, daß er sogar den Gebildeten fast unverständlich blieb***). Nicht anders im Persönlichen. Wenn wir sehen, wie Gleim mit der gleichen Glut für den kritisch-nüchternen Lessing und für den idealistisch-überfliegenden Fr. Jacobi schwärmt, wie er Klopstock als den erhabensten der Menschen verehrt, aber auch mit Wieland, dem direktesten Widerspiel Klopstock'scher Weltauffassung, in der zärtlichsten Freundschaft lebt, wenn wir in seinem Freundschaftstempel Lavater neben Nicolai und Biester, Gellert neben Heinse und Bürger erblicken, so fällt es schwer, an einen wirklichen, tieferen Geistes- und Seelenverkehr des Mannes mit so ganz verschieden gearteten Naturen zu glauben. In dem unersättlichen Haschen nach immer neuen Bekanntschaften und Freundschaften, in der leidenschaftlichen Art, womit Gleim seine Freunde in die engbemessenen Cirkel seines Empfindens,

---

sie den Augenblick anmuthig machten, doch in der Folge keineswegs für bedeutend gelten konnten. Sie empfingen von Andern Lob und Ehre, wie sie verdienten, und gaben solche zurück, wohl mit Maß, doch immer zu reichlich, und, eben weil sie fühlten, daß ihre Neigung viel werth sei, so gefielen sie sich, dieselbe wiederholt auszudrücken, und schonten hierbei weder Papier noch Tinte. So entstanden jene Briefwechsel, über deren Gehaltsmangel die neuere Welt sich verwundert."

*) „Literaturbriefe", S. 183 (vgl. Koberstein a. a. O., 2. Bd., S. 1258).

**) Gleim schrieb „Lieder für's Volk", die zwar Lessing lobte, an denen aber die Absicht, zum Volke und in dessen Sprache zu reden, ungleich besser ist, als die Ausführung.

***) Dieses Urtheil fällt über Gleims „Halladat", — eine größere, der Uz'schen „Theodicee" verwandte, religiöse Dichtung —, wenn auch in schonender Umschreibung, Lessing in einem Briefe an Gleim.

Denkens und Thuns beinahe gewaltsam hineinzwingt*), in der fieberhaften Reizbarkeit, die heut außer sich geräth, weil ein erwarteter Brief oder Besuch eines Freundes ausbleibt, wohl gar über Gefühllosigkeit, Verrath, Bruch der Freundschaft jammert, und morgen hoch aufjubelt, wenn der gestern als ungetreu verklagte Freund wieder schreibt oder selbst kommt**), in Alledem können wir nichts Anderes erblicken, als die natürliche Folge des Mangels an inhaltreicheren, den ganzen Menschen wirklich ausfüllenden Lebensinteressen und der dadurch erzeugten krankhaften Ueberreizung und Verzärtelung des individuellen Empfindungslebens.

Nachtheilige literarische Wirkungen der zu großen Abgeschlossenheit dieses Kreises in sich.

So verfielen Gleim und seine Freunde in eine ähnliche Einseitigkeit, wie Gellert und seine Anhänger, und aus ähnlichen Ursachen. Nur die Wirkungen waren — entsprechend der in jeder der beiden Schulen vorherrschenden Thätigkeitsrichtung — einigermaßen verschiedene: bei Gellert mehr moralische, auf die ganze Lebensführung in weiten Kreisen der Gesellschaft sich erstreckende, hier vorzugsweise blos gesellige und literarische. Die letztern namentlich machten sich auf bedenkliche Weise bemerkbar durch eine literarische Ueberproduktion, die, was sie an Breite gewann, an Tiefe verlor, und durch den Mangel kritischer Strenge und Selbstverleugnung in der Ausscheidung des Unbedeutenden, allenfalls für die Stunde und den nächsten Freundeskreis Werthvollen, von Dem, was man als ein Bleibendes auf die Nachwelt gebracht sehen wollte. Engländer und Franzosen haben öfters ihre Verwunderung darüber geäußert, daß in Deutschland so viel unbedeutende, zumal lyrische Kleinigkeiten cursirten, Sachen, die man bei ihnen zwar vielleicht im geselligen Cirkel einmal vorlesen, aber nimmermehr auf den großen literarischen Markt zu bringen wagen würde. Gleim und seine Genossen tragen einen nicht geringen Theil der Schuld dieser Gewöhnung der Deutschen, zwischen dem engeren Freun-

---

*) So, wenn Gleim in seinen spätern Jahren die Freunde dringend einladet, sich mit ihm in „sein kleines Hüttchen“ zurückzuziehen und von der Welt draußen mit ihren Bewegungen gar keine Notiz zu nehmen.

**) Belege zu dem oben Gesagten liefern die Gleim'schen Briefwechsel und seine Biographie von Körte (S. 381 ff.) in Menge. — Sulzer nennt Gleim einen „ungestümen“ Freund, „dem die Freunde sclavisch dienen müssen, wenn sie nicht seine Gunst verlieren wollen“ („Briefe deutscher Gelehrten“, 1. Bd., S. 29).

deskreise und dem größeren Publikum nicht zu unterscheiden, vielmehr von letzterem zu verlangen, daß es auf die Eigenthümlichkeiten, die Liebhabereien, die kleinen persönlichen Bezüge eines solchen Kreises eingehe und Alles schön finde, was man von dort aus ihm als schön anzupreisen beliebt*), kurz, der Herrschaft eines literarischen Coteriegeistes über einen wirklichen literarischen Gemeingeist. Und wie hätte nicht in solcher Abgeschlossenheit und Entfernung von den größeren Mittelpunkten des gesellschaftlichen und geistigen Lebens die rechte Unbefangenheit und Freiheit der Kritik verloren gehen sollen? Wie schwer war es — selbst für einen starken und hellen Geist — sich diese Unbefangenheit zu bewahren bei Beurtheilung von Leistungen, die unter der harmlosen Form freundschaftlicher oder geselliger Gaben dargeboten wurden und denen gegenüber es fast unfreundlich oder unhöflich erschien, der liebenswürdigen Absicht mit pedantischer Strenge zu begegnen! Wie leicht ließ sich vollends der Schwache oder Eitle verleiten, heut zu loben, um morgen gelobt zu werden! Und wer hätte es nun gar über's Herz bringen mögen, dem gutherzigen, gefälligen, gastfreien, immer dienstfertigen und liebevollen „Vater Gleim" ein unschönes Wort über seine Dichtungen zu sagen, ihm, der für jede fremde Leistung stets die bereiteste und rückhaltloseste Anerkennung hatte, von dem man wußte und täglich aus seinem eignen Munde hörte, wie sehr der Freunde Beifall ihn erquickte, wie weh ihm ein tadelndes oder auch nur minder unbedingt lobendes Urtheil von solcher Seite that**)?

---

*) Gleim namentlich „dichtete", wie Körte (S. 329) sagt, „etwa nur einige Zeitgedichte für das große Publikum, sonst Alles nur für die Freunde, weil nur die Freundschaft seine Muse war." Gleim selbst schrieb an Fr. Jacobi, als dieser ihm den 1. Thl. seiner „Vermischten Schriften" gesandt und dabei bemerkt hatte: von der Aufnahme, welchen dieser Theil im Publikum finden werde, hänge das Schicksal des „Woldemar" ab: „Also schreiben Sie für's Publikum? für welches denn? für unsre Krickler? für unsre Leser? für beide möcht' ich nicht schreiben. Ich, mein Lieber, habe für Krickler und für unsre Leser auch nicht Eine meiner 50,000 Zeilen geschrieben. Immer schrieb ich nur für einen Freund: die „Scherzhaften Lieder" für Uz, die „Fabeln" für Kleist, die „Kriegslieder" für Lessing, „Halladat" für Heinse." (Ebenda.)

**) Selbst Lessing betreffen wir, gegenüber Gleim, bisweilen auf der verzeihlichen Schwäche, daß er den guten Willen für die That nimmt. — Goethe berührt sehr treffend diese bedenkliche Nichtunterscheidung zwischen persönlicher Liebenswürdigkeit und literarischer Tüchtigkeit in den Urtheilen über Gleim, wenn er („Werke", 25. Bd., S. 294) sagt: „Gleim gewann sich so viel Freunde, Schuldner und Abhängige, daß

Ihr patriotisches Gefühl ein Gegengewicht wider diese Nachtheile.

Die Folgen der Abschließung unter sich und der Zurückgezogenheit von der Welt würden bei den Halberstädter Genossen noch größer und noch bedenklicher gewesen sein, als bei Gellert und seiner Gemeinde — in demselben Maße, wie diese Zurückgezogenheit selbst, wenigstens äußerlich, eine noch entschiedenere war —, hätten sie nicht vor Jenen Etwas vorausgehabt, was Vieles gut machte. Das war die den meisten derselben von Haus aus gemeinsame patriotische Empfindung für Friedrich II. und seine Thaten. Hier war ein reicher Quell frischen Lebensmuthes, fröhlicher Hoffnung und Begeisterung, eines warmen sympathischen Gefühls für große, allgemeine Interessen, unter Umständen sogar einer werkthätigen Betheiligung an dem stolzen Bau des Ruhmes und der Größe des ge-

man ihm seine breite Poesie gern gelten ließ, weil man für die reichlichen Wohlthaten Nichts zu erwidern vermochte, als Duldung seiner Gedichte." Der Biograph Gleims, Körte, bekennt selbst unverholen: „Die Kritik, wie sie unter den Freunden, und besonders von Gleim, geübt ward, w u r z e l t e m e h r i n d e r g e g e n s e i t i g e n L i e b e, als in ernster Absicht der Kunst." (Vgl. Gervinus a. a. O., 4. Bd., S. 229, Koberstein a. a. O., 2. Bd., S. 928, 942.) — Gleim feierte „seinen Uz" als den „deutschen Pindar", Klopstock als „Homer", Lessing als „Sophokles", ließ wiederum sich von der Karschin als „deutschen Thyrsis" feiern. Schon Lessing (in den „Literaturbriefen") und Herder (in seinen „Kritischen Wäldern") verspotteten gebührend diese Art von Vergleichung deutscher Dichter mit solchen des Alterthums, wie sie vornehmlich in den Gleimschen Kreisen Sitte geworden war. — Das Gedicht „Alexis und Elise", von Gleim, welches, mildestens gesagt, sehr unbedeutend und langweilig ist (es beginnt so: „Alexis und Elise, zwei Herzen von Gefühl, wenn sie ein Barde priese, so wär' es nicht zu viel", und geht in diesem trivialen Tone und diesem einförmigen Rhythmus durch 3 Gesänge, 109 Strophen, 436 Verse fort!), ward sogar von Wieland, dem Freunde zu Liebe, „himmlisch" gefunden (s. Briefwechsel zwischen Gleim und Wieland). Gleim selbst verlangte (wenn er es auch nicht eingestehen mochte) eine solche derbe Schmeichelei, und war leicht empfindlich oder doch innerlich verletzt, wenn einmal ein Freund tadelte oder auch nur nicht genug lobte. — Wie verderblich diese Gewöhnung gegenseitigen Lobhudelns wirkte, geht daraus hervor, daß selbst Solche, die gar keinen Dichterberuf hatten, aber durch das Beispiel und das Zureden des Halberstädter Kreises zum Dichten verleitet worden waren, sich empfindlich zeigten, wenn ihre Arbeiten von Genossen dieses Kreises nicht mit vollen Backen gelobt wurden, wie dies u. A. dem, in seinem kritischen Urtheil verhältnißmäßig ziemlich unbefangenen und selbstständigen Ewald Kleist mit einem General von Stille begegnete, der ihm ein Gedicht: „Der Lerchenkrieg" (wahrscheinlich in Popescher Manier) mittheilte, und sauer dreinsah, als Kleist, schon darin sich Zwang anthuend, dasselbe nur halbwegs lobte („Handschriftl. Briefwechsel zwischen Kleist und Gleim", Jahrg. 1748).

liebten Vaterlandes. Diese Empfindung pulsirt stark und lebendig in den hervorragendsten Briefwechseln aus diesen Kreisen, vor Allem in dem Gleims mit seinem Herzensfreunde Ew. Kleist, dem feurigsten Patrioten und Bewunderer des großen Heldenkönigs. Dieser patriotische Drang erfüllte Gleims Denken und Thun während seines ganzen langen Lebens mit unverminderter Stärke, und, wie er in seiner Jugend ihn angetrieben, für die Uebersiedelung tüchtiger Talente nach Preußen sich zu bemühen „zum Ruhm und Nutzen seines Vaterlandes, und um seines Friedrich Zeit zur glänzenden Epoche großer, freier literarischer Ausbildung zu machen und der deutschen Nation ein goldenes Jahrhundert zu bereiten, gleich den Jahrhunderten Augusts und Ludwigs“ *), wie er ihn die Abwendung Friedrichs von der deutschen Muse zwar beklagen, aber auch entschuldigen, und das höhere Verdienst freudig preisen ließ, das der große König durch Förderung der Denkfreiheit um den Fortschritt deutschen Geisteslebens sich erwerbe, so verließ er ihn auch noch im höchsten Alter nicht: mit fast jugendlicher Wärme nahm Gleim bis zuletzt an Allem, was Preußen, was Deutschland anging, regen Herzensantheil, war er unermüdlich in Versuchen, von seinem fernen und einsamen Winkel aus durch Wort und Lied, mit Rath und Warnung auf die Geschicke des Vaterlandes, auf die Entschlüsse der Großen und die Stimmung des Volkes einzuwirken.

Mag immerhin dieser Gleim'sche Patriotismus — zumal in der spätern Zeit — in der Art seiner Kundgebung bisweilen etwas verfehlt **)

---

*) Körte a. a. O., S. 63.

**) Z. B. in jenem Schreiben an Friedrich Wilhelm III., bei dessen Thronbesteigung, worin es heißt: „Sire! Voltaire, der Dichter, schrieb an Friedrich, den König, wie an seines Gleichen. Die deutschen Dichter machen mit ihren Königen sich nicht so gemein! weil ihre Könige nichts aus ihnen sich machen, so machen sie auch aus ihren Königen sich nichts.“

„Sie sind stolzer als die französischen!

„Wenn aber ein König anfängt, Einer zu sein, wie Ew. Majestät, dann sind sie nicht mehr stolz!“

„Dann gebietet ihnen der König, ihn nicht zu loben.“

„Dann sagt der Dichter:

„„Ihn loben soll man nicht, wer aber kann's denn lassen?““

„So geht's dem alten Soldaten, der auch einmal so etwas von einem Dichter war; er kann's nicht lassen!“

und selber in der Richtung seiner politischen Ansichten nicht immer ganz einsichtig und unbefangen erscheinen*), so bildet er doch in dem Ganzen seiner Lebensanschauung wie in derjenigen der meisten seiner Freunde, Kleists, Ramlers, Sulzers u. A., ein heilsames Gegengewicht gegen die Anwandlungen jener allzu schwächlichen und kränkelnden Empfindsamkeit, welcher wir ihre Strebegenossen in Sachsen verfallen sahen. Bei diesen letztern blickt überall — durch die schüchterne Satire Rabeners, wie durch die resignirte und nicht selten casuistische Lebensmoral Gellerts**) — der düstere Hintergrund eines politisch und sittlich verkommenen Staats- und Gesellschaftswesens, trostloser öffentlicher Zustände hindurch: Den Preußen dagegen bleibt, auch wenn sie in ihrer persönlichen Denk- und Empfindungsweise noch so sehr zu einer gewissen Einseitigkeit hinneigen, doch allezeit der sichere Rückhalt eines tüchtigen und großartigen Gemeinwesens unverloren, als der feste mütterliche Boden, auf dem sie fußen und dessen Berührung ihnen immer von Neuem willkommene Kräftigung und Erfrischung zuführt.

Patriotische Dichtungen Gleims u. seiner Genossen.

Auf diesem Boden erwuchsen auch den Genossen des Halberstädter Bundes die werthvollsten und dauerhaftesten Blüthen ihrer Dichtung. Während die „Scherzhaften Lieder" und der „Halladat" von Gleim, vollends sein „Blöder Schäfer" und seine Balladen, nicht minder die „Theodicee" von Uz, die „Mädchen-

---

„Friedrich der Große hatte nur Einen Fehler! Diesen Einen haben Ew. Königl. Majestät nicht! Sie sind ein deutscher König, und ich, der alte Soldat, bin mit den heißesten Wünschen für das höchste Wohlergehen des Landesvaters

Ew. Königl. Majestät
deutscher, unterthänigster, treuester Knecht,
Der alte Gleim."

Worauf ihm der König durch seinen Geh. Kab.-Rath Menker „für sein Andenken und die in seinem Schreiben bezeigten devoten Gesinnungen" danken ließ (Körte a. a. O., S. 285 ff.).

*) So bei Gelegenheit des berüchtigten Wöllner'schen Edicts (s. den 1. Bd., S. 122), wo Gleim in einem Brief an den Minister Wöllner sich wegen eines unter seinem Namen verbreiteten und als ein Angriff auf jenes Edict gedeuteten Gedichts rechtfertigt und mit Bezug darauf sagt: „Diese Deutung konnte ein in der Liebe zu den Musen alt und grau gewordener Patriot nicht ertragen. Er bleibt Patriot bis in sein Grab. Patrioten aber müssen Unzufriedenheit im Staate nicht entstehen machen, entstandene nicht vermehren." (Ebenda, S. 249.)

**) S. oben S. 63.

insel" von Götz, selber der „Frühling" von Kleist, ebenso die meisten lyrischen Gedichte der Freunde, heute, mit nur wenigen Ausnahmen, kaum noch einen mehr als kultur- und sittengeschichtlichen Werth haben, — den Werth von Spiegelbildern einer vergangenen Zeit, ihrer Geschmacksbildung und ihrer Lebensanschauungen —, so machen die „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers" von Gleim noch jetzt auf jeden warm und patriotisch Empfindenden den ergreifenden Eindruck, der allen solchen „in und mit der That entsprungenen" Liedern — wie Goethe sie treffend charakterisirt *) — für immer gesichert bleibt. Hier ist, wie Lessing **) es sogleich nach dem Erscheinen der Grenadierlieder hocherfreut und bewundernd aussprach, eine „lebendige Poesie", hier ist, nach Goethe's weiterem Ausspruch ***), jener „wahre, höhere Lebensgehalt" zu spüren, der „durch Friedrich d. Gr. und die Thaten des siebenjährigen Kriegs in die deutsche Poesie gekommen"; hier erblicken wir mindestens einen Anfang, und zwar einen bedeutungsvollen Anfang, einer wirklichen „Nationaldichtung", einer solchen, die — um nochmals mit Goethe †) zu reden — „auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn Beide für einen Mann stehen" ††).

*) „Goethe's Werke", 25. Bd., S. 103 ff.

**) In der Vorrede zu der von ihm 1758 besorgten ersten Ausgabe der „Kriegslieder" (mit Melodien) — vgl. „L.'s Sämmtliche Schriften", herausgegeben von Lachmann, 5. Bd., S. 101.

***) A. a. O.

†) „Werke", 25. Bd., S. 103. — Auch Herder in den „Fragmenten", 2. Bd., S. 345, nennt die Gleim'schen Kriegslieder „wahre Nationalgesänge".

††) Wir führen, um dem Leser den Eindruck jener Lieder zu vergegenwärtigen, wenigstens einige Strophen daraus an. Das erste der Grenadierlieder, „der Schlachtgesang bei Eröffnung des Feldzuges von 1756", beginnt:

„Krieg ist mein Lied! Weil alle Welt
Krieg will, so sei es Krieg!
Berlin sei Sparta! Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg!"
U. s. w.

In dem „Siegeslied bei Prag, 1757", heißt es:

„Victoria! mit uns ist Gott!
Der stolze Feind liegt da.

Nicht immer ganz so schwungvoll und bilderreich in der Form, wie die Gleim'schen Grenadierlieder, athmen dafür die Kriegsgesänge von Ew. Kleist eine fast noch größere Unmittelbarkeit und Innigkeit der Empfindung ihres Gegenstandes: man fühlt es ihnen an, daß, der sie sang, nicht blos die Leier, sondern auch das Schwert führte, nicht blos

---

Er liegt! Gerecht ist unser Gott.
Er liegt. — Victoria!"
U. s. w.

Vor Allem aber mit Recht berühmt sind die folgenden Strophen aus dem „Siegeslied nach der Schlacht bei Roßbach":

„Vom sternenvollen Himmel sah'n
Schwerin und Winterfeld
Bewundernd den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held. —
Gott aber wog bei Sternenklang
Der beiden Heere Sieg,
Er wog, und Preußens Schaale sank,
Und Oestreichs Schaale stieg." —

Allerdings sind nicht alle Strophen dieser Kriegslieder gleich schwungvoll: allein durch alle weht doch ein warmer, ungekünstelter, patriotischer und thatkräftiger Geist. Gleim hat später noch mehrmals im Tone seiner „Grenadierlieder" zu singen versucht, aber es ist ihm nie wieder so gelungen. Es waren eben keine „in und mit der That" entstandenen Lieder. 1787 dichtete er „Soldatenlieder" auf Anlaß eines von dem Frh. von Beck dem neuen König von Preußen mitgetheilten und von diesem genehmigten Plans: „durch tüchtige Lieder das kriegerische Feuer und den Nationalstolz in der ländlichen Jugend (soll wohl heißen: in der Jugend des Landes) verbreiten zu lassen und Gleim den Auftrag zur Verfertigung solcher Lieder zu geben" (Körte a. a. O., S. 253). Also bestellte Arbeit! — 1790 ließ er „Preußische Marschlieder" folgen. Aber wo gab es damals Friedericianische Kriegs- und Siegesmärsche? — Die „Zeitgedichte" (1793) dienten weniger einer patriotischen, als einer parteipolitischen Stimmung zum Ausdruck, sie waren gegen die französische Revolution gerichtet, wie schon der Titel bezeugt („Zeitgedichte vor und nach dem Tode des heiligen Ludwig XVI."). — 1802 dichtete Gleim sogar „Schweizerische Kriegslieder"; er wollte damit „der guten Sache der Schweizerischen Menschheit nützlich sein." Dabei konnte denn von einer unmittelbaren, persönlichen patriotischen Empfindung noch weniger die Rede sein. — Wieder ein ander Mal besang er erst den polnischen König Stanislaus Augustus, dann den jungen Kaiser Alexander — Beide als „Menschenfreunde." Alles das war reflectirte Poesie aus zweiter, dritter Hand im Vergleich zu der unmittelbaren, lebendigen Begeisterung, welche die „Kriegslieder" und die vielen prosaischen Ergüsse von Patriotismus in den Briefen Gleims aus seiner früheren Periode erzeugt hatte.

ein sinniger und empfindungsreicher Dichter und ein trefflicher, edler Mensch, sondern auch ein thatkräftiger, ächt männlicher Charakter war*).

Die übrigen patriotischen Dichtungen aus den Halle'schen und Halberstädter Kreisen stehen den kriegerischen Gesängen Gleim's und Kleist's an poetischem Werthe nach. Sie enthalten größtentheils mehr Reflexionen, als unmittelbare Empfindungen und Anschauungen, und können sich — bei allem antiken Pathos der Ramler'schen Oden**),

---

*) Kleist's „Ode an die preußische Armee im März 1757", beginnt so:

„Unüberwund'nes Heer, mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt,
Um das der frohe Sieg die goldnen Flügel schwingt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben! . . ."

Und es schließt:

„Auch ich, ich werde noch, — vergönn' es mir, o Himmel! —
Einher vor wenig Helden zieh'n,
Ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen flieh'n,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Gewimmel." —

Aus dem Schluß von „Cissides und Paches" sei hier nur folgende Stelle wiedergegeben:

— „Wie gern stürb' ich ihn auch,
Den edlen Tod, wenn mein Verhängniß ruft, —
Ich, der ich Dieses sang im Lärm des Kriegs,
Als Räuber aller Welt mein Vaterland
Mit Feu'r und Schwert in eine Wüstenei
Verwandelten, als Friedrich selbst die Fahn'
Mit tapfrer Hand ergriff und Blitz und Tod
Mit ihr in Feinde trug, und achtete
Der theuern Tage nicht für Volk und Land,
Das in der finstern Nacht des Elends seufzt. —
Doch es verzagt nicht d'rin, das theure Land,
Sein Friedrich lächelt, und der Tag bricht an." . . .

Kleist fiel bekanntlich in der Schlacht bei Kunnersdorf, d. 12. Aug. 1759, erst 44 Jahre alt.

**) Eines der lebendigsten patriotischen Lieder von Ramler ist sein „Schlachtengesang" mit dem Anfang: „Auf, tapfre Brüder, auf, in's Feld!" — Hier stören auch nicht, wie in den meisten andern Ramler'schen Liedern, die Anspielungen auf fernliegende, antike, mythologische und geschichtliche Vorstellungen, wie z. B. in dem Gedichte „an die Stadt Berlin" die Beziehungen auf „Jupiter", der für Friedrich streitet, „Latonens Sohn", des Königs „Schutzgott", die Vergleichung Friedrichs selbst mit „Delius Apollo" u. A. m. —

und bei aller nationaldeutschen, nicht blos spezifisch preußischen Gesinnung in den Vaterlandsliedern von Uz und Cronegk — an Lebendigkeit und Wärme des Eindrucks mit jenen nicht messen. Der trübe, elegische Ton, worin diese Letzteren von Deutschlands Zerrissenheit und Schwäche singen*), bildet zu dem thaten- und siegesmuthigen der Gleim'schen Kriegslieder einen eben so schroffen und unvortheilhaften Gegensatz, wie in der Wirklichkeit das Bild des damaligen, im tiefsten Verfall begriffenen deutschen Reichs zu dem Bilde des jugendlichen, durch seinen großen König zu Macht und Glanz erhobenen Preußens. Dem allgemein deutschen Patriotismus mußte nothwendig die freudige Zuversicht des spezifisch preußischen fehlen, und dieser Unterschied klingt auch aus den patriotischen Liedern der einen und der andern Gattung unverkennbar wieder. Wo aber das Gefühl des Dichters sich unwillkürlich theilte zwischen dem Schmerz um das deutsche Vaterland und dem nicht zurückzuhaltenden Stolz auf die, doch auch deutschen, Großthaten des brandenburgisch-preußischen Herrschers, da that eine solche innere Spaltung jener Einheitlichkeit der Stimmung Abbruch, welche ein so wichtiges Erforderniß jedes, zumal jedes patriotischen und politischen Gedichtes ist**).

---

*) Z. B. Uz in dem bekannten Gedichte: „Das bedrängte Deutschland" („Wie lang zerfleischt mit eigner Hand Germania ihr Eingeweide?" u. s. w.).

**) So z. B. bei Cronegk, wenn er singt:

„O kämpft, ihr wirklich deutschen Heere,
Für Freiheit und Religion!
Kämpft, muth'ge Preußen! Sieg und Ehre
Und ew'ge Palmen warten schon.
Die Zukunft zeigt sich meinen Blicken;
Ich fühl' ein heiliges Entzücken;
Was flieh'n für Schaaren dort am Rhein?
Kämpft, Deutsche! Gott, der euch begleitet,
Gott ist es selbst, der für euch streitet,
Und Friedrich muß sein Werkzeug sein.

Doch, wie viel Blut? wie viele Zähren?
O Deutschland! o mein Vaterland!
Wie lange soll die Zwietracht währen?
Was schwächst du dich mit eigner Hand?
Statt den gemeinen Feind zu dämpfen,
Muß Adler gegen Adler kämpfen,

Immerhin war der freiere Blick auf's Allgemeine, war die warme vaterländische Gesinnung, die Freude an nationalen Thaten und die patriotische Entrüstung über nationale Schwäche und Zerrissenheit ein bedeutsamer Fortschritt gegen die sich absichtlich streng auf das Privatleben beschränkende Anschauungsweise der empfindsamen Gellert'schen Seelen. Gleim und seine Genossen waren, wie wir sahen, mit ihren Empfindungen noch einigermaßen zwischen diesen beiden Richtungen getheilt. Auch im weitern Verlaufe unserer Betrachtungen werden wir noch öfter die Empfindsamkeit eines auf sich selbst zurückgezogenen, idealen Seelenlebens und die Richtung auf große Thaten und Ereignisse des Völkerlebens im Kampf mit einander erblicken. Aber es war doch schon ein großer Gewinn für den deutschen Geist, daß selbst so entschiedene Vertreter einer idealistischen, von der umgebenden Wirklichkeit sich weit hinweg- und dem Erhabenen, Uebernatürlichen zuwendenden Richtung, wie Bodmer, das Haupt der Schweizer Schule*), offen bekannten: „Friedrich II. ist ein Gesandter Gottes in einem Zeitalter, wo die weiblichen Zärtlichkeiten an die Stelle der männlichen Tugenden gesetzt werden"**).

Mangel einer eigentlich bedeutenden Dichtung aus d. Gellertschen und Gleimschen Kreisen, und gesteigerter Drang nach einer solchen.

Sowohl bei Gellert, als bei Gleim, war die Beschäftigung mit Poesie weniger die Folge eines Dranges nach Hervorbringung wirklicher Kunstwerke, als vielmehr die Wirkung eines im Allgemeinen gesteigerten Empfindungslebens. Für den Einen hatte sie im Wesentlichen nur die Bedeutung einer eindringlicheren lehrhaften Moral, für den Andern die einer erhöhten, vergeistigten Geselligkeit. So theilten sich Beide in ge-

---

Und Bruder wider Bruder stehn.
Dich, traur'ges Deutschland, zu zerstören,
Uebt sich die Wuth von deutschen Heeren,
Die selbst den Sieg mit Thränen seh'n."

*) Vgl. 2. Bd., 1. Abth., S. 497.

**) „Briefe der Schweizer", S. 312, Koberstein a. a. O., 2. Bd., S. 1225. Es war dies 1759. Noch 1745 hatte derselbe B. an das Haupt der Halle'schen Schule, Lange, als dieser ihm sein Gedicht: „Die Siege Friedrichs" übersandt, geschrieben: Er (Lange) und Henzi sollten doch, „statt die Landbezwinger in ihrer Mordgier zu unterhalten", lieber „gegen die elenden Scribenten kämpfen"; „ob nicht die sanftmüthige Muse seiner Doris (so hieß Lange's Frau unter den poetischen Genossen) seinen darniederschlagenden Geist besänftige?" u. s. w. — („Lange's Briefsammlung", 2. Bd., S. 49; Koberstein a. a. O.)

wissem Sinne in die Zwecke, die nach der alten, aber noch immer gültigen, von Gottsched wie von den Schweizern anerkannten Theorie die Dichtkunst erfüllen sollte: das „Nützen" und das „Ergötzen". Der höhere Schwung freilich mußte dieser Poesie abgehen, die gleichsam nur eine Sache des täglichen Hausbedarfs, ein Hülfsmittel war, um das Gemüth in einer gewissen mittleren Temperatur sinnlich-geistigen, ästhetisch-moralischen Behagens und Selbstgenügens zu erhalten.

Ein solcher Durchgang der Poesie durch das Leben, eine solche Befreundung derselben mit den Interessen der Wirklichkeit und den alltäglichen Bedürfnissen der Gesellschaft war für den allgemeinen Bildungsfortschritt der Nation ohne Zweifel von vielfältigem Nutzen. Das ganze Geistesleben der Menschen ward dadurch ein gehobeneres, ihre Empfänglichkeit für das Edle, Schöne und Gute eine lebhaftere und ausgebreitetere. Auch für wirkliche Kunstschöpfungen konnte diese neue Bildungsphase, wenn nur anderweite fördernde Bedingungen hinzutraten, ein günstiger Fruchtboden werden. Bis jetzt freilich hatte sie noch keine solche Schöpfung erzeugt. Die Verbreiterung der neuen geistigen Strömung schien ihrer Vertiefung hinderlich zu sein. Der Anregungen vom täglichen Leben, von den nächsten Umgebungen aus, der Forderungen, welche diese an den Dichter stellten, waren zu viele und mannigfaltige, als daß ein Geist von nicht ungewöhnlich hoher Begabung und starker Willenskraft so leicht die nöthige Sammlung und jene feste Richtung auf Ein großes Ziel hin sich hätte bewahren mögen, ohne welche Dichtwerke von bleibendem Werth niemals zu Stande kommen.

Gleichwohl war der Drang nach solchen Dichtwerken, war der Ehrgeiz, es auch auf diesem Felde andern Nationen gleichzuthun, wie man es auf den Gebieten der Gelehrsamkeit und der Philosophie bereits mit Glück gethan hatte, bei der damaligen Bildungsstufe des deutschen Volks ein natürlicher und kaum mehr abzuweisender. Seit der Zeit, wo Gottsched zuerst einen solchen Anspruch erhoben hatte*), waren wiederum Jahrzehnte verflossen, Jahrzehnte voll unverdrossener und nicht unfruchtbarer geistiger Arbeit. Die allgemeine Bildung, die Kenntniß und das Verständniß fremder Literaturen, besonders der klassischen, hatte zugenommen, in demselben Maße aber waren auch Trieb und Muth der Nacheiferung gestiegen.

*) S. 2. Bd., 1 Abth., S. 485.

Aeußere Anregungen dazu.

Zu solchen Anregungen rein literarischer Natur traten andere, von dem wirklichen Leben aus, und vielleicht waren diese die entscheidenderen. Fast jedem höheren dichterischen Aufschwunge einer Nation ging eine Erhebung und Neubelebung ihrer äußeren politischen Zustände voran. Die Homerischen Dichtungen waren der Nachhall der großen Thaten des Trojanerkrieges, die Dramen des Aeschylos und des Sophokles eine Nachwirkung des Krieges mit den Persern. Die schwungvolle Poesie eines Tasso, Dante, Ariosto entsproßte als geistige Frucht den politischen und religiösen Kämpfen, in denen die Städte und der Adel Italiens ihre Kräfte unter sich und gegen das Ausland gemessen hatten. Milton sang inmitten und nach Beendigung der heftigen Bürgerkriege, welche die Thatkraft des englischen Volkes auf's Höchste anspannten. Das „Zeitalter Ludwigs XIV." endlich spiegelte in seinem poetisch-rhetorischen Pathos die glänzende und kriegerische Politik dieses Königs wieder.

Gottsched, als er den kühnen Gedanken der Erschaffung einer deutschen Nationaldichtung faßte, ward dazu durch den Schein eines ähnlichen Aufschwunges in dem äußeren Leben der Deutschen verführt*). Jetzt aber war schon mehr vorhanden, als ein solcher bloßer Schein. Der Regierungsantritt und sogleich die ersten Regentenhandlungen des jungen Preußenkönigs Friedrich II. hatten die Blicke auf den „aufsteigenden Geist" gelenkt, mit dem offenbar eine neue Zeit für Deutschland aufdämmerte**).

---

*) S. oben S. 6.

**) Bedeutsam ist in dieser Hinsicht Klopstocks „Ode an Gleim" (aus dem Jahre 1752), worin er die Hoffnungen erwähnt, die er anfänglich auf Friedrich gesetzt, aber später aufgegeben habe, weil Friedrich sich von der vaterländischen Muse abgewandt. Er sagt dort von dem jugendlichen Friedrich:

„Würdig war er, uns Mehr, als dein beglücktester
Freiheitshasser, o Rom, Octavian, zu sein,
Mehr als Ludewig, den uns
Sein Jahrhundert mit aufbewahrt.
So verkündigte ihn, als er noch Jüngling war,
Sein aufsteigender Geist. — Noch, da der Lorbeer ihm
Schon vom Blute der Schlacht troff,
Und der Denker gepanzert ging,
Floß der dicht'rische Quell Friedrich entgegen, ihm
Abzuwaschen die Schlacht . . . . ."

Die fast unmittelbar darauf folgenden schlesischen Kriege (1741 ff.) versetzten die Nation in eine Bewegung, welche zwar von jener Begeisterung, die anderthalb Jahrzehnte später der Vertheidigungskampf Friedrichs gegen das wider ihn verbündete halbe Europa erweckte, noch weit entfernt, immerhin aber stark genug war, um ein Dichtergemüth in höhere Schwingungen zu versetzen. Feldherrngröße und Heldenruhm haben zu allen Zeiten etwas Erhebendes, Begeisterndes; in verdoppeltem Maße aber mußte Dies der Fall sein in einem Zeitalter, wo man seit lange entwöhnt war — mindestens in Deutschland —, die Herrscher der Länder persönlich an den Anstrengungen und Gefahren eines Kriegs Theil nehmen zu sehen. Ein junger Heldenkönig, an der Spitze seiner Tapfern kämpfend und siegend — Das war denn doch ein anderes, der Theilnahme würdigeres Schauspiel, als ein fürstliches Lustlager bei Mühlberg*)! Vor der Einbildungskraft des Patrioten erhob sich in neuem Glanze das, so lange umschleiert gewesene Bild deutschen Heldenthums; Erinnerungen an die tapferen Thaten der Vorfahren unter den ersten Kaisern und noch weiter rückwärts, unter Armin, wurden wieder lebendig**).

---

*) S. 2. Bd., 1. Abth., S. 481.

**) Für diese Ideenverbindung finden wir ein sehr merkwürdiges Zeugniß in der bekannten Ode Klopstocks aus dem Jahre 1749, welche in den spätern Ausgaben die Aufschrift trägt: „Heinrich der Vogler", welche aber nach den ziemlich zweifellosen Ergebnissen literargeschichtlicher Kritik (siehe insbesondere Löbell, „Die Entwickelung der deutschen Poesie", 1. Bd., S. 205, und die dort angeführten Quellen) ursprünglich auf Friedrich II. gedichtet war, wie u. A. die folgende Anmerkung von Cramer in der Schrift „Klopstock, Er und über ihn", 2. Thl., S. 34, deutlich bekundet. Cramer erzählt: „Als ich die älteren Lesarten mit der jetzigen Ode verglich, schien es mir fast bis zur Gewißheit wahrscheinlich, daß Klopstock Gleimen ins Amt gefallen und auch einmal [und zwar, setzen wir hinzu, viel früher, als Gleim] den König von Preußen gefeiert, hernach aber, aus guten Ursachen, sie auf Heinrich den Vogler umgestellt habe." — Er führt sodann folgende Verse als ursprünglich in der Ode enthaltene namentlich an:

> „Es braust das königliche Roß
> Und trägt ihn hoch daher.
> Heil, Friedrich! Heil dir, Held und Mann,
> Im eisernen Gefild!"

Ferner:

> „Schon ist an seiner Königsbrust
> Der Stern mit Blut bespritzt."

So waren die äußeren Voraussetzungen für einen stärkeren Aufschwung der poetischen Phantasie, zugleich für eine bestimmte Richtung dieses Aufschwungs, wenigstens im Allgemeinen gegeben. Es kam darauf an, ob sich ein begabter, strebsamer und energischer Geist fände, der durch diesen Anstoß sich wirklich zu großen dichterischen Schöpfungen ermuthigen und begeistern ließe. Eine solche vom Hause aus dichterisch angelegte Natur war Friedrich Gottlieb Klopstock.

Friedr. Gottl. Klopstock. Seine Jugendbildung.

Klopstock (geb. zu Quedlinburg 1724) verbrachte seine Kindheit in ähnlichen Umgebungen und Verhältnissen, wie Gleim, nur noch freier und naturwüchsiger. Sein Vater, der ein Gut gepachtet hatte, war ein Mann von originellem Geist, starkem Willen und tapfrem Muthe. Die Leute nannten ihn den „tollen Klopstock" *). Von Empfindsamkeit hatte er keine Ader, wohl aber ein tiefes religiöses Gefühl. Von der Mutter Klopstocks weiß der Biograph nur zu berichten, daß sie eine würdige Frau gewesen. Sie scheint auf die Entwicklung des Knaben weniger Einfluß gehabt zu haben, als der Vater, der es wohl leiden mochte, wenn seine Söhne ein offenes und freimüthiges, selbst etwas verwegenes Wesen zeigten, die Stiere im Hofe neckten, im nahen Strome badeten, über hohe Mauern kletterten, um mit benachbarten jungen Edelleuten im Forste zu jagen. So wuchs der junge Klopstock heran inmitten der freien Natur und im innigsten Verkehr mit ihr, durch keinen Zwang zu frühen oder zu angestrengten Lernens in seinem aufgeschlossenen Sinne für's Leben und seinem frischen Muthe verkümmert. Diese glückliche Begabung rettete er auch durch die Vorschule in Quedlinburg hindurch bis in die klösterlichen Räume der Schulpforta, und auch der dortigen strengeren Zucht hielt er tapfer

---

Endlich:

„ . . . . Friedrich schlägt
Die Schaaren vor sich hin."

„Da ich ihn (Klopstock) aber selbst darum befragte," berichtet Cramer weiter, „leugnete er es schlechterdings." [Warum er dies that, ist aus der Note **) auf S. 103 ersichtlich.]

*) Cramer in seinem „Klopstock, Er und über ihn" (1. Thl., S. 17 ff.) erzählt ein paar Geschichten von ihm. Einmal forderte er ein paar Gecken, die in seiner Gegenwart über Religion spotteten, zum Zweikampf. Ein anderes Mal drohte er einem preußischen Werbeoffizier, der unbefugter Weise auf sein Gut kam, er werde, wenn Jener Gewalt brauchen wolle, ihn mit Pistolen empfangen und seine Knechte mit Mistgabeln und Dreschflegeln bewaffnen.

Stand. So verweigerte er einmal eine aufgegebene Arbeit, weil er, seinem innern Gefühl nach, sich mit dem vorgeschriebenen Thema nicht befreunden konnte. Ein ander Mal vertheidigte er ein Gedicht, das er gemacht, gegen einen Lehrer, der dasselbe, nach den hergebrachten Maßstäben, nicht gelten lassen wollte, und appellirte an den Rector, der ihn gewähren ließ. Als die Lectüre des Milton in der Schule verboten ward, weil sie die jungen Geister zu sehr von den klassischen Studien abzuziehen schien, hatte Klopstock die Kühnheit, nicht allein dennoch Milton zu lesen, sondern sogar öffentlich in einer Schulrede dem Studium desselben das Wort zu reden*).

Zusammenwirkende Einflüsse der klassischen Studien und der Zeitereignisse auf den jungen Klopstock.

Die sächsischen Schulen, und namentlich die sogen. Kloster- oder Fürstenschulen, standen in der Pflege der klassischen Wissenschaften den meisten gelehrten Anstalten Deutschlands voran. Kein Zweifel, daß auf ihnen mit zuerst jener Geist zugleich freieren und tieferen Eindringens in die Alten Eingang fand, welcher eben damals von Leipzig aus durch Gesner, Ernesti, Christ verbreitet ward**). Klopstock warf sich mit dem ganzen Feuer eines starken und kräftig entwickelten Naturells in diese Bahn. Sein Geist, in unmittelbarer Anschauung der Natur und in frischer Thatenlust großgenährt, fühlte sich vor Allem zu den epischen Schilderungen und den Naturbeschreibungen Homers und seines Nachahmers Virgil hingezogen, mehr als zu den Dichtern der bloßen Reflexion, wie Horaz und Seneca, oder der lyrischen Empfindung, wie Anakreon. Die allgemeine Stimmung der Zeit war ohnehin dem Epos, der Betrachtung und Bewunderung menschlicher Thaten günstig***). Daß gerade Klopstock von dieser Stimmung unberührt bleiben sollte, war nicht wahrscheinlich. Der erste schlesische Krieg fand ihn als sechszehnjährigen Knaben in Schulpforta, also im Alter größter Empfänglichkeit für solche Eindrücke†), zugleich in der Lebensperiode, wo ein selbstständiger

*) Cramer a. a. O., S. 38 ff.

**) Vergl. 2. Bd., 1. Abth., S. 509.

***) S. oben S. 104. Gervinus (a. a. O., 4. Bd., S. 203) macht die treffende Bemerkung: „Es liegt in der Natur der Dinge, daß eine epische, handelnde Zeit auch epische Dichtungen anregt."

†) Gellert und Gleim hatten sich noch unter den der Thronbesteigung Friedrichs vorausgegangenen Verhältnissen, die zum großen Theil gerade entgegengesetzter Art waren, entwickelt: Gleim verließ bald nach derselben die Universität, Gellert war

jugendlicher Geist zuerst über Richtung und Ziel seines Strebens ernster mit sich zu Rathe zu gehen pflegt.

Klopstock hatte früh begonnen, sich in dichterischen Versuchen zu üben. Er hatte „Schäfergedichte" geschrieben, von denen gerühmt wird, daß sie „die Schäfer und Schäferinnen nach ihrer glückseligen Ruhe und Zufriedenheit abschilderten" und „eine mannigfaltige Reihe lieblicher, anmuthiger und sanft ergötzender Bilder" enthielten. Die Idyllen Theokrits oder die Eclogen Virgils mögen ihm wohl dazu den Anstoß gegeben haben. Auch „Oden" hatte er verfaßt, vorzugsweise geistliche, die sich, nach dem Urtheil desselben Zeit- und Jugendgenossen, durch eine zarte, zum Herzen dringende, rührende Empfindung, eine stille und gesetzte Majestät und eine, das Gemüth einnehmende, süße Regung auszeichneten *).

Klopstocks Ansichten über Poesie; seine Vorliebe für das Epos, sein Ehrgeiz, der Schöpfer einer epischen deutschen Nationaldichtung zu werden.

Allein diese vereinzelten Ergüsse poetischen Empfindens thaten dem starken Geiste des Jünglings, der schon damals nach dem Höchsten strebte, kein Genüge. Daß etwas Ungewöhnliches, Bedeutendes in dem jungen Klopstock sei, erkannten an dem kaum Neunzehnjährigen sowohl Lehrer, als Mitschüler. In seinem Wesen und Gebahren bemerkte man „eine mit Hoheit begleitete Vertraulichkeit." Er war gern allein, mit seinen Gedanken beschäftigt. Am liebsten trieb er sich auf den einsamen Berg- und Waldpfaden in der Nähe der klösterlichen Schulräume umher, in bewundernde Anschauung der Natur, als einer Offenbarung des göttlichen Geistes, versenkt **). Er verbarg nicht ein gewisses stolzes Gefühl der eignen Würde, des Bewußtseins, das er empfand, zu hohen Dingen bestimmt zu sein ***). Dabei war seinem träumerisch-empfind-

---

damals schon zum zweiten Mal in Leipzig. Beide hatten bereits angefangen zu schriftstellern, als die neue Aera anbrach. So blieb der Grundton ihres Empfindungslebens von deren Einflüssen unberührt; nur modificirend konnten diese darauf einwirken, wie ich Dies oben im Einzelnen nachzuweisen versucht habe.

*) Cramer a. a. O., S. 34 ff.

**) Dies geht aus den Andeutungen bei Cramer a. a. O., 1. Thl., S. 34 ff., 38 hervor.

***) Bezeichnend ist in dieser Hinsicht folgende Anecdote, die noch zu Anfang dieses Jahrhunderts in Schulpforta über Klopstock cursirte. Klopstock hätte einmal im Carcer gesessen. Dort wären, nach einem alten Brauch, die Namen aller nach und nach darin Eingesperrten an den Wänden angeschrieben gewesen; Klopstock aber, statt

samen Wesen ein Element praktischer Energie zugesellt, welches ihn in der Wissenschaft vor Allem der Geschichte, in der Poesie dem Epos geneigt machte. Er zeigte sich, wo es zu handeln galt, tapfer in Wort und That. Bei einem Streite der ersten Klasse mit der zweiten um gewisse Ehrenrechte hielt er schwungvolle Reden im Styl des Livius. In seiner kleinen Schulbibliothek fanden sich die Arbeiten Pufendorfs zur brandenburgischen und zur schwedischen Geschichte. Neben Homer und Virgil studirte und verglich er sorgfältig die epischen Dichter der verschiedensten Zeiten und Länder, heilige und profane*).

Das Epos erschien ihm als die höchste Gattung der Poesie, weil es „ein Ganzes" darstelle, — gleichsam ein Gesammtbild der Welt, während alle andern Dichtarten nur einzelne Theile derselben abbilden. In dieser Gattung aber blieb ihm — neben den Dichtern des Alten Testamentes, die er wegen der Erhabenheit bewunderte, womit sie göttliche Dinge besängen — immerfort Homer höchstes und unerreichtes Muster. Denn — so äußerte er mit eindringendem Verständniß — „die Natur war Homer und Homer die Natur." Von allen andern Dichtern reichte in seiner Schätzung nur einer ganz nahe an Homer und zugleich an die heiligen Dichter hinan — Milton, der Sänger des „Verlorenen Paradieses", einer Dichtung, wie er sich ausdrückte, „ebenso natürlich, wie voll Majestät"**).

Jenen großen Heldendichtern es nachzuthun, empfand der Jüngling einen brennenden Ehrgeiz. Ein Gefühl des Unmuths und der Beschämung beschlich ihn im eignen Namen, wie im Namen seines Vaterlandes, wenn er bedachte, daß bald jedes Volk mit dem Verfasser eines Heldengedichtes prangen werde, und nur Deutschland eines solchen entbehren müsse. Was seien doch dagegen alle die poetischen „Tändeleien", auf die allein man sich hier berufen könne? „Unwerth des

---

den seinen beizufügen, hätte einige Verse eingeschnitten, von denen die letzten beiden so lauteten:

„Mich trägt die Nachwelt einst in ihre Tafeln ein,
Drum soll mein Name nicht bei diesen Namen sein."

Wahr oder nicht, jedenfalls bezeugt diese Anecdote die Meinung, die sich über Klopstock in Schulpforta gebildet und fortgepflanzt hatte.

*) Cramer a. a. O., S. 35, 39 u. s. w.

**) Aus Klopstocks Rede beim Abgange von Schulpforta (Cramer a. a. O., 1. Thl., S. 54 ff.).

deutschen Namens, entstehen sie zu keinem andern Endzweck, als daß sie untergehen und nicht mehr da sind." — „Nicht so träge donnerten einst unsere Vorfahren mit ihren Waffen, und auch jetzt bearbeiten wir die Philosophie und jede Art von Wissenschaft nicht so laß und ruhmlos. Warum ist es denn nur das unglückliche Schicksal der Poesie, dieser göttlichen Kunst, von ungeweihten Händen betastet zu werden und an der Erde zu kriechen?" Der Uebermuth der Franzosen, welche höhnten: man möge ihnen doch einen deutschen Dichter nennen, „der aus sich ein ehrenvolles und unsterbliches Werk hervorgebracht", trieb ihm (wie vor ihm schon Gottsched*)) die Schamröthe in's Gesicht und erpreßte ihm den sehnsüchtigen Ausruf: „Durch ein großes, unvergängliches Werk müssen wir zeigen, was wir können!" Und, daß er selbst entschlossen sei, diese heilige Ehrenschuld für seine Nation abzutragen, durch eine große poetische That die angefochtene Ebenbürtigkeit des deutschen Geistes mit allen andern Volksgeistern zu erweisen, Das deutete er unumwunden an am Schlusse jener Rede, die er beim Abgange aus Schulpforta hielt — eines merkwürdigen Denkmals von dem frühreifen Ernste und dem schon damals auf das Höchste gerichteten Sinne des noch nicht 21jährigen Jünglings. „O, wie wünscht' ich", ruft er dort aus, „es würde mir so gut, Dieses in einer Versammlung der ersten Dichter Deutschlands zu sagen! Die größte Freude würde mich dann durchdringen und ganz überströmen, wenn ich die Würdigsten zu diesem Werke dahin brächte, daß sie, wegen der so lange vernachlässigten Ehre des Vaterlands, von edler und heiliger Schamröthe glühten! — Wofern aber unter den jetzt lebenden Dichtern vielleicht keiner noch gefunden wird, welcher bestimmt ist, sein Deutschland mit diesem Ruhme zu schmücken, so werde geboren, großer Tag, der den Sänger hervorbringen, und nahe dich schneller, Sonne, die ihn zuerst erblicken und mit sanftem Antlitze beleuchten soll! Mögen ihn doch, mit der himmlischen Muse, Tugend und Weisheit auf zärtlichen Armen wiegen! Möge das ganze Feld der Natur ihm sich eröffnen und die ganze, Anderen unzugängliche, Größe der anbetungswürdigen Religion! Selbst die Reihe der künftigen Jahrhunderte bleibe ihm nicht gänzlich in Dunkel verhüllt, und von diesen

*) Vergl. 2. Bd., 1. Abth., S. 487. Es ist interessant, zu beobachten, wie das Motiv nationalen Ehrgeizes, der Wunsch, den Fremden, namentlich den Franzosen, es nach- und zuvorzuthun, gleichmäßig bei Gottsched und Klopstock wirksam war.

Lehrern werde er gebildet, des menschlichen Geschlechtes, der Unsterblichkeit und Gottes selbst, den er vornehmlich preisen wird, werth!)*)

Anfängliche Wahl eines vaterländischen und Vertauschung desselben mit einem religiösen Stoffe. Versuch einer Erklärung dieses Wechsels.

Als Klopstock Dies aussprach, hatte er selbst bereits die Idee eines Heldengedichts erfaßt, ja, noch mehr, den Plan dazu bis in's Einzelne ausgearbeitet**).

Anfänglich war es ein weltlicher, vaterländischer Stoff, auf den sein dichterischer Drang sich richtete — Heinrich der Vogler, der erste Begründer eines machtvollen deutschen Königthums —, bald aber vertauschte er diesen Plan mit einem andern, indem er beschloß, den Messias und sein Erlösungswerk zu besingen.

Den Grund dieser Sinnesänderung Klopstocks läßt sein Biograph unaufgeklärt; wir können ihn vielleicht aus des Dichters Wesen, wie es uns schon hier entgegentritt, errathen. Derselbe Trieb nach dem Schrankenlosen, Unendlichen, der ihn bewog, das Epos allen andern Gattungen der Dichtkunst vorzuziehen, trieb ihn auch bei der Wahl des Gegenstandes über alle Schranken des Menschlichen und Irdischen hinaus. Nicht lange vorher waren jene Schriften der Schweizer erschienen***), welche die Benutzung des Wunderbaren, Uebernatürlichen in der Poesie gegen die Einwürfe Gottscheds in Schutz nahmen, ebendeshalb das Epos vor dem Drama (worin Alles auf einem begreiflichen Zusammenhange beruhen muß) bevorzugten und als das lebendige Muster einer solchen Poesie der Erhabenheit Milton priesen. Dadurch — wie Klopstock selbst von sich erzählt†) — „loderte das Feuer, das Homer in ihm entzündet hatte, zur Flamme auf und hob seine Seele, um die Himmel und die Religion zu singen.“ Dem von ihm bewunderten Sänger des „Verlorenen Paradieses“ nachzueifern, ja sogar ihn — schon durch die Wahl des Stoffes — zu überbieten, Das war von jetzt an sein höchstes Streben††).

---

*) Cramer a. a. O., 1. Thl., S. 83.

**) Ebenda, S. 36.

***) S. 2. Bd., 1. Abth., S. 495.

†) In einem lateinischen Briefe, den er 1748 an Bodmer schrieb (s. Koberstein a. a. O., S. 1228, Note c.).

††) „Du, geheiligter Schatten des Milton, — zürne nicht über meine Kühnheit, die nicht allein dir zu folgen, sondern sich auch an einen noch größeren und herrlicheren Stoff zu wagen gedenkt“ — so lauten Klopstocks eigene Worte in jener schon citirten Rede (Cramer a. a. O., 1. Thl., S. 75). — Zwar behauptet

Wir treffen hier wieder auf eine jener merkwürdigen Wirkungen der eigenthümlichen Wendung, welche das deutsche Geistesleben in Folge der verbildeten und verkümmerten äußern Verhältnisse genommen hatte. Schon Gottsched sahen wir durch den gleichen unbestimmten Drang nach einer großen, epochemachenden „Nationaldichtung" auf falsche Fährte gelockt. Weil er im Leben des eigenen Volks weder Stoff noch Antrieb zu einem Heldendrama fand, gleichwohl aber diese Dichtungsart, welche er von den Franzosen mit so viel Erfolg angebaut sah, auch in Deutschland zur Blüthe bringen zu müssen meinte, ward er ein steifer und geistloser Nachahmer fremder Originale. Vor einer ähnlichen Verirrung bewahrte den Sänger des „Messias" die innere Wahrhaftigkeit seines Wesens, auch wohl das, inzwischen doch einigermaßen gekräftigte, allgemeine Nationalgefühl. Um so rettungsloser verfiel er einer andern. Der Gang der politischen Ereignisse, die Erregung, welche die Kriege zwischen Friedrich II. und Maria Theresia in den Gemüthern hervorgebracht, war zwar stark genug gewesen, den feurigen Geist des Dichterjünglings anzuziehen, aber er war nicht stark genug, ihn festzuhalten. Der ideale, überfliegende, empfindsame Zug, der in der Nation im Allgemeinen noch bei Weitem überwog, trug es auch über ihn davon und ward bei ihm noch besonders genährt und großgezogen durch die Einsamkeit seines Aufenthaltes und die abgezogene Natur seiner Beschäftigungen. Gleichwohl wollte er das Ziel seines Ehrgeizes, die Hervorbringung eines großen, nationalen Epos, nicht aufgeben: er wähnte, es geschehe diesem Unternehmen kein Eintrag, wenn er statt eines weltlichen, vaterländischen Helden einen übernatürlichen, göttlichen wähle, ja dasselbe könne dadurch nur gewinnen, indem ihm von vornherein der Stempel größerer

---

Cramer: die Idee zum „Messias" sei in Klopstock „eher entstanden und gebildet worden, bevor er eine Zeile von Milton sah." Allein hier hat den Biographen offenbar seine Begeisterung für Klopstock irregeführt. In jenem oben citirten Briefe an Bodmer bekennt ja Klopstock selbst ganz klar, daß er durch M i l t o n — „d e n i c h o h n e I h r e U e b e r s e t z u n g v i e l l e i c h t a l l z u s p ä t z u s e h e n b e k o m m e n h ä t t e" (!) — zum r e l i g i ö s e n Epos begeistert worden sei. Im Original freilich las er Milton erst nach **1752**, allein jene Uebersetzung von Bodmer war schon **1732** erschienen. Es wäre doch auch gar zu sonderbar, wenn Klopstock, der sich so planmäßig mit der epischen Literatur aller Völker beschäftigt hatte (und zwar schwerlich blos auf Anlaß jener Abgangsrede, wie man aus letzterer selbst am Besten ersieht) gerade von Milton keine Notiz genommen hätte! Derselben Meinung — daß Klopstock durch Milton zum „Messias" angeregt worden sei — ist auch Gelzer (a. a. O., S. 151).

Hoheit und Erhabenheit aufgedrückt werde. Er bedachte nur nicht, daß das Epos Handlungen schildern soll, daß aber wirkliche Handlungen, zumal aber ein Fortgang und eine Steigerung solcher, nur da möglich sind, wo ein an endliche Schranken und Bedingungen gebundener Wille mit der Kraft seiner Freiheit gegen diese ankämpft, sie überwindet oder ihnen kämpfend unterliegt.

Vergleichung Klopstocks mit Milton.

Milton, durch dessen Vorgang Klopstock sich zu dem Versuch eines religiösen Epos verleiten ließ, war in dieser Beziehung in einer ganz andern, günstigeren Lage gewesen. Der Gegenstand seines „Verlorenen Paradieses" war bei Weitem so abgezogen und unnahbar nicht, wie das Mysterium der Menschwerdung Christi und der Erlösung. Das Leben und Thun des ersten Menschenpaares, sammt dem Schauplatz desselben, dem Paradiese — Das waren doch immerhin noch Dinge sinnlicher, greifbarer Natur, bei deren Schilderung die Anforderungen an plastische Anschaulichkeit und Mannigfaltigkeit, welche das Epos an seinen Bearbeiter stellt, gar wohl zu ihrem Rechte gelangen mochten. Was den eigentlich übernatürlichen Theil der Dichtung Miltons betraf, die Vorgänge im Himmel und in der Hölle, so kamen bei deren Behandlung dem Dichter die Vorstellungen seiner Zeit und seines Volkes wesentlich zu Hülfe. Das englische Volk hatte nicht lange vorher heftige Kämpfe halb politischer, halb religiöser Art bestanden. Die Eindrücke derselben zitterten noch in den Gemüthern nach. Man hatte sich dadurch gewöhnt, Weltliches und Ueberweltliches in engster Verbindung mit einander zu denken. Mit einer gewissen rauhen Naivetät glaubten Viele: weil sie nach ihrer besten Ueberzeugung ebensowohl der Sache des wahren Gottes gegen falschen Götzendienst, wie der Sache der politischen Freiheit gegen Tyrannei gedient hätten, so dürften sie sich nun nicht minder dem himmlischen, als dem irdischen Gemeinwesen nahe und gleichsam zubehörig fühlen. Die Puritaner, zu deren Ansichten Milton hinneigte, waren namentlich stark in dieser Verschmelzung des Heiligen und des Profanen. Sie waren in die Schlacht gezogen mit der Bibel in der einen und dem Schwerte in der andern Hand. Sie liebten es, in der Sprache des Alten Testaments zu reden, welches eine solche unmittelbare, so zu sagen sinnliche Beziehung des Menschen zu Gott zu legitimiren schien, und nannten, nach dem Vorbild der alttestamentlichen Helden, sich selbst „Streiter des lebendigen Gottes", ihre Gegner „Kinder des Satan."

Auf solchen nationalen Vorstellungen fußend, durfte der Dichter des „Verlorenen Paradieses“ es wohl wagen, nicht blos Satan und seine Gesellen, sondern auch die Engel und selber Gottvater und Gottsohn mit sinnlich derber Naivetät unter nahezu menschlichen Zügen darzustellen und die Kämpfe zwischen Himmel und Hölle in ähnliche Bilder zu kleiden, wie etwa Homer oder Virgil mit den Kämpfen der Olympier und der Titanen gethan hatten.

Dennoch war selbst Miltons Phantasie bisweilen an der Unendlichkeit ihres Stoffes erlahmt, oder hatte sich ins Ungeheuerliche und Unschöne verirrt!

Die Lage Klopstocks war aber in jeder Hinsicht eine viel ungünstigere. Für eine so naive Auffassung des Göttlichen in seinem Verhältniß zum Menschlichen, wie sie zu Miltons Zeit möglich gewesen, bot weder die Anschauungsweise des 18. Jahrhunderts überhaupt, noch die des deutschen Volkes insbesondere dem Dichter des Messias einen Rückhalt. Zwar auch in Deutschland hatte man vor Zeiten mit einer gewissen treuherzigen Einfalt Himmlisches und Irdisches ganz nahe an einander gerückt, nicht blos in den geistlichen Spielen, die sich aus dem Mittelalter in die neuere Zeit, aus der katholischen zum Theil in die protestantische Welt fortgepflanzt, sondern auch in andern Dichtungen. Hans Sachs u. A. hatten sich nicht gescheut, die Personen der heiligen Dreifaltigkeit in sinnlich derber Redeweise sich ergehen und nahezu menschliche Gefühle äußern zu lassen.

Allein diese Unbefangenheit in der Auffassung des Uebernatürlichen war verloren gegangen, seitdem die philosophische Speculation und der zweifelnde Verstand sich in den Bereich des Glaubens gewagt hatten. Sogar der Pietismus, der sich noch eines besonders innigen Verhältnisses zu den himmlischen Dingen rühmte, glaubte sich doch darin nicht anders behaupten zu können, als durch eine schroffe Verleugnung und Zurückstoßung alles Weltlichen.

Klopstock selbst scheint gefühlt zu haben, daß er mit seinem Unternehmen, „der sündigen Menschen Erlösung“ zu singen, „die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet“, nicht auf dem festen Boden einer allgemeinen, selbstgewissen, unantastbaren religiösen Ueberzeugung fuße, daß er die Stimmung, die ein solcher Gegenstand verlange, nicht ohne Weiteres voraussetzen dürfe, vielmehr erst schaffen

Charakterisirung des „Messias“ vom poetischen und religiösen Standpunkte.

müsse*). Dadurch verlor seine Dichtung vom Hause aus die Unbefangenheit und Ruhe des ächten Epos, erhielt statt dessen den Charakter der Absichtlichkeit und einen Ton unruhiger Erregtheit und Spannung, wie er dieser Gattung der Poesie am wenigsten geziemt. In der Besorgniß, der Hoheit und Uebernatürlichkeit seines Helden Etwas zu vergeben und durch eine zu menschliche Auffassung desselben sich jenen ketzerischen Neuerern anzunähern, welche in Jesu nur den sittlich vortrefflichsten Menschen erblicken wollten, glaubte Klopstock ihn nicht erhaben, nicht überirdisch und göttlich genug schildern zu können. Beiwort auf Beiwort, Bild auf Bild wird gehäuft, um nur ja einen möglichst hohen Begriff von der unendlichen Vollkommenheit des Erlösers und der unausdenkbaren geheimnißvollen Tiefe seines Entschlusses der Menschwerdung in dem Leser zu erzeugen und diesen dadurch zu immer gesteigerten Empfindungen der Bewunderung, der Rührung, der andächtigen Verzückung zu entflammen.

So erhalten wir statt einer klaren Aufeinanderfolge wechselvoller Handlungen fast nur eine Reihe theils von Gefühlsergüssen, theils von metaphysisch-dogmatischen Betrachtungen über das Mysterium der Menschwerdung und der Versöhnung, statt einer anschaulichen Entwicklung von Charakteren und einer Vorführung natürlicher psychologischer Vorgänge fast nur das eintönige Echo ziemlich gleichförmig wiederholter

*) Sogleich im Eingange des Gedichts (1. Gesang, Vers 18 ff.) spricht sich Dies aus in der Mahnung an die Leser:

„Menschen, wenn ihr die Hoheit kennt, die ihr damals empfinget,
Da der Schöpfer der Welt Versöhner wurde, so höret
Meinen Gesang, und ihr vor Allen, ihr wenigen Edlen,
Theure, herzliche Freunde des liebenswürdigen Mittlers,
Ihr mit dem kommenden Weltgericht vertrauliche Seelen,
Hört mich und singt den ewigen Sohn durch ein göttliches Leben!“

Welcher wahre Epiker wird mit einer captatio benevolentiae für seinen Helden beginnen, statt in ruhiger Zuversicht als gewiß vorauszusetzen, daß die einfache Schilderung des Charakters und der Thaten desselben ihm die Sympathien der Leser gewinnen werde? — Zum Ueberfluß macht der Biograph Klopstocks, C. F. Cramer („Er und über ihn“, 1. Thl., S. 25), zu den Worten: „durch ein göttliches Leben“ die wohlgemeinte, aber für das Lob eines Gedichtes, zumal eines epischen, sehr zweideutige Anmerkung: „Dieser Vers enthält auch den Wink, daß Beförderung der Moralität Hauptentzweck des Gedichtes sei. Sonst würde er außerwesentlich sein.“

Ausrufungen entweder des Entzückens der dem Erlöser nahestehenden, oder der Selbstanklage, Reue und Verzweiflung der von ihm abgewendeten Persönlichkeiten des Gedichts.

Und selber jener religiöse Zweck der Dichtung, welchem Klopstock so viel von dem poetischen opferte, ward nur sehr unvollständig erreicht. Wenn in der einfachen, naiven Geschichtserzählung der apostolischen Schriften das Bild der Persönlichkeit, der Handlungen und Leiden Christi sich vor unsern Augen klar, anschaulich und mit einer so rührenden Verschmelzung ächt menschlicher Züge und einer übermenschlichen Reinheit und Erhabenheit entfaltet, daß das Gemüth, tief ergriffen, jene geheimnißvolle Einheit von Göttlichem und Menschlichem wirklich zu erfassen glaubt, so lassen die Umschreibungen und Ausschmückungen der gleichen Vorgänge in der Messiade, trotz alles Aufwandes von Phantasie und Gefühl, uns häufig kalt, ja sind bisweilen mehr geeignet, den grübelnden und zweifelnden Verstand herauszufordern, als zu beschwichtigen *).

*) Dies gilt z. B. von der langen Anrede Jesu an Gottvater im 1. Gesange, Vers 84—137, und insbesondere von den Schlußworten:

— „ich hebe gegen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken und schwöre dir bei mir selber,
Der ich Gott bin, wie du, ich will die Menschen erlösen.“ —

Worte, auf welche der Dichter (wie auch sein Commentator Cramer) offenbar großes Gewicht legt, die aber — daß wir es freimüthig gestehen — für unser Gefühl geradezu etwas Anwiderndes haben. Was würde man schon von einem gewöhnlichen Helden sagen, wenn er über Das, was er thun wolle, im Voraus so bombastisch sich äußerte? Und wie paßt nun vollends so Etwas zu der stillerhabenen Größe des Messias? — Ganz ähnlich verhält es sich mit der, volle 29 Verse langen, Umschreibung der schönen, einfachen Bibelworte: „Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch vorüber! Doch nicht mein Wille geschehe, sondern der Deinige!“ — im 5. Ges., V. 389 bis 418, mit der, 60 Verse füllenden, Wehklage Petri, als er Christus verleugnet (am Schlusse des 6. Gesanges) u. A. m. — Auch die vielen und immer wiederholten Exclamationen und Beschreibungen, welche dazu dienen sollen, die Empfindung der Größe des von dem Messias gebrachten Opfers und der von ihm erduldeten Leiden möglichst hoch zu steigern, machen auf uns eine der beabsichtigten gerade entgegengesetzte Wirkung. Wenn im Neuen Testamente geschildert wird, wie Christus, mitten in der ruhigen Ertragung aller Körper- und Seelenleiden, doch einmal verzweifelnd ausruft: „mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ so ist das ein ächt menschlicher Zug einer vorübergehenden Schwäche, die auch den Stärksten befallen mag, und rührt uns als solcher nur um so mehr; wenn aber in der Messiade sowohl da, wo Christus stillgeduldig leidet, als da, wo ihm das Uebermaß der Leiden einen Ruf des Schmerzes erpreßt, immer und immer darauf hingewiesen wird, wie unerhört ein solches Leiden

Zu den Mängeln, womit sonach die Natur des Unternehmens selbst die Messiade im vorhinein behaftete, kamen nun aber auch noch andere, die in der Persönlichkeit des Dichters ihren Grund hatten. Als Milton Hand an sein Gedicht legte, stand er auf der vollen Höhe gereiftesten Mannesalters, fast ein Sechsziger, — Klopstock entwarf den Plan zu seiner Messiade als 20jähriger Jüngling*) und arbeitete sie

sei, erstens, weil es von Einem ausgestanden werde, der eigentlich, als Gott, über alles Leiden erhaben sei, und zweitens, weil es wegen unserer, der sündigen Menschen, Schuld stattfinde, so bringt eine solche directe Berufung — nicht an unser einfach menschliches Gefühl, sondern an eine halb moralische, halb mystisch-dogmatische Reflexion — sicherlich einen viel weniger tiefen Eindruck hervor, als jene einfach rührende Schilderung, welche die naheliegenden moralisch-religiösen Betrachtungen dem Leser selbst überläßt, nicht aber sie ihm wortreich-pathetisch aufdrängt. — Unwillkürlich stellt sich gegen eine solche, von der rein biblischen wesentlich verschiedene Auffassung ein doppelter Zweifel ein (zu welchem diese letztere keinen Anlaß giebt): die Sache rein menschlich betrachtet, dient es wohl zur Verherrlichung des Helden, immer nur von seinen Leiden zu sprechen, statt die Seelenkraft hervorzuheben, womit er solches erträgt? — soll aber das Opfer betont werden, welches überhaupt in der Menschwerdung Christi und den daraus für ihn geflossenen Leiden gelegen habe, so erscheint es wenig angemessen, diesen Act göttlicher Gnade, als was es doch dargestellt wird, mit so überschwenglicher Beflissenheit immer auf's Neue zu preisen, gleich als fürchte man, dieselbe möchte sonst nicht nach Gebühr gewürdigt werden. — In Alledem und Aehnlichem verräth sich der entschiedene Mangel entweder an wirklich naivem Glauben beim Dichter selbst, oder doch an der festen Zuversicht desselben auf das Vorhandensein eines solchen Glaubens bei seinen Zeitgenossen. — Daß Klopstock seinen Gegenstand zu sehr theologisch und zu wenig anthropologisch gefaßt habe, gesteht selbst der, das religiöse Moment überall besonders betonende Gelzer (a. a. O., 1. Thl., S. 153) ein, und auch der strenggläubige Vilmar wagt (a. a. O., 2. Bd., S. 106) nicht, zu leugnen, daß in dem „Messias" zu viel „angespanntes Gefühlsleben" sei.

*) Cramer a. a. O., 1. Thl., S. 36, versichert, der Plan des Gedichts, wie Klopstock ihn ausgeführt, sei in den Hauptsachen noch der Entwurf von der Schule her. — Mit Recht bemerkt dazu Löbell (a. a. O., 1. Thl., S. 270): „Wer vom Schüler an über sich, seine Zwecke und den dahin führenden Weg fir und fertig ist, wird schwerlich fähig sein, am rechten Quell der Begeisterung zu schöpfen." Auch Gelzer (a. a. O., 1. Thl., S. 298) beklagt, daß Klopstocks „geistiger Horizont so bald sich verengte, daß seine Fortbildung stockte, und daß der Mann und der Greis fortwährend nur vom geistigen Erwerb des Jünglings lebte." — Noch weit schroffer, aber der Sache nach nicht unrichtig, spricht sich Danzel („Lessings Leben und Werke", 1. Thl., S. 207) über Klopstock so aus: „Er warf uns die ganze Unreife seiner 20jährigen Primanerexistenz ins Gesicht". . . . „Und dieses knabenhafte Product sollte mit dem Werke des Milton wetteifern, in welchem ein Greis die Summe seiner Lebenserfahrung zieht!". . .

nach diesem Plane aus. Milton hatte ein langes Leben voll der reichsten, zum Theil schwersten Erfahrungen hinter sich — Klopstock kannte von der Welt Nichts, als was seine Bücher ihn lehrten, oder sein erregbares Gefühl ihn ahnen ließ. Miltons Geist war durch Studien und Arbeiten aller Art, durch eine thätige Antheilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes, an den Kämpfen um bürgerliche und religiöse Freiheit, endlich durch Reisen in fremde Länder und eine vielseitige Beobachtung der Natur und des Menschen ausgebildet und gekräftigt — Klopstock, in der einsamen Abgeschlossenheit seines fast klösterlichen Aufenthaltes in Schulpforta, sah sich auf den engen Bereich seines inneren Empfindungslebens, den Umgang mit gleich ihm selbst noch unreifen Jünglingen und Knaben, und die einförmige Anschauung der, zwar lieblichen, aber nicht besonders großartigen oder wechselvollen Naturumgebungen des stillen und abgelegenen Saalethales eingeschränkt. Kein Wunder, wenn auch da, wo die Natur des Gegenstandes und der allgemeine Zweck des Gedichts eine dem Wesen des Epos mehr entsprechende Behandlungsweise wohl zugelassen hätten, die Fähigkeit dazu dem Dichter versagte, wenn er häufig statt der Schilderungen Reflexionen, statt anschaulicher, plastischer Bilder abgezogene Schemen, statt individueller Empfindungen nur hochtönende Allgemeinheiten gab*).

„Ich weiß nicht, ob es Klopstock später klar geworden ist, welch' ungeheurer Fehler es war, sein Leben zur Ausführung eines Planes zu bestimmen, den er vor dem 20. Jahre entworfen hatte."

*) Von zahlreichen Belegen für das oben Gesagte seien nur einzelne hier speziell angeführt. Im 8. Gesang, als Eloa die Seelen der Väter auf Golgatha geleitet und ihnen den sterbenden Messias zeigt, hält Adam eine lange, schwungvolle Rede, voll Jubels über das Werk der Versöhnung: das so nahe liegende ächt menschliche und poetische Motiv aber, die Beziehung dieses Versöhnungswerkes Christi auf die eigene That Adams, den Sündenfall, wodurch jenes erst nöthig geworden, ist nicht benutzt (denn die beiläufigen Worte: „ich erster Sünder" reichen dazu nicht aus). Im 10. Gesange bekennen zwar Adam und Eva vor dem sterbenden Messias ihre Schuld, aber auch da berühren sie jene Wechselbeziehung kaum, fallen vielmehr sofort wieder in ganz allgemeine Betrachtungen über das Erlösungswerk zurück, wie sie für jeden Andern eben so gut gepaßt hätten. — Wie wenig scharf Klopstock zu charakterisiren weiß, zeigt sich z. B. an der Person des Pilatus in der, übrigens in mancher Hinsicht verhältnißmäßig noch mit am besten gelungenen Gerichtsscene im 7. Gesange. Statt dessen Wesen sich vor uns aus seinen Reden und Handlungen entwickeln zu lassen, sucht er es durch ein paar Epitheta, wie „unrömisch", „entarteter Römer", „Kenner der Wollust" u. s. w. (die noch dazu durch Das, was wir von Pilatus sehen, keineswegs ge-

Klopstock hatte sich, wie uns sein Biograph erzählt*), ursprünglich vorgenommen, an die Ausarbeitung des Planes zur Messiade nicht eher zu gehen, als bis er sich „zur Reife gekommen" fühlen, sich bewußt sein würde, „daß seine Empfindung das Uebergewicht über seine Phantasie gewonnen habe", also „vielleicht nicht vor dem 30. Jahre."

Er blieb jedoch diesem Vorsatze nicht treu, sondern schrieb die ersten drei Gesänge des Gedichts schon in seinem ersten Studienhalbjahre zu Jena, im Winter 1745/6, und zwar vorläufig in Prosa, nieder.

Es darf uns Dies nicht überraschen. Ein so ganz nur aus der Fülle innerster Empfindung empfangener Plan konnte, wenn überhaupt, nur mit Hülfe des ersten jugendlichen Schwunges und Dranges ausgeführt werden. Klopstock täuschte sich selbst, wenn er glaubte, eine größere Reife der Erfahrung werde die Stärke dieser Empfindung steigern. Wäre der Gegenstand ein solcher gewesen, daß eine mannigfaltigere Beobachtung des Lebens und seiner Erscheinungen für dessen Darstellung hätte nützlich werden können, so möchte eine Verzögerung der Inangriffnahme ein Gewinnst gewesen sein. Wie jedoch der Grundgedanke der Messiade beschaffen war, so ließ sich von einem Aufschub der Ausführung zwar wohl einiger, aber doch kaum ein sehr großer Zuwachs an Mannigfaltigkeit und Anschaulichkeit der Gestalten, dagegen sicherlich ein Nachlaß des ersten, frischesten Schwunges der Begeisterung erwarten, welcher allein diesem Gedichte einen gewissen auszeichnenden Charakter zu geben und für jenen Mangel doch in Etwas zu entschädigen vermochte. In der That trat ein solcher Nachlaß ein, als die Vollendung der späteren Gesänge des „Messias" sich über Gebühr verzögerte [so zwar, daß Anfang und Ende der Dichtung um volle 25 Jahre auseinander liegen**)]: nicht blos die Phantasie des Dichters ermattete an der langwierigen, oft unterbrochenen, mühsam weitergeführten Arbeit, sondern auch seine Empfindung. Wie die Anlage des Gedichts, je

nügend illustrirt werden), äußerlich zu beschreiben. — Diesen Mangel an plastischem Talent haben schon zeitgenössische Kritiker an Klopstock gerügt, wie Herder in den „Fragmenten", Lessing in den „Literaturbriefen", Schiller in der „Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung", Merck in den „Briefen aus dem Freundeskreise Goethe's" u. A. — (Koberstein a. a. O., 2. Bd., S. 1252, Note c, hat diese Urtheile zusammengestellt.)

*) Cramer a. a. O., 1. Thl., S. 137; Klopstocks Ode: „An Freund und Feind."

**) Der letzte Gesang erschien 1773.

weiter es vorrückt, immer breiter, die Gestalten immer einförmiger und verschwommener werden, so verräth sich das Schwinden der Frische und Ursprünglichkeit der Empfindung in der immer gewaltsameren Steigerung und Anspannung dieser letztern und in dem häufigeren Gebrauche äußerer, künstlicher Hülfsmittel, so z. B. der Unterbrechung des epischen Versmaßes durch allerhand andere, dem Epos eigentlich fremdartige, lyrische, elegische, dithyrambische Rhythmen.

Große Wirkung der Messiade auf die Zeitgenossen. Grund davon.

Trotz aller dieser Mängel erregte die Messiade, zumal in ihren ersten Gesängen, das größte und allgemeinste Aufsehen. Nicht blos die Schweizer jubelten über das Erscheinen einer Dichtung, welche ihren ästhetischen Ansichten eine so willkommene Bekräftigung verlieh und ihnen gestattete, sich bei dem Streite mit Gottsched fortan nicht blos auf fremde Autoritäten, sondern auf ein heimisches, deutsches Dichtwerk zu berufen; nicht blos bei den sinnesverwandten Männern der „Bremer Beiträge" (welche sich das, freilich einigermaßen zweideutige, Verdienst beimessen durften, die neue Dichtung zuerst an's Licht gefördert und die Bedenken Klopstocks gegen eine so frühzeitige Herausgabe derselben überwunden zu haben), so wie bei der jungen Halleschen Schule fand das Werk freudige Theilnahme und Beistimmung, sondern auch in den weitesten Kreisen ward es mit Begeisterung aufgenommen. Das vaterländische und das religiöse Gefühl feierten gleichzeitig in dem Erscheinen des „Messias" einen Triumph, jenes über die einseitige Geschmacksrichtung, dieses über die skeptische und ungläubige Philosophie der Franzosen. Mit Bedauern hatten aufrichtige Patrioten und gläubige Gemüther die französische Literatur, von Friedrich II. gerufen, ihren prunkenden Einzug in die preußische Hauptstadt halten sehen. Je weniger man sich einer Bewunderung der vielen großen Eigenschaften Friedrichs, als Regent, als Held, als starker Geist, zu entschlagen vermochte, desto mehr regte der von ihm dem ausländischen Wesen ertheilte Vorzug bei vielen der Bestgesinnten ein Gefühl stiller Besorgniß und den geheimen Trieb einer Opposition dawider an*). Dieser Trieb fand sich nun befriedigt, jene Besorgniß fand sich erleichtert im Hinblick auf eine Schöpfung, die mit

*) Bei Klopstock selbst haben wir Anklänge dieser halb bewundernden, aber doch überwiegend oppositionellen Stimmung gegen Friedrich II. gefunden in dem Gedicht „an Gleim", s. oben S. 103.

so siegreicher Gewalt eben so wohl die Ebenbürtigkeit, ja das Uebergewicht des deutschen Geistes über den französischen zu erweisen*), als die, von den französischen Philosophen angetasteten Heiligthümer des religiösen und sittlichen Gefühls zu vertheidigen schien. Hier war Etwas, was man als ein Zeugniß deutscher Gemüthstiefe dem kalten Witze eines Voltaire, als ein Bollwerk des Glaubens der zerstörenden Skepsis eines Helvetius entgegenhalten konnte**). Die Erhabenheit und Würde des Gegenstandes, die Kühnheit und Großartigkeit des Unternehmens selbst***), die Glut andächtiger Hingebung und der Muth der Ueberzeugung, womit der Dichter das Uebersinnliche und Heilige, das man seit lange nur noch mit einer gewissen scheuen Zurückhaltung, wenn nicht mit Kälte und Gleichgültigkeit, behandelt zu sehen gewohnt war†), gleichsam wieder in sein volles Recht einsetzen zu wollen

*) Ein Freund schrieb an Klopstock mit Bezug auf die ersten Gesänge der Messiade: „Deutschland ist stolz auf Dich — Du wirst der erste unter Germaniens Söhnen sein — Dich lohnt wahrerer, ewigerer Ruhm, als den Eroberer" (Gelzer a. a. O., 1. Thl., S. 154). — Andere zeitgenössische Urtheile siehe bei Löbell (a. a. O., 1. Thl., S. 96), der gleichfalls dieses Motiv nationalen Stolzes als besonders wirksam für den raschen Erfolg der Messiade ansieht.

**) Daß der Gegensatz der Klopstock'schen Richtung zu der durch Voltaire, Helvetius und andere Franzosen vertretenen, namentlich von der religiösen Seite, sich in dem Bewußtsein der Zeitgenossen alsbald geltend machte und ebenfalls ein Hauptmotiv des lebhaften Interesses an jener ersteren wurde, geht u. A. aus einer Aeußerung Bodmers hervor, der 1749 schrieb: es sei zu bedauern, daß Klopstock „mit der Vollendung seines göttlichen Werkes zu tief in Zeiten hineinkomme, wo die erhabensten Vorstellungen der Religionswahrheiten nicht mehr so interessant sind, weil sie nur halb und kalt geglaubt werden", wo „jede flüchtige Piece Voltaire's zu Dutzenden gekauft wird, ehe ein bleicher und empfindsamer Christ ein Exemplar vom Messias kauft" („Kritische Briefe", 1. Brief). — Auch Gelzer (a. a. O., 1. Thl., S. 155) hebt diesen Gegensatz besonders hervor.

***) Selbst die nächststehenden kritischen Freunde Klopstocks, wie Bodmer, schienen auf diesen Punkt, die Größe der Intention, das Hauptgewicht zu legen. So sagt Bodmer in einem Briefe an Gleim („Briefe der Schweizer", S. 95): „Was für ein großes Gemüth mußte es sein, die Idee von dem Messias zu empfangen und den göttlichen Personen anständig zu denken und zu empfinden!"

†) Als Beweis dafür sei u. A. an eine Aeußerung Rabeners in einem Briefe an Gellert („Briefwechsel", S. 31) erinnert, worin Rabener im Namen eines Dresdner Beamten Gellert um Besorgung eines Hauslehrers bittet, dabei auch der Religion gedenkt, dann aber hinzusetzt: „Lassen Sie hiervon Nichts verlauten, es möchte dem Manne schaden, daß er seine Kinder will Religion lehren lassen." — Zahlreiche

schien, — endlich, und nicht am Wenigsten, die Vorzüge des sprachlichen Ausdrucks, der eine gewisse feierliche Hoheit und eine tiefe Innigkeit der Empfindung athmete, der stolze und doch freie Flug des Hexameters, der so angenehm abstach von dem steifen Paradeschritt und dem einförmigen Reimgeklingel des Alexandriners, alles Dies nahm unwiderstehlich für das neue Werk ein und ließ das Ungenügende der Ausführung leichter übersehen.

Vorwiegend stofflicher Eindruck der Messiade — von Seiten ihres religiösen Inhalts.

Unter allen zusammenwirkenden Ursachen des raschen und großen Erfolges, den die Messiade hatte, trat das religiöse Moment alsbald mit sehr entschiedenem Uebergewicht hervor. Und zwar eben so wohl bei dem Dichter selbst und bei dessen Freunden und Verehrern, wie in den weitern Kreisen des Publikums. Klopstock schien wirklich zu vergessen, daß es doch ursprünglich der poetische Trieb und nebenbei ein ziemlich starker Zusatz persönlichen und nationalen Ehrgeizes gewesen war, was ihn zu dem Vorhaben, ein Epos zu schaffen, angefeuert hatte: ihm däuchte allmälig seine Dichtung nur noch — wie er selbst es einmal aussprach — „die Frucht seiner Jünglingsthräne und der bis zu seinem letzten Odemzuge geathmeten Liebe zu dem Menschen Jesus Christus, in dem die Fülle der Gottheit wohnt, der die Welt mit Gott versöhnte"*). Diesem religiösen Zwecke des Gedichts opferte er sogar absichtlich manche poetische Schönheiten desselben: so strich er mehrere Verwünschungen des wildesten der bösen Geister, Adramelech, weil er fürchtete, „sie könnten christlichen Gemüthern Anstoß geben"**).

Belege dafür, wie man in Klopstock den Erneuerer eines innigen, lebendigen christlichen Glaubens sah, siehe bei Gelzer a. a. O., 1. Thl., S. 153 ff. —

*) Klopstocks eigene Worte bei Clodius (Vorrede zu der „Auswahl aus Klopstocks Nachlaß"). — In der Ode „der Abschied" (v. 1748) schildert Klopstock seine Ankunft im Himmel nach seinem Tode:

„Ich sang den Menschen menschlich den Ewigen,
Den Mittler Gottes. Unten am Throne liegt
Mein großer Lohn mir, eine goldne
Heilige Schaale voll Christenthränen."

Vergl. auch die Ode: „An Freund und Feind." — Klopstocks Biograph, Cramer, bemerkt (a. a. O., 2. Thl., S. 45): „Je älter er geworden, desto mehr hat er darauf abgezielt, mehr für den Verstand und die Empfindung [richtiger wohl, blos für die letztere], als für die Einbildungskraft zu schreiben."

**) „Nachlaß", 1. Bd., S. 156

Er betrieb die Vollendung des „Messias“ — namentlich in dessen spätern Stadien — nicht wie eine Sache der Kunst, sondern wie ein Werk der Frömmigkeit, des religiösen Kultus, und arbeitete deshalb an demselben — wie seine Gattin Meta erzählt — nicht anders als „mit Thränen in den Augen“, las auch das schon Fertige immer wieder durch, „um sich selbst durch die Ideen darin zu erbauen.“ So oft er daran schrieb, „betete“ Meta, „daß Gott die Arbeit und die Erbauung segnen möge“; auch ihr erschien als Hauptzweck der Dichtung „der Nutzen, die Erbauung, nicht die Ehre“ *).

In ähnlicher Weise beurtheilten Klopstocks Freunde sein Unternehmen. Bodmer jubelte, daß „ganze Nationen“ durch den „Messias“ „Seligkeit finden“ würden, ja selbst „Welten, die noch nicht geboren sind.“ „Wenn das Werk der Erlösung durch den Poeten nicht zu Ende gebracht würde“, schrieb er, „so würde es bei mir einen Kummer verursachen, als wenn dem Satan seine finstere Entschließung gelungen wäre, den Messias zu tödten und die Befreiung des Menschengeschlechts zu hintertreiben“ **). Eine minder enthusiastische Aufnahme des Gedichts, vollends ein Tadel oder auch nur eine Ausstellung gegen Einzelnes darin ward von diesem Standpunkte aus, wo man keinen ästhetischen, nur einen religiösen Maßstab gelten ließ, beinahe einer Blasphemie gleich geachtet. Der alte Klopstock, in seiner derben Weise, wetterte gegen die „gottlosen“ Feinde des „Messias“, welche „keine Christen“ wären ***).

Auch im Publikum faßte man das Gedicht vorzugsweise von dieser Seite, nach seinem dogmatischen Inhalte auf. Ein Kreis empfindsamer Freundinnen des Dichters in Zürich bat denselben „voll zärtlichsten Mitleidens“: er möge doch ja den gefallenen Engel Abbadonna, als einen Reuevollen, „in seinen Schutz nehmen, und ihm die Seligkeit schenken.“ Eine Gesellschaft von Geistlichen in Magdeburg, unter dem Vorsitz des Hofpredigers Sack, faßte einen förmlichen Synodalbeschluß dahin, „daß Abbadonna selig werden müsse“, wogegen ein orthodoxer Prediger in

*) Ebenda.

**) „Briefe deutscher Gelehrten“, 1. Bd., S. 98.

***) In einem Briefe an Gleim. In einem Nachsatze drückte er sich noch drastischer aus: „S . . . igel ohne Religion sind's!“ („Kl. und seine Freunde“, 2. Bd., S. 74.)

Langensalza den Dichter „mit Thränen“ beschwor, „um Gottes und der Religion willen“ Abbadonna nicht selig werden zu lassen*).

Vergleichung Klopstocks mit Gellert in dieser Beziehung.

So geschah hier nahezu wieder Dasselbe, was wir schon bei Gellert erlebten. Das stoffliche Interesse überwog das Interesse an der Form. Der Zweck ästhetischer Befriedigung trat zurück vor dem moralisch-religiöser Erbauung. Was Gellert versucht, aber — mit seinen moralischen Vorlesungen, erbaulichen Betrachtungen, geistlichen Mahn- und Trostliedern — nur in beschränktem Umfange zu Stande gebracht hatte, die Befriedigung des Bedürfnisses religiöser Erhebung in der freien Form innerster Empfindung, ohne eigentlich dogmatischen und kirchlichen Beigeschmack, — Das fand man in der Messiade in großartigster, ergreifendster und hinreißendster Weise vollbracht. Wenn Gellert und andere geistliche Dichter, ja auch die Pietisten dem irdischen Auge immer nur einzelne, gleichsam verstohlene Einblicke in das Reich des Uebersinnlichen, in die Geheimnisse Gottes und des Messias erschlossen hatten, so schien hier mit Einem Male der ganze Himmel in all seiner Herrlichkeit, bis in das Allerheiligste, bis in die innersten Tiefen der Gottheit, vor den verzückten und anbetenden Seelen sich aufzuthun.

Der religiöse Standpunkt Klopstocks.

Abgesehen von diesem höheren Schwunge in dem Ausdrucke der religiösen Empfindungen, unterscheidet sich der Sänger des „Messias“, was den Inhalt derselben betrifft, nicht wesentlich von Gellert. Auch er nimmt eine vermittelnde Stellung zwischen dem orthodoxen Kirchenglauben und den Ideen einer vorgeschritteneren, freieren und humaneren Bildung ein. Wenn er in der Anschauung der himmlischen Dinge sich bisweilen zu einer Höhe erhebt, wohin weder die gestaltende Kunst, noch das begreifende Denken ihm zu folgen vermag, so läßt er andererseits in Bezug auf das sittliche Moment, die Stellung des Menschen zu Gott, den freieren Ansichten der Zeit ihr gutes Recht widerfahren. Von jener finstern Ansicht, welche den Menschen in seiner Selbstständigkeit als sittliches Wesen gänzlich vernichtet, um ihm als einzige Rettung aus der ewigen Verderbniß die willenlose Hingebung an einen übernatürlichen Gnadenact zu empfehlen, ist Klopstock weit entfernt. Wie feurig er auch die Größe des göttlichen

*) „Auswahl aus Klopstocks Nachlaß“, 1. Bd., S. 120; Cramer, „Er und über ihn“, 2. Bd., S. 357.

Rathschlusses in dem Geheimniß der Versöhnung durch Christi Tod preist, wie vertrauensvoll und dringend er die Menschheit auf die darin ihr aufgegangene göttliche Gnadenverheißung hinweist, so geht er doch keineswegs so weit, die sittliche Selbstthätigkeit des Einzelnen zu leugnen, oder den Werth eines kräftigen Entschlusses zum Guten herabzusetzen*).

---

*) Wir erinnern u. A. an das Gebet Jesu im 9. Ges. der M., V. 39 ff., wo zuerst allerdings die strengere Theorie der Rechtfertigung durch den G l a u b e n anklingt in den Versen 43 ff:

„Heiliger Vater, erbarme dich Aller, die an den geliebten,
Deinen ewigen Sohn, den Gottgeopferten, glauben,
Wenn sie, in diesem Glauben, nun auch mit dem Tode ringen." —

wo es aber bald darauf, V. 54 ff., heißt:

„Vater, erbarme dich Aller . . . .
Die, dem Freunde getreu, die Feinde segneten, Demuth,
Liebe der Brüder, und Liebe der Menschen, durch Handlungen zeigten" u. s. w.
. . . .
„Aller, die, nach den verschiedenen von dir gegebenen Gaben,
Weniger oder mehr Anlasse, durch welche die Vorsicht
Sie anlockte, mit reiner, mit herzlicher Liebe dir dienten" . . .

was ersichtlicher Weise sich der milderen Ansicht von dem Werthe der „guten Werke" anschließt. Noch entschiedener im Sinne der modernen, mehr m o r a l i s i r e n d e n, als d o g m a t i s i r e n d e n Theologie sind Stellen gehalten, wie folgende in dem Gebete Adams zum Messias im 20. Ges., V. 869 ff.:

„Leite sie, wenn ihr Alter nun aufblüht, pflege der zarten
Biegsamen Sprossen, daß sie zu jeder Fruchtbarkeit reifen,
Welche du in sie legtest. — In ihnen verdunkle die Sünde
Nie zu sehr den Schimmer der früherleuchtenden Gnade" . . .
. . . .
„Lass', lass' alle Menschen ihr kurzes Leben am Staube,
Diese Stunde der Prüfung, zu ihrer Seligkeit leben" . . .
. . . .

V. 937:

„Heiß, voll Thränen, voll Arbeit, und werth der großen Belohnung,
Werth, wie sein kann, was Sterbliche thun, die Schwachen, die Sünder!
Sei der dauernde Kampf der himmelringenden Seele!
Seligkeit überströmt mich, und Wonne mein innerstes Wesen,
Denk' ich an jene Gnaden, die auf die S i e g e n d e n warten" . . . .

Auch hier stehen die strengere Ansicht von der Rechtfertigung durch den Glauben und die mildere von einer selbstthätigen Erhebung des Menschen zum Guten, wie man sieht, dicht nebeneinander.

Und wenn bei ihm, wie Dies nach dem Grundgedanken der Messiade nicht anders möglich war, Gott als der strenge Richter der Sünder erscheint, der die finstern „Todesengel" als unnachsichtige Boten seiner strafenden Gerechtigkeit aussendet, so spricht doch der Dichter häufiger und mit sichtbar größerer Genugthuung von der Fülle der göttlichen Liebe, die über den Erdgebornen waltet und selbst den erst werdenden Seelen künftiger Geschlechter als Wächter und Hüter freundliche Schutzengel zugetheilt hat. Die harte Lehre von den ewigen Höllenstrafen, die damals noch immer von einem namhaften Theile der Theologen festgehalten ward, fand in Klopstock keinen Vertreter. Taub für den Einspruch des Langensalza'schen Zeloten, stellte er mit seinem weichen Herzen sich auf die Seite der duldsameren Prediger von Magdeburg und der menschenfreundlichen Züricherinnen und ließ (wie er selbst an Bodmer schreibt) „vor dem Gnadeflehen des Verstoßenen und dem lauten Weinen des Menschengeschlechts und der Seraphim die Donner des Weltgerichts verstummen."

Verhältniß dieses religiösen Standpunktes zu den herrschenden Zeitansichten und Einfluß der Messiade auf letztere.

Gewiß hatten daher die eigentlich Strenggläubigen mindestens ebenso viel Grund, mit den Ansichten des Sängers der Messiade unzufrieden zu sein, als die Freidenker. Wenn den Letztern Vieles in dem Gedichte zu mystisch, zu überfliegend, zu sehr „gegen" oder doch „über die Vernunft" zu sein schien*), so konnte den Ersteren die milde und ächt humane Behandlung der menschlich-sittlichen Verhältnisse unmöglich behagen, welche den Grundton der Messiade bildet**). Um so mehr befriedigte

*) Etwas dergleichen äußert z. B. selbst Sulzer in seinen Briefen an die Schweizer. — Daß mehrfache Anfechtungen solcher Art von rationalistischer Seite gegen die Messiade, insbesondere gegen die Behandlung der Versöhnungslehre darin, erfolgt sein mögen, geht u. A. auch aus den Worten hervor, die Klopstocks Vater am 6. Sept. 1750 an einen Freund schrieb (Gelzer a. a. O., 2. Thl., S. 153): „Mein Sohn hat noch gar schwere Materien in seinem Werke zurück, und er muß in der Zukunft entweder sein Gewissen verletzen, oder frei, ohne Menschenfurcht, sagen: „wie entsetzlich groß das Verbrechen sei, den absolut nothwendigen Mittler nicht ehren und nicht verstehen zu wollen." — „Wie viele Menschen aber sind nicht, die von dieser allerwichtigsten Sache nur noch kindische und läppische Vorstellungen nähren." — Wieland („Ausgew. Briefe", 1. Bd., S. 307) meint: für „vernünftige Leute und Philosophen" sei die Messiade nicht. —

**) Von dieser Seite suchte u. A. Gottsched („Kritische Dichtkunst", Jahrg. 1752) den verhaßten Nebenbuhler zu fassen, indem er die „Gotteslehrer" anstachelte, nicht

das Werk die große Zahl Derer, welche zwischen jenen beiden Extremen einen Mittelweg einzuhalten wünschten, welchen die freidenkerischen Vorstellungen von den höchsten Dingen zu nüchtern und prosaisch, dagegen die praktisch-sittlichen Consequenzen der strengen Orthodoxen, ihr zelotischer Verdammungseifer und ihre trostlose Ansicht von der menschlichen Unfreiheit allzuunverträglich mit ihren eignen, sanfteren Empfindungen erschienen.

Daß diese Vermittelung selbst, wie Klopstock sie versuchte, etwas Aeußerliches und Künstliches war, daß er das eine Mal von den unergründlichen Geheimnissen der Menschwerdung Christi und der Entsündigung der Menschheit mit der ganzen rückhaltlosen Ueberzeugung eines streng-gläubigen Theologen, dann wieder von Tugend und Frömmigkeit, von sittlicher Freiheit des Menschen und von der blos unterstützenden Gnade Gottes nicht viel anders sprach, als etwa ein schottischer Moralphilosoph oder ein Wolfianer, Das entging den von der Gewalt der Beredsamkeit des Dichters und der Glut seiner ungeheuchelten Begeisterung hingerissenen Lesern, — so lange dieser Eindruck frisch blieb. Der stillen Macht der Zeit freilich und dem unaufhaltsamen Fortschritte des Denkens hielt derselbe nicht Stich, und so kam es, daß auch in Bezug auf ihre religiösen Wirkungen die späteren Gesänge der Messiade den früheren bei Weitem nachstanden*).

ruhig dem „Unwesen" zuzusehen, vielmehr „zu bedenken, welch' einen unvermeidlichen Schaden die neuen geistlichen Legenden in einer zur Freigeisterei und Religionsspötterei geneigten Zeit nothwendig anrichten müßten." — Allerdings erregte bei strengeren Theologen schon die poetische Freiheit Bedenken, womit positive kirchliche Dogmen hier ausgeschmückt erschienen (s. Mörikofer „Die Schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts", S. 151). Dies mag auch der Grund gewesen sein, weshalb die Messiade vom katholisch-kirchlichen Standpunkte aus perhorrescirt und, wenigstens anfangs, in Oestreich und Baiern verboten wurde (Wieland a. a. O.). — Wenn aber Löbell (a. a. O., 1. Thl., S. 96) Klopstock um deswillen „nicht ganz gläubig" nennt, weil sein Glaube „zu unbestimmte Umrisse habe und eigentlich nur auf die Unermeßlichkeit Gottes gehe", so können wir Dem nicht ganz beistimmen, denn Dogmen, wie die von der Dreieinigkeit, der Menschwerdung und Versöhnung, die in der Messiade eine so hervorragende Stelle einnehmen, kennzeichnen doch eine sehr bestimmte Glaubensrichtung. Wir finden das Rationalistische (wenn wir so sagen sollen) bei Klopstock mehr in dem moralischen, als in dem eigentlich dogmatischen Theile seiner Religionsansichten.

*) Goethe („Werke", 26. Bd., S. 114) hat Dies so ausgedrückt: „Die späteren

Ein eigenthümliches Ereigniß — charakteristisch für jene an Gegensätzen und Schwankungen so reiche Kulturperiode — war es zu nennen, daß fast genau um dieselbe Zeit, wo die letzten Gesänge der Messiade erschienen, von demselben Hamburg, welches den Sänger des „Messias" bei seinen Lebzeiten fortwährend mit den höchsten Achtungsbezeigungen umgab und nach seinem Tode mit fast königlichen Ehren bestattete, ein Werk ausging, welches die Uebernatürlichkeit der Person und der Thaten Jesu ebenso entschieden leugnete und angriff, wie Klopstock Beide als etwas Unantastbares und Zweifelloses darstellte. Wir meinen die, von Reimarus verfaßten, von Lessing i. J. 1774 ff. herausgegebnen, sogenannten „Wolfenbüttler Fragmente."

Rückwirkung der Messiasdichtung auf das Wesen und die übrigen Dichtungen Klopstocks.

Mit der Messiade hatte Klopstock sogleich im Beginne seiner Dichterlaufbahn einen so hohen Flug genommen, daß es ihm schwer fallen mußte, wieder zur Erde herabzusteigen und festen Fuß auf ihr zu fassen. Das von der Außenwelt abgekehrte, nur dem Reiche der Gedanken und Gefühle zugewendete Element erhielt dadurch in seinem Wesen schon früh ein entschiedenes Uebergewicht vor dem lebensfrohen und thatkräftigen, welches eigentlich seiner ursprünglichen Anlage und frühesten Gewöhnung nach in mindestens gleicher Stärke mit jenem vorhanden war. Die nächsten Lebensschicksale Klopstocks nach seinem Abschiede von Leipzig und von dem dortigen Freundeskreise, von welchem er sich mit schwerem Herzen trennte*), trugen dazu bei, diesen Hang nach der empfindsamen und schwermüthigen Seite in ihm noch mehr auszubilden. Er war genöthigt, eine Hauslehrerstelle in Langensalza anzunehmen und sich in den beengten Verhältnissen einer kleinen Stadt zu bewegen. Die Sorge um den Erfolg seines ersten dichterischen Versuchs — der für ihn, als Anfang eines Unternehmens, welches die Aufgabe seines ganzen Lebens bilden sollte, von entscheidendster Wichtigkeit war —, dann, als diese Sorge sich minderte, die um seine äußere Lebensstellung mochten ihn in peinlicher Spannung erhalten, ihm den unbefangenen Genuß der Gegenwart verleiden, zugleich aber jenes stolze Gefühl der eignen Erhabenheit

---

Bände des Messias thaten nicht die Wirkung der früheren, die, selbst rein und unschuldig, in eine reine und unschuldige Zeit fielen.".

*) Vergl. die Ode „Wingolf", deren wir schon oben, S. 8, bei Gelegenheit eben jenes Kreises der sog. „Bremer Beiträger" gedachten.

über unebenbürtige Umgebungen und der Selbstgenügsamkeit, das schon früh an dem Jüngling bemerkbar gewesen, nicht wenig steigern. Zu Alledem kam endlich eine unglückliche, hoffnungslose Neigung zu der Schwester seines Freundes Schmidt, Sophie (in seinen Gedichten unter dem Namen „Fanny" gefeiert), hoffnungslos vielleicht nicht sowohl, weil er keine, als weil er nicht die Gegenliebe fand, die er in seiner idealen Auffassung dieses Herzensverhältnisses verlangte*). Seine

*) Das Verhältniß Klopstocks zu Fanny ist noch nicht ganz aufgeklärt. Wie schade, daß Dav. Strauß den Vorsatz, Klopstock (und andere Dichter des 18. Jahrhunderts) monographisch zu bearbeiten, aufgegeben hat! Von seinem feinen psychologischen Blicke wären gewiß werthvolle Aufschlüsse über solche und ähnliche Partien in Klopstocks Leben zu erwarten gewesen. — Wir können hier auf eine Episode nicht näher eingehen, die auf Klopstocks menschliche und dichterische Gesammtentwicklung einen entscheidenden, bleibenden Einfluß doch nicht gehabt hat. Daher nur wenige Andeutungen hierüber! Wie uns scheint, war Klopstock durch die äußern Reize, auch wohl durch eine gewisse Anmuth und Liebenswürdigkeit in dem Wesen jener Sophie gefesselt worden, hatte aber an sie in Bezug auf Hoheit des Geistes und Schwung der Empfindung allzu ideale Ansprüche gestellt, Ansprüche, welchen zu entsprechen das Mädchen weder befähigt noch auch gewillt sein mochte. Vielleicht verlangte sie von ihm eine größere Anbequemung an die Formen und Forderungen des gewöhnlichen Alltagslebens, während er umgekehrt es schmerzlich empfunden haben mag, daß sie für seine Würde und seinen Beruf als Dichter, und vollends als Messiasdichter, nicht das gewünschte Verständniß und Interesse zeigte. Dies schließen wir u. A. aus dem Briefe, den, auf Klopstocks Wunsch, Bodmer an sie schrieb und worin er ihr in's Gewissen redet: „Sie sollen den Poeten mit den zärtlichsten Empfindungen von himmlischer Unschuld, Sanftmuth, Liebe beseelen; Sie sollen ihm einen Geschmack von Freundschaft mittheilen, die macht, daß die ewigen Seelen von himmlischer Entzückung erzittern; Sie sollen seine Seele mit großen Gedanken anfüllen ... Dadurch bekommen Sie an dem Werke der Erlösung Antheil." U. s. w. Obwohl nun Klopstock fühlte und einsah, daß hier zwischen ihren beiderseitigen Eigenthümlichkeiten eine unausfüllbare Kluft sei, konnte er sich doch nicht losreißen (auch dann noch nicht, als er schon eine entschiedene Neigung zu einem andern, ihm weit gleichartigeren weiblichen Wesen, seiner spätern Gattin, empfand) — und zwar, wie es scheint, mehr noch, als aus verliebtem Drange, aus einer gewissen übertrieben idealistischen Vorstellung von einer durch die Heiligkeit der Liebe bedingten Unveränderlichkeit ihrer Richtung (wobei er freilich seine kleinen Galanterien gegen andere Mädchen, Küsse ꝛc., wahrscheinlich als nicht unter den Begriff der eigentlichen, idealen Liebe fallend, nicht rechnete, — „er gab es nur für Galanterie", sagt Bodmer [Mörikofer a. a. O., S. 179], „die mit seiner Liebe zu Langensalza sich sehr gut vertrüge") oder auch in dem schwärmerischen Glauben an eine vorausbestimmte platonische Seelenharmo-

Gedichte aus dieser Zeit athmen denn auch überwiegend einen schwermüthigen, trüben Charakter.

Aus dieser gedrückten Stimmung riß den Dichter zuerst die ihm von mehr als einer Seite eröffnete Aussicht auf eine ehrenvolle und gesicherte Lebensstellung, sodann eine herzliche und mit Kundgebungen der höchsten Begeisterung für ihn begleitete Einladung in die Schweiz, in das gastliche Haus Bodmers. Alsbald sehen wir auch die natürliche Fröhlichkeit Klopstocks — schon halb wieder entfesselt durch einen längeren Sommeraufenthalt (1750), in Begleitung seines Herzensfreundes Schmidt, bei Gleim in Halberstadt, wo die Genossen in trautem Zusammenleben des sinnigen Scherzes und des heitern Ernstes pflogen *) — in frischer Kraft auflodern — erst auf der Reise nach Zürich, mit Sulzer und Schultheß **), dann in Zürich selbst. Bodmer war nicht wenig überrascht und schier unangenehm enttäuscht, in dem Sänger des „Messias", statt des „heiligen, strengen Jünglings", den er erwartet, einen Lebemann zu finden, der, ausgelassen und muthwillig bei der Flasche oder im Damenkreise, nur ihm gegenüber, wenn sie allein waren, wortkarg erschien ***). Klopstock selbst fühlte sich in Zürich, und

nie. Der alte Klopstock schreibt an Gleim: „Mein Sohn muß sich den Gegenstand nicht nach des alten Akademikers Ideen bilden." —

*) Noch im hohen Alter feierte Klopstock die Erinnerung der dort verlebten Stunden, u. A. in der Ode „Der Wein und das Wasser."

**) S. „Klopstock und seine Freunde", von Cl. Schmidt, worin Klopstock selbst diese Reise den zurückbleibenden Freunden beschreibt.

***) Bodmer äußert sich gegen Zellweger über Klopstock (Gelzer a. a. O., 2. Thl., S. 189): „Wenn ich über Tisch oder beim Nachtessen allein bei ihm war, so mußte ich ihn fragen, wenn er reden sollte, und seine Reden waren ganz launische. Erst ward er gesprächiger, wenn er von einem Mädchenbesuch heimkam, oder sich fröhlich getrunken hatte . . . Er denkt nicht nach, was für ein gutes, großes Exempel der Messiasdichter der Welt schuldig ist. Daher steht sein Wandel mit der Messiade in Widerspruch: er ist nicht heilig." — Klopstock selbst antwortete wohl auf derartige Vorhalte Bodmers: „ob denn Bodmer geglaubt habe, er äße Heuschrecken und wilden Honig?" Gleim schreibt seinerseits darüber an Kleist: „Bodmer wird immer mit Klopstock von Adam und Eva, vom Messias und Abbadonna und allen Engeln und Teufeln haben sprechen wollen. O, das ist gar nicht Klopstocks Sache. Dagegen hat Klopstock seine Neigung zur Gesellschaft, zumal einer solchen, die ihn als einen vom Himmel gesendeten Messias angesehen, zu sehr fortgerissen." („Handschriftl. Briefw. zwischen Gleim und Kleist", 2. Bd.)

namentlich in dem Kreise jüngerer, geistig strebsamer Genossen, welche deutsche Gemüthstiefe mit einem Anflug französischer Lebhaftigkeit und Gewandtheit verbanden, wie neugeboren. „Erst in Zürich“, sagte er, „sei er in die Welt gekommen, vorher sei er nur auf Schulen gewesen“*). Doch finden wir nicht, daß er diesen Eintritt in die größere Welt für seine geistige und insbesondere seine dichterische Ausbildung besonders fruchtbar verwerthet hätte. Daß er „keine Neugierigkeit über die Staats- und Civilverfassungen von Zürich oder von andern Kantonen zeigte“, wie Bodmer verdrießlich klagt, darf weniger Wunder nehmen. Woher sollte dem Deutschen, dem daheim jede Theilnahme am Gemeinwesen versagt war, so rasch das politische Interesse kommen? Genug, wenn er den allgemeinen Eindruck, der ihm neu war, mit hinwegnahm, daß „Zürich freie Bewohner nähre“**). Aber auch der Naturbetrachtung widmete er, wie es scheint, nur flüchtige Aufmerksamkeit. „Wenn Sulzer den Tubum nach den Schweizerbergen richtete“, klagt wiederum Bodmer, „so war seiner nach den Fenstern der Stadt gerichtet.“ Und selbst einer der jüngern Freunde, Hirzel, bekennt, daß Klopstock zwar die Schönheit der Schweizer Gegenden gerühmt, doch davon weniger gerührt geschienen habe, als von der Mannigfaltigkeit der menschlichen Charaktere, die sein Scharfsinn auszuspähen verstanden. In der That sind die Naturschilderungen, die er vom Zürichersee und seinen Umgebungen sowohl in seinen Briefen, als in der berühmten Ode „Der Zürichersee“ entwirft, nur sehr allgemein und flüchtig gehalten; sie stehen an Mannigfaltigkeit und Anschaulichkeit des Einzelnen den gleichartigen Schilderungen Hirzels***) nach. Auch an spätern Gedichten Klopstocks ist eine genauere Kenntniß der Natur zu vermissen. Eben so wenig aber finden wir diese Versäumniß des Dichters durch seine Beobachtung der Menschen ausgeglichen. Ein sorgfältigeres Studium menschlicher Charaktere wäre keiner Poesie nöthiger gewesen, als der Klopstock'schen; wir bemerken jedoch nicht, daß irgend eine seiner folgenden Dichtungen die Frucht eines solchen Studiums aufwiese; alle theilen

*) Mörikofer a. a. O., S. 178.

**) S. die Ode „Der Zürichersee.“

***) In dem bekannten Briefe an Kleist über die „Fahrt auf dem Zürichersee.“ — Welcher Unterschied vollends, wenn man damit etwa Goethe's „Schweizerreise“ vergleicht!

den gleichen Mangel individueller Charakteristik. Auch das eigene Erleben — für den rechten Dichter allezeit die reichste Fundgrube poetischer Gestalten — war Dies für Klopstock nur in sehr beschränkter und einseitiger Weise. Wir sehen ihn in Zürich seine Stunden zwischen Scherz und Ernst theilen, ja fast mehr dem Erstern als dem Letztern huldigen; wir sehen ihn bei der berühmten „Fahrt auf dem Zürichersee", in heiterer Gesellschaft, als den Heitersten von Allen, mitten hinein zwischen seine Vorträge empfindsamer Stellen der Messiade muntre Lieder von Hagedorn singen, von den tiefsinnigen Gesprächen der Andern über Tugend, Tod und Unsterblichkeit sich losreißen, um siebzehnjährigen Schönen Küsse zu rauben, und höher, als die platonische Freundschaft, die „zärtliche Liebe" preisen — allein von diesem ganzen, so lebensvollen Gemälde (das uns fast wie ein Vorspiel zu den schönsten Scenen aus der späteren, genialen Periode unserer deutschen Literatur, etwa aus Goethe's Jugend, erscheint) finden wir in Klopstocks poetischer Schilderung nur die ernsten Farbentöne wieder, nicht die lustig darüber hin spielenden Lichter, nur das einförmige tiefdunkle Aetherblau allgemeiner, unendlicher Empfindung, nicht die buntschillernde Mannigfaltigkeit der einzelnen Gestalten und Situationen*).

*) Welchen sonderbaren Contrast bildet die Ode „Der Zürichersee", welche die Eindrücke jener Fahrt wiedergeben soll, aber, nach wenigen flüchtigen Andeutungen der Scenerie und der Vorgänge bei jener Fahrt, alsbald in allgemeine Empfindungen und Reflexionen von Freude, Menschlichkeit, Unsterblichkeit, Freundschaft u. s. w. sich verliert, — zu der folgenden vertraulichen Mittheilung Klopstocks an Schmidt, worin die lebensfrohe, poetisch-reizende Seite des Bildes ganz anders hervortritt: „Dr. Hirzels Frau, jung, mit vielsagenden Augen, die Haller's Doris unvergleichlich singt, war die Herrin der Gesellschaft — Sie verstehen mich doch, weil sie mir zugefallen war. Ich ward ihr aber zu Zeiten untreu; das jüngste Mädchen in der Gesellschaft, das schönste unter allen, und das die schwärzesten Augen hatte, Demoiselle Schinz, brachte mich sehr bald zu dieser Untreue. Das Mädchen in seiner siebenzehnjährigen Unschuld, da es unvermuthet so viele und so neue Sachen hörte, und von mir hörte, vor dem es sein schönes schwarzes Auge mit einer so sanften und würdigen Ehrerbietung niederschlug, öfters große und unerwartete Gedanken sagte und einmal in einer entzückenden Stellung und Hitze erklärte: ich sollte selbst bedenken, wie derjenige von ihr geschätzt werden müßte, der es zuerst gelehrt, sich würdigere Vorstellungen von Gott zu machen . . . (Ich muß hier eine Anmerkung machen, daß ich dem guten Kinde auch sehr viel Küsse gegeben habe; die Erzählung möchte Ihnen fast zu ernsthaft scheinen.) Wir hatten zu Mittag etliche Meilen von Zürich auf einem Landhause

Wir können in diesem Sprödethun des Dichters Klopstock gegen die warme sinnliche Einzelempfindung, in diesem Hinausfliehen über die Schranken der Wirklichkeit in eine Welt allgemeiner Betrachtungen und unendlicher Gefühle nur die nachwirkenden Folgen erkennen theils der von ihm sogleich beim ersten Anlauf genommenen überfliegenden Richtung, theils der Einbildung, in welche der Messiasdichter sich selbst und in welche ihn Andere hineinredeten, als müsse er immerfort nur in erhabenen Weisen, gleichsam mit Engelszungen, reden*).

Und diese Einbildung fand allerdings gerade in Zürich nur allzuviel Nahrung. Nicht blos der Bodmer-Breitinger'sche Kreis trieb

gespeist, und fuhren hierauf, dem See gegenüber, nach einer mit einem Walde bedeckten Insel. Hier blieben wir am längsten. Wir speisten gegen Abend am Ufer. Als wir abfuhren, stieg meine Untreue gegen Madame Hirzel auf den höchsten Grad, denn ich führte, statt ihrer, Demoiselle Schinz zu Schiffe. Wir stiegen unterwegs verschiedene Male aus, gingen an den Ufern spazieren und genossen den schönen Abend ganz." Hirzels Beschreibung derselben Fahrt (bei Mörikofer a. a. O., S. 169) hält in ihrer einfachen epischen Darstellungsweise die schöne Mitte zwischen dieser zu subjectiv gefärbten und jener zu sehr blos reflectirten Schilderung Klopstocks.

*) In der Ode „Die Braut" (aus dem Jahre 1749) hatte Klopstock schon von sich selbst gesagt:

„Unberufen zum Scherz, welcher im Liede lacht,
Nicht gewöhnet, zu sehn Knidias Götterchen,
Wollt' ich singen, wie Schmidt singt,
Lieder singen, wie Hagedorn.
. . . .

Doch mit Blicken voll Ernst winkte Urania,
Meine Muse, mir zu . . .
. . . .

Singe, sprach sie zu mir, was die Natur dich lehrt!
Jene Lieder hat dich nicht die Natur gelehrt,
Aber Freundschaft und Tugend
Sollten deine Gesänge sein." —

Nicht unpassend sagt Hillebrand („Die deutsche Nationalliteratur", 1. Thl., S. 114): alle übrigen Dichtungen Klopstocks seien „nicht viel Anderes als Variationen über Motive der Messiade" und: „was sich in ihm Weltliches regt, geht mehr oder minder in jener (religiösen) Grundstimmung auf und zieht ihre transscendente Ueberschwenglichkeit an."

einen wahren Götzendienst mit Klopstock*), sondern auch das „junge Zürich", bezaubert durch die Herablassung des gefeierten Dichters zu ihrer Denk- und Lebensweise und durch seine „mit Hoheit gepaarte Vertraulichkeit", huldigte ihm aufrichtig, wenn schon es die Ueberschwänglichkeit jener älteren Herren nicht ganz theilte**). In Deutsch-

*) Davon nur einige Proben! Schon 1750 sang Bodmer in dem Gedichte „Verlangen nach Klopstocks Ankunft" ihm entgegen:

„Komm', offenbare die denkenden Züg' im sichtbaren Körper; ..
Daß wir mit unsern Augen das Wunder beglaubigen können,
Welches für unsere Tage bewahrt war;
Eine Seel', in dem Kerker des irdischen Stoffs noch gefangen,
Die des Messias Gedanken zu denken
. . . . vermochte."

Hirzel nannte in einem Briefe an Kleist Klopstock „den erhabenen Menschen, die Ehre unsres Geschlechts." — „Sie Wunder in unsren Augen, Zeuge der Macht der Religion!" redete eine Dame ihn brieflich an, und eine andere äußerte: „Gott sei gelobt, daß er mich mit Klopstock, der eins seiner heiligen Werkzeuge ist, bekannt gemacht!" Eine Ungenannte schrieb ihm: „Ich segnete den heiligen Sänger"... „Heil Dir, daß Du geboren bist!" — „Was für ein außerordentlich begnadigter Mann ist Klopstock!" ruft sein Freund Funk aus. Derselbe theilte ihm mit, daß eine alte Bergmannsfrau in Freiberg sich nur noch so lange zu leben gewünscht hätte, bis die letzten Gesänge der Messiade erschienen und ihr vorgelesen wären. (Gelzer a. a. O., 2. Thl., S. 154 ff. 188 ff.) — Goethe („Werke", 25. Bd., S. 291) schildert den Gemüthszustand Klopstocks, der sich daraus entwickeln mußte, etwas sarkastisch zwar, aber nicht unrichtig, so: „Die Würde des Gegenstandes (des Messias) erhöhte dem Dichter das Gefühl eigner Persönlichkeit. Daß er selbst einst zu diesen Chören eintreten, daß der Gottmensch ihn auszeichnen, ihm von Angesicht zu Angesicht den Dank für seine Bemühungen abtragen würde, den ihm schon hier jedes gefühlvolle, fromme Herz durch manche reine Zähre lieblich genug entrichtet hatte: dies waren so unschuldige, kindliche Gesinnungen und Hoffnungen, als sie nur ein wohlgeschaffenes Gemüth haben und hegen kann. So erwarb nun Klopstock das völlige Recht, sich als eine geheiligte Person anzusehen." — Herder hatte daher wohl nicht Unrecht, wenn er („Fragmente", S. 240) sagt: „Hätte Klopstock gleich im Anfang, statt eines posaunenden Lobredners, einen kritischen Freund gefunden, hätte er nicht gleich so viel blinden Beifall und noch blindere Nachahmung gesehen, vielleicht würde Manches in seinem vortrefflichen Gedichte noch vortrefflicher sein."

**) Einer derselben, Waser, schrieb, „um den Posaunentönen der Klopstock'schen Herolde dämpfend entgegen zu treten", wie Mörikofer (a. a. O., S. 151) sagt, zugleich aber um die Gefahr eines Ketzergerichts im Voraus abzuwenden, seine „Briefe

land aber fanden diese Schweizerstimmen ein täglich stärker werdendes Echo.

Klopstocks Uebersiedelung nach dem Norden und weitere Lebensschicksale; Rückwirkungen davon auf seine dichterische Richtung.

Während seines Aufenthaltes in Zürich erhielt Klopstock einen ehrenvollen Ruf nach Kopenhagen. In Dänemark herrschte damals das deutsche Element vor. Der nationale Gegensatz zwischen beiden Ländern schlummerte noch. Die Deutschen in den Herzogthümern schlossen sich unbefangen an das Königreich an und erlangten dort eine Betheiligung an einem kräftigen öffentlichen Leben, wie sie in Deutschland, etwa Preußen ausgenommen, nicht zu finden war. Die Dänen ihrerseits ließen die Ueberlegenheit deutschen Geistes auf den idealen Gebieten willig gelten und nahmen an den Fortschritten der deutschen Literatur fast dasselbe Interesse, wie an denen ihrer eigenen. König Friedrich V. betrachtete sich selbst als einen deutschen Fürsten, sowohl wegen seiner Abstammung aus dem Oldenburgischen Hause, wie wegen der Zubehörigkeit Holsteins zum deutschen Reiche. Seine nächsten und vertrautesten Rathgeber waren Deutsche, der Hannoveraner Bernstorff und der Schleswig-Holsteiner Moltke. Auf ihren Betrieb beschloß der König, den Dichter des „Messias“ in seine Nähe zu ziehen und durch Verleihung einer Pension in den Stand zu setzen, sich der Vollendung seines großen, der Nation zum Ruhme, der ganzen Menschheit zum Heile gereichenden Werkes mit ungetheilter Kraft und freiem Geiste zu widmen.

Klopstock zögerte Anfangs, dem Rufe zu folgen: ihm bangte vor dem Verlust seiner Freiheit und vor der Trennung von seinen Züricher Freunden*). Er dachte wohl einen Augenblick daran, sich in der Schweiz eine unabhängige Dichterexistenz zu gründen**). Wer weiß,

---

zweier Landpfarrer über die Messiade.“ — Wie sehr Manche dieses Kreises später ernüchtert wurden, bezeugt folgender Ausspruch des jüngern Füßli („Briefe an Merck“, 1. Samml., S. 58): „Den größten Theil von Klopstocks Andachtsoden hole Gott, und beinahe Alles von seiner teutonischen Mythologie der Teufel!“ — „Wer will mir sagen, daß eins von Klopstocks ewigen: Herr! Herr! rufenden Tonstücken Poesie sei?“

*) So schreibt Bodmer an Zellweger, d. 5. Sept. 1750.

**) Bekannt ist, daß ein Fabrikant, Rahn, in Zürich, ein begeisterter Verehrer Klopstocks, diesem einen Antheil an dem Gewinn seiner Fabrik anbot, um ihn dort

ob nicht der Einfluß des regen Züricher Lebens, den Klopstock schon bei so kurzem Aufenthalte merklich empfunden, bei längerem doch noch von entscheidender Bedeutung für die Richtung seines Denkens und Dichtens geworden wäre!

Mit seiner Uebersiedelung nach dem Norden gewannen Einflüsse der entgegengesetzten Art wieder die unbestrittene Oberhand in seinem Geistesleben. Das Gefühl der eigenen Würde, zugleich der Verantwortlichkeit für sein Thun und sein Dichten, erfuhr durch jenen königlichen Ruf eine wesentliche Steigerung. Nicht mehr blos für Seinesgleichen, — für einen König, einen der Gewaltigen der Erde, sollte er fortan der berufene Führer zu den höchsten Zielen der Menschheit sein. Das Schicksal eines ganzen Volkes, das dem Willen dieses, noch jungen, leitungsfähigen Monarchen gehorchte, ja des ganzen Völkervereins, auf den der Beherrscher eines Staates, der nicht zu den schwächsten gehörte, Einfluß hatte, schien gewissermaßen in seine Hand gelegt, denn von ihm hing es vielleicht ab, mit welchen Gesinnungen dieser königliche Jüngling sich durchdringen, ob er mild, oder herrisch regieren, ob er den Gefühlen der Menschlichkeit, oder den Antrieben eines falschen Ehrgeizes folgen, ob er das Wohl seiner Unterthanen fördern und die Segnungen des Friedens ringsumher verbreiten, oder nach blutigen Lorbeern jagen würde *).

Mit so hohen Gedanken und Vorsätzen trat Klopstock in seine neue Lebensstellung ein. Er fand sich darin bestärkt durch den Geist, der in den Kopenhagener Kreisen herrschte. Der Minister von Bernstorff, in dessen Hause er alsbald heimisch ward, verband mit der feinsten weltmännischen Sitte, der edelsten und freiesten Geistesbildung

---

zu halten. Rahn heirathete Klopstocks Schwester und ward später der Schwiegervater Fichte's. S. „Klopstock und seine Freunde", 1. Thl., S. 299.

*) Daß Betrachtungen solcher Art Klopstock sofort bei seinem Eintritt in die neue Lebensstellung bewegten, geht aus den beiden, schon 1750 gedichteten Oden „Friedrich V." hervor. In der ersten derselben rühmt er den König ausdrücklich als den Gönner „der Muse, welche, mit stiller Kraft handelnd, edler die Seele macht", geht dann über zu der heiligen Dichtkunst, „die vom Sion herab Gott den Messias singt", und redet diese dann mit folgenden Versen an:

„Daniens Friederich ist's, welcher mit Blumen dir
Jene Höhen bestreut, die du noch steigen mußt.
Er, der König und Christ, wählt dich zur Führerin,
Bald auf Golgatha Gott zu seh'n."

einen tiefen Zug religiösen Gefühls*). Unter dem schleswig-holsteinischen Adel, mit welchem der Dichter theils auf dessen Landgütern, theils in Kopenhagen verkehrte, war die gleiche Richtung weitverbreitet**). In solchen Umgebungen mußten wohl die Eindrücke der kurzen „tollen Zeit" in Zürich bei Klopstock rasch wieder in den Hintergrund treten. Mit derselben, ihm vom Hause aus eigenen, Leichtigkeit, womit er, aus beengten Verhältnissen und einer gedrückten Stimmung kommend, sich in die lustigen Cirkel des „jungen Zürich" eingelebt hatte, fand er sich jetzt in den gemessceneren Formen der nordischen Hauptstadt zurecht. Er nahm eine gewisse Gravität an, die halb den Weltmann, halb den Messiasdichter bezeichnete. Er bewegte sich unbefangen und mit Würde am Hofe und in der ersten Gesellschaft Kopenhagens, doch so, daß er diese Kreise weniger suchte, als sich von ihnen suchen ließ***). Der „Messias", den Klopstock über den Zerstreuungen des Züricher Lebens einigermaßen vernachlässigt hatte†), nahm sein Interesse jetzt wieder ungetheilt in Besitz. Die geistige Sammlung dazu und die Erholung von dem angespannteren geselligen Verkehr, worin er sich hier bewegte, suchte und fand er im ungezwungenen Umgange mit der Natur. Seine alte Neigung für Waldeseinsamkeit wachte wieder auf††). Die nordische Natur, welche ihn jetzt umgab, hatte nicht die lachende Heiter-

*) „Erinnerungen aus dem Leben des Grafen J. H. E. v. Bernstorff", von Sturz, in dessen „Schriften", 1. Bd.

**) Bippen „Eutiner Skizzen", S. 214 ff. — Cramer „Briefe von Tellow an Elise", 1777, bei Gelzer a. a. O., 1. Bd., S. 215.

***) „Klopstock und seine Freunde", 1. Thl., S. 364. — Goethe, der Klopstock 1774 persönlich kennen lernte, fand an ihm „ein gewisses diplomatisches, ministerielles Ansehen" („Werke", 25. Bd., S. 292).

†) Bodmer an Zellweger, d. 5. Sept. 1750 . . . „Klopstock arbeitet sehr langsam. In den letzten zwei Jahren hat er nicht mehr als zwei Gesänge geschrieben, und diese sind noch nicht ausgearbeitet. Er giebt es seiner Langensalzischen Liebe schuld. Die wahre Schuld werden wohl seine Zerstreuungen sein. Ich nenne Zerstreuungen sein Attachement an alle Kleinigkeiten, mit Mädchen und rauschenden Gesellschaften". . . . „Fünfzig oder sechzig Verse sind Alles, was er bis dahin am Messias gearbeitet hat" (Klopstock war am 23. Juli in Zürich angekommen).

††) „Ich habe mir schon gewisse einsame Gänge und Sitze gewählt, wo nur Wenige hinkommen", schreibt er am 24. Mai 1751 von Friedensburg aus (einem königlichen Lustschloß, wohin er den König auf dessen Wunsch begleitet hatte) an Gleim („Klopstock und seine Freunde", 1. Thl., S. 231).

keit des Züricher Sees und seiner Rebengestade, sondern einen mehr ernsten, fast schwermüthigen Charakter. Große, dichte Eichen- und Buchenwälder, in deren Mitte tiefdunkle Seen ihre stillen, kaum vom Winde bewegten Gewässer ausbreiteten, weite, einförmige Flächen, bisweilen unterbrochen von riesigen Hünengräbern *), flößten melancholische Schauer, Ahnungen des Unendlichen, wehmüthige Erinnerungen an die Thaten und die Helden einer großen Vergangenheit ein.

In dieser Zurückgezogenheit gewann auch der Schmerz unglücklicher Liebe von Neuem Gewalt über des Dichters Gemüth. Fanny's Bild, in Zürich, wenn nicht verdunkelt, doch einigermaßen in den Hintergrund gedrängt durch den gegenwärtigen Reiz anderer anmuthiger Gestalten, trat jetzt, wo Nichts dergleichen den Dichter abzog, wieder in dem ganzen alten Zauber vor seinen Blick. Unwillkürlich verschmolz in seiner Seele die Melancholie unerwiderter Sehnsucht mit der Erregtheit religiösen Gefühls, in welche ihn die lebhafter betriebene Arbeit am „Messias" versetzte, zu einer Schwärmerei der eigenthümlichsten Art. Es erschien dem Dichter geradezu wie eine „Bestimmung", sein Herz „durch Wehmuth und Thränen" für jene Entzückungen höherer Art empfänglich zu machen, die bei der Verherrlichung des Gottmenschen seiner warteten **).

---

*) „Sieh' den ruhenden See, wie sein Gestade sich,
Dicht vom Walde bedeckt, sanfter erhoben hat . . .
. . . .
Sieh' des schattenden Walds Wipfel . . . ."

(Ode: „Friedensburg", 1750.) — Ueber die Hünengräber bei Lingbye, Klopstocks Landaufenthalt bei Kopenhagen nach seiner Vermählung, schreibt seine Gattin Meta: dieselben hätten für sie einen besondern Reiz, — stets wenn sie zwei solche dicht neben einander sehe, denke sie, „daß dort vielleicht ein Paar Eheleute schlummern, die sich sehr geliebt haben" („Klopstock und Meta", von L. Brunier, S. 127).

**) „Ich ziehe mich beständig von allem Vergnügen zurück", schreibt Klopstock an Schmidt, Fanny's Bruder, den 20. Juli 1751, „das mich glücklich machen könnte, wenn ich Ihre Schwester niemals gekannt und geliebt hätte; ich schleiche mich in die Einsamkeit und lese im Young, oder arbeite am Weltgericht (Messiade), und schreibe Ihre und meine Briefe, die Sie mir einmal zurückgegeben, in ein Buch, damit ich Dasjenige auf Einem Schauplatze versammle, woran mein Herz hängt." — Und an Gleim, den 18. Sept. 1751: „Den Abend, als ich Ihren Brief erhielt, riß ich mich endlich von meiner tiefen Traurigkeit los und sah gen Himmel. Warum bin ich so lange, so sehr und auf diese Weise unglücklich?... Deine Bestimmung — kennst du sie nicht? Sie war: Vielen die Menschlichkeit desjenigen, der unvergangner

Auf seiner Reise nach Kopenhagen hatte Klopstock in Hamburg ein Mädchen kennen gelernt, dessen glückliche äußere Bildung und dessen ganzes, seinem eigenen wahlverwandtes Wesen ihn sogleich mächtig anzog*). Die neue Liebe hatte mit der alten, obschon fortwährend hoffnungslosen, dennoch einen harten Kampf zu bestehen. Endlich siegte sie, und Klopstock genoß nun das volle Glück einer gleich warm erwiderten, ihn ganz beseligenden Herzensneigung. Die tiefste Schwermuth wich dem reinsten Entzücken; doch behauptete auch in diesem Gefühl das Ueberirdische vor dem Irdischen ein entschiedenes Uebergewicht. Zwar liebte Meta ihren Klopstock, wie er sie, mit aller Glut menschlicher Zärtlichkeit, allein vor Allem verehrte sie doch in ihm mit einer an Schwärmerei grenzenden Hingebung den gottbegnadeten Sänger des „Messias". Die Ehe der Beiden blieb kinderlos**): kein zwischen ihnen heranwachsendes Geschlecht junger Welt-

---

Anbetung und Nachahmung würdig ist, zu zeigen. Dein Herz mußte deswegen völlig von dir entwickelt werden. Wehmuth und Traurigkeit mußten es ausbilden." U. s. w. („Klopstock und seine Freunde", 1. Thl., S. 270, 292.)

*) Meta oder Margaretha Moller. — Klopstocks Bekanntschaft mit ihr und das Liebes- und Eheleben Beider behandelt die Monographie „Klopstock und Meta", von Brunier (ein Buch, dessen im Ganzen recht dankenswerthem Inhalte leider die unnöthig in die Breite gehende und an Abschweifungen reiche Darstellungsweise Abbruch thut). — „Die Schelmin", schreibt Klopstock sogleich nach der ersten Bekanntschaft mit ihr an Gleim („Klopstock und seine Freunde", 1. Thl., S. 231), „ist eine sanfte, ganz aus Empfindung geschaffene Frau, die Taubenaugen im eigentlichen Verstande hat." Meta charakterisirt sich selbst durch einen Brief an Klopstock (noch als Braut) vom 8. Aug. 1752, der so anfängt: „Komme, Klopstock, komme, daß ich Dich umarme, daß ich Dich recht heiß küsse und Dich dann nicht wieder von meinen Lippen und aus meinen Armen lasse." U. s. w. Weiterhin heißt es: Du Süßer, Süßer! Höre, ich will Dich, wenn Du wiederkommst, für jeden Buchstaben küssen, den Du an mich geschrieben hast. Aber nein! Alles, Alles, was Du geschrieben, verdient ja wohl, daß ich Dich küsse. Es bleibt also dabei, ich küsse Dich für Alles: für Deine Oden küsse ich Dir die Hände, für den Messias die Füße." U. s. w. (Ebenda, 2. Thl., S. 8.) Ein anderes Mal schreibt Meta an ihre Schwägerin Schmidt (den 1. Nov. 1753): „Ob ich Klopstock auch als Verfasser des „„Messias"" besonders lieb habe? Ach, von wie viel Seiten habe ich ihn besonders lieb! Aber auch hauptsächlich von dieser. Und welch' eine Liebe ist Das, wie rein, wie sanft und wie ehrfurchtsvoll!" U. s. w. („Auswahl aus Klopstocks Nachlaß", 1. Thl., S. 156.)

**) Erst im vierten Jahre der Ehe zeigten sich Aelternhoffnungen, allein Meta starb, ohne das Kind zur Welt bringen zu können, während der Entbindung.

bürger lenkte ihre Seelen auf die irdischen Beziehungen ab; sie lebten ganz nur in und für einander — oder vielmehr, Meta lebte nur in Klopstock und seiner erhabenen Sendung, und Klopstock sah in der andachtsvollen Begeisterung der geliebten Gattin sein eigenes Wesen und Streben zurückgespiegelt und dadurch gleichsam verklärt. Meta schrieb die fertigen Gesänge des „Messias" ab, oder ließ sich, noch lieber, von Klopstock selbst die Verse frisch, wie sie aus seiner Seele strömten, in die Feder dictiren; wenn sie aber nicht auf die eine oder andere Weise werkthätig an dem Gedichte helfen konnte, so „betete" sie, während ihr Gatte arbeitete, für das Gelingen des Werkes und dessen gedeihliche Wirksamkeit.

Dieser so selige und fast heilig zu nennende Ehebund war nur von kurzer Dauer. Ein frühzeitiger Tod raubte dem unglücklichen Dichter nach wenig Jahren (1758) die Lebensgefährtin, die ihm Alles war. Die beinahe übermenschliche Fassung, womit Klopstock diesen Verlust ertrug, womit er selbst der sterbenden Gattin Trost einsprach, bekundet eine Erhebung des Gemüths, wie sie nur von einer fortwährenden Beschäftigung mit höheren, himmlischen Dingen kommen und nur zu einer solchen zurückführen konnte*).

*) „Klopstock erklärte, seine Gattin auf die Operation vorbereiten zu wollen. Blaß wie der Tod, aber in gefaßter Haltung, näherte er sich ihrem Schmerzenslager. Leise, aber mit fester Stimme sprach er zu ihr: „Ich halte Dir mein gegebenes Versprechen, meine Meta, und sage Dir, daß Dein Leben, wegen Deiner großen Schwäche, in Gefahr ist." „„Kann ich in der Operation sterben?"" fragte sie ruhig, als ob es sich um eine Dritte handle. „Du kannst in der Operation sterben, aber ich fürchte Deine Schwäche noch viel mehr, an der Du hernach sterben kannst." — Nachdem er ihr hierauf religiösen Trost eingesprochen, schickte er sich an, im Bewußtsein, daß ihm die Kraft fehle, der Operation beizuwohnen, Abschied von Meta zu nehmen. Ihre eiskalte Stirn küssend, sprach er: „Ich fürchte nicht, daß Du in der Operation stirbst, aber es kann geschehen. Nun, der Wille desjenigen, der Dir unaussprechlich hilft, geschehe! Ja, wie Er will! wie Er will!" — „„Er mache, wie Er es will!"", antwortete Meta, „„und er wird es gut machen."" — Noch einmal kehrte Klopstock zum Bett zurück und sprach: „Du hast wie ein Engel ausgehalten, Gott ist mit Dir gewesen, Gott wird mit Dir sein! Sein großer Name sei gepriesen. Wenn ich das Unglück hätte, kein Christ zu sein, so würde ich es jetzt werden." — Ueber Klopstocks Mienen war während dieses Zwiegesprächs hohe Freudigkeit ausgegossen, Metas Züge schimmerten schon in dem Glanze der Verklärung. — Noch einmal wandte Klopstock das Antlitz seiner Meta zu und sprach: „Sei mein Schutzengel, wenn es unser Gott

Es war Dies nicht der einzige Schmerz, der Klopstock traf. Kaum zwei Jahre früher hatte er seinen Vater verloren, den er hoch verehrte, hatte dann, bei einer furchtbaren Ueberschwemmung Hamburgs, mit seiner Gattin für deren Familie bangen müssen. Acht Jahre nach Meta's Tod starb deren Mutter, die ihm gleich einer eigenen nahe gestanden. In demselben Jahre verlor er seinen königlichen Freund und Gönner Friedrich V. durch den Tod; 1770 ward Bernstorff gestürzt, er selbst, der dem Grafen mit ehrenwerther Treue in die Verbannung folgte, mit dem Verluste seiner Pension bedroht.

Es gehörte eine vom Hause aus so kräftige Natur, wie die Klopstocks, dazu, um unter solchen Schlägen nicht zu erliegen. Die gewaltige Anspannung aller seiner Seelenkräfte, wodurch er so viel Schweres ertrug, konnte nicht wohl anders, als die überfliegende Richtung, die sein Geist schon vorher genommen, noch mehr verstärken, für die Betrachtung der weltlichen Dinge aber ihm die Unbefangenheit und Leichtigkeit vollends rauben, welche zu einer heiteren, naiv poetischen Lebensanschauung nothwendig gehört.

Zwar schien sein Herz noch einmal — nicht allzulange nach Meta's Tod (1762) — frische Blüthen treiben zu wollen*), allein diese Spätlingsneigung hatte das Schicksal seiner Jugendliebe zu Fanny und trug somit nur dazu bei, sein kaum wieder erschlossenes Gemüth abermals in sich selbst zurückzudämmen.

zuläßt!" — „„Du bist der meinige gewesen"", antwortete sie mit einem Blicke dankbarster Zärtlichkeit." (Brunier, „Klopstock und Meta", S. 217; vergl. „Hinterlassene Schriften von Margaretha Klopstock, herausgegeben von Klopstock", Einleitung.)

*) Er nennt das Mädchen in seinen Briefen, sowie in einer auf sie gedichteten Ode, schlechthin „Done" — ohne nähere Bezeichnung. Ihre Bekanntschaft machte er zu Blankenburg. Sie scheint aus vornehmer Familie und ihr Vater aus Standesrücksichten der Verbindung abgeneigt gewesen zu sein, wenigstens läßt sich so Etwas daraus folgern, daß Klopstock durch den ihm verliehenen Titel als königl. dänischer Legationsrath dieses Hinderniß zu überwinden hoffte. (S. „Klopstocks Biographie" von Döring, S. 88; „Klopstock und seine Freunde", 2. Thl., S. 150 ff.) — Hiernach ist das, was Goethe („Werke", 25. Bd., S. 292) in der Charakteristik Klopstocks von „des überbliebnen Gatten Abneigung vor einer zweiten Verbindung" sagt, zu berichtigen. — Klopstock heirathete noch einmal, im spätern Alter (1791), um eine Versorgerin zu haben, und zwar die Nichte seiner Meta, eine verwittwete Frau v. Winthem.

Bei Alledem verfiel Klopstock keineswegs einer düsteren, lebenssatten oder gedrückten Stimmung. Seine Klagen über Hypochondrie*) sind nur vereinzelt und vorübergehend. Vor jener krankhaften Reizbarkeit und Verstimmung, unter welcher Gellert körperlich litt und geistig verkümmerte, bewahrte ihn die angeborene und durch frühe Gewöhnung gekräftigte Gesundheit des Körpers und des Geistes. Diese sich unverkürzt zu erhalten, war Klopstock bis in sein höchstes Alter eifrigst bemüht. Ein Meister im Eislauf und ein eben so kühner, als unermüdlicher Reiter, rühmte er sich gern, als schon bejahrter Mann es darin selbst Jüngern zuvorzuthun**), und schalt Gleim einen Stubenhocker, weil dieser früher, als er, der Lust des Roßlaufes entsagte***).

Die entschiedene Hinwendung seines Geistes auf das Ueberirdische machte ihn nicht unempfänglich gegen den Vollgenuß körperlichen Wohlbehagens†) und heitren Sichauslebens, und, wie er schon in Zürich die hohepriesterliche Würde, die man ihm aufdrängen wollte, gern gegen die harmlosen Freuden der Jugend vertauscht hatte, so liebte er es auch im spätern Alter, bisweilen dem Zwange und den künstlichen Formen der Gesellschaft zu entfliehen und unter einfachen Menschen Mensch im vollen Sinne des Worts, ja inmitten einer fröhlichen Kinderwelt beinahe wieder ein Kind zu sein††).

---

*) 1762 schreibt er von Blankenburg, aus der Zeit seiner Bekanntschaft mit Done, an Gleim: „Etwas weniger Hypochonder würde mich viel glücklicher machen, als ich bin; aber ich würde gleichwohl recht sehr undankbar gegen mein Glück sein, wenn ich nicht sagte, daß ich es sehr wäre." („Klopstock und seine Freunde", 2. Thl., S. 150.)

**) S. die Ode: „Mehr Unterricht" (1781), worin die Strophe vorkommt: „Mir, dem das Haar schon grau . . . haben sich Jünglinge nicht nachgewagt, wenn ich die schönern Gegenden über dem Klüftchen anwies." —

***) „Aber, Gleim, warum unterstehen Sie sich denn, daß Sie so lange leben, da Sie doch nicht reiten? . . . Dies will sagen, daß ich Sie bitte, das Reiten wieder anzufangen. Damit müssen Sie mir nicht kommen, daß Sie sagen, Sie wären zu alt dazu". . . („Klopstock und seine Freunde", 2. Thl., S. 291.)

†) Daß Klopstock auch die Freuden des Weines zu schätzen wußte, geht aus mehreren seiner Oden — „Der Rheinwein", „Der Kapwein und der Johannisberger", „Der Wein und das Wasser" — hervor. Schon an seinem „Zürchersee" tadelten die strengeren Alten (Bodmer u. A.) das nach ihrer Meinung allzu feurige Lob des Weines. — Ebenso war er ein starker Esser (Brunier a. a. O., S. 133 u. 142).

††) H. P. Sturz, der 1762—70 mit Klopstock, während des zweiten Aufent-

So führte Klopstock bis an sein Ende ein eigenthümliches Doppelleben. Während sein Haupt weit über den Dunstkreis der Erde hinaus in den reinen Aether himmlischer Regionen ragte, haftete sein Fuß fest am mütterlichen Boden. Wenn er bisweilen ganz nur Seele und aller irdischen, körperlichen Beziehungen entkleidet schien, so zeigte er sich gleich darauf wieder als Musterbild lebensfrischer Jugend, heitrer Fröhlichkeit und hingebenden Genusses an die Wonnen und Schönheiten der vergänglichen Natur. Sein geistiger Aufschwung, weit entfernt, seinem sinnlich-natürlichen Lebensbehagen Abbruch zu thun, schien demselben vielmehr eine gewisse Berechtigung und Weihe zu verleihen, und umgekehrt ward die körperliche Vollkraft und Gesundheit des Dichters ein unversiechbarer Quell immer neuer Stärke und Erhebungsfähigkeit für seinen Geist. Wie es — nach dem Ausspruche von Sturz*) — in Klopstocks Wesen lag, „über jeden Scherz Würde zu verbreiten", so waren andererseits auch die feinsten und abgezogensten Regungen seiner Gemüthswelt von einem Hauche kräftiger Natürlichkeit und Ursprünglichkeit durchweht, welcher sie ebensosehr von den krankhaften Stimmungen der Gellertschen „Empfindsamen", wie von dem kleinlichen Getändel der Anakreontiker vortheilhaft unterschied. Er konnte daher auch, ohne unwahr oder sich selbst untreu zu werden, abwechselnd mit Gleim heiter scherzen, und mit Young oder Richardson**) tiefsinnig schwärmen, denn seinem Naturell war das Eine so verwandt, wie das Andere.

Charakteristik der Klopstock'schen Odendichtung.

In seinen Dichtungen freilich überwiegt die feierliche, selbst schwermüthige Stimmung bei Weitem die heitere und leichte. Sie ruhen alle auf dem dunkeln Hintergrunde

haltes dieses Letzteren in Kopenhagen, viel verkehrte, erzählt („Werke", 1. Bd., S. 322 ff.): „Selten findet man ihn in der sogenannten guten Gesellschaft, im Zirkel abgeschliffener Leute. Dafür zog Klopstock lieber mit ganzen Familien seiner Freunde auf's Land. Weiber und Männer, Kinder und Diener, Alle folgten und freuten sich mit . . . Klopstock ist immer mit Jugend umringt; wenn er so mit einer Reihe Knaben daherzog, hab' ich ihn oft den Mann von Hameln genannt. . ." — „Er überläßt sich allen Gefühlen und schwelgt bei dem Mahle der Natur. . ." — „Eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Festnacht der Götter. Die Holländer schätzt er gleich nach den Deutschen, weil sie ihre Tyrannen verjagten und die besten Eisläufer sind."

*) A. a. O.

**) Mit Beiden stand Klopstock in Briefwechsel.

jener tiefernsten Weltanschauung, zu welcher er sich schon als Jüngling emporgeschwungen hatte; sie führen, wie ebensoviele Radien, von den verschiedensten Seiten des Umkreises auf einen gemeinsamen Mittelpunkt, die Erhebung zu Gott und zu einer übersinnlichen Welt, zurück. Selbst wo der Dichter sich vornimmt, — wie in der „Frühlingsfeier" — „nur um die Erde zu schweben", ist doch, was er uns giebt, nicht sowohl eine Schilderung der mannigfachen Reize des Frühlings, als vielmehr nur ein mannigfach variirter Ausdruck dankbarer und staunender Bewunderung der Allmacht und Güte des Schöpfers*). Und, wenn er zwischen diese begeisterten Ausrufungen hinein einzelne Bilder des Irdischen verwebt, so sind es doch fast immer Bilder des Erhabenen, Furchtbaren, Grauenhaften, nicht des Lieblichen und Heitern**), Bilder allgemeiner Naturkräfte, deren Wirkungen sich blos empfinden, nicht bestimmter Naturerscheinungen, die sich in fester Umgrenzung und klaren Umrissen anschauen lassen***). Mit lebendiger Phantasie malt er den Reiz der „Winterfreuden", die erquickenden und stärkenden Wirkungen des „Eislaufs", den duftigen Morgennebel und den glitzernden Reif auf der blanken Fläche des gefrorenen Sees — aber mitten in dieses idyllisch-naive Naturbild drängen sich schwermüthige Todesgedanken ein. Sogar beim „Rheinwein" vermag er sich solcher nicht zu entschlagen. Kaum hat er im „Frohsinn" die volle, frische Lebensempfindung „auf dem Roß und dem Stahl" kundgethan†), so ruft die „träufelnde Thränenweide" melancholische Gedanken in seiner Seele wach. Statt einer gegenwärtigen besingt er „die künftige Geliebte" — in aller Hoheit, aber auch aller Unbestimmtheit eines Gedankenbildes. Und wenn er sein Lied später an eine wirkliche, gegenwärtige Geliebte — an „Cidli" (wie er Meta umtaufte) — richtet, so sind doch die Fäden, die er zwischen sich und ihr herüber und hinüber spinnt, fast immer nur aus dem reinsten Aether seelischer Empfindung gewebt; ist aber ja einmal ein leiser Anklang sinnlich-menschlicher Bezüge ihm entschlüpft, so dämpft er ihn sogleich durch um so ernstere Töne einer feierlich gehobenen Stimmung††).

*) Vergl. namentlich die Strophen 7, 10, 12 u. s. w.

**) Vergl. die Strophe 14 ff.

***) „Lüfte, die um mich wehen." —

†) „Wenn ich dies frische Leben regsam athme." —

††) Die Ode „an Cidli" ist fast nur eine Betrachtung über das Wesen der Liebe, — erst ganz am Schlusse kommt ein sinnlich anschauliches Bild — die schlummernde Ge-

Beurtheilung derselben vom ästhetischen Standpunkte.

Vom ästhetischen Standpunkte ist gegen diese Poesie der Gestaltlosigkeit und Zerflossenheit alles Dasjenige einzuwenden, was wir gegen den „Messias" bereits eingewendet haben, und mit noch größerem Rechte. Denn, was dort allenfalls der

---

liebte, die er mit dem Thau der auf sie geworfenen Rose weckt. — In der Ode „Ihr Schlummer" sind es wieder fast lauter Gedankendinge, mit denen es der Dichter zu thun hat, — das „balsamische Leben", welches über das „Herz" der Geliebten sich ergießen, die „Ruhe der Tugend und der Liebe", die sie bedecken soll. — In der „Gegenwart der Abwesenden" sieht er die abwesende Geliebte vor sich — aber nicht im sinnlichen Bilde, sondern rein geistig: „wie hing mein Herz an Deinem Herzen!" — Auch die Ode „An Sie" enthält nur Reflexionen über das Glück, geliebt zu sein. — Die einzige Ode, wo ein wirklich naiver Ton, ohne sentimentalen Nebenklang, ohne verallgemeinernde Reflexionen, festgehalten erscheint (freilich mit ziemlich mangelhafter poetischer Ausprägung dieses naiv sinnlichen Elements), ist „Das Rosenband." —

Man hat versucht, die Klopstock'schen Oden nach ihrem mehr sinnlich plastischen oder mehr übersinnlich abgezogenen, mehr lebensfrischen, oder mehr schwermüthig ernsten Charakter, im Anschluß an die verschiedenen Phasen seines Lebens, gleichsam als eine fortlaufende dichterische Selbstoffenbarung Klopstocks (ähnlich etwa wie bei Goethe) zu unterscheiden und zu gruppiren. Wie wenig Dies aber durchzuführen ist, zeigt sich darin, daß zwei anerkannt gründliche und geistvolle Kenner der Literatur, Schäfer und Cholevius, bei diesem Versuche zu ganz entgegengesetzten Resultaten gelangt sind. Während Schäfer in seiner „Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts" (1. Bd., S. 174) mit dem J. 1755 „einen folgenreichen Wendepunkt" in der lyrischen Poesie Klopstocks eintreten zu sehen glaubt, indem „die aus den Verhältnissen des wirklichen Lebens hervorklingenden vollen Töne der tiefen, ächt menschlichen Empfindung sich mehr und mehr verlieren, der Dichter sich völlig losreißt von dem Boden des wirklichen Lebens und nur bei den Abstractionen der religiösen Poesie verweilt, in der die sublimirte Gefühlsseligkeit sich in Exclamationen verliert und der concrete Ausdruck ihm stets unter den Händen entschlüpft", — nimmt Cholevius („Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen", 1. Bd., S. 501) „fünf Gruppen" Klopstock'scher Oden an, die sich „theils nach dem äußern Lebensgange des Dichters, theils, damit im Zusammenhange, nach den vorwaltenden Richtungen seines Denkens und Dichtens absondern." — Die „frühesten Jugendgesänge" — zwischen den Jahren 1747 und 1752 — seien „vorzugsweise der Freundschaft und Liebe gewidmet." Die Trennung von den Freunden und Fanny's Abneigung habe ihm den freudigen Lebensmuth geraubt, und er weile mit seinen Hoffnungen „in dem Lande, wo die Zweifel und Klagen schwinden." In diesen Gesängen findet Cholevius „die naturgetreue Sprache eines edlen Herzens, geistvolle Ausführung und reine Anmuth der Form." — Die Verbindung mit Meta (1752 bis 1758) habe „Klopstocks eigenste Empfindungsweise zur Geltung gebracht." „Dem

Stoff entschuldigte, der für plastische Gestaltung wenig Veranlassung bot, Das findet hier, wo es sich um Gegenstände des wirklichen Lebens handelt, nicht die gleiche Entschuldigung. Der Reiz der Mannigfaltigkeit, der ein so wesentliches Element dichterischer Schönheit ist, geht in

---

schönen Bewußtsein, daß das Himmlische und das Irdische einander durchdringen, entsprang jene stille und tiefe Freudigkeit der Seele, die nach innen Frieden, nach außen Kraft und Sicherheit verbreitet. In den Gedichten aus dieser Periode trifft Klopstock mit den Anakreontikern (!) zusammen." — (Sonderbarer Weise zieht Cholevius hierher, als Belege für die „anakreontische" Heiterkeit der Klopstock'schen Muse, eine Anzahl Oden aus den spätesten Lebensjahren des Dichters, von 1781, 1795, 1797, über Wein, Eislauf, Reitlust.) — Eine dritte Gruppe sollen dann (1758—66) die religiösen Oden bilden, gewissermaßen als „Metas Todtenfeier" (Cholevius scheint hier zu vergessen, daß in diese Zeit — 1763 — die neue Liebe Klopstocks zu „Done" fällt, die er auch in poetischen und brieflichen Kundgebungen verherrlichte). — Die meisten Oden zwischen 1766 und 1789, meint Cholevius weiter, beschäftigten sich „mit der Sprache und der Dichtkunst", und die Oden der fünften Gruppe (1789—1802) mit der französischen Revolution. — Hierbei sind alle übrigen Richtungen der politischen Poesie Klopstocks, die doch, wie wir sehen werden, ebenfalls keine unbedeutende Stelle einnehmen, gänzlich außer Betracht gelassen; es ist ferner, wie schon bemerkt, die versuchte Eintheilung von Cholevius selbst vielfach wieder aufgehoben, indem er das eine Mal Oden aus einer ganz andern Periode in eine frühere einreiht, ja als Belege für diese anführt, ein ander Mal solche, die unter ganz besondern Lebensumständen des Dichters entstanden, wie die berühmte Ode „Der Zürichersee", ausdrücklich gar keiner, stillschweigend aber einer solchen Gruppe (der ersten oder sogenannten elegischen) zuweist, zu der sie, sowohl dem darin vorherrschenden Tone, als ihrer äußeren Veranlassung nach, gerade gar nicht gehören. — Unseres Erachtens ist ein eigentlicher Parallelismus zwischen Klopstocks Leben und seinen Dichtungen um deswillen nicht durchzuführen, weil Klopstock durch seine entschiedene Richtung auf das Uebersinnliche, außerhalb der Erscheinungswelt Liegende — eine Richtung, welche er sofort mit dem Plane seines „Messias" ergriff und welche seitdem (aus Gründen, die zum Theil in seinen äußern Lebensschicksalen lagen, wie wir Dies oben nachzuweisen versucht haben) mit seinem ganzen Wesen mehr und mehr verwuchs — derjenigen Naivetät oder Unbefangenheit in der Anschauung und Empfindung der äußern Erscheinungswelt verlustig ging, die allein machen kann, daß ein Dichter sich im Leben und in der Dichtung vollkommen parallel entwickelt. Wenn daher auch ein gewisser — unmittelbarer und mittelbarer — Einfluß des äußern Lebensganges Klopstocks auf sein inneres Empfinden und sein poetisches Schaffen durchaus nicht geleugnet werden soll (wie wir denn einen solchen nachzuweisen uns bemüht haben), so ist derselbe doch sicherlich von ganz anderer Art, als bei einem Dichter wie Goethe, dem sein Dichten überall frisch und frei aus dem un-

der Eintönigkeit einer Dichtweise unter, welche alles Endliche in einem Unendlichen verflüchtigt und statt bestimmter Empfindungen nur ein unbestimmtes, allgemeines Empfinden zurückläßt*). Das Erhabene, welches, als Würze des Schönen mit sparsamer Hand angewendet, so ergreifend wirkt, wird hier in so starken Gaben gereicht, daß es den Geschmack abstumpft, der zuletzt kaum mehr die wahre von der gemachten Erhabenheit zu unterscheiden vermag, und das Gemüth durch die fortwährende übertriebene Anspannung erst bis zur Schwärmerei erhitzt, dann in einen Zustand der Ermüdung und des unklaren Dahinträumens einwiegt. Das heitre Behagen an dem Anschauen einer in klarer Umgrenzung gehaltenen, nach bestimmten Gesetzen wechselnden Welt von Erscheinungen, welches unsre Seele in eine so harmonische, zugleich bewegte und doch auch beruhigte Stimmung versetzt, kann da nicht aufkommen, wo der Dichter jede einzelne Vorstellung oder Empfindung sogleich wieder unterbricht, um uns gewaltsam von da hinweg zum Denken eines Schranken- und Wandellosen emporzureißen**).

---

mittelbarsten Erleben erwächst. Bei Klopstock äußert sich, nach unserer Ueberzeugung, der Einfluß des Lebens auf sein Dichten vorzugsweise darin, daß die verschiedenen Phasen seines Schicksals mehr oder weniger — aber alle (oder doch fast alle) in irgend einer Weise — zur Steigerung und Befestigung der von früh auf dem „Messiasdichter" eigenen sentimentalen oder überfliegenden Gedankenrichtung beitrugen.

*) Lessing (in den „Literaturbriefen") sagt: es sei in manchen Klopstock'schen Dichtungen so viel Empfindung, daß man gar Nichts (soll wohl heißen: nichts Bestimmtes, Deutliches) dabei empfinde.

**) „Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er Alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen . . . Alle Gefühle, die er, und zwar so innig und mächtig, in uns zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Daher dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die Alles charakterisiren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bei Lesung desselben erhalten werden. Kein Dichter dürfte sich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben schicken, als gerade Klopstock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objects zu erquicken . . . . Ich bekenne daher unverholen, daß mir für den Kopf Desjenigen etwas bang ist, der wirklich und ohne Affectation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann, zu einem Buche nämlich, bei dem man zu jeder Lage sich stimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann . . . Nur in gewissen exaltirten Stimmungen des Ge-

Selbst Sprache und Versmaß der Klopstock'schen Oden haben durch diese Eigenthümlichkeit des Dichters ebensoviel eingebüßt, als gewonnen. Es ist wahr, Klopstock, indem er dem geistlosen Reimgeklingel, sowie der conventionellen Glätte und Oberflächlichkeit der hergebrachten Sprechweise absagte, gab dem sprachlichen Ausdruck größere Ursprünglichkeit, dem Gedankeninhalte des Verses — der nun nicht mehr durch seinen Klingklang blos das Ohr bestechen konnte — eine höhere Bedeutung. Allein über dem Bestreben, in der Wahl, Bildung und Zusammensetzung der Worte neu, gedrängt, gedankenreich zu sein, wird er oft dunkel und schwerfällig, und sein Odenbau, theils dem antiken nachgebildet, theils selbsterfunden, erscheint bisweilen zu wenig der Natur des Gegenstandes innerlich verwandt, vielmehr nur äußerlich ihm aufgezwungen, daher erkünstelt, fremdartig und eintönig*).

Kulturgeschichtliche Würdigung der Klopstock'schen Lebensanschauung. Seine Naturempfindung.

Anders gestaltet sich unser Urtheil über die Klopstock'schen Dichtungen, wenn wir die Lebensanschauung ins Auge fassen, die dadurch zur Geltung gebracht und ausgebreitet wurde. Wir dürfen nicht vergessen, daß der Sinn für die Betrachtung der äußern Erscheinungswelt und insbesondere das Gefühl für die Schönheit und Erhabenheit der Natur dem deutschen Volke durch lange Entwöhnung und durch eine merkwürdige Geistesverbildung beinahe verloren gegangen war. Theologischer Zelotismus, gelehrte Einseitigkeit und ein unnatürliches Gesellschaftsleben hatten gleichermaßen dahin gewirkt, ein solches Ergebniß hervorzubringen, welches uns heutzutage kaum begreiflich erscheint. War es doch, als Klopstock zu dichten anfing, noch wenig über ein Menschenalter her, daß Leibnitz zuerst wieder durch seine genialen Ansichten von der Natur, als einem in allen seinen Theilen beseelten und vom göttlichen Geiste durchwehten Organismus — den Bann gebrochen hatte**), welcher so lange auf der Naturbetrachtung gelastet***)! War doch eine ganze Reihe von Dichtern,

---

müths kann er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei Weitem nicht ihre glücklichste Wahl." (Schiller, „über naive und sentimentalische Dichtung", „Sämmtliche Werke", 18. Bdchen, S. 275.)

*) Z. B. in Oden wie „der Eislauf", „der Züricherſee", ferner in den Wein- und Liebesliedern.

**) Vergl. meine Abhandlung: „Deutschlands trübste Zeit" im 3. Bde. der „Deutschen Nationalbibliothek" von Ferd. Schmidt, S. 15.

***) S. des 2. Bds. 1. Abth., S. 228, Note **), S. 231 ff.

wie A. v. Haller, Brockes, Uz, Gleim u. A., eben erst damit beschäftigt gewesen, oder waren es noch, dieses Resultat philosophischer Speculation auch für's Leben, für die allgemeine Bildung fruchtbar zu machen*)!

Alle diese Versuche, der Nation wieder ein lebhafteres Interesse für die Betrachtung der Natur einzuflößen, waren inzwischen bis jetzt fast nur lehrhafter Art gewesen, hatten sich mehr an den Verstand, die Phantasie, oder den moralischen Sinn, als unmittelbar an das Gefühl des Menschen gewendet. Die Natur oder die Körperwelt erschien dabei größtentheils noch wie ein dem Menschen Fremdes, in das er sich erst hineinversetzen, wie eine Masse zerstreuter Erscheinungen, die er erst durch seine Beobachtung, durch die Beziehungen, in welche er die einzelnen Dinge unter sich und zu einem über allen waltenden höchsten Verstande bringe, gleichsam beleben und vergeistigen müsse.

Klopstock schlug einen andern Weg ein. Er durchdrang sich vom Hause aus so ganz mit dem Gefühl der Allgegenwart Gottes in der Natur, im Kleinsten wie im Größten, daß es für ihn einer solchen künstlichen Erhebung vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen, einer solchen lehrhaften oder moralisirenden Hinweisung auf die Abhängigkeit des Einzelnen von einem Allgemeinen gar nicht bedurfte. Auch über das Einzelnste ist bei ihm ein so lebendiger Hauch des Zusammenhanges mit einem großen Ganzen, eine so unmittelbar göttliche Weihe ausgegossen, daß man das Wehen des Hauches Gottes durch die ganze Schöpfung in jedem Odemzuge zu empfinden, daß man fortwährend sich wie in einem Allerheiligsten zu bewegen glaubt.

Kein deutscher Dichter der Neuzeit vor Klopstock hatte eine so tiefe und innige Naturempfindung besessen, und in seinen Dichtungen aus-

*) S. des 2. Bds 1. Abth., S. 266, 470. Von Gleim gehört hierher das Gedicht „Halladat". — Daß Klopstock selbst mit Leibnitz sich näher bekannt gemacht, ist wenigstens nicht unwahrscheinlich. Er gedenkt desselben mehrmals, so in der Ode „Fragen" (1752) und in der „Der Nachahmer" (1764); auch wissen wir, daß in Jena, wo Klopstock seine Studien begann, den Leibnitz'schen Ideen eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet ward; wir finden daselbst schon 1732 ein Colleg „über die Theodicee" verzeichnet, und auch in der Periode, wo Klopstock dort studirte (1745/6), kommen wiederholt Bezugnahmen auf die Ansichten des berühmten Philosophen „von der besten Welt" und „vom Ursprunge des Bösen" vor. (Vergl. meine Monographie: „Die Universität Jena nach ihrer Stellung und Bedeutung in der Geschichte deutschen Geisteslebens, von ihrer Gründung bis auf die Gegenwart", S. 59, 75.)

geprägt. Was war dagegen die nüchterne Kleinmalerei der Niedersachsen, oder die tändelnde Schilderung einzelner Naturscenen bei den Anakreontikern? Selbst Hallers, zwar großartige, aber doch immer nur in einzelnen Zügen malende Naturbeschreibung reichte an diese, das All gleichsam von innen heraus, wie durch einen unmittelbaren, magischen Rapport, erfassende und offenbarende Poesie nicht heran.

Freilich kam Klopstock selbst, wie wir gesehen, über diese ganz allgemeine und ziemlich unbestimmte Naturempfindung selten hinaus, verlor sich vielmehr in diese so sehr, daß er den Rückweg zu einer anschaulichen Betrachtung und Unterscheidung des Einzelnen nicht immer wiederfand. Wie die Niedersachsen nach der Seite der Malerei von dem rechten Pfade der Poesie abgeirrt waren, so Klopstock nach der Seite der Musik*). Seine Poesie ist eine Poesie der bloßen Stimmungen, ein Meer ohne Wellen, eine Nebelwelt, ähnlich der Ossianschen, worin unser Auge mit Mühe hier und da eine einzelne Gestalt unterscheidet, die aber auch bald wieder im Nebel verschwindet oder sich selbst in Nebel aufzulösen scheint**). Wenn die Niedersachsen statt eines farbengesättigten Gemäldes nur einzelne Striche und Contouren, gewissermaßen nur einen anatomischen Aufriß der Natur gegeben hatten, so sehen wir bei Klopstock beinahe nur Farbe ohne Zeichnung, und oft nicht einmal einen Wechsel von Farben, sondern ein einziges eintöniges Grau, worin Alles verschwimmt.

Dennoch war mit dieser, wie auch immer noch unvollkommenen, Naturempfindung ein bedeutsamer Fortschritt über jene blos äußerliche Naturbetrachtung hinaus erreicht. Der deutsche Geist mußte erst von der Oberfläche der Körperwelt in ihr inneres Leben

---

*) In diesem Sinne hat schon Schiller (a. a. O., S. 273) Klopstock einen „musikalischen" Dichter genannt. Weiter ausgeführt hat dies Gervinus (a. a. O., 3. Bd., S. 117 ff.), der auch ein eben dahin bezügliches sehr feines Urtheil Herders (aus der „Allgem. Deutschen Bibl.", 19. Bd.) citirt.

**) Schon vor dem Erscheinen von Macphersons angeblichen Ossianschen Gesängen (1760) zeigt sich in den Klopstock'schen Oden eine unverkennbare Geistesverwandtschaft zu dieser nebelhaften Dichtweise; später findet zum Theil eine bewußte Nachahmung derselben statt. — W. Menzel in seiner „Deutschen Literatur" (2. Aufl., 3. Bd., S. 258) vergleicht Klopstock selbst mit einem „riesenhaften Ossianschen Geist." „In der Nähe" — sagt er — „löst er sich in Nebelgewölk auf; aber jener erste Eindruck hat auf unsere Seele mächtig gewirkt un d uns zum Großen gestimmt."

hineindringen, bevor er im Stande war, auch ihre einzelnen Erscheinungen in unmittelbar lebendiger Empfindung, nicht mehr blos äußerlich, gleichsam nur tastend, zu erfassen und zu poetischen Anschauungen zu gestalten. Wie sehr auch die, ebenso tief empfundenen, als plastisch klaren Naturschilderungen späterer Dichter, vor Allem Goethe's, sich vor den, noch gestaltlosen und nebelhaften Versuchen Klopstocks in der gleichen Richtung auszeichnen, doch darf man kühn behaupten, daß jene schwerlich entstanden sein möchten, wenn diese nicht vorausgegangen wären, und daß sie auf die Nation bei Weitem nicht den Eindruck hervorgebracht haben möchten, den sie hervorbrachten, wenn nicht schon zuvor die Klopstock'schen Dichtungen den Sinn für Naturempfindung in weitesten Kreisen geweckt und gepflegt hätten *).

Seine Behandlung der moralischen Verhältnisse d. Menschen: Lebensgenuß, Freundschaft, Liebe.

Wie die Betrachtung der Natur, so erhielt auch die Behandlung der moralischen Verhältnisse des Menschen durch Klopstock eine größere Vertiefung und gewissermaßen eine religiöse Weihe. Der Kultus harmlosen Frohsinns und frischen Sichauslebens, schon von den Anakreontikern empfohlen, schien nun erst ganz berechtigt, ja fast geheiligt, da ein so frommer Mann, wie Klopstock — ein nicht minder warmer Verehrer der „Tugend", als Gellert — demselben den Stempel seines Ansehens und seines eigenen Beispiels aufdrückte. Das zärtliche Gefühl der Freundschaft erhielt einen neuen, erhabneren Schwung durch Klopstocks poetische Verherrlichung der Seelenbündnisse himmlischer Geister im „Messias" wie durch seinen „Wingolf" **), dieses ächte Hohelied der Freundschaft. Die Liebe, welcher Gleim und seine Genossen mit

*) Einen bestimmten Fingerzeig für den Einfluß Klopstocks auf Goethe haben wir u. A. in jener Scene im „Werther", wo Lotte, mit Werther durch's Fenster schauend und die Erhabenheit der von dem Gewitter wieder aufathmenden Natur bewundernd, das einzige Wort: Klopstock! ausspricht. — Uebrigens zeigt ein kurzer vergleichender Blick auf die drei Goethe'schen Zeilen im „Werther", in denen ein vollständiges, farbenreiches Bild der Landschaft nach dem Gewitter entworfen ist, und auf die Klopstock'sche Ode „Sommernacht", an welche Lotte Werther erinnert (denn diese ist jedenfalls gemeint), den ungeheuren Fortschritt in der Naturschilderung von Klopstock zu Goethe. — Noch an eine zweite Spur Klopstock'schen Einflusses auf die Erregung des Goethe'schen Phantasie- und Gefühlslebens (in „Dichtung und Wahrheit" — „Werke", 24. Bd., S. 123) sei hier wenigstens erinnert. —

) S. oben S. 8, Note *).

erkünstelter Wärme leichtfertige Huldigungen dargebracht, trat bei Klopstock als ein Selbsterlebtes, mit aller Glut ureigenster, tiefinnerster Empfindung, dabei aber in so idealer Reinheit und Hoheit auf, daß alle fühlenden Seelen davon ergriffen und zur Nachfolge auf diesem Wege hingerissen wurden. Schon Gellert hatte eine solche edle, zugleich ächt menschliche Liebe gepredigt, allein bei seiner nur lehrhaften Weise und nach seiner eignen Persönlichkeit konnte er zwar wohl den moralischen Sinn der Menschen dafür gewinnen, nicht aber das Vollgefühl dieser Liebe selbst in den Herzen lebendig machen. Jetzt, wo man den Dichter des Heiligen, der selbst fast wie ein Heiliger angesehen ward, seine innersten Herzensgefühle so rückhaltlos in schwunghaften Oden an „Fanny", „Cidli" und „Done" ausströmen, wo man ihn sogar in seinem „Messias" die Regungen irdischer Liebe unmittelbar neben denen der himmlischen, zu Gott und zum Erlöser, gleichsam wie einen Abglanz dieser, verherrlichen sah*), — jetzt wagten allerorten sanftfühlende Gemüther, ihre Empfindungen der Sehnsucht nach einem einziggeliebten Gegenstande, oder der Beseligung durch einen solchen, mit gleicher Unumwundenheit zu bekennen, weder die spöttischen Scherze frivoler Weltleute, noch das bedauernde Achselzucken philosophischer Starkgeister, noch die mißbilligenden Mienen scheinheiliger Zeloten scheuend. Daß bei Klopstock diese Verhältnisse vorzugsweise einen so übersinnlich verklärten, zum Theil auch schwermüthig schmachtenden Charakter trugen, erleichterte wesentlich den Uebergang von der bisherigen, halb leichtfertig galanten, halb nüchtern frostigen oder ascetisch spröden Zeitstimmung zu der warmen und aufrichtigen Hingabe an eine wahre, innige Herzensneigung. Es bedurfte eines solchen höheren, selbst etwas überfliegenden Schwunges für die neue, ungewohnte Empfindung — sowohl gegenüber Denen, welche in der Liebe etwas allzu Irdisches, als Denen, welche in der Ehe etwas allzu Prosaisches zu erkennen meinten**).

Die allgemeineren Beziehungen menschlichen Zusammenlebens waren von den Dichtern zunächst vor Klopstock theils gar nicht, theils

---

*) Vergl. z. B. im 4. Gesange die Stelle von der Liebe zwischen Lazarus und Cidli.

**) Aus diesem Gesichtspunkte erhalten auch die Liebesanklänge in den Oden, die, nach rein dichterischem Maße gemessen, wegen ihres zu abgezogenen Charakters unbefriedigend erscheinen mußten, eine andere, höhere Bedeutung. Vergl. hier besonders auch noch die schon oben citirte Ode „Die Braut."

Seine Stellung zu den politischen und gesellschaftlichen Fragen — sein deutscher Patriotismus.

nur mit zaghafter Hand berührt worden. Gellert hatte sich von der eigentlichen Politik geflissentlich fern gehalten, in Bezug auf die socialen Verhältnisse zwar manche humane Ansichten geäußert, deren Verwirklichung jedoch im Ganzen dem guten Willen der Betheiligten anheimgestellt. Der Halberstädter Kreis war, abgerechnet den specifisch preußischen Patriotismus einzelner seiner Mitglieder, den größeren menschlichen Verhältnissen beinahe noch fremder geblieben. Bei Klopstock ist ein gewisser politisch-geschichtlicher Sinn für das Allgemeine — über die rein individuellen Beziehungen des Menschen hinaus — schon früh sichtbar; dieser Zug begleitet ihn durch sein ganzes Leben, er wächst und breitet sich mit dem zunehmenden Alter immer mehr aus, ja er scheint zuletzt beinahe die, anfangs so sehr überwiegende Richtung auf das Jenseitige, Ueberirdische in den Hintergrund zu drängen.

Jugendeindrücke sind oftmals für's ganze Leben entscheidend. Klopstocks Wiege hatte auf reichsunmittelbarer Erde gestanden. Quedlinburg, wo er geboren ward, war ein reichsfreies Stift, das aber, wie Das zu geschehen pflegte, dem schutzherrlichen Einfluß benachbarter größerer Stände unterlag. Die von früheren Aebtissinnen an Kursachsen freiwillig aufgetragene Schutzhoheit war von dem, allzeit geldbedürftigen August dem Starken um ziemlich hohen Preis an Brandenburg verkauft worden. Ein Protest der regierenden Aebtissin dagegen war unbeachtet geblieben; auch eine Rechtsentscheidung des deutschen Kaisers zu ihren Gunsten hatte keinen Erfolg gehabt. Abwechselnd ließen König Friedrich Wilhelm I. und die Aebtissin ihre beiderseitigen Edicte abreißen und öffentlich durch den Scharfrichter verbrennen. Der Stärkere behielt Recht: das Stift mußte sich fügen — man ergriff den Ausweg, die Schwester Friedrichs II., Prinzessin Amalie, zur Aebtissin zu wählen, und so fiel Quedlinburg gänzlich in preußische Hände *).

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese frühesten Erlebnisse des Knaben Klopstock — dadurch verstärkt, daß sein Vater, als Beamter des Stifts, unmittelbar davon berührt ward und mit der ihm eignen Unerschrockenheit das Recht gegen die Gewalt vertrat — in seiner Seele die ersten Keime legten zu jenem lebhaften Hasse gegen das Recht des Stärkeren, jener warmen Liebe zur Freiheit und zur Gerechtigkeit, zugleich jener tiefen

*) Cramer a. a. O., 1. Thl., S. 16.

Abneigung gegen preußisches Wesen, deren Spuren durch das ganze Leben des Dichters hindurch sichtbar sind. Daß sein Geist mit Friedrichs II. Geist lange und schmerzlich gerungen, dafür haben wir mehr als bloße Vermuthungen. Der Bewunderung des Genies und der Heldenthaten des großen Königs konnte er sich (wie wir schon früher sahen) nicht entziehen *). Zweierlei jedoch hinderte ihn an einer wahrhaft sympathischen Empfindung für Friedrich: Friedrich war kein Christ, und Friedrich war ein Verehrer der Muse Voltaires, dieser Muse, die schon der Jüngling Klopstock nur halb und unwillig gelten ließ, weil, wie er sich ausdrückte, „eine deutsche, das ist feurige und erhabene Seele unmöglich die, zwar artige und zierliche, aber nicht genug schwungvolle Weise des Franzosen bewundern und lieben könne" **).

Als jener andere Friedrich — von Dänemark — den Dichter zu sich berief und dieser dem Rufe eines Königs folgte, den er ganz und ohne Rückhalt lieben durfte, weil er ein Christ, ein Menschenfreund, ein Vater des Vaterlandes war, weil ihn „die durch's Blut blühender Jünglinge erkaufte Unsterblichkeit umsonst in's eiserne Feld lockte" ***), da machte doch der Gedanke ihn traurig, daß Preußens Friedrich, „der Sieger von Sorr", nicht die gleichen Wege wandle, nicht zu dem Ruhme des Helden den schönern Ruhm geselle, ein „Christ zu sein" †).

Ja selbst noch da, als er schon gänzlich in Kopenhagen festgewurzelt

*) S. oben S. 103.

**) S. Klopstocks Abgangsrede, Cramer a. a. O., 1. Thl., S. 80.

***) S. die erste Ode „Friedrich der Fünfte" (1750).

†) In der zweiten Ode gleichen Namens (ebenfalls 1750) finden sich die beziehungsreichen Verse:

. . . . ; „so offen ich sage,
Daß dem Sieger bei Sorr
Julianus zum Muster zu klein, und, ein Christ zu werden,
Würdig Friederich ist.
Aber das ist ein Gedanke voll Nacht: Er wird es nicht werden!
Da sein Freund ihm entschlief
Und, entflohen dem Labyrinth, gewiß war: es herrsche
Jesus, und richte die Welt, —
Blieb der lächelnde König sich gleich . . . . .

Ernste Muse, verlaß den wehmuthsvollen Gedanken,
Der dich traurig vertieft."

und befriedigt schien, goß er in den Busen seines treuen Gleim die nicht zurückzudämmende Klage darüber aus, daß Friedrich nicht für Deutschland geworden, was er hätte werden können, ein Augustus oder ein Ludwig XIV., — der Gönner und Beschützer der deutschen Muse*). Aber er riß sich los, und wir finden bei ihm aus spätern Zeiten keine ähnlichen Anwandlungen mehr, oder mindestens kein ähnliches Geständniß, einer von Friedrich auf ihn geübten Anziehungskraft. Für alle Thaten des siebenjährigen Krieges, selbst für den großen nationalen Sieg bei Roßbach über die ihm so verhaßten Franzosen, hat er Nichts, als ein kaltes Schweigen: weder eine einzige Strophe in allen seinen zwischen 1756 und 1763 gedichteten Oden, noch eine einzige Zeile in seinen zahlreichen Briefen aus der gleichen Zeit an den „preußischen Grenadier" verräth eine Antheilnahme Klopstocks an jenen ungeheuren Ereignissen, die ganz Deutschland, ja Europa in Bewegung setzten — ausgenommen die wehmüthige und vorwurfsvolle Klage um die „Siege voll Blut und Elend"**)! Für Friedrich V. und Christian VI. von Dänemark,

---

*) In der schon oben, S. 103, citirten Ode „an Gleim" (1752). — In einem Briefe vom J. 1751 an Gleim — der damals eine Reise nach Berlin gemacht hatte — („Klopstock und seine Freunde", 1. Thl., S. 349) findet sich die Stelle: „Schreiben Sie mir auch, wenn Sie wollen, vom König." — Es darf nicht verschwiegen werden, daß um jene Zeit Sulzer den Versuch gemacht hatte, dem König durch seine französischen Umgebungen den „Messias" in die Hand zu spielen, daß aber der König Nichts davon wissen wollte, und daß Voltaire das Gedicht eine „sehr überflüssige" Nachahmung Miltons nannte, der selbst schon wenig empfehlenswerth sei (s. meine Monographie „Friedrich der Große und sein Verhältniß zur Entwickelung des deutschen Geisteslebens", S. 17). Es würde nur menschlich sein (eine Menschlichkeit, über die der Dichter des „Messias" wohl nicht völlig erhaben war), wenn Klopstock durch diesen, ihn auch persönlich berührenden Beweis von des Königs Unempfänglichkeit für die deutsche und die christliche Dichtung noch mehr gegen denselben verstimmt worden wäre.

**) S. die Ode „Das neue Jahrhundert" (1760). Erst viel später, 1788 (in der Ode „Die Etats généraux"), gesteht Klopstock unwillkürlich ein, welchen tiefen Eindruck auf ihn der Heldenkampf Friedrichs gemacht habe; er sagt dort:

„Die größte Handlung dieses Jahrhunderts sei, —
So dacht' ich sonst, wie Herkules Friederich
Die Keule führte, von Europas
Herrschern bekämpft und den Herrscherinnen . . ."

Im Gegensatz zu den jetzigen Fürsten, einschließlich Friedrichs, wird dann der Hohenstaufe Heinrich gepriesen, weil er den deutschen Gesang geliebt und gefördert.

für Maria Theresia und Joseph II. von Oestreich, für Carl Friedrich von Baden, ja selbst für Ludwig XVI. von Frankreich hat Klopstocks Muse Worte der Sympathie und des Lobes — für Friedrich II. keines! Sogar jene Ausbrüche der Bewunderung, welche des großen Königs Kriegsruhm ihm in seiner Jugend entlockt hatte, tilgte er später wieder, als ob er sie wie eine Jugendschwachheit bereue*)! Unähnlich darin seinem Freunde Gleim, der Friedrichs Abwendung von der deutschen Muse zwar auch beklagte, aber darüber doch dessen größere Verdienste um das deutsche Geistesleben nicht verkannte, warf Klopstock zornig den Bewunderer Voltaire's zu dem Troß der andern, verdienst- und ruhmlosen deutschen Fürsten**)! Auf die, allerdings leichtfertige Anklage des Königs wider die deutsche Literatur***) antwortete er mit einem lauten Schrei nach „Rache"†), und selbst der Tod des Königs, der so viele Gegner desselben durch die Erinnerung an seine großen Eigenschaften mit ihm aussöhnte, ließ Klopstock ungerührt!

So fehlte diesem für seinen patriotischen Drang von vornherein ein bestimmter Anhalt in der Wirklichkeit. Nicht, wie Gleim und dessen Gesinnungsgenossen, konnte er sich an Friedrichs Thaten begeistern. Sein Patriotismus mußte daher wohl eine ideale, überfliegende Richtung nehmen. Während er das brennende Verlangen empfand, den deutschen Namen auf literarischem Gebiete wieder zu Ehren zu bringen, fühlte er doch zugleich — und wie hätte Dies anders sein können angesichts der kriegerischen Ereignisse, in welche schon seine frühe Jugend fiel? — daß bloße Thaten des Geistes zur wahren Größe einer Nation nicht ausreichen, daß dazu auch Heldenthaten, Proben der Tapferkeit

---

*) S. oben S. 104.

**) In der Ode „Kaiser Heinrich" (1764), wo es heißt:

„Lass' unsre Fürsten schlummern im weichen Stuhl,
Vom Höfling rings umräuchert und unberühmt . . .
. . . .
. . . . . es schlummert ja
Mit ihnen Der selbst, welcher die blutigen
Siegswerthen Schlachten schlug, zufrieden,
Daß er um Galliens Pindus irrte . . ."

***) „Sur la littérature allemande", 1780.

†) So überschrieb Klopstock die Ode, die er 1782 gegen Friedrich II. schleuderte.

und Stärke erforderlich sind. Dieses Gefühl und jenes Verlangen verschmolzen in seiner Seele zu einer starken, aber einigermaßen unklaren patriotischen Gesammtempfindung*). In der Gegenwart erschienen ihm für die Größe und den Ruhm Deutschlands Thaten des Geistes als die wichtigsten, vor Allem die Veredlung der deutschen Sprache und ihre Reinigung von fremden Zusätzen, so wie überhaupt die Verbannung der erniedrigenden Nachahmungssucht und der falschen Demuth der Deutschen gegenüber dem Ausland — und freilich gab es ja für das politisch ohnmächtige und zerrissene Deutschland des 18. Jahrhunderts kein Gebiet, auf dem es mit andern Ländern einen erfolgreichen Wettkampf hätte bestehen können, wenn nicht das geistige, literarische! Die Elemente äußerer, politischer Macht und Größe aber, die er in der Gegenwart nicht fand, entlehnte er der Vergangenheit, und zwar einer sehr fernen Vergangenheit Deutschlands, jener Zeit, wo deutscher Muth und Freiheitssinn über das weltbeherrschende Rom triumphirt hatten. Im berechtigten Stolze auf den hohen geistigen Aufschwung, den zu seiner Zeit das deutsche Volk nahm, und in der lebhaften, begeisterten Erinnerung an die Heldenthaten der Vorfahren (freilich vor mehr als 1700 Jahren!) mischte Klopstock dieses Beides in seinen Empfindungen wie in seinen Gedichten auf die allermerkwürdigste Weise durch einander, sprach von dem lebenden Geschlecht wie von vollbürtigen Nachfolgern jener alten Helden — der siegreichen Vertheidiger ihres Vaterlands und ihrer Freiheit gegen fremde Vergewaltigung! — von der deutschen Nation wie von einer nicht blos an geistiger Kraft und Tüchtigkeit, sondern auch an Kriegsruhm und politischer Größe über alle andern weit hervorragenden.

Eine solche Vermischung der Begriffe konnte weder im Leben noch in der Dichtung günstig wirken. Wenn Klopstock die deutsche Muse zum Wettkampf mit der englischen anfeuert und sie diesem Kampf mit freudiger Siegesgewißheit entgegengehen läßt**), wenn er die Geistesthaten eines Luther, Leibnitz, Händel gegen die auf ihre Vorzüge übermüthig pochenden Fremdlinge in's Feld führt***), wenn er die deutsche Dicht-

*) Wir erinnern hier u. A. an jene, schon oben citirten Worte seiner Abgangsrede: „Nicht so träge donnerten einst unsre Vorfahren mit den Waffen".

**) In der Ode „Die beiden Musen" (1752).

***) In den Oden „Fragen" (1752), „Der Nachahmer" (1764), „Wir und sie" (1766).

kunst über die französische erhebt, weil diese nur „mit Bildern zu weinen“, jene allein „das Herz zu treffen“ wisse*), so ist die Begeisterung hier überall eine wohlberechtigte. Wohlberechtigt ist auch sein vaterländischer Zorn gegen die „Nachahmer“ des Auslandes**). Nicht minder mögen wir es gern gelten lassen, wenn er in warmen, obschon etwas vagen Ausdrücken den deutschen Jüngling, das deutsche Mädchen zur Vaterlandsliebe im Allgemeinen ermuntert***), oder wenn er der persönlichen Tüchtigkeit und Tapferkeit seiner Landsleute in den Kriegen gegen das Ausland (welcherlei immer deren politische Erfolge gewesen sein mochten) Gerechtigkeit widerfahren läßt†). Wenn er aber weiter geht und den politischen Gesammtzustand Deutschlands mit einem Glanze zu umgeben versucht, der zwar die Großthaten Hermanns und seiner Cherusker, oder die Eroberungszüge der Franken und Gothen gegen das Römerreich umstrahlt, auf das Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege angewandt aber nur wie bittere Satire erscheint††), wenn er sich vollends gar bis dahin versteigt, die deutschen Fürsten seiner Zeit ohne Unterschied als „Hermanne“, ihre Heere als „Cherusker“ zu verherrlichen†††), während er von dem

---

*) In der Ode „Die Fragen“ (1752).

**) S. die schon genannte Ode unter diesem Titel.

***) „Vaterlandslied“ (1770).

†) Bei Erwähnung der Schlacht von Höchstedt (in der Ode „Die Fragen“):

— „wo, mit edlen Britanniern,
Gleich würdig ihrer großen Väter,
Deutsche dem Gallier Flucht geboten.“

††) In der Ode „Unsere Sprache“ (1767), wo es heißt:

. . . . „Das ist
Sprache des Thuiskon, Göttin, dir,
Wie unsern Helden Eroberung, ein Spiel.“

ferner (von der deutschen Erde):

„Die der Fremdling nicht entweiht (Teutonien erlag
Nur Siegen, unerobert), o freiere, dich
Wagte der Geschreckten Fessel nicht
Zu fesseln! . . . . Du bliebest,
Die du warst . . . .“

†††) „Hermanne unsre Fürsten sind,
Cherusker unsre Heere sind,
Cherusker kalt und kühn.“ —

(In der Ode „Wir und sie“, 1766.)

einzigen Fürsten und dem einzigen Heere, welche eine solche Bezeichnung verdienten, dem preußischen, Nichts wissen will — so ist hier der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen bereits gethan, und ein solcher „tutonesker“ Patriotismus (wie die Franzosen es nannten), weit entfernt, den Fremden zu imponiren, mußte vielmehr in ihren Augen — angesichts von Thaten wie die der Reichsarmee bei Roßbach, und von Fürsten wie der weichliche Carl Theodor von der Pfalz, der träge Friedrich August II. von Sachsen, der ausschweifende Carl Eugen von Würtemberg und noch viele andere ähnlichen Schlages — unausbleiblich selbst zum Spotte werden.

Für die Gesammtbildung des deutschen Volkes hatte dieser unklare und vage Patriotismus, den Klopstock lehrte, die bedenkliche Folge, daß man sich gewöhnte, in großen Worten und hochklingenden Gemeinplätzen, in frommen, aber vergeblichen Wünschen und ebenso vergeblichen Anrufungen einer längst dahingeschwundenen nationalen Größe thatenlos zu schwelgen, statt mit bedächtig praktischem Sinn das Nächste und Nothwendigste zu erfassen und an die Schäden der vaterländischen Gegenwart, so weit thunlich, die bessernde Hand zu legen. Klopstock selbst hielt sich auf einem viel zu hohen Standpunkte, um für die Einzelheiten der gegebenen Zustände Sinn und Verständniß zu haben; er war viel zu sehr Idealist, um die Verhältnisse in dem nüchternen Lichte der Wirklichkeit zu betrachten. Wie er schon in Zürich verschmäht hatte, seine Aufmerksamkeit und Theilnahme den staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen zuzuwenden*), so versäumte er auch die noch viel günstigere Gelegenheit, die ihm in Kopenhagen durch den vertrauten Umgang mit Männern wie Bernstorff, Moltke, Sturz u. A. geboten war, sich über die wirklichen Zustände des deutschen Reichs zu unterrichten und so seinen patriotischen Anschauungen die feste Unterlage einer klaren Erkenntniß der Gegenwart zu verschaffen**). Klopstocks Beispiel wirkte ansteckend nicht blos auf seine Zeitgenossen, sondern selbst noch

*) S. oben S. 130.

**) Sturz, ein politisch sehr gebildeter und ächt patriotisch fühlender Mann, dessen, zwar wenig trostreiche, aber leider nur zu begründete Ansichten über das damalige Deutschland wir bereits im 1. Bde., S. 161 kennen gelernt haben, setzte dem idealen Vaterlandsstolze Klopstocks die nüchterne Betrachtung der Wirklichkeit entgegen. (Vergl. Dessen „Schriften“, 2. Bd., S. 342; — Gelzer a. a. O., 1. Thl., S. 220.)

auf spätere Generationen. Dem idealistischen Sinne der Deutschen und ihrer langgewöhnten Trägheit in allen politischen Dingen lag es ohnehin nahe, durch allgemeine Betrachtungen und Empfindungen sich von der mühsamen Arbeit des Eingehens in das Einzelne loszukaufen und mit einem einzigen kühnen Schwunge der Einbildungskraft die unerquickliche, aber im wirklichen Leben nicht zu umgehende Stufenfolge allmäligen Fortschreitens zu überspringen. Dieser nationale Hang fand sich nur allzusehr unterstützt und ermuntert durch das gewichtige Ansehen des berühmten, in weiten Kreisen fast ebenso sehr wegen seiner warmpatriotischen, wie wegen seiner erhabenen religiösen Gesinnungen verehrten Dichters. Und so hat sich in Deutschland dieser, zwar der Gesinnung nach wohlgemeinte und ernsthafte, aber unpraktische und phantastische Patriotismus, der gern Wünsche für Erfolge, Empfindungen für Thaten nimmt, auf lange hin, ja — trotz vieler und schwerer politischer Erfahrungen, welche ihn hätten ernüchtern können — in zahlreichen Ausläufern noch bis auf die neueste Zeit herab fortgepflanzt.

Noch eine zweite bedenkliche Rückwirkung auf den deutschen Volksgeist äußerte Klopstocks eigenthümliche Art, die politische und die geistige Größe der Nation mit einander zu verwechseln und in der letzteren einen Ersatz für die erstere zu finden*). Sie nährte in den Deutschen jenen einseitigen Stolz auf geistige Vorzüge, der sie noch gleichgültiger gegen die Mängel ihrer politischen Verfassung machte, ja mit einer gewissen Genugthuung sie dem thörigten Gedanken nachhängen ließ, als ob ein „Volk von Dichtern und Denkern" gar nicht nöthig habe, eine Nation im politischen Sinne zu sein, vielmehr gerade um so vollständiger die ihm von der Vor-

*) Hier ist besonders noch an die Stelle in der Ode „Die Fragen" zu erinnern, wo Klopstock sich selbst den Einwurf macht:

„Zwar, werther Herrmanns, hat die bestäubte Schlacht
Uns oft gekrönet, hat sich des Jünglings Blick
Entflammt, hat laut sein Herz geschlagen,
Brennend nach kühnerer That gedürstet."

sich jedoch alsbald wieder mit den Versen beruhigt:

„Das Werk des Meisters, welches, von hohem Geist
Geflügelt, hinschwebt, ist wie des Helden That,
Unsterblich, wird, gleich ihr, den Lorbeer
Männlich verdienen, und niedersehen."

sehung angewiesene Mission erfülle, je weniger es durch solche auf äußere Macht und Geltung gerichtete Bestrebungen davon abgezogen werde.

Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß die meisten und schwungvollsten Oden, in denen Klopstock die Herrlichkeit des alten Germanenthums und, damit theils abwechselnd, theils im Zusammenhange, die Hoheit des deutschen Geistes, der deutschen Sprache und Poesie besang, in den Jahren erschienen, die auf den siebenjährigen Krieg folgten*). Sogar zur dramatischen Gestaltung derselben urgermanischen Vergangenheit — Hermanns, seiner Helden und seiner Barden — erhob er sich damals — einer Dichtungsart**), die ihm freilich hier so wenig, wie bei den alttestamentlichen Stoffen gelingen wollte, welche in die gleiche Form zu gießen er ebenfalls versuchte***).

Diese Thatsache scheint zu beweisen, daß auch auf Klopstocks Gemüth die großen Ereignisse des siebenjährigen Kriegs und ihre in der geistigen Strömung der nächsten Folgezeit fortwirkenden Spuren nicht ohne Einfluß blieben, wenn schon er, statt, wie andere Dichter thaten, diesen Eindrücken nachzugeben und seine Phantasie mit Stoffen der vaterländischen Gegenwart zu erfüllen, vielmehr offenbar bemüht ist, sich derselben gewaltsam zu erwehren, indem er bald den, von allen Seiten ihm entgegenklingenden Ruhm des preußischen Heldenkönigs, des Beherrschers eines einzelnen deutschen Stammes, zu übertönen versucht durch Verherrlichung des Befreiers des ganzen Deutschlands, Hermann, bald die

*) So „Kaiser Heinrich", „Der Nachahmer", „Spenden", „Thuiskon" 1764, „Schlachtgesang" 1765, „Braga", „Skulda", „Wir und Sie", „Unsre Fürsten" 1766, „Die Barden", „Treue", „Unsre Sprache", „Der Hügel und der Hain", „Hermann" 1767, „Mein Vaterland" 1768.

**) 1769 erschien seine „Hermannsschlacht", der später „Hermann und die Fürsten" (1784) und „Hermanns Tod" (1787) folgten.

***) „Der Tod Adams" (1757), „Salomo" (1764), „David" (1772). — Ich möchte fast glauben, daß die dramatischen Lorbeern Lessings (dessen „Miß Sara Sampson" 1756, dessen „Minna von Barnhelm" 1765 aufgeführt ward) den Dichter des „Messias" nicht haben ruhen lassen. Daß Klopstock, bei aller scheinbaren Unabhängigkeit und Originalität, dennoch nicht unempfänglich war für derartige Eindrücke fremder Produktionen, welche Epoche in der Literatur machten, sehen wir u. A. an seiner „Gelehrtenrepublik", in welcher er offenbar Lessing'sche, obschon seinem eigenen Dichternaturell völlig ungleichartige Ideen zu benutzen und zu verarbeiten versuchte. Daß er von Erscheinungen so wahlverwandter Art, wie Ossian, stark beeinflußt ward, darf um so weniger Wunder nehmen.

kriegerischen Lorbeern Friedrichs in Schatten zu stellen durch die strahlenderen und unblutigen Kränze, die er der Kunst und Wissenschaft flicht.

Klopstocks Ansichten über innere Politik: seine humanitären und kosmopolitischen Ansichten.

Je mehr Klopstock durch eine solche hartnäckige Abwendung von Alledem, was Friedrich II. betraf, den Empfindungen nationaler Macht und Größe entfremdet ward (da diese, wie damals die Verhältnisse lagen, nur in den Thaten und dem Ruhme des großen Königs Nahrung finden konnten), um so rückhaltloser gab er sich den idealen Neigungen seines Gemüthes hin, die ihn zu den allgemein menschlichen und weltbürgerlichen Zielen politischer Thätigkeit, der Pflege des Völkerwohls, der Humanität, der Gerechtigkeit und Gleichheit, hinzogen. Gegenüber solchen praktischen Zwecken der Staatskunst schienen ihm die Formen derselben ziemlich gleichgültig zu sein. Der bloße Name „Republikaner" hatte nichts Bestechendes für ihn, zumal wo er den ächt republikanischen Geist vermißte*), und andrerseits war ihm auch die unbeschränkteste Monarchie recht, sobald er darin nur eine wirkliche, menschenwürdige Freiheit und die ungebeugte Herrschaft des Gesetzes antraf**). Vor Allem die milde Behandlung der untern, bisher verachteten Volksclassen, die Verbesserung des harten Looses der bäuerlichen Bevölkerung und Aehnliches, Das war es, was seine wärmsten Sympathien hervorrief, was ihn gleichermaßen zu dem dänischen Friedrich und dessen Minister Bernstorff, zu dem edlen Carl Friedrich von Baden***) und zu Kaiser Joseph II. hinzog, welchen letztern er auch

---

*) Klopstock schreibt an Gleim von Zürich („Klopstock und seine Freunde", 1. Thl., S. 176): „Beneiden Sie die hiesigen Republikaner nicht, es sind fast durchweg Leute, die sich erschrecklich tief bücken, denn fast Alle, die von Familie sind, wollen ins Regiment."

**) „O Freiheit, Freiheit! nicht nur der Demokrat
Weiß, was du bist,
Des guten Königs glücklicher Sohn
Der weiß es auch" u. s. w.

(in der Ode „Das neue Jahrhundert", gedichtet auf das einhundertjährige Jubiläum der Erhebung Dänemarks zu einer strengabsoluten Monarchie durch das Königsgesetz von 1660!).

***) S. die Widmung von „Hermann und die Fürsten": „An den fürstlichen Weisen, Karl Friedrich, Markgrafen von Baden, der nach viel andern landesväterlichen Thaten vor Kurzem auch die Leibeigenschaft aufgehoben hat."

noch wegen seiner religiösen Toleranz und Aufklärung hoch verehrte *).

Verglichen mit der schüchternen Humanitätspropaganda Gellerts, war die laute und beherzte Verkündigung der Bürger- und Menschenrechte des Landmanns und des Juden, die wir bei Klopstock antreffen, kein geringer Fortschritt; doch dürfen wir nicht vergessen, daß Klopstock hier zum Theil nur ärntete, was Gellert gesäet hatte, daß zwischen seinen Aussprüchen und denen seines Vorgängers der Zeitraum nahezu eines Menschenalters lag, während dessen die Ideen der Humanität durch wohlwollende Fürsten und Staatsmänner — großentheils Schüler und Anhänger Gellerts **) — bereits ins Leben eingeführt worden waren, so daß Klopstock das leichtere Geschäft hatte, Das nur anzuerkennen, was schon in Wirklichkeit bestand, statt, wie Gellert, erst fordern zu müssen, was damals noch meist ziemlich schroff gegen das Bestehende abstach.

In Klopstocks Wesen selbst lag allerdings ein starker Zug der Unabhängigkeit, gewissermaßen etwas Demokratisches. Dasselbe war durch seinen Lebens- und Bildungsgang von Hause aus großgezogen und genährt, durch seinen früherworbenen ungemeinen Dichterruhm, der ihn in den Stand setzte, sich auch den Vornehmsten gleichzustellen, noch mehr befestigt worden. Klopstock hat diesen lobenswerthen Mannesstolz auf das eigene Verdienst, gegenüber den äußern Vorzügen der Geburt und des Ranges, niemals in seinem Leben verleugnet.

Einfluß der amerikanischen und französischen Revolution auf Klopstock.

Eigentlich demokratische Ansichten (wie wir es heut nennen würden, oder, wie man es damals nannte, republikanische) treten bei Klopstock erst in den spätern Jahren hervor, und wahrscheinlich zum Theil in Folge äußerer Anstöße. Ein gewisser Thaten- und Freiheitsdrang war seit dem siebenjährigen Kriege in Deutschland erwacht ***). Unter dem Einflusse dieses

*) S. die Ode „An den Kaiser" (1781), wo es heißt:

„Du rufst den Priester wieder zur Jüngerschaft
Des großen Meisters, machest zum Unterthan
Den jochbeladnen Landmann, und zum
Menschen den Juden ......"

**) Vergl. oben S. 24, 25, 27, 49 ff.

***) Diesen Einfluß des siebenjährigen Krieges auf die Zeitstimmung hat sehr gut Goethe in „Dichtung und Wahrheit" geschildert („Werke", 26. Bd., S. 142). Vergl. dieses Werkes 1. Bd. S. 111.

erregteren Gefühls gewannen Ideen wie die Rousseau's vom Gesellschaftsvertrage leichter als zuvor Eingang und Anklang. Vor Allem jedoch war es das praktische Beispiel der für ihre Unabhängigkeit kämpfenden nordamerikanischen Colonien Englands, was bei allen civilisirten Völkern Europas den stärksten Eindruck hervorbrachte und den Grundsätzen des Vernunftrechts, deren beredte Vertheidigung vor dem englischen Parlamente ein Mann von so ächt bürgerlich-republikanischem Gepräge, wie Franklin, führte, rasch die allgemeinste Zustimmung und Anerkennung verschaffte.

Diese letztern Eindrücke zumal mögen in dem durch einen lebhaften Handelsverkehr mit Nordamerika eng verbundenen, ohnehin seiner eigenen Verfassung nach republikanischen Hamburg, wo damals Klopstock lebte, sich wesentlich fühlbar gemacht haben. Wir irren schwerlich, wenn wir Einflüsse solcher Art in Klopstock'schen Oden aus jener Zeit zu finden glauben, so in der „Weissagung" (1773), wo der Dichter frohlockend ausruft: „Ein Jahrhundert nur noch, so sinkt dein Joch, o Deutschland, so herrscht das Vernunftrecht vor dem Schwertrecht"; ferner in dem „Fürstenlob", wo er sich selbst wegen des Lobes, das er den besseren Fürsten seiner Zeit gezollt, entschuldigt und dasselbe durch um so härteren Tadel der übrigen quitt zu machen sucht *). Daß ebendamals bei Klopstock republikanische mit monarchischen Stimmungen, der Trieb der Unabhängigkeit mit der Hinneigung zu solchen vornehmeren Kreisen, die seinen Ideen huldigten, im Kampfe lagen, darauf scheint u. A. auch des Dichters Verhalten zu dem Hofe in Carlsruhe hinzudeuten, den er auf die Einladung des Markgrafen 1774 besuchte, aber nach kaum Jahresfrist in schroffer, fast einer Flucht ähnlicher Wiederabreise verließ **).

---

*) Es finden sich dort Bezeichnungen wie: „lüstende Schwelger", „eingewebte Fliegen", „Eroberer", „Tyrannen ohne Schwert", „Gottesleugner", „Halbmenschen, die sich in vollem dummen Ernst für höhere Wesen halten, als uns", — ja selbst „Kaferlaken und Orang-Utange."

**) Der wahre Grund dieser plötzlichen Abreise ist noch immer nicht ermittelt. Daß Klopstock sich verletzt gefühlt habe, weil er an der Marschalltafel habe speisen müssen, ist zwar behauptet, aber neuerdings von Strauß („Klopstock und der Markgraf C. Fr. von B.", in Sybels „Histor. Zeitschrift", 2. Heft) durch den Nachweis widerlegt worden, daß Klopstock an der Marschallstafel vom Anfange an (mit den Herren vom Hof) gespeist und keinerlei Empfindlichkeit darüber geäußert habe. — Er ging von C. ohne Abschied fort. Doch gedachte er auch später des Mark-

Ungleich stärker noch, als die nordamerikanische, wirkte auf Klopstock die französische Revolution. Schon ihr Vorbote, — die Generalstände von 1788, „der kühne Reichstag Galliens," — erschien ihm wie der „Morgenschauer" eines neuen, schöneren Tages der Freiheit und der Eintracht aller Völker. Die einst von ihm gehaßten „Franken" wurden ihm jetzt zu „Brüdern" *), ihre Erhebung zu der „edelsten That des Jahrhunderts" **). Mit Genugthuung sah er im Geiste schlechte Fürsten vor dem Schreckensgespenst der Freiheit erbleichen ***); mit Jubel begrüßte er den Ausspruch der französischen Nationalversammlung, daß das befreite Frankreich keine Eroberungskriege führen werde, und träumte schon den Krieg auf immer verbannt durch die Verbrüderung aller freigewordenen Nationen. Sein einziger Schmerz war, daß nicht Deutschland es sei, welches dem übrigen Europa mit so strahlendem Beispiel vorangegangen, daß das Mutterland der Kirchenreformation nicht auch die Wiege der politischen Freiheit geworden. Nur halb tröstete ihn darüber der Gedanke, daß, „wenn nicht Deutschland der beschornen Despoten Joch einst zerbrach, das der gekrönten jetzt nicht zerbrochen sein würde†)." Der Coalition von Pillnitz zürnte

---

grafen immer mit Verehrung als eines Fürsten, „der sich nicht ein höheres Wesen dünkt, wie die meisten Fürsten." In der oben erwähnten Ode „Fürstenlob" sagt er mit Bezug auf die „Vergötterer" der Fürsten (auch der schlechten): „Sie haben gemacht, ... daß ich mit zitternder Hand die Saite rühren werde von Badens Friedrich." — Ein auffallender Zug von Klopstock (der sonst so viel auf seine Würde hielt) ist der, daß er lange nachher, 1802 (kurz vor seinem Tode), noch einmal an den Markgrafen schrieb und ihm klagte: er könne seinen Arzt, der ihn täglich besuche, nicht so, wie er möchte, honoriren, worauf der Markgraf ihm 10 Louisd'ors sandte, die Klopstock bestens annahm (Strauß a. a. O.).

*) . . . . .

„Verzeihet, Franken (Name der Brüder ist
Der edle Name), daß ich den Deutschen einst
Zurufte, Das zu flieh'n, warum ich
Ihnen itzt flehe, Euch nachzuahmen."
„. . . Gallien krönet sich
Mit einem Bürgerkranze, wie keiner war!" . . .

**) In der Ode „Kennt Euch selbst"! (1789).

***) In der Ode „Der Fürst und sein Kebsweib" (1789).

†) S. die Ode „Sie und nicht wir" (1790).

er, daß sie „das gepeinigte Volk", das sich selbst befreit habe, zwingen wolle, „von Neuem Wilden dienstbar zu sein," daß sie den Krieg wieder heraufbeschwöre, in welchem „vergötzten Herrschern Menschenopfer gebracht werden." Er warnt die Fürsten vor dieses „neugestalteten Krieges nie versuchtem, schrecklichem Spiel," er weist sie hin auf „die Asche", die schon in ihren Ländern entglühe, und mahnt sie, „nicht die Höflinge und die mit Verdienst Gebornen" zu fragen, sondern „die Gemeinen des Heeres, deren Blut auch Wasser nicht ist;" um von ihnen zu erfahren, „was in der Asche sie sehn"*).

Die Freiheitsbeschränkungen, welche deutsche Regierungen, um ihre Völker vor der Ansteckung durch die Ideen der französischen Revolution zu bewahren, in ihren Ländern aufrichteten, erregten als ohnmächtig seinen Spott, und mit Freuden ergriff er die Gelegenheit, dem Enkel seines verehrten königlichen Gönners, dem Kronprinz-Regenten Friedrich von Dänemark, verdientes Lob dafür zu spenden, daß er, „von der Botschaft des Kaisers unverleitet, sein Gesetz auf der goldenen Tafel stehen ließ", das Gesetz, nach welchem „die edle Kunst" Guttenbergs dort „nie königlich' Fesselgeklirr hört" **).

In diese jugendlich glühende Begeisterung, welche den greisen Klopstock von einem neuen Völkerfrühling, der von Frankreich ausgehen sollte, träumen ließ, fiel wie ein ertödtender Nachtfrost der Umschlag der dortigen Bewegung in Terrorismus, Tyrannei der Clubs, Pöbelherrschaft und alle die wilden Greuel, die daraus folgten. War seine ganze Seele zuvor hoch aufgeflammt in Entzückungen der Freude und Hoffnung, so flammte sie jetzt noch höher auf vor Entrüstung über die furchtbare Enttäuschung, über die im Namen der Freiheit an der Freiheit selbst verübten Frevel. Unermüdlich schleuderte er Ode auf Ode gegen die Zerstörer seiner Ideale — bald voll heiligen Zornes oder bittern Spottes, bald voll tiefster Wehmuth ***). Und so sehr nahm dieses eine

*) S. die Ode „Der Freiheitskrieg" (1792).

**) S. die Ode „Friedrich, Kronprinz von Dänemark."

***) Hierher gehören die Oden „Die Jacobiner" (1792), „Die Erscheinung", „An la Rochefoucaulds Schatten", „Das Wort der Deutschen", „Mein Irrthum" („Ach, des goldnen Traumes Wonn' ist dahin, . . . und ein Kummer, wie verschmähter Liebe, kümmert mein Herz"), „Der Eroberungskrieg", „Die beiden Gräber" (Larochefoucaulds und der Charl. Corday), „Die Verwandlung", „Die Denkzeiten",

Gefühl seine ganze Seele ein, daß es fast in allen seinen Gedichten aus dieser Zeit*), auch den ihrem Stoffe nach völlig unpolitischen, anklingt, und daß der Dichter selbst nur mit Mühe sich des trostlosen Schicksals zu erwehren vermochte, ein Menschenfeind zu werden**).

Klopstocks culturgeschichtlicher Einfluß und dessen Nachwirkungen in der Litteratur und im Leben des deutschen Volkes.

So hatte Klopstock alle Saiten des menschlichen Empfindens in seinen Dichtungen widerklingen lassen. Himmel und Erde, Natur und Geschichte, die Verhältnisse des Einzellebens und die Geschicke der Nationen hatten in seinem Geiste sich berührt und verschlungen. Das Fernste, wie das Nächste, das Größte, wie das Kleinste hatte er mit der gleichen Hingebung umfaßt, hatte in Alles, was er ergriff, sein ganzes vollstes Empfinden hineingelegt. Das war's, was ihn hoch über seine Vorgänger auf dem gleichen Pfade, die Gellerts, Gleims u. A., erhob, denn diese hatten nur einzelne Saiten des menschlichen Lebens berührt, andere geflissentlich von sich fern gehalten; das war's, was ihn durch eine breite Kluft von den Dichtern der kalten Convenienz, der äußerlichen Berechnung oder Nachahmung schied, nicht blos von den Hofpoeten, sondern auch von Gottsched und seiner Genossenschaft, welche immer nur für den Geschmack, nie für das Gemüth gedichtet, immer nur die kunstmäßigen Töne des Zierlichen, Witzigen oder Pathetischen, nie die vollen Accorde tiefinnersten Empfindens angeschlagen hatten.

In jener Weite seiner Weltanschauung und in dieser Tiefe seiner Empfindung liegt das Geheimniß der bedeutenden Wirkungen, die Klopstock auf seine Zeitgenossen hervorbrachte. Der gewaltige Anlauf, den er nahm, riß diese unwiderstehlich mit sich fort: sie folgten ihm, wie einem Seher, der sie in das Allerheiligste der Gottheit, in die verschlossenen Tiefen der Natur, auf die Höhen der Völker- und Menschengeschichte führen, ihnen dort nie geahnte Geheimnisse offenbaren würde. Die helleren Köpfe freilich merkten bald, daß dieser Anlauf, weil ihm die rechte ausdauernde Kraft gebrach, nirgends an das vorgesteckte Ziel gelangte, vielmehr auf halbem Wege ermattet stehen blieb, daß dem küh-

---

„Der Belohnte", „Das Neue" („Lebe die Klubbergmunicipalguillotinoligokratierepublik!"...) — sämmtlich 1793 —; „Hermann und Walhalla", „Die Trümmer", „Das Denkmal", „Die Mutter und die Tochter" (1794), „Das Versprechen", „Nantes", „Zwei Nordamerikaner", „Die Vergeltung" (1795).

*) Z. B. den Oden „Der Schooßhund", „Erinnerungen", „Die Wiederkehr."

**) S. die Ode „Der Sieger" (1795).

nen Wollen selten das entsprechende Können nachfolgte. Daher die eigenthümliche Erscheinung, daß die Dichtungen Klopstocks, zum Theil schon während seines Lebens, vollends aber in der Folgezeit, und je länger, je mehr, zwar von Vielen im Großen und Ganzen angestaunt, aber von Wenigen im Einzelnen mit wirklicher Befriedigung und bis zu Ende gelesen wurden*).

Wie Klopstock als Jüngling mit einem einzigen kühnen Aufschwunge sogleich das höchste Ideal erflogen hatte, freilich nur ein Ideal des Gefühls, welchem mit der gestaltenden Phantasie näher zu kommen, oder welches der sinnlichen Anschauung näher zu bringen ihm niemals recht gelingen wollte, so behielten alle seine Dichtungen, und so behielt sein ganzes Leben das Ahnungsvolle, in die Weite Hinausstrebende, freilich aber auch das Ueberschwengliche und Unfertige der Jugend bei, die so gern den Willen für die That, den Trieb nach einem Unbestimmten für eine vollgültige Gewähr der Erreichung des Höchsten nimmt. Aber gerade damit traf er eine Hauptrichtung seiner Zeit, die er ebensowohl förderte, als er von ihr gefördert ward, jener Zeit, die, von den Banden des kalten Autoritätsglaubens, der steifen Gelehrtheit, der nüchternen Convenienz befreit, dem Jüngling glich, der, zum ersten Mal ins volle Leben hinaustretend, in überströmender Kraftfülle und Erschlossenheit seines innersten Wesens Alles sich möglich glaubt, mit seiner Empfindung die ganze Welt umspannen, beherrschen, verjüngen zu können wähnt.

Die Empfindsamkeit feierte in Klopstock und seiner Poesie ihren höchsten Triumph. Bei Gellert und Gleim war sie nur erst ein kleines und schwaches Wässerchen, das sich zwischen den Klippen der Wirklichkeit mühsam hindurchwand, bisweilen wohl diese verdeckend und ihre Rauhheit mildernd, aber doch immer nur im engbegrenzten Bett bescheiden dahinschleichend: bei Klopstock ward sie zum brausenden Strom, der mit gewaltigem Wogendrange alle Schranken und Hemmnisse auf seinem Wege hinwegschwemmte oder überflutete.

*) Bekannt ist Lessings Epigramm:
„Wohl Jedermann wird Klopstock loben;
Doch wird ihn Jeder lesen? — nein!
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein.“

Auf die Thatsache, daß fast alle neueren Kritiker Klopstocks denselben zwar im Allgemeinen, so zu sagen in Bausch und Bogen, loben, im Einzelnen aber nur Weniges von ihm recht gelten lassen, hat schon Loebell a. a. O. aufmerksam gemacht.

Der unendliche Drang innerlichen Empfindens, den Klopstock entfesselt hatte, schien gleichsam das kleine Ich des einzelnen Menschen zu dem großen der Menschheit, des All, der Gottheit selbst erweitern zu wollen. Man begnügte sich nicht mehr, wie in den Gellertschen und den Gleimschen Kreisen, seine nächste Umgebung mit zärtlichen oder menschenfreundlichen Gefühlen zu umfassen, — man wollte die ganze Welt mit allen ihren belebten und leblosen Geschöpfen an das nach Mitgefühl, nach Befriedigung dürstende Herz schließen; man wollte die Schranken durchbrechen, die den Einzelnen in den engen Kreis seiner Einzelexistenz einschließen; man fühlte eine unnennbare Sehnsucht in die Weite hinaus, nach einem Etwas, von dem man selbst keinen klaren Begriff, nur eine dunkle Ahnung hatte. Diese Sehnsucht äußerte sich unter den verschiedensten Formen: als schwärmerische Freundschaft oder Liebe, als hinschmelzende Naturandacht, als religiöse Verzückung, als wilde Begeisterung für Vaterland und Freiheit, als dunkler Drang nach Veredlung der Menschheit oder als Schmerz um eine verlorene paradiesische Unschuldswelt. Immer aber war es derselbe Grundton: eine hocherregte Empfindung, ein niegestilltes Streben und Sehnen nach einem Unerreichbaren, welches man herbeiziehen, in welchem man sich gleichsam auflösen wollte, ein Nichtbefriedigtsein durch die umgebende Wirklichkeit.

Alle diese verschiedenen Richtungen der durch Klopstock aufs Höchste gesteigerten Empfindsamkeit fanden mehr oder weniger entsprechendn Ausdruck in der Literatur. Was Klopstock in sich vereinigt hatte, das sah man nach ihm zerstreut in einer Mannigfaltigkeit dichterischer Erscheinungen, auch wohl, wie dies zu gehen pflegt, nach der einen oder anderen Seite hin zum Extrem verzerrt. Klopstocks erhabene, aber etwas unbestimmte und schwermüthige Naturempfindung gab, indem sie mit geistesverwandten Richtungen englischer Dichter, z. B. den Nachtgedanken Youngs, zu einer einzigen Strömung verschmolz, den Anstoß zu einer Reihe trübsinniger Dichtungen, wie die „Einsamkeit" von Cronegk (1757), die „Gräber" von v. Creuz (1760) u. A.*). Die Idyllenpoesie der Geßner, Schmidt, Müller**), die sich aus der ver-

*) Literaturbriefe 11. Bd. S. 60. Vgl. Hettner a. a. O., 3. Theil, 2. Buch, Seite 453.

**) Mit Gervinus und Gelzer (gegen Hettner, der ihn vor Klopstock stellt) glaube ich in Geßner Klopstocksche Einflüsse zu erkennen. In seinem „Tod Abels" ist dies

derbten Gegenwart hinweg in eine Welt der Unschuld und Einfalt, in die Zeiten arkadischer Schäfer oder in die paradiesischen Uranfänge der Menschheit flüchtete, huldigte gleichfalls jenem schwärmerischen Zuge, den zwar schon Thomson angeschlagen, Kleist nachgeahmt, dem aber doch erst Klopstock die rechte Weihe gegeben hatte. Die poetische Verherrlichung der heiligen Geschichte, wie sie Klopstock zuerst im „Messias," später in seinen biblischen Dramen unternommen, fand ihre Nachahmung in Bodmers „Noachide" (1749 ff.) und Geßners „Tod Abels" (1758). Klopstocks tutonesker Patriotismus, an sich schon etwas vag und gestaltlos, ward vollends ins Nebelhafte verflüchtigt oder zur leeren Maske ausgehöhlt von einer Schaar von „Barden", die mit hochklingenden Phrasen von Deutschthum und Heldenthum um sich warfen, und das meist um so ausschweifender, je weniger sie nach Landes- und Berufsart dazu angethan schienen, das Eine oder das Andere wirklich zu empfinden, wie die österreichischen Jesuiten Denis und Mastalier, oder der kursächsische Gerichtsactuar Kretschmann *). Klopstocks feurige Freiheitsliebe, seine warme Begeisterung für Menschenwürde und Völkerglück, sein

---

ganz entschieden der Fall. Ebenso erinnert des sogenannten Maler Müllers Idylle „Adams erstes Erwachen" (1778) an Klopstocks biblisches Drama „Adam."

*) Schon die Titel der einzelnen Gesänge verrathen das Unnatürliche, Gemachte, Weithergeholte dieser Bardendichtung. So enthalten die „Lieder Sineds des Barden," von Denis (1773), unter Anderm folgende einzelne Gedichte: „An Ossians Geist" (eine ganze Reihe nordischer Stoffe in Ossianischer Manier), dazwischen Lobgesänge auf Maria Theresia und auf Joseph II., dann wieder: „An den Oberdruiden an der Ruhr", „An den obersten der Barden Teuts" (Klopstock), „An den Bardenführer der Brennenheere" (Gleim), „An den Oberbarden der Pleiße" (Weiße!) ꝛc. Er und ein anderer Oesterreicher, Mastalier, schienen mit Gleims Siegesliedern auf Friedrich II. wetteifern zu wollen, und besangen daher den Kaiser Joseph, Laudon ꝛc. in der pathetischen Klopstockschen Manier, in antiken Versmaßen. Daß sie daneben ihre Landsleute mit der norddeutschen Literatur, besonders Klopstock, Gellert ꝛc., bekannt machten, ist ein Verdienst, das ihnen nicht geschmälert werden soll. Der Sachse Kretschmann sang Bardenlieder unter dem Namen „Rhingulf." Im Göttinger Musenalmanach von 1773 „steht er mit der Goldsichel unter dem heiligen Eichenstamm und ertheilt als ein alter Barde dem neuen Ankömmling Telynhard die Weihe." Er feierte in „Rhingulfs Sang" Hermanns Sieg über Varus, und betrauerte in „Rhingulfs Klage" Hermanns Tod. Daneben dichtete er auch leichtfertige Sachen in der Weise der Anakreontiker. Goethe hat das Unwahre, Hohle dieser ganzen Bardenpoesie mit treffender Satire gerügt in einem Brief an Friederike Oeser, aus Frankfurt a. M. v. 13. Febr. 1769 („Goethe's Briefe an Leipziger Freunde," herausgegeben von O. Jahn, S. 155). Er sagt dort u. A.: „Nichts als ein ewiges Gedonnere

glühender Haß der Tyrannei und der Unterdrückung eines Theils der Menschheit durch den andern entflammte unter dem mitwirkenden Einfluß des mächtigen Rückschlages, den der Freiheitskampf der amerikanischen Colonien gegen ihr Mutterland auf das altersschwache Europa übte, ein jüngeres Geschlecht zu Gefühlserregungen, die sich um so leidenschaftlicher und unbändiger gebehrdeten, je weniger sie ein bestimmtes Ziel sowohl ihrer Liebe als ihres Hasses hatten, so bei jenen hochgeborenen Grafen Stolberg, von denen namentlich der ältere, Fritz, als Jüngling im Tyrannenblut förmlich schwelgte, aber schnell ernüchtert ward, als der Freiheitsdrang, den er zuvor verherrlicht, in der französischen Revolution greifbare Gestalt annahm*). Ins Wildungeheuerliche malte die Schrecken des Despotismus mit wahrhaft wollüstiger Phantasie der Verfasser des „Ugolino," Gerstenberg. Nur da, wo der Haß der Unterdrücker und das Gefühl für Menschenwürde auch im Niedern aus selbsterlebten und selbstempfundenen Zuständen entsprang, wie bei Bürger, Voß, Claudius, die durch Geburt und Lebensstellung dem Volke angehörten, und bei den Opfern eines fürstlichen Despotis-

der Schlacht, die Gluth, die im Muth aus den Augen blitzt, der goldene Huf mit Blut bespritzt, der Helm mit dem Federbusch, der Speer, ein paar Dutzend ungeheure Hyperbeln, ein ewiges Ho! Ah! . . . Lärm und Geschrei, statt dem Pathos, das thuts nicht. Flittergold und das ist Alles." In den „Frankfurter Anzeigen", wo er dieselbe auch kritisirte, nahm er, wie es scheint, mehr Rücksichten („Werke", 33. Bd. S. 71).

*) Das Stärkste in dieser Gattung ist Fritz Stolbergs „Freiheitsgesang aus dem 20. Jahrhundert" (charakteristisch schon durch diese Verlegung der Scene aus der Gegenwart in eine ferne und ungewisse Zukunft), worin die Verse:

„Wir sehen dich einst, rauschender Strom,
Mitten im fliegenden Laufe gehemmt.
Bebend und bleich, wehend das Haar,
Stürzte der Tyrannen Flucht sich in deine wilden Wellen.
In die felsenwälzenden Wellen stürzten sich die Freien nach.
Sanfter rollten deine Wellen,
Der Tyrannen Rosse Blut, der Tyrannen Knechte Blut,
Der Tyrannen Blut, der Tyrannen Blut, der Tyrannen Blut
Färbte deine blauen Wellen, deine felsenwälzenden Wellen!"

Auch das Gedicht „Die Freiheit" schäumt und braust hoch auf von — Phrasen, wie z. B.

„Nur Freiheitsschwert ist Schwert für das Vaterland,
Wer Freiheitsschwert hebt, flammt durch das Schlachtgewühl
Wie Blitz des Nachtsturms! Stürzt Paläste!
Stürze, Tyrann, dem Verderben Gottes!

mus, einem Schubart und einem Schiller, verkörperte sich die Klopstocksche Idealität zu wirklich poetischer Lebenswahrheit und innerer Wärme *).

Nicht minder als der heroisch-feurige wirkte der zärtlich-elegische Pol der Klopstockschen Empfindsamkeit zündend auf die empfänglichen Gemüther eines dichterischen Nachwuchses. Wir erkennen diesen Einfluß, zum Theil auch ins Ueberschwengliche gesteigert, in den lyrischen Gedichten von Hölty und Salis, später von Matthisson, in Millers „Siegwart" und in einer Fluth von Nachahmungen dieses Romans wieder **). Selbst Goethe's „Werther" kann die Spuren einer solchen Nachwirkung, wenn auch gemildert durch andere literarische Eindrücke und durch den selbstschöpferischen Geist des jüngeren Dichters, ebensowenig verleugnen, wie der „Götz" die nachzitternde Bewegung jener unge-

---

O Namen, Namen, festlich wie Siegesklang:
Tell, Hermann, Klopstock, Brutus, Timoleon!
O Ihr, wem freie Seele Gott gab,
Flammend ins eherne Herz gegraben."

*) Wie ganz anders, als jene Stolberg'schen Phrasen, klingt auf diesem Gebiete Selbsterlebtes wider aus Schubarts „Fürstengruft", „Klaglied", „Der Gefangene" 2c.! Ein Nachklang, halb von jenem Klopstock-Stolbergschen allgemeinen Freiheitsdrange, halb von Erfahrungen, diesen Schubartschen wenigstens ähnlich, ist die bekannte Devise auf dem Titel der ersten Ausgabe der Schillerschen Räuber: In tyrannos! Von Bürger kommen hier namentlich die Balladen in Betracht, in denen er den Uebermuth, die Verachtung bürgerlicher Moral und bürgerlicher Ehre und Aehnliches schildert, wie: „Der wilde Jäger", „Des Pfarrers Tochter von Taubenheim" 2c.; von Voß z. B. die Gedichte auf die Frohndienste; von Claudius jene moralisch-idyllische Schilderung eines guten Gutsherrn unter seinen Dienstpflichtigen u. A. m. — Schubart machte förmlich Propaganda für Klopstock, indem er in Augsburg, Ulm und andern süddeutschen Städten den Messias öffentlich vorlas.

**) In Millers „Siegwart, eine Klostergeschichte" kommen z. B. folgende Stellen vor: „Siegwart sank in Mariannens Arm und weinte. Eine Stunde lang konnte er nichts als seufzen . . . Ihr Gesicht zeigte eine Wehmuth, die über Thränen erhaben war. Seine Brust war gespannt und konnte kaum den Seufzer zurückhalten. Er sang mit ihr ein Duett. Ihre Stimmen waren wie das Lispeln der Liebe, stiegen mit einander in den Himmel und wieder in das Grab herab und klagten . . . Bei einem Triller sah sie unsern Siegwart so schmachtend und beweglich an, daß ihm Thränen in die Augen schossen und sein Herz im seligsten Gefühl schwamm. . . . Sie sahen sich oft lang an, schlugen die Augen nieder, seufzten und lächelten dann einander halb wehmüthig zu. Dann blickten sie zum Mond auf, betrachteten jedes Wölkchen, jeden hellen Stern" u. s. w.

duldig freiheitlich erregten Stimmung, welche durch den siebenjährigen Krieg im deutschen Volke entstand und deren nächste poetische Frucht Klopstocks vaterländische Dichtungen waren *).

Aber nicht blos in einzelnen Dichtungen, in der ganzen Stimmung des Zeitalters prägte sich die von Klopstock ausgegangene Richtung des Gefühlslebens aus. Alle Welt wollte denken und empfinden wie der Dichter des Messias. Die Einen, die Zärtlicheren, schmolzen hin in Freundschaft und Liebe, in Verzückungen über die Schönheit der Natur oder in einer unbestimmten Sehnsucht in die Ferne. Die Anderen, die Heroischeren, erhitzten sich für ein oftmals sehr unklares Ideal von Freiheit, Völkerglück, Menschenveredlung. Die am meisten Begeisterten glaubten von Klopstocks Apostel- und Prophetenthum Etwas in sich zu spüren, und indem sie an Ueberschwenglichkeit den Meister selbst zu überbieten suchten, verloren sie sich mit ihren schwärmerischen Empfindungen gänzlich in den überirdischen Regionen und blickten vornehm verachtend auf die Weltlichgesinnten herab, welche ihrerseits sie als „Seraphiker" verlachten **).

Solche Stimmungen waren natürlich dort am Stärksten, wo eine wirklich dichterische Hervorbringung, wenn auch oftmals nur unbedeutender Art, damit Hand in Hand ging. Wie Klopstock die Hoheit des geheiligten und auserwählten Sängers des Messias auch in die gewöhnlichen Beziehungen der Alltäglichkeit mit hinübergenommen hatte (auch schon nicht immer ganz ohne Affectation), so meinten seine Jünger eine gewisse hohepriesterliche Würde in keiner Lage des Lebens ablegen zu dürfen. Sie trieben mit ihrem eigenen Denken, Empfinden und Thun gleichsam einen fortwährenden Kultus; für sie war die Poesie nicht der Reflex eines Erlebten, sondern der ganze volle Inhalt des Lebens selbst ***). Sie bildeten sich alles Ernstes ein, in ihrem poetisch ge-

*) Man vergleiche das, was Goethe in „Wahrheit und Dichtung" selbst über diese Beziehungen seines Götz zu dem siebenjährigen Kriege sagt, mit dem, was oben S. 160 über den Einfluß des letzteren auf Klopstocks patriotische Dichtung bemerkt ist.

**) In dem Briefwechsel Gleims mit seinen Freunden wird über die Anmaßungen der „Seraphiker" geklagt, welche die „Anakreontiker" geringschätzten. Mit Klopstock selbst standen bekanntlich Gleim und mehrere seines Kreises ganz gut.

***) Ganz richtig bemerkt Gelzer a. a. O., S. 228: „Diese Jünglinge betrachteten ihre Poesie als eine That, als das sittliche Werk der Neubelebung des

stimmten, empfindsamen Ich den Talisman zu besitzen, womit sie die Natur und die Geisteswelt erschließen, die kranke Menschheit an Haupt und Gliedern heilen, der Weltgeschichte ihre Bahnen vorzeichnen könnten. Das gab denn zwar manche wirklich begeisterungsvolle, veredelnde und reinigende Erhebung der für alles Schöne, Gute und Hohe glühenden jugendlichen Gemüther, aber auch manche krankhafte Aufblähung und Ueberspannung, der keinerlei ebenbürtige That, weder eine poetische, noch sonst eine, vielmehr oft genug ein nur zu jäher Herabsturz in Trivialität, wo nicht Gemeinheit folgte, im besten Falle eine übertriebene Einbildung sowohl von dem eigenen Können, als von dem Werthe der Poesie in ihrer Stellung zu den realen Mächten des Lebens.

So ging es mit Einzelnen, so mit ganzen Kreisen, z. B. dem Göttinger Dichter- oder Hainbund, wo man förmliche Orgien der poetischen Verzückung, der Freundschafts- und Naturschwärmerei, des Tugend- und Freiheitsrausches beging, ohne daß doch diesem Ueberschwange der Empfindungen und des Geredes davon eine rechte Bethätigung durch Handlungen oder auch nur durch poetische Hervorbringungen von bedeutendem Gehalt entsprochen hätte *).

Nationalgeistes. Wie ihnen die Poesie als Lebensaufgabe, als Hebel ihrer Bestrebungen galt, so ward ihr eigenes Leben oft nur das Material ihrer Poesie."

*) Hier nur einige Züge zu dem oben angedeuteten Bilde! Voß schreibt an Brückner den 2. Sept. 1772 („Briefe von J. H. Voß"): „Wir gingen noch des Abends nach einen nahegelegenen Dorfe. Der Abend war heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz der Empfindung der schönen Natur . . Wir fanden einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an, und versprachen uns eine ewige Freundschaft". Das Bundesgelübde hieß: „Religion, Tugend, Empfindung!" . . Es kann nicht anders sein, der Bund muß einmal Deutschlands Vortheil stiften — mit dem Eifer, der all seine Glieder beseelt" . . „Keine Seligkeit übertrifft die, welche man in der Umarmung eines Freundes findet, in der wechselsweisen Ermunterung zu großen Thaten und in dem Bewußtsein, daß man seiner Rechtschaffenheit wegen geliebt wird." — Es folgt die Beschreibung der Feier von Klopstocks Geburtstag. „Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von Tugendgesang; du kannst denken, wie!" Später heißt es: „Klopstock will Antheil haben an dem Bunde der Jünglinge. Alsdann will er Gerstenberg, Goethe, Schönborn, und einige andere, die deutsch sind, ein-

Durch diese übertriebene Hegung und Schätzung des individuellsten Gefühlslebens und seiner Erregungen ward aber nicht allein das rechte Gleichmaß der inneren Welt des Menschen mit der äußeren gestört, sondern es ward auch ein Umschlag dieses Gefühlslebens selbst fast mit Nothwendigkeit hervorgerufen, der, wie wir bald sehen werden, zu noch weit bedenklicheren Verirrungen führte.

---

laden, und mit vereinten Kräften wollen wir den Strom des Lasters und der Sclaverei aufzuhalten suchen. — Gott wird uns helfen, denn Freiheit und Tugend sind unsere Losung." Den Abschied der Grafen Stolberg von den Bundesbrüdern beschreibt Voß mit all der Ueberspanntheit, womit derselbe begangen worden. „Der Nachmittag und Abend waren noch so ziemlich heiter, bisweilen etwas stiller als gewöhnlich; Einigen sah man geheime Thränen des Herzens an . . Des jüngsten Grafen Gesicht war fürchterlich, er wollte heiter sein und jede Miene war Melancholie . . . . Jetzt wollten wir durch Gesang die Traurigkeit zerstreuen; wir wählten Millers Abschiedslied. Hier war nun alle Verstellung vergebens, die Thränen strömten und die Stimmen blieben nach und nach aus . . Jetzt schlug es drei. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten, wir suchten uns wehmüthiger zu machen und sangen von Neuem das Abschiedslied und sangen's mit Mühe zu Ende. Es ward ein lautes Weinen. Nach einer fürchterlichen Stille stand Claußnitz (der Hofmeister der Stolberge) auf: nun, meine Kinder, ist es Zeit! Ich flog auf ihn zu, und weiß nicht mehr, was ich that. Miller rief den Grafen ans Fenster und zeigte ihm einen Stern . . Wie mich Claußnitz losließ, waren die Grafen fort. Es war die schrecklichste Nacht, die ich je erlebt habe." — Wie Einzelne aus diesem Kreise sich auch noch später in einem genial und naturwüchsig sein sollenden, in der That aber nur ungebärdigen und gegen die hergebrachte Sitte verstoßenden burschikos-excentrischen Wesen gefielen, ist aus Goethe's Erlebnissen mit den Stolbergs (auf ihrer gemeinsamen Reise in die Schweiz und schon zuvor in Goethe's Aelternhause zu Frankfurt) zu ersehen, die Goethe mit treffender Würdigung dieses unnatürlichen und unschönen Gebahrens schildert („Werke" 48. Bd. S. 90 ff.).

Zweiter Abschnitt.

Umschlag der Empfindsamkeit. Der Epikureismus als Doctrin. Chr. M. Wieland.

Innerer Widerspruch der Empfindsamkeitspoesie.

Durch die Dichter der Empfindsamkeit war nicht blos die Poesie, sondern das ganze Leben, besonders das sittliche Leben des deutschen Volkes in völlig neue Bahnen gelenkt worden. Schon die Wolffsche Philosophie hatte den Menschen von den Fesseln des äußerlichen Moralgesetzes und der Convenienz befreit; allein sie hatte ihm statt dessen die Vernunft zur Wächterin gegeben, die Repräsentantin des höheren, geistigen Theils im Menschen. Die Dichter der Empfindsamkeit dagegen hatten der Vernunft mit ihren kalten, nüchternen Ueberlegungen dieses Amt abgenommen und es dem Herzen oder dem Gefühl mit seinem vollen, warmen Pulsschlage übertragen. Dieser Unterschied war so lange von keiner wesentlichen Bedeutung, als die neue Lebensführung in dem gleichen Geiste, wie die frühere, geübt wurde. Dies war bisher der Fall gewesen. Gellert mit seinem „guten, empfindlichen Herzen“ war ein so strenger Tugendwächter und hatte so ideale Begriffe von der Bestimmung des Menschen, wie nur immer Wolf oder ein anderer Philosoph. Gleim und seine Freunde dachten und handelten — trotz kleiner poetischer Leichtfertigkeiten, die sie sich erlaubten — sehr unschuldig und harmlos. Klopstock vollends hatte dem Gefühlsleben einen Aufschwung zum Höheren, Uebersinnlichen gegeben, welcher jede Besorgniß vor einem Mißbrauch der dem Menschen zugesprochenen sittlichen Freiheit weit hinwegscheuchte. Allein wie nun, wenn dieses Gefühlsleben des Menschen einmal die entgegengesetzte Richtung einschlug, wenn es sich vom Uebersinnlichen zum Sinnlichen, wenn es sich, statt aufwärts, abwärts wendete? Und war dies so ganz unmöglich? Der Mensch ist nur halb Geist, halb Sinnenwesen, halb Engel, halb Thier. Bisher hatte man nur den Engel

im Menschen gesehen; wie nun, wenn auch das Thier sich zu regen und gegen den Engel zu rebelliren begann? In jener geheimnißvollen Tiefe des menschlichen Wesens, die wir Gefühl, Empfindung zu nennen pflegen, berühren sich Geist und Materie, Uebersinnliches und Sinnliches, Engel und Thier gerade am nächsten; von dort gerade gehen ebensowohl die heftigsten Leidenschaften, wie die erhabensten Regungen der Seele aus. So lange der Mensch einem äußeren Sittengesetze gehorchte, ward jede Nachgiebigkeit gegen die Versuchungen der sinnlichen Natur wie ein Verstoß gegen jenes Gesetz, wie ein Verbrechen angesehen und schlechthin verurtheilt. Auch als die Vernunft noch allein die Zügel führte, hielt sie die niedern Vermögen des Menschen und die daraus entspringenden Triebe, Begierden, Leidenschaften mit starker Hand tief unten an ihrem Thron gefesselt. Allein jetzt war die Selbstherrlichkeit des menschlichen Gefühls proclamirt, die Glut innerer Erregung war als der Stempel des Göttlichen im Menschen förmlich verherrlicht worden. Freilich bisher nur in ihren idealen Richtungen — als Freundschaft, höchstens als schmachtende, seufzende Liebe, als Freiheits-, Vaterlands- und Tugendbegeisterung. Aber auch von der sinnlichen Natur des Menschen und ihren Trieben strahlt eine innere Erregung, eine erhöhte Thätigkeit des ganzen menschlichen Organismus aus. Wie leicht war es hier, die Grenze zwischen der einen und der andern Richtung entweder zu verwischen oder zu überschreiten! Wie mochte man wohl immer unterscheiden, ob eine Regung innersten Empfindens eine übersinnliche, oder eine sinnliche, oder eine aus beiden gemischte sei? Und endlich, mit welchem Recht konnte man selbst die sinnlichen Erregungen verdammen oder auch nur geringachten, da sie doch aus derselben Quelle entspringen, wie die höchsten und feinsten übersinnlichen, nämlich aus eben jenem geheimnißvollen Doppelwesen, das wir Mensch, menschliches Ich nennen?

Beginnender Kampf des sinnlichen mit dem übersinnlichen Elemente in der Literatur.

So begann auf dem Boden des von der Empfindsamkeitspoesie entfesselten und in Schwingung versetzten Gefühlslebens ein Kampf, der sich zunächst zwar nur gegen die Uebertreibungen dieser Empfindsamkeit richtete, allein im weitern Verlauf viel größere Verhältnisse annahm und zu den eigenthümlichsten Erscheinungen in der Literatur wie im Leben des deutschen Volkes führte, Erscheinungen, wie sie kaum anderwärts in der gleichen Weise vorkommen. Zwar die sensualistische oder epikureische Richtung, d. h. die Richtung, welche die unbeschränkteste Berechtigung der sinnlichen Triebe des

Menschen verkündigt, war an sich nichts Neues, weder in der Literaturgeschichte überhaupt, noch in der deutschen insbesondere. Neu aber war, daß man dieser Richtung den Stempel einer gewissen poetischen oder philosophischen Nothwendigkeit aufzudrücken versuchte, daß man — wie eine geistreiche Französin, Frau von Staël, treffend gesagt hat — „den Epikureismus zu einer Doctrin machte" *).

Der Epikureismus als Doctrin.

Bei anderen Völkern und zu anderen Zeiten auch in Deutschland hat sich wohl gleichfalls eine vorwiegend sensualistische Literatur unter den Einflüssen der herrschenden Sitte, des ansteckenden Beispiels der vornehmen Classen oder des Auslandes entwickelt, hat ihre Wirkungen, bisweilen sehr andauernde und sehr verderbliche Wirkungen, auf das Denken und Empfinden des Volkes geäußert; allein es ist uns nicht bekannt, daß dieselbe irgendwo anders das Ergebniß eines so tiefgehenden, so verwickelten und langwierigen Denkprozesses, so ernsthafter Kämpfe in dem Gemüthsleben der bedeutendsten Geister gewesen wäre, wie in dem Deutschland des vorigen Jahrhunderts. Der poetischen Abspiegelung dieser Kämpfe verdanken wir mehrere unserer reizendsten und unserer erhabensten Dichtungen: aber aus der gleichen Quelle sind auch eine Menge der unerfreulichsten Erscheinungen in der Literatur wie im Leben unseres Volkes geflossen.

Jedenfalls stehen wir hier vor einer Entwickelungsphase des geistigen Lebens in Deutschland, welche ein ungewöhnliches culturgeschichtliches Interesse darbietet, ein Interesse, das selbst da nicht fehlt, wo die eigentlich ästhetische Bedeutung der Geistesproducte, um welche es sich handelt, nach unserer heutigen Schätzung nur eine zweifelhafte ist. Dieses Letztere ist einigermaßen der Fall bei den meisten Werken des Schriftstellers, zu dem wir uns jetzt wenden, Christoph Martin Wieland, dessen Dichtungen als solche zum größern Theil unserem heutigen Geschmack wenig mehr zusagen, während gleichwohl seine literarische Gesammtwirkung von dem angedeuteten culturgeschichtlichen Gesichtspunkte aus eine eingehende Beachtung und Würdigung in hohem Grade verdient.

Wielands Anlagen und erste Jugend.

Christoph Martin Wieland (geboren 1733 in dem Dorfe Oberholzheim unweit der schwäbischen freien Reichs-

*) In ihrem Buche „de l'Allemagne," 1. Band, S. 216.

stadt Biberach) hatte, seiner eigenen Beschreibung nach*), von Hause aus etwas nervös Erregtes und Unstätes. Jene naturwüchsige Kraft und Gesundheit des Organismus, die wir an Klopstock bewundern, ging ihm völlig ab. Noch als zwanzigjähriger junger Mann, bei seinem Aufenthalt in Zürich, wagte er nur dem vollkommen ruhigen Spiegel des Sees sich anzuvertrauen, und nie in seinem Leben lernte er das Steuer führen. Er selbst schrieb diese krankhafte Reizbarkeit seines Wesens den Nachwehen der natürlichen Blattern zu, von denen er in frühester Kindheit besonders heftig befallen worden war. Außerdem behauptete er, von seiner Mutter — einer lebhaften und geistig beweglichen, aber etwas pietistisch erregten Natur — deren ängstliches, „imaginatives" Temperament geerbt zu haben. In seinem ganzen Wesen spielte die Einbildungskraft eine hervorragende Rolle, aber eine mehr empfängliche und vielseitig regsame, als stetig und selbstständig schaffende Einbildungskraft.

Die Erziehung, die er empfing, diente nur dazu, diese natürlichen Anlagen noch mehr zu entwickeln. Nicht, wie Klopstock, durfte er als Knabe in allseitiger Uebung seiner Kräfte und frischem, ungehemmtem Verkehr mit der Natur sich ausleben; vielmehr ward er schon als Kind unausgesetzt an die Stube gefesselt und empfing seine Geistesnahrung fast nur aus zweiter Hand, aus Büchern**).

Schon als dreijähriges Kind ward er zum Lernen angehalten. Sein Vater, ein Prediger aus der Schule H. A. Francke's, übersättigte ihn mit himmlischer Seelenspeise. Kaum daß der Knabe lesen konnte, mußte er Bibel und Gesangbuch fast auswendig lernen, mußte dem gestrengen Mentor Tag für Tag Stücke aus Scrivers „Seelenschatz" und

*) Für das Folgende sind hauptsächlich benutzt worden: „Wielands Leben," von Gruber (in Wielands „Sämmtlichen Werken," herausgegeben von Gruber); „Wieland, nach seiner Freunde und seinen eigenen Aeußerungen", von Prof. Böttiger in Erlangen (in Raumers „Historischem Taschenbuch", 1839, S. 361 ff.); die „Literarischen Zustände und Persönlichkeiten", von K. A. Böttiger; die „Ausgewählten Briefe Wielands an verschiedene Freunde", — sämmtlich Quellen, denen mehr oder weniger Wielands eigene Aeußerungen und Selbstschilderungen zu Grunde liegen.

**) Wie Böttiger in seinen „Literarischen Zuständen u. s. w.," 2. Bd. S. 218 erzählt, äußerte Wieland selbst einmal: „Ich war immer eine forcirte Treibhauspflanze. Von meinem 4. Jahre an saß ich so (die Brust an die Schärfe des Tischrandes geklemmt). Wie ganz anders hat sich da Klopstock abzuhärten gewußt: kein Tag verging ihm ohne Gymnastik."

aus Rambachs „Passionsbetrachtungen“ mit ihren widerlich sinnlichen Schilderungen der Martern Jesu vorlesen. Auf der andern Seite aber spornte der Vater ihn zum Studium der alten Classiker so lebhaft an, daß der junge Wieland schon im 8. Jahre seinen Cornelius Nepos „mit den feurigsten Gefühlen“ las und schon im 13. Jahre Horaz und Virgil nicht blos den Worten, sondern dem Geiste nach verstand. Und, um die treibhausartige Frühreife des Knaben zu vollenden, spielte die vorzeitig erwachte Wißbegier und die Lust am Verbotenen demselben aus des Vaters Bibliothek Werke wie Schneiders „Philosophisches Lexicon“, die „Hypothesen der alten Philosophen über die Entstehung der Welt“ und Aehnliches in die Hand, Schriften, durch welche seine noch kindische Einbildungskraft nothwendigerweise mehr in Erregung versetzt und überreizt, als wahrhaft gekräftigt und naturgemäß entwickelt werden mußte.

Kein Wunder, wenn in dem so vielseitig angereizten Geiste des Knaben auch der dichterische Trieb sich frühzeitig regte. Bereits im 12. Jahre machte er Verse, und zwar, da der Vater ihm nicht gestattete, von der Lernzeit am Tage etwas abzudingen, in frühester Morgenstunde. Auch brachte er ganze Sommernächte im Freien zu, schwärmerischer Naturempfindung hingegeben. Die lehrhaften Naturbeschreibungen von Brockes reizten ihn zur Nachahmung, aber auch das rednerische Pathos Gottscheds imponirte ihm. Kaum dreizehn Jahre alt, wagte er sich an ein Heldengedicht im großen Style, die „Zerstörung Jerusalems“!

Wieland auf der Schule.

So vorgebildet und mit solcher Gemüthsstimmung kam Wieland in seinem 14. Jahre auf die Schule nach Klosterbergen bei Magdeburg. Diese Schule, eine Tochteranstalt des Franckeschen Waisenhauses zu Halle, verband, wie dieses, mit einem in manchem Betracht tüchtigen Unterricht, zumal in den alten Wissenschaften, eine ausgeprägt pietistische Richtung. Ihr damaliger Vorsteher, Abt Steinmetz, war als glühender Schwärmer bekannt*). Der junge Wieland „schwärmte anfangs mit“**); allein zugleich arbeitete er mit ungeduldiger Wißbegierde, fortbauend auf der daheim erlangten Vor-

*) S. „Bahrdts Leben, von ihm selbst beschrieben“, 1. Bd. S. 304.

**) Ob Lessing blos dies meint, wenn er in den „Literaturbriefen“ von Wieland sagt: „Ich mag nicht wiedererzählen, was Leute, die ihn in Klosterbergen persönlich gekannt haben, von ihm zu erzählen wissen“ — oder ob er damit auf schlimmere Verirrungen hindeutet, wie sie damals leider in den geschlossenen Schulanstalten sehr verbreitet

bildung, sich in die classische Literatur, in die Schriften von Xenophon, Cicero, Horaz, Lucrez u. A. hinein, las daneben auch moderne Dichter und Philosophen, selbst d'Argens und Voltaire, und brachte es so in kürzester Zeit dahin, daß er „die Theologie über Bayle und Wolf abandonnirte" und „durch eine poetische Manier, in den metaphysischen terris incognitis herumzuvagiren, ins Freie kam"*). Mit altkluger Keckheit machte sich der fünfzehnjährige Knabe an ein Werk, das er zur „Belehrung der Menschheit" herausgeben wollte, eine philosophische Abhandlung in poetischer Einkleidung, worin er sich vorsetzte, die Möglichkeit einer Entstehung der Welt aus bloßen Atomen, ohne das Zuthun eines göttlichen Wesens, zu beweisen, gleichzeitig aber darzuthun, daß dennoch Gott die Seele des Weltalls sei. Dann verfiel er wieder in Zweifel über das Dasein Gottes, die ihn schwer beängsteten, in eine „Frömmigkeitswuth" (wie er selbst es nennt), unter deren Druck er „wegen der leisesten Anwandlungen eines ihm sündlich scheinenden Phantasiespieles die schrecklichste Gewissensangst bekam, als wenn ihn Satanas mit Fäusten schlüge", wo er „sich in Thränen des Schmerzes badete, sich fast die Hände wund rieb und die Nächte schlaflos hinbrachte"**).

Sein Aufenthalt in Erfurt.

Mit einem solchen Zwiespalt in sich selbst mochte der Jüngling gerechte Scheu tragen, in die strenge Zucht des älterlichen Hauses zurückzukehren. Er begab sich daher, statt in die Heimath, zu einem Verwandten, dem Prof. Baumer, nach Erfurt, angeblich, um unter dessen Leitung Wolfsche Philosophie zu studiren. Baumer las jedoch mit ihm häufiger den Don Quixote, als Wolfs Metaphysik, und, wie er sich selbst ein eigenes System der Philosophie ausgedacht hatte, das, wie es scheint, in der Hauptsache auf ein gutes Fortkommen und ein behagliches Leben in der Welt hinauskam***), so suchte er auch seinen Zögling vor Allem zur Menschenkenntniß und Weltklugheit anzuleiten, von jeder Romantik und Schwärmerei aber gründlich zu heilen.

Das damalige gesellschaftliche und sittliche Treiben in Erfurt mag

---

waren (man vgl. z. B., was Bahrdt a. a. O. über Schulpforta sagt!), besonders häufig auch als Auswüchse des entarteten Pietismus vorkamen, muß dahingestellt bleiben.

*) Wielands „Ausgewählte Briefe", 1. Bd. S. 48 ff.

**) Wielands eigene Aeußerungen, bei Gruber a. a. O. 1. Bd. S. 11.

***) Böttiger a. a. O. 2. Bd. S. 262.

wenig dazu angethan gewesen sein, einen jungen Menschen, halb Knaben, halb Jüngling, der mit seinen sittlichen Anschauungen ins Schwanken gerathen war und eine leicht erregbare Einbildungskraft besaß, auf die rechte Bahn zurückzubringen. Der Sitz zahlreicher Klöster und eines geistlichen Hofes, der, ein Ableger im Kleinen desjenigen zu Mainz, diesem nachahmte, war Erfurt berüchtigt wegen der Leichtfertigkeit und Lüsternheit der Sitten, welche fast in allen Schichten der Gesellschaft, selbst die gelehrten Kreise nicht ausgenommen, sich ungescheut, ja mit einer gewissen kecken Zurschaustellung breit machte*). Es ist schwer zu glauben, daß der Zögling Baumers davon unberührt geblieben sein sollte. Lassen auch seine eigenen Versicherungen annehmen, daß er der Verführung nicht unterlag, so wird es doch ohne manche heftige innere Kämpfe zwischen der erregten Phantasie und dem besseren moralischen Gefühl oder den frommen Traditionen vom Aelternhause her nicht abgegangen sein**). Auch empfing er wahrscheinlich hier die ersten Anregungen zu der später von ihm immer mit so viel Vorliebe gehegten und bethätigten Ansicht von der allgemeinen Verderbniß des geistlichen Standes, von heuchlerischen Pfaffen und der Weltlust ergebenen Frömmlern.

Seine ersten größern Dichtungen.

Durch so vielfache Anreizungen des Verstandes und der Phantasie weit über die natürliche Reife seines Alters hinaus entwickelt und in eine künstliche Erregung versetzt, kam der etwa siebzehnjährige Wieland 1751 ins Aelternhaus nach Biberach (wohin sein Vater inzwischen versetzt worden war) zurück. Hier warteten seiner Eindrücke einer ihm bis dahin fremd gebliebenen Art. Eine schwärmerische Liebe bemächtigte sich seines ganzen Wesens. Allerdings eine Liebe wohl mehr des Geistes als des Herzens. Eine junge Verwandte des Hauses, zwei Jahre älter als er, Sophie Gutermann, flößte ihm zärtliche Empfindungen ein. Sie war gleichfalls frühzeitig entwickelt, geist-

*) Bahrdts Schilderung von Erfurt (im 2. Bande seiner Selbstbiographie) datirt zwar um etwa zwei Jahrzehnte später; allein solche Zustände bilden sich nicht plötzlich, und schwerlich wird es während dieses ersten Aufenthaltes Wielands daselbst wesentlich anders gewesen sein.

**) Vielleicht bezieht sich schon mit auf diese Zeit, was Wieland selbst in seinem Alter berührte, wenn er von einem anstrengenden „Kampfe der sinnlichen Liebe mit dem überspanntesten Platonismus" sprach, den er in seiner Jugend zu bestehen gehabt habe (Böttiger a. a. O. 2. Bd. S. 218).

voll, sogar gelehrt, in Künsten und Wissenschaften bewandert, in äußerer Gewandtheit und geselligen Manieren ihm weit überlegen, dabei gefühlvoll, endlich — wie er versichert — sehr schön. Kein Wunder, wenn er sich in sie verliebte, kein Wunder aber auch, wenn diese Liebe eines Jünglings, der noch halb Knabe, halb schon überreif, halb gelehrter Pedant, halb phantastischer Schwärmer war, und zu Alledem die Prätension besaß, ein starker Geist, ein Philosoph zu sein, eigenthümliche Formen annahm und ungewöhnliche Wirkungen hervorbrachte. Sophiens äußere Reize hatten, wie Wieland wenigstens später behauptete, keinen oder doch nur einen untergeordneten Antheil an seiner Leidenschaft für sie; es war „ihre schöne Seele“, die er liebte, die er „zu unterhalten und zu verschönern“ sich vorsetzte. Er las mit ihr Klopstock und war entzückt über „die Zähre, die sie um Cidli vergoß.“ Er erging sich an ihrer Seite auf einsamen Spaziergängen in hohen Betrachtungen von der Bestimmung der Geister, der Würde der menschlichen Seele, der himmlischen Liebe*). Auf einem solchen „enthusiastischen Spaziergange“ war es, wo er, nach gemeinsamer Anhörung einer Predigt seines Vaters über den Text: „Gott ist die Liebe“, und bei der Vertiefung in dieses erhabene Thema im Gespräch mit seiner Sophie, den Plan zu seiner ersten größeren Dichtung faßte, die er später (binnen drei Wochen, wie er sich rühmt) für die Geliebte niederschrieb. Es war ein Lehrgedicht, betitelt: „Die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt.“ Dasselbe ist in steifen Alexandrinern geschrieben und mit dem ganzen herkömmlichen Antithesenprunk französischer Rhetorik ausgestattet. Neben einer für das jugendliche Alter des Dichters und die damalige Bildungsstufe unserer Literatur bewundernswerthen Gewandtheit des Ausdrucks und einer ausgebreiteten Belesenheit trägt das Gedicht eine Selbstgefälligkeit und Altklugheit zur Schau, die an einem solchen Mittelding zwischen Knaben und Jüngling doppelt widerwärtig auffällt. Der Grundgedanke des Gedichts ist eine Verherrlichung der Weisheit und Liebe Gottes und eine Widerlegung der materialistischen und atheistischen Ansichten.

Wieland hatte inzwischen das Aelternhaus und seine Sophie verlassen, und war nach Tübingen gegangen, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Statt aber Vorlesungen zu hören und mit seinen Alters-

*) „Ausgewählte Briefe,“ 1. Bd. S. 69.

genossen oder den Professoren zu verkehren, vergrub er sich in sein Studirzimmer, las, dichtete und schrieb Briefe an seine angebetete Sophie.

Auf jenes erste größere Gedicht (das erst hier ins Leben trat) folgten rasch mehrere andere. Die meisten entstanden auf äußerliche Anregungen hin und nach fremden Mustern. Wie in der „Natur der Dinge" Lucrez, Haller und Brockes die Vorbilder des Dichters gewesen waren, so verlockte ihn v. Schönaichs „Hermann", der 1751 erschien, noch in dem gleichen Jahre zu einem Epos über denselben Stoff, von dem jedoch nur die ersten fünf Gesänge fertig wurden *). Im folgenden Jahre versuchte er, Kleists „Frühling" nachzudichten (1752). Auch die „Moralischen Briefe", die er ebenfalls 1752 schrieb und an Meyer in Halle sandte, verdankten ihre Entstehung einem äußern Anstoß, den Epitres diverses des Herrn von Bar, eines französisch schreibenden Deutschen.

War in der „Natur der Dinge" der wenig mehr als siebzehnjährige Wieland auf den Spuren eines Leibnitz einhergewandelt, so unterfing sich hier der kaum neunzehnjährige, im hohen Tone sokratischer Weisheit das „bescheidene Glück" der Tugend und Zufriedenheit anzupreisen. Er selbst wunderte sich später über die Verwegenheit, die er gehabt, „moralische Briefe" zu schreiben „ohne Weltkenntniß und Erfahrung."

Erstes Hervortreten des sinnlichen Elementes in dessen „Anti-Ovid" und „Moralischen Erzählungen".

Dagegen zeigt der „Anti-Ovid", der schon vor dem „Frühling" entstand, mehr Selbstständigkeit und Wärme eigner Empfindung **). Hier finden wir den vollen Ton der späteren Wielandschen Dichtungen im Ansatze vorgebildet: das reiche Colorit, die breitbehagliche Ausmalung, den leichten Fall und den Wohllaut der Verse. Hier sehen wir aber auch schon den Dichter auf jener schmalen Grenzlinie zwischen Sinnlichem und Gei-

*) Daß Wieland dabei wirklich dem Herrn v. Sch. nachgeeifert, geht aus dessen Aeußerung an Bodmer hervor („Ausgewählte Briefe," 1. Bd. S. 16), „daß er die Fehler des Herrn v. Sch. zu vermeiden gesucht habe."

**) In Wielands Briefen ist noch von einem anderen Gedicht aus eben dieser Zeit, unter dem Namen eines „Lobgesanges auf die Liebe", die Rede. Das Gedicht selbst findet sich jedoch in den spätern Ausgaben der Wielandschen Werke nicht vor. Was Julian Schmidt in seiner „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland 1681—1781" daraus citirt, sind Verse, die in diesen Ausgaben einen integrirenden Theil des Gedichtes „der Frühling" bilden.

stigem sich bewegen, auf welcher zierlich hinzugaukeln, bald hierhin, bald dorthin sich neigend, die hauptsächlichste Kunst und der größte Reiz seiner späteren Dichtungen war. Wohl mochten Bodmer und sein Kreis, mit denen Wieland durch seine „Moralischen Briefe“ in Beziehungen getreten war, nicht wenig verwundert sein, da sie den jungen Dichter, den sie bis jetzt nur als einen Schüler des Sokrates kennen gelernt hatten, plötzlich sich wie einen in die tiefsten Mysterien der Liebe Eingeweihten geberden sahen*). Und, in der That, die glühenden Schilderungen des „ersten Kusses“, überhaupt der Entzückungen der Liebe, im Anti-Ovid, wie immer auch idealistisch sie ausklingen, lassen auf eine Seelenstimmung schließen, weit geeigneter, den Dichter mit der Zeit einem Ovid, als einem Plato ähnlich zu machen**).

Noch mehr ist dies der Fall bei den „Moralischen Erzählungen“,

*) Bodmers Freund Zellweger meinte: „Mir scheint Wieland von sehr verliebter Complexion; seine Ausdrücke sind in Betreff der Küsse zu saftig und über die Liebe im Allgemeinen zu zärtlich, um aus der Feder eines rein speculativen Dichters hervorgegangen zu sein.“ — Bodmer selbst äußerte: „Ich fürchte, daß unsere Poesie fanatisch (soll wohl heißen: leidenschaftlich) werden wolle. Diese Furcht ist mir über dem Lesen des Lobgesangs auf die Liebe entstanden. Die Liebe ist da ein Taumel, ein Vergessen, ein Verlieren seiner selbst, eine Betäubung, ein Quietismus in Wollust — übrigens ist das Ding ganz poetisch.“

**) Z. B. folgende:

„Doch welch' ein Mund besingt die Lust,
Die jetzt die Glücklichen entzücket,
Da jedes sich geliebt erblicket?
Jetzt, da, vom Ueberschwang allmächtiger Empfindung
Bewältigt, ihre Brust zum ersten Mal sich drückt,
Zum ersten Mal sich Arm in Arm verstrickt,
Und Amors Gunst das Siegel der Verbindung,
Den ersten Kuß, auf ihre Lippen drückt?
Nein, dich zu singen, erster Kuß,
Dich, höchste Wollust dieses Lebens,
Bestrebet sich, wiewohl noch glühend vom Genuß,
Der treue Schäfer selbst vergebens.
Die ihr dies zu verstehn begehrt,
Was euch sonst Unsinn scheinen müßte,
Liebt wie Mirtill! — Ovid, der so gelehrt
Von Küssen sang und wie ein Meister küßte,
Erfuhr die Wollust nie und war sie auch nicht werth,
Die reine Liebe nur, und Einmal nur erfährt.“ (Anti-Ovid, V. 179 ff.)

„. . . . . O, wie entzückend ist

welche Wieland bald darauf folgen ließ*). Sie enthalten das merkwürdigste Gemisch von Schwärmerei und Sinnlichkeit, von Platonismus und Epikureismus. Die Schlußmoral zwar ist jedesmal eine ideale, die Verherrlichung der tugendhaften, die Verdammung der lasterhaften Liebe, aber beim Erzählen selbst hält sich die Phantasie des Dichters für diese Tugendstrenge schadlos durch Bilder so zärtlicher, ja fast lüsterner Art, daß man ungewiß bleibt, ob er mehr darauf ausgehe, durch diese

Die Wollust, die kein Sclav der Sinne kennt,
Wenn uns, harmonischer erhabner Triebe voll,
In jedem Blick der Seelen Gleichlaut rühret,
Indem der Tugend Weg uns holde Weisheit führet,
Die lieben, die man lieben soll!
So wie sie sich mit Zärtlichkeit umfangen,
Umarmen sich in einer bessern Welt
Zwei Himmlischliebende. Sie fühlen ihr Verlangen
Stets überirdischer, stets mehr
Vom Körper abgetrennt, auch ihre Sinnlichkeit
Wird durch die feinste Lust und tausend Gegenstände,
Bei denen Strefon nichts empfände,
Zugleich mit ihrem Geist erfreut." (Ebend. S. 243 ff.)

In der folgenden Stelle sucht er das sinnliche mit dem idealen Element der Liebe zu vermitteln:

„Zwar der begehrt von uns zu viel,
Der bei lebend'gem Leib uns zu Intelligenzen
Erheben will. Das feinere Gefühl
Des Schönen schwebt in beider Welten Grenzen.
Die Reize, deren süße Macht
Der Weise selbst erfährt, der schlanken Glieder Pracht,
Die Augen, die so rührend glänzen,
Der Rosenmund, der so bezaubernd lacht,
Sind darum nicht so schön, daß wir sie stoisch fliehen!
Wer schuf die Trieb' uns an, die uns so mächtig ziehen?
Hat die Natur, die nichts vergebens macht,
Uns durch des Weibes Reiz nur Schlingen legen wollen?
Und ist's, damit wir stracks die Augen schließen sollen,
Daß diesem Zauber alles weicht,
Und das geliebte Weib uns eine Göttin däucht?
Doch wie viel schöner, als die Rosen frischer Wangen,
Und Lilien, die auf der Haut nur prangen,
Ist eine Seele, die der Glanz der Unschuld schmückt!"

*) In den spätern Auflagen ließ Wieland das „Moralische" weg und nannte sie schlechthin „Erzählungen."

sinnlichen Schilderungen den Werth der Entsagung, die er empfiehlt, oder durch die Anspannung des moralischen Gefühls, welche in dieser Entsagung liegt, den Reiz der sinnlichen Empfindungen, die er malt, zu steigern *).

Wielands Gefühlsleben war offenbar damals in einer innern Gährung begriffen. Wie Klopstock, hatte er von der Dichtkunst keine geringere Vorstellung, als daß sie „die Sängerin Gottes und der Tugend" sein solle; er schwärmte für Miltons Erhabenheit und für Thomsons ideale Empfindung. Daneben gefielen ihm aber auch die „natürlichen Ausdrückungen der jugendlichen Freude, wenn sie unschuldig",

---

*) Wir haben dabei Stellen im Auge wie folgende („Balsora", V. 239 ff.):

„Halb zaghaft küsset sie den blassen Mund,
Und mit Entzücken fühlt ihr Mund auf seinen
Leisathmenden und immer wärmern Lippen
Des Lebens Wiederkehr. Die Holde legt
Sich neben ihn, auf sein Erwachen harrend.
Schon schlägt an ihrer Brust sein Herz; sein Mund
Bebt unter ihren Küssen" u. s. w.

. . . .

„Mit welchen Wallungen des treuen Herzens
Sank er an ihren Mund, sank sie
In sanfter Ohnmacht hin an seine Brust. —
Euch himmlische, Euch namenlose Freuden,
Euch kennt und fühlt die reine Liebe nur."

In „Zemin und Gulindy" behandelt Wieland das delicate Thema von zwei jungen Wesen, die, durch besondere Veranstaltung ihres Schutzgeistes ohne Kenntniß der Verschiedenheit ihres Geschlechtes mit einander aufgewachsen und nur durch eine zärtliche Freundschaft verbunden, allmälig das Bedürfniß einer andern Liebe ahnen und sich finden lernen:

„Sie bebt', unschuldig blöd', als er voll Inbrunst
Sie zu umarmen kam, und wollte flieh'n.
Allein der Liebe stärkere Gewalt
Hielt ihren Fuß zurück; er naht sich ihr,
Und beide zittern. O wie klopft' ihr jetzt
Das Herz, wie schmiegte sie sich in sich selbst,
Da er den Arm um ihren Rosenhals
Sanft schauernd wand. In unaussprechlichen
Entzückungen zerflossen ihre Augen,
Da jedes seine eigensten Gefühle
Im andern las. Das holde Mädchen sank,
Der neuen Lust zu schwach, in süßer Ohnmacht

Gleim und Hagedorn ergötzten ihn sehr *); Anakreon war ihm der „weise Patriarch der Wollust,“ und beinahe schien er denselben dem Plato vorzuziehen, denn dieser dünkte ihm ein „übertriebener Philosoph, der zu sehr vergißt, daß wir Menschen sind.“ Dann aber machte er sich wieder Scrupel, „ob er nicht besser gethan hätte, keine anakreontischen Lieder und keine so enthusiastische Ode über den ersten Kuß zu schreiben“ **). Alles in Allem neigte er damals doch vorwiegend der idealistischen Richtung zu, oder scheute wenigstens vor den weitergehenden Consequenzen der entgegengesetzten zurück. Er wagte nicht, Boccaccio und Lafontaine zu lesen, um nicht „seine Seele mit so schlimmen Schrif-

In seinen Arm. Die Liebe selber stieg
Aus ihrem Himmelskreis herab und sah
Die heiligen Umarmungen der ersten,
Unschuld'gen Liebe.“

In der dritten Erzählung muß „Serena“ einen ungeliebten Mann heirathen; sie sieht den „Arist“, liebt ihn, bleibt jedoch tugendhaft und stirbt vor Schmerz. — Eine andere Erzählung schildert, wie ein Wüstling eine Unschuld verführen will, jedoch von ihren Bitten gerührt wird. Auch hier hat der Dichter den besten Theil seiner Kunst auf die Ausmalung des Kampfes der sinnlichen Triebe mit der Tugend verwendet und dabei jene ersteren mit allen lebhaftesten Farben der Phantasie ausgeschmückt. So in den Worten des Melinden belauschenden „Lysanders“ (V. 59 ff.):

. . . . „Wie thöricht,
Wenn solch' ein Glück durch meine Blödigkeit,
Vielleicht wohl unersetzlich, mir entschlüpfte!
. . . . Wie du
Nachlässig schön, gleich der Natur im Schlummer,
In einer Stellung ruhst, als ob dein Herz
Etwas verlangte, was die Schüchternheit
Der jungen Seele nicht zu denken wagt.“

Und V. 335 ff.

„Er sprach mit einem Feuer, das sie schreckte,
Von ihren Reizungen, von seinen Flammen,
Von Götterwollust, von der Gunst der Nacht,
Von süßer Ohnmacht, von Entzückungen,
Und was die Wuth, der man den heil'gen Namen
Der Liebe giebt, für Schaum und Unsinn sonst
Aus lasterhaften Lippen gießen kann,
Die unerfahrne Unschuld zu betäuben.“

Wieland hat in seinen spätern Dichtungen oft mit mehr gesuchter Lüsternheit, aber kaum wieder je mit so viel innerer Gluth das sinnliche Element der Liebe gemalt.

*) „Ausgewählte Briefe“, 1. Bd. S. 56 (an Schinz, d. 26. März 1752).

**) Ebd., 1. Bd. S. 73 (an Schinz, d. 18. April 1752).

ten zu verunreinigen", und vollends verhaßt war ihm Crebillons Witz, weil er „die Tugend untergräbt" *). In seinen Briefen an Schinz aus dieser Zeit ist er noch ganz der empfindsame Schüler und Anhänger Gellerts, den er hoch verehrt, noch mehr Klopstocks, den er selbst über Milton stellt. Seine Ideale sind Weisheit, Tugend, Menschenfreundlichkeit, und er wünscht sich einen Zögling wie Xenophon, um dessen Sokrates zu sein **).

Wieland in Zürich. Stärkere Hinneigung desselben zur idealistischen Richtung. Die „Briefe Verstorbener" u. A.

In solcher Stimmung nahm er mit Entzücken eine Einladung Bodmers in dessen Haus nach Zürich an. Bodmer hoffte in dem jungen Idealisten, dem Verfasser der „Moralischen Briefe" und des „Frühling", einen Ersatz für Klopstock zu finden, der ihn ohnlängst verlassen hatte. Und in dieser Hoffnung fand er sich nicht getäuscht. Wieland erschien in Allem dazu geeigneter als Klopstock, wie dieser sich in Zürich gezeigt hatte, denn er war nicht blos jünger und schmiegsamer, sondern auch viel weniger lebenslustig und burschikos ***), ein Feind des Bacchus und ein Wassertrinker von Profession, in großer Gesellschaft schweigsam und scheu, dagegen mittheilsam und munter unter vertrauten Freunden oder im Einzelgespräch mit einem Seelenverwandten, ein Liebhaber der Stille und der einsamen Arbeit — genug, ganz und gar ein Mann nach dem Herzen Bodmers †). Beide arbeiteten an Einem Tische, philoso-

*) Ebd., S. 91. 102.

**) Ebd. S. 102.

***) So schildert Wieland sich selbst in einem Brief an Schinz, „Ausgewählte Briefe", 1. Bd. S. 77, 90.

†) Bodmer schrieb an Heß acht Tage nach Wielands Ankunft: „Ich lebe mit Herrn Wieland angenehme und ruhige Tage, in welchen mich keine jungen schlimmen Anakreonten stören oder mir, den Besitz und Genuß dieses Freundes zu rauben, auflauern. Anstatt dieser Jünglinge hat er gute Freundschaft mit Herrn Rathsherrn Heidegger und Canonicus Breitinger gemacht, für welche er mit Hochachtung erfüllt ist" (Mörikofer a. a. O., S. 193). Wieland selbst sprach sich später, in der Rückerinnerung an die mit Bodmer verlebte Zeit, so aus: „Ach mein theurer Freund! Die glücklichen Zeiten, die wir im Schooße der philosophischen Ruhe mit einander gelebt haben, sind für mich auf ewig entflohen, diese goldenen, der Weisheit gewidmeten Tage, diese glückliche Entfernung vom Getümmel und den Geschäften der Welt, diese Freiheit von Sorgen und Leidenschaften, diese heilige Stille, worin sich unsere Seelen bald mit den Geistern verstorbener Weisen besprachen, bald in heiterer Entzückung den Eingebungen einer himmlischen Muse entgegenlauschten. Diese Stunden des vertraulichen Umgangs, worin wir im freundschaftlichen Streit die Wahrheit ent-

phirten dazwischen mit einander über die beste Welt und die Vorzüge der übersinnlichen vor den sinnlichen Freuden. Bodmer hatte Wielands Umgang mit Niemandem zu theilen, als mit seinen eigenen älteren Freunden, Breitinger, Heidegger, Zellweger u. A., denn Wieland selbst verbat sich von vornherein allen Verkehr mit den „jungen Thoren," den „Freunden Crebillons" — jenem lebenslustigen Kreise, an dem Klopstock so viel Gefallen gefunden hatte! Er ließ sich von Bodmer dessen „Noachide" stückweise, wie sie entstand, vorlesen, und schwärmte dafür. Er veröffentlichte eine Abhandlung „von den Schönheiten des Noah" und ein „Schreiben von der Würde und der Bestimmung eines schönen Geistes", das in hohen Ausdrücken abgefaßt und mit Ausfällen gegen die „Anakreontiker" gespickt war. Ja er versuchte sich sogar auf Bodmers Zureden gleichfalls in einer Nachahmung von Klopstocks Messiade und dichtete eine „Prüfung Abrahams." Eine andere Schöpfung Wielands aus dieser Zeit sind seine „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde" (1753), halb durch Klopstocksche Einflüsse, halb durch ein ähnliches Werk der englischen Dichterin Rowe veranlaßt*). Darin lassen sich verklärte Seelen zu ihren noch auf der Erde weilenden Freunden herab, entweder sie tröstend über irdische Verluste durch Hinweisung auf die höhere, übersinnliche Bestimmung des Menschen, oder sie warnend vor den Verstrickungen der Welt, oder sie erbauend durch Schilderungen des seligen Lebens, in welches sie selbst bereits eingegangen sind**).

---

deckten, oder den Irrthum aus seinen labyrinthischen Höhlen hervortrieben, oder mit sokratischer Freiheit der menschlichen Thorheit und unserer eigenen lächelten, bald Könige und bald Dunsen züchtigten, bald den Entwurf eines glücklichen Staats, bald den Plan eines Trauerspiels anordneten, diese dreimal glückliche Zeit ist für mich dahin und hat mir nichts als ein trauriges Andenken und vergebliches Bedauern zurückgelassen." . . . „Da saß ich in seliger, ach! nimmer, nimmer wiederkehrender Beschränktheit, Weltunerfahrenheit und jugendlicher Herzensfülle in eben dem Museum und schrieb an eben dem Tische, wo Bodmer wechselweise bald den Eingebungen seiner patriarchalischen Muse horchte, bald sich von der Homerischen, ihrer Schwester, tiefer hinab in das Heldenalter der Griechen führen ließ." (Ebend. S. 203.)

*) Grubers „Leben Wielands", 1. Bd. S. 71.

**) Folgendes ist der vom Dichter selbst beigefügte Inhalt einiger dieser Briefe: 1. Brief: „Alexis beschreibt seinem Freunde seinen Eintritt in die unsichtbare Welt, seine ersten Gefühle in diesem neuen Zustande, seine Gespräche mit dem Engel, der ihn füh t, und seine neue Glückseligkeit." 2. Brief: „Lucinde, eine in ihrer Blüthe ver-

Indessen verleugnet sich selbst hier die dem Dichter innewohnende Neigung zur Ausmalung sinnlicher Regungen nicht, wenn schon er sich den Anschein giebt, als wolle er durch solche Schilderungen und die ihnen sogleich beigegebenen Contraste nur den Durst nach dem Uebersinnlichen noch stärker wecken*).

Ein schmerzliches Ereigniß, das damals Wieland betraf, gab momentan den Ausschlag für eine noch schwärmerischere Richtung. Seine Sophie ward ihm untreu. Ohne ihm auch nur ein Wort zu sagen, verlobte sie sich mit einem angesehenen Edelmanne, Herrn von Laroche. Wielands Gefühlsleben, ohnehin bereits künstlich hochgespannt, gerieth dadurch in eine völlige Ueberreizung. „Eine Zuneigung der Seelen,"

---

storbene Schöne, bemüht sich, eine in den gefährlichsten Reizungen der fröhlichen Welt verstrickte Freundin auf den Weg zurückzuführen, der durch ein Leben voll Unschuld, Einfalt und heiterer Wonne zu einer noch glücklicheren Unsterblichkeit führt." 3. Brief: „Charikles tröstet seine zurückgelassene geliebte Laura, indem er ihr die Fortdauer seiner Liebe, die durch seinen neuen Stand nur gereinigt worden, zu erkennen giebt, und durch Abschilderung der Schönheiten seines jetzigen Wohnorts, der Sonne, sie noch mehr zu reizen sucht, durch standhafte Erfüllung ihrer Pflichten ihre Wiedervereinigung zu befördern." 6. Brief: „Theanor warnt seinen Freund vor den Ausschweifungen des menschlichen Stolzes in Erforschung der Wahrheit, bezeichnet ihm die unserm Verstande hierin gesetzten Grenzen, und ermahnt ihn, sich ganz der echten Weisheit zu ergeben, die uns wohl und glücklich leben lehrt." 7. Brief: „Eurikles tröstet seinen Freund über den Verlust einer geliebten Gattin, bestraft das Uebermaß seiner Schwermuth, und ruft seinen verlorenen Muth durch die großen Ideen von unserer Bestimmung zurück."

Lessing spottete über diese Briefe, die „alle voller Seligkeiten, Tugend und Freundschaft" seien und worin „die feinste der feinsten Empfindungen herrsche."

*) So z. B. im 2. Briefe, V. 261 ff.:

„Jetzo sitzet Narcissa, von blumigen Büschen verborgen,
Auf der Bank von Violen, und, ohne den Zaubergürtel,
Schön wie Armide, von tausend Amoretten umgeben;
Wollusttrunken, den Arm um den weißen Nacken ihr schlingend,
Klebet Jocasto entzückt an ihren Lippen; die Büsche
Rauschen von lüsternen Seufzern umher; die schwimmenden Augen
Sehn nur Entzückung um sich. — Doch schaue nun, glückliche Göttin,
Einen Augenblick weiter — o grauenvolle Verwandlung!
Himmel voll Wollust, wo seid ihr? wo seid ihr, ewige Freuden?
Und wen seh' ich dann hier? o möchte mein Auge mich täuschen!
Eben diese Narcissa, mit matten, irrenden Blicken,
Todesblässe bedeckt die verzerrten Wangen; die Augen
Sind von Thränen erschöpft ꝛc."

schrieb er an Sophie, „die sich auf die wahre Liebe des Guten und Schönen gründet, wird durch ein solches rein äußerliches Verhältniß (wie die Verbindung Sophiens mit Laroche) weder aufgehoben, noch gestört.“ — „Bei mir wenigstens“, ruft er aus, „wird die ewige Freundschaft dadurch nicht zeitlich, daß Sie mit einem braven Manne verheirathet sind. Lassen Sie uns denen, welche sich nach ihrer niedrigen Art zu denken einbilden, unsere Liebe höre jetzt auf, ein thätliches Dementi geben und, ungeachtet wir uns, wie ich hoffe, in dieser Welt nie mehr sehen werden, mit dem Herzen und durch unsere gemeinschaftliche Liebe zur Tugend vereinigt bleiben, damit wir uns in jenen seligen Gegenden wiedersehen mögen, in denen Ihre Seele sich selber und mich wiedererkennen und, wenn Engel weinen können, noch alsdann eine zärtliche Thräne weinen wird, daß sie ihrer Bestimmung in dieser Welt unvorsichtiger Weise ausgewichen!“ Nicht den Besitz ihrer Person, sondern nur ihres Herzens und „seine Sympathie“ habe er für seine süßeste Glückseligkeit gehalten; nicht ohne Wehmuth könne er daher denken, „daß diese Sympathie nur ein Traum seiner Liebe gewesen.“

Dann wieder zeigt er sich geneigt, den Verlust seiner Sophie (ähnlich wie Klopstock den Kaltsinn seiner Fanny) als eine „Veranstaltung der Vorsehung“ zu betrachten, als einen „mächtigen Wink, daß der Schöpfer ihn ganz frei haben wolle, und verlange, daß er, als Einer, der ihm gewidmet sei, sich blindlings von ihm führen lasse“*).

Aus dieser hocherregten Stimmung heraus schrieb Wieland die „Sympathien“ (1754), worin er nicht blos Ovid und Anakreon verabscheut, sondern auch Gleim tadelt, weil er statt der Wunder Gottes eine Phyllis, und Petrarca, weil er gleichfalls ein sterbliches Wesen, seine Laura, besungen; worin er das schlechteste Kirchenlied dem reizendsten Gedicht eines Uz vorzieht; worin er selbst die Weisheit eines Sokrates, als eine blos weltliche, geringachtet und nur der christlichen Weisheit die Kraft zuerkennt, uns „vergnügt“ zu machen; worin er es endlich für die schönste Aufgabe des wahren Menschenfreundes erklärt, „unsterbliche Seelen von den Blendwerken ihrer Neigungen und Leidenschaften zu entzaubern und sie ihrer rechten Bestimmung, der völligen Erhebung über die Welt, zuzuführen.“

In demselben erhabenen Tone verfaßte er in diesem und dem fol-

*) So äußert sich Wieland noch mehr als zwei Jahre später, unterm 22. Juni 1756, in einem Briefe an Zimmermann („Ausg. Briefe,“ 1. Bd. S. 189).

genden Jahre noch andere Schriften, theils in Prosa, theils in Versen, so das „Gesicht des Mirza“, die „Platonischen Betrachtungen über den Menschen“, das „Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen“ u. s. w. Wo möglich noch gesteigert ward diese Ueberspannung seines Gefühls, als er durch neuere Nachrichten aus der Heimath sich zu überzeugen glaubte, daß Sophie schuldlos, daß sie zu der Heirath mit Laroche gezwungen worden, daß sie selbst unglücklich sei. Zu dem Triumph über den Sieg seines Glaubens an die „Sympathie der Seelen“ kam die schwelgerische Wollust des Gedankens, daß Sophie auch in ihrem jetzigen Verhältniß mit ihren Empfindungen ihm noch angehöre und daß er einen seelischen Verkehr mit ihr ungestört und ungetrübt unterhalten könne*).

Im Sommer 1754 verließ Wieland Bodmers Haus. Er hatte, als er noch an eine Verbindung mit Sophie dachte, den Plan zu einer „Akademie“ für junge Männer entworfen. Er wollte in dieser Akademie Bildung fürs Leben mit Gelehrsamkeit verbinden. Gewissermaßen als einen Anfang dazu hatte er die Leitung einiger Söhne angesehener Zürcherischer Familien übernommen. Der Vater des einen derselben, Ammann von Grebel, bot ihm den Aufenthalt in seinem Hause an. Frau von Grebel war eine Dame von Geist, die an dem jungen Schwärmer Geschmack fand. Durch sie ward Wieland in

*) Er schrieb darüber an Bodmer am 2. Juni 1754 von Winterthur aus, wo er sich vorübergehend aufhielt: „Die Versicherung, daß meine geliebte Sophie unschuldig, daß sie Serena ist, giebt mir eine so reine, innige und bleibende Freude, daß kein Schmerz und keine interessirte Empfindung vor ihr aufkommen kann. Nun habe ich die sicherste Hoffnung, diese Seele, die unsrer Natur Ehre macht, in der Ewigkeit mit der vollsten Zufriedenheit wieder zu sehen.... Ich weiß, daß Sie sehr durch diesen Brief werden gerührt werden. . . Jetzt weiß ich nichts Besseres, meiner Liebe und meinem Charakter Gemäßeres zu thun, als nach meinem besten Vermögen diese theure Seele zu trösten, sie zu versichern, daß ich von ihrer Unschuld überzeugt bin, sie an die Weisheit und Güte dessen, der die Schickungen lenkt, zu erinnern, und die fast erliegende Großmuth in ihrem unschuldvollen und erhabenen, aber ungemein zärtlichen und in der That verwundeten Herzen wieder aufzurichten... Ich will anstatt der Sprache der Leidenschaft die meiner wahren Gesinnung gemäßeste Sprache eines tugendhaften und weisen Freundes reden... Meine größte Freude ist, hierbei eine Probe einer wahren Liebe abzulegen und zu zeigen, daß die platonische Liebe bei mir keine Chimäre ist.... Für eine einzige solche Empfindung lasse ich den weisen Schülern des Anakreon oder Ovid herzlich gern ihre nektarnen Becher und ganze Welten voll rothwangiger Mädchen aus Mohameds Urparadiesen“ („Ausg. Briefe,“ 1. Bd. S. 133).

einen weiblichen Cirkel eingeführt, wo er ebenso viel Nahrung für sein erregtes und der Theilnahme geöffnetes Gemüth, wie für seine Eitelkeit fand *). Das Verhältniß zu Bodmer ward kälter, da dieser den weiblichen Umgang seines jungen Freundes, als einen zerstreuenden, zeitraubenden, mißbilligte, während andererseits Wieland, ebenso wie schon früher Klopstock, des alten Herrn zwar wohlmeinende, aber doch etwas zu sehr bevormundende Art und Weise auf die Länge unbequem fand **).

So war denn Wieland — nach seiner eigenen Schilderung — „wie ein Sultan von einem förmlichen Harem umgeben.“ Unwillkürlich drängt sich uns hier wieder der Vergleich mit Klopstock auf, den wir wenige Jahre früher ebenfalls in Zürich inmitten eines Kreises junger Mädchen und Frauen sich bewegen sahen. Aber wie verschieden ist doch die Situation! Klopstocks Freundinnen, mit denen er z. B. bei jener romantischen Fahrt auf dem Züricher See abwechselnd bald lustig schäkerte, bald in erhabenen Gefühlen schwelgte, hatten zwar einen empfindsamen Zug, der ihnen aber zu ihrem sonstigen fröhlichen, zum Theil noch halb kindlichen Wesen gar wohl stand. Es war die natürliche Schwärmerei der Jugend, die gefällt, eben weil sie natürlich ist und nichts Gemachtes hat, weil der Liebreiz der Jugend ihrer nicht zur Folie bedarf, vielmehr ihr selbst als schönste Folie dient, weil die spröde Scheu vor zärtlicheren Empfindungen und die ahnungsvolle Sehnsucht nach solchen, die in den jungen Herzen mit einander streiten, beide der ungekünstelte Ausdruck unschuldsvoller Naivetät sind.

Bei den Damen aus Wielands Harem verhielt es sich, fürchten wir, damit nicht ganz so. Sie waren (nach seinem eigenen Geständniß)

---

*) Gruber in seinem Buche „Wielands Selbstschilderungen,“ S. 13, sagt: „Der junge Mystiker blieb nicht ohne mannigfaltige Theilnahme zärtlicher weiblicher Seelen, mit denen er sympathisiren konnte, und sah einen kleinen Harem um sich versammelt, in welchem er als Apostel der platonischen Liebe auftrat. Man hing an den Lippen des begeisterten Redners, und, wie sehr dieser auch Engel war, so mangelte es ihm doch nicht an einer kleinen Eitelkeit, die sich dadurch geschmeichelt fühlte. Sein platonischer Harem enthielt fast lauter Engel, die zwar nicht durch die frischeste Jugendblüthe reizten, aber deren Verkörperung doch gerade noch Reize genug besaß, um die schöne Seele dahinter nicht ohne Wohlgefallen zu betrachten.“

**) Wieland äußerte sich damals bisweilen fast spöttisch über Bodmer, ce bon vieillard, wie er ihn halb mitleidig in seinen Briefen nennt. Dann floß er wieder einmal in Rührung und Verehrung für ihn über. So unbeständig war seine Gemüthsart.

zum guten Theil in jenem bedenklichen Alter, wo eine platonisirende Richtung des Gefühls nur zu häufig die aufgezwungene Maske des Mangels an den für ein zärtlicheres Verhältniß erforderlichen Reizen, bisweilen auch das künstlich aufgebotene Mittel ist, um doch noch für diesen Spätsommer Liebhaber anzulocken. Hinter der anscheinenden Sprödigkeit verbarg sich hier wohl öfters ein geheimes Liebesfeuer, und bei dem erhabensten Einklang der Seelen trieben auch die Sinne und die Phantasie bisweilen ihr gefährliches Spiel.

Wenn wir mit solchen Vermuthungen den „Freundinnen“ Wielands Unrecht thun, so haben sie nur ihn selbst darum anzuklagen, der uns sein Verhältniß zu ihnen ziemlich unverholen in diesem etwas bedenklichen Lichte zeigt.

Wieland selbst war im Umgange mit weiblichen Verehrerinnen ein wesentlich Anderer als Klopstock. Der Letztere gab sich einer augenblicklichen zärtlichen Stimmung rückhaltlos und unbefangen hin; er scheute sich nicht, siebzehnjährigen Schönen tief in die schmachtenden Augen zu schauen, ihnen wohl gar muthwillig Küsse zu rauben, sicher, wie er war, daß seine lautere und hohe Empfindung durch keinen unreinen Gedanken, durch kein lüsternes Spiel der Phantasie befleckt würde. Wieland war im Verkehr mit Frauen blöde, fast tölpisch, wie er selbst von sich sagt. Eine seiner Züricher Freundinnen, zu der er sich in seinen Briefen an Zimmermann eines besonders intimen Verhältnisses gerühmt, antwortete auf des Letzteren Frage: „wann Wieland sie zuerst geküßt habe,“ lächelnd: „er habe ihr nach vierjähriger Bekanntschaft zum ersten Male — die Hand geküßt!“ Aber hinter dieser äußeren Kälte und Zurückhaltung*) verbarg sich bei ihm eine Leidenschaft, die, wie sehr sie sich auch überredete, rein geistiger oder seelischer Art zu sein, doch nur zu oft die Erfahrung machen mußte, wie gern mit der heiligen Flamme erhabenster schwärmerischer Verzückung das irdische Feuer sinnlicher Empfindungen in Einer Glut zusammenschlägt.

*) Wir lassen dahingestellt, inwieweit bei dieser Kälte auch ein äußerlich berechnendes Motiv mit im Spiele war. Mörikofer in seinem mehrangeführten Buche deutet so Etwas an, wenn er S. 197 sagt: „Wieland bedurfte des weiblichen Umgangs; allein, um zum Zwecke zu gelangen, mußte er jenes freien, burschikosen Benehmens sich entrathen, wodurch Klopstock einst von sich zurückgescheucht hatte. Denn das damalige häusliche und bürgerliche Leben in Zürich war ernst und streng und wurzelte tief in einem religiösen Boden: auf diesem beruhete namentlich die ganze Bil-

Der Zwiespalt, den Wieland hier an sich selbst erfuhr, war auf seine Poesie von entscheidendem Einflusse.

---

dung des weiblichen Geschlechts. Dieses war also nur für eine Poesie zugänglich, welche dem frommen Gefühle, dem Gemüthe Befriedigung verhieß. Diese besonderen Verhältnisse und keineswegs Bodmers Einwirkungen waren daher die Veranlassung der am meisten angefochtenen Werke Wielands aus seiner Zürcherischen Periode." — Zu allem Obigen hier wenigstens einige Belege! In einem Briefe an Zimmermann (Ausgew. Br. 1. Bd. S. 283) sagt Wieland, er habe zu einem über 40 Jahre alten Frauenzimmer eine „sehr platonische" Liebe gehegt. „Als diese sublime Liebe sich ein wenig bekörpern wollte, fing eine Andere an mich mehr zu charmiren." — Ebenda S. 243 bemerkt er, in gewissen Fällen könne man der Liebe nur durch die Flucht entrinnen. — Wieder anderswo klagt er, daß eine jüngere Dame durch ihre frömmelnde Sprödigkeit ihn bis zur Verzweiflung gequält habe. — Poetisch hat er seine damals gemachten Beobachtungen über das Ineinanderübergehen idealer und realer Liebesregungen angedeutet in dem kleinen Gedicht: „Aspasia oder die platonische Liebe." Unter dem Namen Aspasia schildert er eine der Schönen aus seinem „Harem," sich selbst aber unter dem Namen Alkahest. Von Letzterem sagt er:

„. . . . Er war in seiner Art
Ein seltner Mann, wiewohl noch ohne Bart,
Von Ansehn jung, doch altklug im Betragen;
An Unschuld ein Kombab;
Bei Damen, denen er sehr gern Besuche gab,
Kalt wie ein Bild von Alabaster;
Doch seelvoll, wie ein Geist in einem Luftgewand,
Und mit dem unsichtbaren Lande
Beinahe mehr als unsrer Welt bekannt."

Er erzählt nun, wie der Mondschein schwärmerischen Seelen die Welt der Geister aufzuschließen scheine, wie aber hinter dieser körperlosen Schwärmerei oftmals die gegentheilige Empfindung laure. Dann fährt er fort:

„Ein Schwärmer, der in diesem Stande
Mit einer Schwärmerin, wenn alles dämmernd, still
Und einsam um ihn ist, platonisiren will,
Gleicht Einem, der bei dunkler Nacht am Rande
Des steilsten Abgrunds schläft. Auch hier macht Ort und Zeit
Und Er und Sie sehr vielen Unterscheid."

Ferner gehört hierher die Stelle aus „Idris und Zenide:"

„Gestehn Sie (unter uns): ein jugendlicher Freund
Voll Zärtlichkeit, und der nichts Böses meint,
Wie Idris damals war, wird, ohne unser Wollen,
Gefährlicher als ein erklärter Feind.
Man flieht vor einem Faun; doch jenen Unschuldsvollen,

Höhepunkt dieser Richtung in den „Empfindungen eines Christen."

Zunächst allerdings ward diese noch ätherischer, überschwenglicher. In den „Psalmen" oder „Empfindungen eines Christen," die er 1755 dichtete, versuchte er den Ton Davidischer Begeisterung anzustimmen, brachte es aber nur zu einer frostigen und erzwungenen Nachahmung jener erhabenen Hymnen *).

Wie fiel' es Ihnen ein, daß Sie den fliehen sollen?
Indeß geschieht doch oft, daß er, bei warmem Blut,
Was Faunen faunisch thun, nach Platons Weise thut."

Vergl. „Ausgew. Briefe" 1. Bd. S. 158 ff., 240, 254, 290 u. s. w. — In seinem Alter behauptete Wieland einmal, er habe nie ein Frauenzimmer wegen ihrer äußern Schönheit geliebt, selbst Sophie nicht (Böttiger a. a. O. 2. Bd. S. 236). Mörikofer (a. a. O. S. 199) sagt über die damalige Periode Wielands: „In Zürich zeigt sich schon der Grundzug seines ganzen Wesens und seiner späteren Richtung. Er war hier schon völlig der Dichter der Liebe, und so wie bei ihm Leben und Poesie Eins war, so fühlte er sich auch, bei aller Reinheit der Sitten, gedrungen, eine reiche Lebenserfahrung durchzumachen. Von der mütterlichen Freundin, in deren Hause er lebte und deren Sohn er erzog, bis zu dem „Landfräulein, die in einem Leibe, aus dem man wenigstens drei englische Mädchen machen könnte, eine sehr idealische Seele hatte"; von der geistreichen Prima Donna bis zu dem jungen Mädchen, das nichts als hübsch und schlicht war, wurde ihm jedes Verhältniß zu einer eigenthümlichen Liebe."

*) Die Berliner hatten die innere Unwahrheit der Wielandschen Seelenstimmungen frühzeitig herausgefunden. Schon nach dem Erscheinen der „Sympathien" hatte Nicolai in seinen „Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" (1753) bemerkt: „Die Wielandsche Muse ist ein junges Mädchen, das auch, wie die Bodmersche, die Betschwester spielen will und, der alten Wittwe zu Gefallen, sich in ein altväterisches Käppchen einhüllt, was ihr gleichwohl nicht kleidet. Sie bemüht sich, eine anständige, erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur zu sehr hervorleuchtet, und es wäre ein merkwürdiges Schauspiel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin sich wieder in eine muntere Modeschönheit verwandelte." Selbst Bodmer schüttelte den Kopf zu der überschwenglichen Frömmigkeit Wielands, da er denselben gleichzeitig in allerhand Liebesverhältnissen befangen sah, an deren rein platonischen Charakter er nicht glauben wollte. „Er ist sehr fromm, sehr christlich geworden," sagte er kurz abbrechend, wenn von Wieland die Rede war. (Mörikofer a. a. O. S. 199.) Schon Wielands „Briefe Verstorbener" waren ihm zu künstlich überspannt. Er schrieb darüber an Heß: „Herr Wieland ist gerade jetzo beschäftigt, die Ohren zu den Reden zu spitzen, die über seinen Briefwechsel in den Himmel und aus dem Himmel geführt werden. Herr Canonicus Z. will nicht glauben, daß man im Himmel so unnatürlich rede." (Ebenda, S. 194.) Lessing in den Literaturbriefen 1. Bd. S. 38 warf den „Empfindungen" vor, sie enthielten mehr „erhitzte Einbildung" als eigentliche Empfindung, gäben

In der Zueignungsepistel, womit er die „Empfindungen“ an den Hofprediger Sack in Berlin sandte, findet sich jener heftige Ausfall gegen Uz, den Wieland selbst später schwer bereute und der ihm mit Recht so sehr verargt ward. Er ging darin so weit, Uz und die ihm Gleichgesinnten, die sogenannten Anakreontiker, als eine „Rotte schwärmender Anbeter des Bacchus und der Venus“, ja als eine „Bande epikureischer Heiden“ zu verketzern und Sack aufzufordern, „der Unordnung und dem Aergerniß“ zu steuern, welches „diese leichtsinnigen Witzlinge“ anrichten.

Nicht blos Lessing wies Wieland wegen dieses Ausfalles derb zurecht, sondern sogar der fromme Gellert fand sich gedrungen, Uz gegen die ihm gemachten Vorwürfe in Schutz zu nehmen*).

Umschlag nach der entgegengesetzten Seite: Wielands Briefe an Zimmermann, sein „Araspes und Panthea.“

Mit diesem stärksten Ausbruche einer wahrhaft fanatischen Verleugnung und Verketzerung aller sanfteren, sinnlichen Empfindungen hatte Wieland gleichsam die Grenzscheide seines inneren Entwickelungslebens erreicht. Von jetzt an sehen wir ihn Schritt um Schritt, und je weiter, je rascher, nach der anderen Seite herniedersteigen.

Diese Wendung in Wielands Lebensanschauung ward gefördert durch eine Bekanntschaft, die er in dieser Zeit machte. Zimmermann, damals Arzt in Winterthur, später bekannt geworden durch seine Schriften „über die Einsamkeit“ und „über den Nationalstolz,“ durch seine Beziehungen zur Freimaurerei und durch sein Verhältniß zu Friedrich II. in dessen letzten Lebenstagen, hatte seiner Natur nach eine gewisse Wahlverwandtschaft mit Wieland, insofern Beide in ihrem Wesen unstet, abspringend, wechselvoll waren; dagegen waren sie darin verschieden, daß Zimmermann, von einem vielseitigen Verkehr mit der Außenwelt

auch nicht den wahren Geist des Christenthums wieder, sondern blos eine „schöngeistige Auffassung“ desselben.

*) In einem Briefe an den Grafen Moritz Brühl. Uz selbst schrieb damals an einen Freund (noch ungedruckte Briefe von Uz, mir mitgetheilt von Prof. Henneberg in Meiningen) am 31. Juli 1757: „Dieser rasende Mensch kann mir nicht vergeben, daß ich der Schweizer gespottet und ihn nicht bewundern will. Er hat den Orthodoxen einen Kunstgriff abgelernt, seine Gegner anzuschwärzen. Er macht aus seiner Sache eine Sache der Tugend und der Religion und hetzt sogar die Theologen auf — und wider wen? Wider die armen Dichter, die ihren Wein und ihre Mädchen besingen.“

kommend, einer mehr gesammelten, auch literarischen Thätigkeit zustrebte, während Wieland aus der Bücher- und Ideenwelt, in welcher er bisher fast ausschließlich sich bewegt hatte, einen Ausgang ins Leben, in die Wirklichkeit suchte. Dem Letzteren imponirte die überlegene Welterfahrung seines neuen Bekannten, die kecke Weise, womit dieser frisch ins Leben hineinzugreifen, es zu packen und zu genießen verstand. Wir sehen ihn daher im brieflichen Verkehr mit Zimmermann ebenfalls so viel als möglich diese dem Leben zugewendete Seite seines Wesens hervorkehren, den Mann von Welt, den vorurtheilslosen Philosophen spielen, wahrscheinlich mit nicht weniger Uebertreibung oder Selbsttäuschung, als womit er im Kreise seiner platonisirenden oder frömmelnden Freundinnen den Platoniker und den christlichen Eiferer darstellte.

In der ersten Zeit dieser Bekanntschaft mit Zimmermann (Anfang 1756) schrieb Wieland diesem noch: „Die angenehmste Entdeckung war mir, als ich immer mehr in dem Gedanken bestärkt wurde, daß Sie auch in der Ueberzeugung von unserer heiligen Religion mit mir sympathisiren." Als Zimmermann ihm die physiologischen Forschungen des Engländers Hartley zur Beachtung empfiehlt, ist ihm die Tendenz dieser Schriften viel zu materialistisch: „Er wolle" — äußert er — „den Leib nur als das Sensorium und Instrument der Seele betrachtet wissen"*). Aber schon bei Uebersendung seiner „Empfindungen eines Christen" — nur wenige Monate später**) — bittet er ihn (gleich als schäme er sich bereits der Ueberschwenglichkeiten jener Dichtung): „Gehen Sie nicht nach Ihrer eilfertigen Art zu schließen und machen mich zu einem Seraph, Heiligen oder Luftgeist! Ich bin ganz und gar ein Mensch und schäme mich dessen nicht im Mindesten."

Im Anfange des Jahres 1758 ist er schon einen bedeutenden Schritt weiter. „Meine Moral", schreibt er, „hat nichts von der Moral der Kapuziner: ich trachte nach dem Charakter des Virtuosen Shaftesburys." Was er darunter meint, deutet er später an, indem er dieses Wort mit homme du grand monde übersetzt. Ausdrücklich sagt er sich von der Gemeinschaft mit Bodmers Ideen los, bereut seinen Ausfall auf Uz und gesteht sogar seine Liebe zu Prior und Gay, „ob-

*) Brief an Zimmermann vom 11. Mai 1756. („Ausgewählte Briefe," 1. Bd. S. 177.)

**) Desgleichen vom 7. Nov. 1756. (Ebenda, S. 228.)

gleich sie etwas fripons sind", — zu jenem Prior, dessen äußerst schlüpfrige Manier er ein paar Jahre nachher in seiner „Nadine" nur zu getreulich nachahmte! „Ich danke den Schriftstellern nicht", sagt er weiter, „die uns die Tugend häßlich schildern und uns verpflichten wollen, sie zu lieben". Mit Zimmermann glaubt er, daß der Weise alle seine — „innern und äußern" — Sinne ausbilden, alle seine Fähigkeiten üben und der ganzen Natur sich erfreuen müsse. Das sei die wahre Lebenskunst. Zwar inclinire er zu einem Platonismus, aber nicht zu dem fanatischen, von welchem Zimmermann mit so viel Recht ihn ablenken wolle *). Die Zeit, wo Young ihn entzückt habe, sei vorbei; er habe keine Lust mehr, vor der Zeit in die unsichtbaren Sphären zu reisen; er verlange nicht mehr, daß jeder Mensch ein Cato sein solle, und gebe sich nicht mehr damit ab, junge Mädchen in den Mysterien der platonischen Philosophie zu unterrichten **). Und noch vor dem Schlusse des Jahres 1758 ist er zu der Ueberzeugung gelangt, „ein wahrer Philosoph sei vor Gott ein vortrefflicheres Geschöpf, als ein einfältiger Christ ***)!"

Auch in seinen Schriften hatte Wieland inzwischen schon wieder einen andern Ton anzuschlagen begonnen. Nächst einem Trauerspiel: „Johanna Gray", wozu ihm wohl Lessings Sara Sampson den Anstoß und ein englisches Vorbild (von Nicolas Rowe) Stimmung und Erfindung gegeben †), hatte er sich wieder an einen größeren epischen Stoff,

---

*) „Ausgewählte Briefe", 1. Bd. S. 260.

**) Ebenda, S. 317.

***) Voilà — setzt er hinzu — bien de changements, mais qui ont été amenés par des degrés presque imperceptibles (1. April 1758). — Lessing wollte an eine solche Wandlung von innen nicht recht glauben. Er sagte in den Literaturbriefen: „Wenige Gelehrte werden eine mehr doppelte Rolle gespielt haben als Herr Wieland. So viel ist unwidersprechlich, daß seine ersten Werke ihn auf einem ganz anderen Wege zeigten, als ihm hernach zu betreten beliebt hat. Wenn diese Veränderung durch den eigenen Mechanismus seiner Seele erfolgt ist, so werde ich nicht aufhören, mich über ihn zu verwundern. Ist sie aber durch äußere Umstände veranlaßt worden, hat er sich aus Absichten mit Gewalt in seine jetzige Denkungsart versetzen müssen, so bedaure ich ihn aus dem Innersten meiner Seele."

†) Lessing in den Literaturbriefen tadelte daran neben dem Mangel an Originalität (eine Menge Stellen waren, wie Lessing nachwies, wörtlich übersetzt) hauptsäch-

„Cyrus", gewagt. Diesmal war ihm die Anregung vom wirklichen Leben, durch die Eindrücke des siebenjährigen Krieges, gekommen *). Auch dieses Gedicht blieb Bruchstück. Dagegen arbeitete er eine Episode daraus, „Araspes und Panthea", in halb dramatischer, dialogisirter Form zu einer besonderen Dichtung aus. Und hier zeigt sich schon im vollen Maße der beginnende Wiederdurchbruch jener zwischen sinnlichen Reizungen und moralischer Entsagung schillernden Weise, die Wieland früher im „Anti-Ovid" und in den Moralischen Erzählungen angeschlagen, eine Zeit lang aber, unter der Einwirkung anderer Einflüsse, gänzlich verlassen hatte. Die lüsternen, verführerischen Bilder spielen wieder eine Hauptrolle; zuletzt freilich läuft Alles noch in eitel Entsagung, Heldenmuth, Tugend und rührende Empfindung aus. Wieland suchte sich gegen Zimmermann zu rechtfertigen: er habe nur darum den Araspes „so schlimm", d. h. so sinnlich leidenschaftlich gemacht, „damit Arasambes Gelegenheit habe, recht viel schöne Sachen zu sagen" **).

Unterdessen war Wieland auch äußerlich den Zürcherischen Einflüssen entrückt worden. Er hatte sich (1759) als Erzieher mehrer junger Leute nach Bern begeben.

In Bern waren die Einströmungen französischen Geistes überwiegend. An weiblichem Umgange fehlte es dem Dichter auch dort nicht. Besonders fesselte ihn eine junge Dame von fast männlichem Verstand und Charakter, Demoiselle Julie Bondeli, deren pikantes Wesen ihn zwar

---

lich den Mangel an individualisirender Charakteristik in den Personen. Es seien alles „gute liebe Leute," aber weiter Nichts.

*) „Mein Cyrus," schreibt er an Zimmermann am 24. Februar 1758 („Ausgewählte Briefe," a. a. O.), „gleicht sehr einem großen König; er spricht gut, weiß Krieg zu führen, liebt aber auch die Friedenskünste, hat ein edles Herz, macht aber keine Verse und spielt nicht Flöte." Uebrigens ist auch hier viel Nachahmung, so z. B. in der fast wörtlichen Nachbildung des Voltaireschen Anfangs der Henriade: Descends du haut des cieux, woneben auch das Tassosche: E in van l'inferno a lui s'oppose anklingt.

**) A. a. O. 1. Bd. S. 242. Hier ein paar Züge zur Charakteristik dieser Dichtung! Araspes sieht Panthea im Bade. Er beschreibt dies dem Arasambes mit dem Hinzufügen: „Ich war lauter Seele, die, in Bewunderung verloren, ganz vergaß, daß sie einen Körper habe." Gleich darauf sagt er jedoch, er wolle Panthea „auf menschliche Weise" lieben, und spricht von den „Vorempfindungen des Glückes in ihren willigen Armen." Auch Arasambes moralisirt viel über „seelische" und „sinnliche" Liebe.

erst abstieß, bald aber um so stärker anzog, so daß er eine Zeit lang ernstlich an eine dauernde Verbindung mit ihr dachte*).

Indeß war seines Bleibens in Bern nicht lange; schon im folgenden Jahre kehrte er in seine Vaterstadt Biberach zurück, wo ihm die Stelle eines Kanzleidirectors — ein ziemlich subalterner Posten bei der städtischen Verwaltung — angeboten worden war.

Wieland in Biberach. Stoff zu den „Abderiten"; Entwurf des „Agathon".

Das Leben der kleinen, in Spießbürgerlichkeit und Zopfthum tief versunkenen Reichsstadt enthielt nichts, was einem Geiste wie Wieland Nahrung oder Befriedigung hätte gewähren können. An einem anregenden Umgange fehlte es gänzlich. Kaum daß von der tagesläufigen Literatur einmal sich Etwas in jenen abgelegenen Winkel verlor**). Selbst von wissenschaftlichen Hülfsmitteln sah er sich fast gänzlich entblößt. Das gesellige und bürgerliche Leben bewegte sich im engsten Gesichtskreise. Sein darüber hinausstrebendes geniales Wesen war seinen Mitbürgern theils ein unverstandenes Räthsel, theils ein offenes Aergerniß***). Wieland hat die Beobachtungen und Erfahrungen, die er bei seiner amtlichen Stellung in Biberach gemacht, viel später mit treffender Satire zu jenem lebensvollen Bilde eines kleinen, geistig beschränkten und verkommenen Gemeinwesens verarbeitet, das wir in seinen „Abderiten" (1773) bewundern. Damals jedoch war er zur Satire nicht aufgelegt. Die nüchterne Prosa seines äußeren Berufs drückte ihn schwer darnieder, und überdies befand sich sein inneres Leben in

*) In seinen spätern Lebensjahren sprach sich Wieland über dieses Verhältniß so aus: „Wir befanden uns beide, die Dame sowohl als ich, in einer mehr als gewöhnlichen Stimmung zu der Art von Schwärmerei, die sich das Uebersinnliche gern versinnlichen möchte. Kurz, unsere Seelen zogen einander an; unvermerkt entspann sich eine zärtliche Freundschaft zwischen uns; unvermerkt verwandelte sich diese in eine Art von platonischer Liebe, und zuletzt würde auch diese sich in eine rein menschliche Art zu lieben herabgestimmt haben, wenn die Dame nicht besonnener als ich gewesen wäre und in ihrer Weisheit beschlossen hätte, mich allmälig mit guter Art zu entfernen und die Frau eines Zürchschen Magnaten zu werden." (Mörikofer a. a. O., S. 198.)

**) Wieland versichert (wohl etwas übertreibend), erst 1769 eigentlich erfahren zu haben, wie großes Glück seine bis dahin veröffentlichten Sachen bereits im übrigen Deutschland gemacht hätten.

***) Vergleiche besonders den Brief Wielands an Zimmermann vom 5. Januar 1762. („Ausgewählte Briefe," 2. Bd. S. 162 ff.)

einem noch ungelösten Widerspruch. Um sich selbst abzuklären, begann er eine Art von Selbstbekenntniß oder Roman seines eignen Lebens zu schreiben. Das ist der Ursprung des „Agathon", den er gegen das Ende des Jahres 1761 anfing, mit großen Unterbrechungen fortsetzte und erst 1766 vollendete*). Am Schlusse des Jahres 1762 war er noch schwankend, nach welcher Seite hin Agathon, d. h. er selbst, sich wenden, worin er sein Lebensglück suchen und finden werde**).

Entscheidende Krisis. — Bekanntschaft Wielands mit dem Grafen Stadion und seinem Kreise. Völliger Durchbruch der sinnlichen Richtung in ihm. „Don Sylvio von Rosalva"; die „Komischen Erzählungen".

Inzwischen hatte er aber schon um die Mitte des Jahres 1762 eine Bekanntschaft gemacht, welche für die Beschleunigung der Krisis in seinem Innern von entscheidendem Einfluß ward. Auf dem Schlosse Warthausen, das eine kleine Stunde von Biberach in anmuthiger Gegend lag, von Gärten und englischen Parkanlagen umgeben, lebte Graf Stadion, ehemaliger erster Minister des Kurfürsten von Mainz, ein schon bejahrter Mann, aber noch voll Kraft und Feuer, in seinem Wesen halb Franzose, halb Engländer, ein großer Freund der Künste und Wissenschaften, ein erfahrener Weltmann und ein gewandter, liebenswürdiger Gesellschafter. Er hatte um sich einen Kreis von Personen, welche durch Geist, Witz, Belesenheit und feine Sitten die anziehendste Gesellschaft bildeten. Unter ihnen befand sich auch als Vertrauter und Factotum des Grafen Herr von Laroche, der Gemahl Sophiens, mit welcher Wieland somit wieder in nähere Berührung kam. In diesem Kreise führte man das angenehmste Leben von der Welt, getheilt zwischen Lectüre, Gespräch, den Freuden der Tafel,

*) „Ich habe," schreibt er am 5. Januar 1762 an Zimmermann, „vor etlichen Monaten einen Roman angefangen, welchen ich die Geschichte des Agathon nenne. Ich schildere darin mich selbst, wie ich in den Umständen Agathons gewesen zu sein mir einbilde, und mache ihn am Ende so glücklich, als ich zu sein wünschte." (Ebenda S. 164.) Er sandte ihn bruchstückweise an Zimmermann und an einige seiner älteren Züricher Freunde.

**) Am 20. Dezember 1762 schreibt er demselben: „Der Himmel weiß, was aus dem guten Enthusiasten A. noch werden kann, und ich stehe Ihnen nicht dafür, daß er nicht in seinem 40. Jahre in die Arme der schönen Danae zurückkehren wird, aus denen er sich im 25. losgerissen; freilich wird die Danae alsdann ein sehr altes Mädchen sein; aber hat nicht Ninon in ihrem 80. Jahre noch die lebhaftesten Begierden erregt? Und dann — giebt es auch ein Alter für die freundschaftliche Liebe?" (Ebenda, S. 203.)

reizenden Spaziergängen und, zum Schluß, der Aufführung eines Concerts von Jomelli, Graun oder andern Meistern *).

Hierher flüchtete sich Wieland aus der Prosa seiner Geschäfte und der Philisterhaftigkeit seiner alltäglichen Umgebungen, so oft er nur konnte. Hier, im Verkehr mit weltgewandten Personen, sowie in der Lectüre der französischen und englischen Schriftsteller, die er in des Grafen Bibliothek fand, ging ihm eine ganz neue Anschauung vom Leben und seinen Zwecken auf. Die in Zürich begonnene, in Bern fortgesetzte innere Wandlung seines Wesens vollendete sich jetzt mit beschleunigter Schnelligkeit. „Ich bin ein Anderer geworden", schreibt er am 2. Nov. 1762 an Zimmermann, „ich habe aufgehört, Schwärmer, Ascet, Prophet und Mystiker zu sein und bin wieder da angelangt, von wo ich vor zehn Jahren ausgegangen. Plato hat dem Horaz, Young dem Chaulin, die Harmonie der Sphären hat den Arien Galuppi's und den Symphonien Jomelli's, der Nektar der Götter hat dem Tokaier Ungarns den Platz geräumt" **).

Wohl fühlte er selbst, daß der Sprung aus den sublimen Regionen

---

*) „Ausgewählte Briefe," 2. Bd. S. 181 ff.

**) Ebenda, S. 195. — Die Erklärung, welche Wieland ebendort von dieser in ihm vorgegangenen, „oder vielmehr," wie er selbst sagt, „nur vollendeten" Verwandlung zu geben versucht, scheint mir dunkel und unbefriedigend. Die vielen Unglücksfälle und Unannehmlichkeiten, die er in den letzten Jahren zu bestehen gehabt, meint er, hätten ihn das Eitle der „großen Worte und der glänzenden Einbildungen" erkennen lassen, die „so verführerisch wären an der Seite einer Guyon oder Rowe, in einer angenehmen Einsamkeit, bei einer so lebhaften Phantasie wie die seinige, und wenn man sich damit für den Mangel aller sinnlichen Vergnügungen entschädigen müsse." Was aus dieser Erklärung für mich hervorgeht, ist einzig und allein die Bestätigung der Ansicht, zu der aber schon der bisherige Lebenslauf Wielands in genügender Weise Anleitung giebt, daß Wielands Idealismus nicht gleich dem Klopstocks auf einer von Hause aus starken Schwungkraft des Geistes beruhte, sondern mehr eine krankhafte Ueberreizung und Ueberspannung war, und daß den Grundton seines Wesens, wie er dies auch einmal selbst ausspricht, der Trieb nach Glückseligkeit, nach Vergnügen und Wohlbefinden bildete. Sonst hätte er, wie Klopstock in seiner entbehrungsvollsten Zeit in Langensalza, gerade bei größter äußerer Bedrängniß am meisten in der innern Erhebung seine Zuflucht finden müssen. Statt dessen versagte ihm jetzt die Kraft des eigenen Aufschwungs, und nur die äußern Reizungen eines behaglichen, sinnlich-geistigen Genußlebens, wie er es in dem Kreise zu Warthausen fand, vermochten ihn aus der gedrückten Stimmung, in welche ihn seine alltäglichen Lebensumstände versetzten, herauszureißen.

der Schwärmerei platt herab auf die Erde fast etwas zu groß und daß es für ihn schwierig sei, sich einfach als Mensch, mit allen Trieben und Gefühlen eines solchen, zu zeigen, nachdem er so lange den Begeisterten, den Seraphiker gespielt. Aber er glaubte es sich selbst schuldig zu sein, ohne Ziererei oder Zurückhaltung sich zu den veränderten Ansichten zu bekennen, welche ihm als Ergebniß bereicherter Erfahrung aufgegangen wären *).

So warf er sich gleichsam mit ganzem Leibe mitten in die neue Strömung hinein. Den Faden der langsam stetigen Entwickelung von innen heraus, den er im „Agathon“ zu spinnen angefangen, ließ er ruhen und ging an eine andere Dichtung, worin er seiner bisherigen idealen Denkweise mit Einem Male und in der schroffsten Form absagte. Er schrieb einen Roman in der Manier des Don Quixote, „Don Sylvio von Rosalva oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei“ (verfaßt 1762—63, herausgegeben 1764). Schon der Titel verräth das Absichtliche, Tendenziöse der Dichtung. Nicht blos die abergläubische Lust am Wunderbaren, sondern auch die schwärmerische Hinneigung zum Idealen, überhaupt jede höhere, über das Gewöhnliche hinausstrebende Empfindung erfährt hier bittern Spott, und nur der nüchterne, auf das platteste Wohlbehagen gerichtete Verstand behauptet sich als wahre Lebensklugheit.

War hier mehr das verneinende Element der Ironie und Satire vorherrschend, dem nur einzelne cynische Schilderungen als Würze dienten, so ergoß sich dagegen in den „Komischen Erzählungen“ **) (1765) der Strom sinnlicher Phantasie in voller, entfesselter Ungebundenheit. Was waren gegen die hier mit breitestem Behagen und gesuchter Lüsternheit ausgemalten wollüstigen Scenen die harmlosen Scherze eines Uz, um deretwillen Wieland einst diesen so hart angelassen hatte ***)?

---

*) „Ausgewählte Briefe,“ 2. Bd. S. 195.

**) Z. B. „Das Urtheil des Paris“, „Endymion.“

***) Wieland selbst schrieb an Geßner bei Zusendung einer jener komischen Erzählungen, des „Endymions“: „Wenn ich mich zu schämen habe, so ist es wegen aller der puerilen Extravaganzen, wozu mich die platonische Schwärmerei meiner Jugend verleitet hat und wozu auch die alberne Severität gegen Uz und andere ehrliche Leute gehörte.“ („Auswahl denkwürdiger Briefe,“ 1. Bd. S. 9.) — Dazwischen hatte er wieder Momente, wo er mit Bedauern auf die entflohenen Zeiten „jugendlicher Ein=

Die schweizerischen Bekannten Wielands, besonders die sittenstrengen Züricher, waren außer sich über diese „unsittlichen, unanständigen Erzählungen;“ selbst Zimmermann zeigte sich betroffen und rieth von der Verfolgung des betretenen Weges ab *).

Ausgebildete Philosophie des geistig-sinnlichen Lebensbehagens: „Agathon“, „Musarion“ rc.

Vielleicht ward dies für Wieland ein Grund, im „Agathon“, zu dem er jetzt zurückkehrte, mehr Maß zu halten, besonders den Ausgang des Romans weniger leichtfertig zu gestalten, als er anfangs wohl beabsichtigt haben mochte. Wieland läßt seinen Helden, einen Schüler des Plato, mit dem Sophisten Hippias zusammentreffen, dem Vertreter einer ganz entgegengesetzten Lebensanschauung. Dieser sucht ihn zu überzeugen, daß das einzige zwingende Gesetz für den Menschen die Stimme der Natur sei, daß der Mensch Alles dürfe, was er könne, so lange er dadurch nur Andern nicht schade; daß der Mensch ein Recht habe auf alles das, was seine Triebe ihm begehrenswerth machen. Da Agathon gegen diese Lehren taub bleibt, verbindet Hippias sich mit der schönen und geistreichen Buhlerin Danae, einer Schülerin der Aspasia, die durch jede Art von seelisch-sinnlichem Reiz, durch die Grazie des Tanzes wie durch witzig-belebtes Gespräch ihn zu fesseln und ganz in ihre Netze zu ziehen weiß. Eine Zeit lang lebt Agathon mit ihr ein Leben voll Entzückungen, getheilt zwischen sinnlicher Wollust und verfeinertem geistigen Verkehr. Endlich erwachen seine idealeren Regungen wieder; er erkennt, daß ein Schwelgen im bloßen Genusse des Weisen unwürdig sei; er verläßt Danae und begiebt sich nach Syrakus zum Tyrannen Dionysos, den er durch seinen Rath zu einem milden Regenten zu machen versucht. Er wird aber, weil er dadurch den Eigennutz der bisherigen Rathgeber des Dionysos verletzt, bei dem Tyrannen angeschwärzt und von diesem in den Kerker geworfen. Wieder in Freiheit gesetzt, kommt er nach Tarent zum Archytas, und lernt von diesem jene mäßige Weisheit, die den Menschen nicht wie die Ideallehre Plato's gänzlich der Wirklichkeit entrückt, vielmehr ihn nur diese Wirklichkeit selbst von ihrer besten Seite kennen lehrt. In dieser Gemüthsstimmung trifft er wieder

---

falt und Reinigkeit der Seele“ zurückblickte, in denen „der bloße Ton der Stimme, das leiseste Berühren der Hand der Geliebten sein ganzes Wesen erfüllte.“ („Ausgewählte Briefe,“ 2. Bd. S. 258.)

*) „Ausgewählte Briefe,“ 2. Bd. S. 241, 254, 262, 266; „Auswahl denkwürdiger Briefe,“ 1. Bd. 1. 2. 3. 14. Brief.

mit Danae zusammen. Auch sie hat inzwischen die heftigeren Regungen der Leidenschaft verlernt, auch sie sucht jetzt das Glück in den sanfteren Freuden der Weisheit, bestärkt daher Agathon in seinen Vorsätzen und bietet ihm statt der vormaligen Liebe das dauerndere Bündniß einer Freundschaft der Seelen an.

So klingt der „Agathon" immer noch ziemlich idealistisch aus. Der Genuß des irdischen Daseins auch nach seiner sinnlichen Seite wird zwar als vollberechtigt anerkannt, die Uebertreibungen einer Philosophie der bloßen Entsagung oder Entsinnlichung werden gerügt; aber die Sinnlichkeit selbst erscheint gemildert durch einen Zusatz seelischer Grazie und durch die Beschränkung auf ein weises Maß. Kecker tritt das faunische Element hervor in der nächsten Erzählung Wielands: „Idris und Zenide" (ebenfalls 1766). Der Schwärmer Idris klagt seinem leichtblütigeren Freunde Ithifall, daß seine Geliebte allzu kalt bleibe bei den zärtlichsten Betheuerungen seiner Liebe. Ithifall verlacht ihn, daß er mit Worten um Liebesgunst werbe; er solle mehr wagen, dann werde er glücklicher sein. In lüsternen Bildern wird sodann geschildert, wie gerade die Momente schwärmerischer Verzückung der Seelen diejenigen seien, in denen auch die sinnliche Empfindung am leichtesten zu ihrem Rechte gelange*).

Dagegen athmet wieder „Musarion" (1768) jene gemäßigtere Lebensphilosophie, welche die Mitte hält zwischen der unnatürlichen Entsagung des Schwärmers und einem blos rohen Sinnesgenuß, jene „harmonische Vereinigung", wie der Dichter es ausdrückt, „von Weisheit und Natur." Wie im Agathon die hohen Ideen des Plato, so werden hier einerseits die herbe Sittenstrenge der Stoa, andererseits die pathetische Weisheit der Pythagoräer verspottet. Der Stoiker wie der Pythagoräer, Beide zeigen sich gleich unvermögend, den Reizungen der Sinnlichkeit zu widerstehen, und fallen aus ihren luftigen Höhen platt auf die Erde herab, der Eine vom Bacchus, der Andere von der Venus besiegt. Ueber Beide triumphirt

*) Eine dieser Stellen ward oben Seite 193 angeführt. Wieland hat später selbst an dieser wie an anderen seiner Dichtungen aus der gleichen Periode Manches geändert, gemildert: für die Beurtheilung seiner innern Entwicklungsgeschichte, wovon jede dieser Dichtungen gleichsam ein Bruchstück ist, kommen natürlich solche spätere Aenderungen nicht in Betracht, wie sie denn auch von den Wirkungen nichts ungeschehen machen konnten, welche die ursprüngliche Fassung auf die Nation hervorgebracht.

Musarion, die Vertreterin jener „reizenden Philosophie“, die sich nicht anmaßt, über allem Sinnlichen und Irdischen erhaben zu sein, ebensowenig aber sich von diesem ganz gefangen nehmen und zur Sclavin machen läßt. Sie heilt den schwärmerischen Jüngling Fanias von seiner idealistischen Ueberschwenglichkeit, hält ihn aber auch, da er, ins andere Extrem fallend, in sinnlicher Liebe für sie entbrennt, in weisen Schranken und leitet ihn an zu jener heiteren Ruhe, die das Leben genießt, so viel sie kann, zufrieden entbehrt, was das Schicksal ihr versagt, und weder von heftigen Schmerzen, noch von leidenschaftlichen Trieben aus ihrem Gleichmaße gebracht wird*).

Allgemeine Charakteristik der Dichtungen Wielands aus dieser und der späteren Zeit.

Das gleiche Thema hat Wieland seitdem noch in zahlreichen Dichtungen — den „Grazien“, den „Dialogen des Diogenes“, dem „Neuen Amadis“ u. a. m. —

*) Die Quintessenz dieser Lebensphilosophie findet sich in den nachstehenden viel citirten Versen ausgedrückt:

„Die hohe Schwärmerei taugt meiner Seele nicht,
So wenig als Theophrons Augenweide:
Mein Element ist heitre, sanfte Freude,
Und alles zeigt sich mir im rosenfarbnen Licht.
Ich liebe dich mit diesem sanften Triebe,
Der, Zephyrn gleich, das Herz in leichte Wellen setzt,
Nie Stürm' erregt, nie peinigt, stets ergötzt.
Wie ich die Grazien, wie ich die Musen liebe,
So lieb' ich dich. Wenn dies dich glücklich machen kann,
So fängt dein Glück mit diesem Morgen an,
Und wird sich nur mit meinem Leben enden.
. . . .
Die reizende Philosophie,
Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
Vergnügt genießt, und gern den Rest entbehrt;
Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite
Betrachtet, dem Geschick sich unterwürfig macht,
Nicht wissen will, was alles das bedeute,
Was Zeus in räthselhafte Nacht
Vor uns verbarg, und auf die guten Leute
Der Unterwelt, so sehr sie Thoren sind,
Nie böse wird, nur lächerlich sie find't
Und sich dazu, sie drum nicht minder liebet;
Den Irrenden bedau'rt, und nur den Gleißner fliehet.“

behandelt. Die Anpreisung einer Lebensphilosophie des heiteren Behagens, der harmonischen Ausbildung und Uebung aller Anlagen der menschlichen Natur, der sinnlichen wie der geistigen, zum Zweck der Verschönerung des menschlichen Daseins, dies, nebst der Verspottung jeder Art von Schwärmerei, Idealisterei, Prüderie, Sentimentalität oder Scheinheiligkeit, bildet von jetzt an den gleichmäßigen Grundton seiner Poesie, und weder sein äußerer Lebensgang noch der Einfluß des neben ihm rastlos fortschreitenden geistigen Lebens der Nation vermag daran wesentlich etwas zu ändern. Zwar scheint es, als ob der Aufenthalt in dem lockern Erfurt (wohin er 1769 als Professor der Philosophie an der dortigen höheren Schule unter sehr günstigen Bedingungen berufen ward) und der Umgang mit Männern wie Riedel, Bahrdt u. A., seine Vorliebe für das Schlüpfrige und Derbsinnliche noch mehr hätte entfesseln müssen, und in der That könnten sowohl der ganze „Combabus“, als zahlreiche Stellen im „Neuen Amadis“ und auch im „Diogenes“ diese Vermuthung gar wohl bestätigen; doch ist der Ton in diesen Schriften im Ganzen wie im Einzelnen kaum frivoler, als in den „Komischen Erzählungen“, ja ihr Grundgedanke sogar, wenn man will, einigermaßen mehr idealistisch, denn im „Neuen Amadis“ trägt nicht körperliche, sondern geistige Schönheit den Sieg davon, Diogenes erscheint als Vertreter einer durch Philosophie gemäßigten Sinnlichkeit, und im „Combabus“ ist der Zweck des Helden sogar ein streng sittlicher, nur das Mittel ist cynisch und enthält eine Satire auf die sittliche Kraft des Menschen zur Entsagung. In Weimar andererseits, wohin Wieland im Jahre 1772 von Erfurt übersiedelte, um die Leitung des Erbprinzen Carl August zu übernehmen, und wo er bis an sein Lebensende blieb, mußte wohl der persönliche Einfluß und das Beispiel von Männern wie Herder, Goethe, Schiller auf seine empfängliche und leichtbestimmbare Natur einigermaßen abklärend und vertiefend wirken, und die Spuren dieser Wirkungen sind auch sowohl in dem gehalteneren Ernst seiner größeren philosophischen Romane, „Peregrinus Proteus“, „Agathodämon“ u. a., als in dem harmloseren Tone der, von frivolisirender Absichtlichkeit leidlich freien Mährchendichtungen aus dieser Zeit*) unschwer zu erkennen. Allein dazwischen kommt doch

*) Die meisten der letzteren dichtete Wieland auf Goethe's Anregung, wie dieser versichert. (Eckermann's „Gespräche mit Goethe“, 1. Bd. S. 344.)

auch wieder, sogar bei dem schon zum Greis gewordenen Dichter, bisweilen der Faun zum vollen Durchbruch, so z. B. in der „Wasserkufe“ (1795).

„Oberon“ und „Abderiten“. — Die literarische und die kulturgeschichtliche Bedeutung Wielands.

Wie dem auch sei, gewiß ist, daß eine eigentlich neue oder veränderte Lebensanschauung des Dichters in diesen späteren Erzeugnissen seiner Muse nicht zu Tage tritt. Was den „Oberon“ anbelangt, wohl die einzige Dichtung Wielands (etwa die „Abderiten“ ausgenommen), die auch vor dem heutigen Zeitgeschmacke bestehen kann und daher noch immer nebst jenen eine geachtete Stelle in der Literaturgeschichte behauptet, so steht sie gänzlich außerhalb der tendenziösen Richtung, welche die anderen kennzeichnet, und vielleicht ist es gerade diese Harmlosigkeit und Tendenzlosigkeit, welcher sie nächst den vielen glänzenden Eigenschaften, die sie mit jenen theilt, der Leichtigkeit und dem Wohllaute des sprachlichen Ausdrucks, dem Reiz und Reichthum der Schilderungen, den feinen psychologischen Beobachtungen u. a. m. den Erfolg größerer Unvergänglichkeit zu danken hat.

Wir halten uns bei diesen formalen Vorzügen der Wielandschen Poesie nicht auf. Ihre Würdigung ist Sache der Literaturgeschichte. Diese mag auch die Frage entscheiden, wie hoch das Verdienst Wielands anzuschlagen sei, durch eine glückliche Nachahmung der anmuthigen, geistreichen, witzigen Dichtweise der Franzosen, Italiener und Engländer, eines Voltaire, Crebillon, Boccaccio, Shaftesbury u. A., die höheren Gesellschaftsklassen Deutschlands von der ausschließlichen Vorliebe für diese fremden Literaturen abgezogen und daran gewöhnt zu haben, auch an deutschen Literaturwerken Geschmack zu finden, und ob es damit nicht eine ähnliche Bewandtniß habe wie mit den Bestrebungen Gottscheds, an die Stelle des französischen Theaters ein deutsches im französischen Style zu setzen. Wielands literaturgeschichtliche Bedeutung — und um diese ist es uns hier zu thun — liegt ganz wo anders; sie reicht viel weiter hinab auch in die breiteren Schichten der Nation, den gebildeten Mittelstand, sie ist viel tiefer mit der Gesammtentwickelung des geistigen Lebens unseres Volkes verkettet, als jene doch immer nur sehr beiläufigen und für den nationalen Kulturfortschritt im Ganzen wenig belangreichen Geschmacksliebhabereien der sogenannten guten Gesellschaft.

Wieland glich den Dichtern der Empfindsamkeit und namentlich den Seraphikern darin, daß auch bei ihm Leben und Dichten in Eins zusammenfiel, daß, wie er selbst sagt, „die Geschichte seiner Werke zugleich die Geschichte seines Geistes und Herzens, in gewissem Sinne seines ganzen Lebenslaufs ist“*). Doch haben seine Dichtungen vor denen der Empfindsamkeitsdichter das voraus, daß sie nicht blos eintönige Stimmungen, sondern ganze Situationen mit mehrfach wechselnden, auch contrastirenden Empfindungen, abspiegeln, also den Reiz der Mannigfaltigkeit und der Entwickelung an sich tragen. Dies kommt daher, daß Wieland sich nicht blos in einer, sondern in beiden Welten, der übersinnlichen und der sinnlichen, bewegte, und zwar in der letztern viel rückhaltloser und mit viel größerer Vorliebe, als in der erstern**). Aus diesem Grunde wählte auch Wieland für seine Dichtungen meist die Form des Romans, und ward so für die deutsche Literatur der Schöpfer jener Gattung von Romanen (wir möchten sie psychologische oder auch pathologische nennen), in welchen der Dichter gleichsam sein eigener Held ist, in welchen er sein Werden oder Gewordensein, die Entfaltungen und Wandlungen seines innersten Seelenlebens abmalt.

Wieland als Schöpfer des psychologischen Romans.

Das gilt nicht blos vom „Agathon“, von welchem Wieland ausdrücklich eingesteht, daß er darin sich selbst habe schildern wollen; das gilt gleichermaßen vom „Musarion“, vom „Diogenes“ und noch von vielen anderen seiner Erzählungen; in jeder derselben tritt eine bestimmte Seite seines Wesens, eine bestimmte Phase seines Denkens und Empfindens hervor.

Darin allerdings zahlte er noch dem Geiste seiner Zeit seinen Tribut, daß er es nicht wagte, mit offenem Visir und in eigener Gestalt auf die Bühne herauszutreten, vielmehr die Personen und die Scenerien seiner Romane möglichst weit hinweg in ferne Zeiten und in ferne Gegenden verlegte, gleich als wollte er dadurch jede Vergleichung zwischen der Dichtung und der Wirklichkeit von vornherein abschneiden. Er

*) S. den „Vorbericht“ zu Wielands „Sämmtlichen Werken“, im 1. Bd. derselben.

**) „Er gefiel sich“, wie Goethe sagt („Werke“, 23. Bd. S. 90) „im Widerstreit beider Welten, wo sich zwischen Scherz und Ernst, im leichten Gefecht, sein Talent am Allerschönsten zeigte.

folgte darin gewissermaßen dem Beispiele der Anakreontiker, welche auch ihre Liebeshuldigungen meist an eingebildete Namen aus der griechischen Heroen- oder Schäferwelt, nicht an bestimmte Persönlichkeiten aus der Gegenwart, richteten. Aber, wie Klopstock an die Stelle jener Chloen, Alkmenen u. A. seine Fannys und Metas gesetzt hatte, so bedachten sich auch die Nachfolger Wielands nicht, die Romane ihres Lebens aus dem fernen Griechenland nach Deutschland oder in dessen Nachbarschaft, aus dem Alterthum in die unmittelbare Wirklichkeit zu verlegen, ja zum Theil (wie Thümmel in seinen „Reisen ins mittägliche Frankreich") sich selbst persönlich als die Helden der geschilderten Erlebnisse ungeschminkt darzustellen.

Seine Mängel in dieser Hinsicht.

Der Kampf zweier Welten, der übersinnlichen und der sinnlichen, um die menschliche Seele, den Wieland in seinen Dichtungen als die Geschichte seines Lebens schildert, erscheint bei ihm freilich lange nicht unter jenen großartigen Verhältnissen und mit jener erschütternden Wahrheit, womit später Goethe in seinem „Faust" ihn zu einem so gewaltigen Seelendrama gestaltet. Wielands mehr philosophische als poetische Natur erfaßte dieses Problem nicht mit der Vollgewalt des Gefühls, sondern nur mit der dialektischen Schärfe des Verstandes, mehr witzig als gemüthvoll, mehr ironisch als tragisch. Er besaß weder die volle Hingebung der Begeisterung, um sich mit ganzer Seele in die erhabenen Tiefen des Uebersinnlichen zu versenken, noch aber auch die rechte Naivetät der Leidenschaft, um sich rückhaltlos dem Taumel der Sinne anzuvertrauen. Selbst bei dem höchsten Fluge seiner Schwärmerei konnte er sich eines liebäugelnden Blickes nach den Reizen der Sinnlichkeit nicht enthalten, und selbst bei dem frivolsten Tändeln mit diesen Reizen schien ihn bisweilen eine geheime Scheu vor eben jenem Höheren, das er verspottete, zu beschleichen *). Wie man mit Recht dem Ernst oder doch der Dauerhaftigkeit seiner Gesinnungen mistraute, wenn er den Platoniker oder gar

*) In Bezug auf das Erstere s. die Note auf S. 183, 190 oben. Was das Letztere betrifft, so hat Goethe dies sehr fein angedeutet, wenn er von Wieland sagt (a. a. O. S. 91): „Man verzieh ihm, wenn er das, was man für ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um so eher, als er dadurch zu erkennen gab, daß es ihm selbst immerfort zu schaffen mache."

den überchristlichen Mystiker spielte*), so fehlt ihm auch die überzeugende und mitfortreißende Gewalt sinnlicher Empfindung, wie raffinirt lüstern und verführerisch er auch die Reizungen der Sinnlichkeit, die Lust, zu verlocken oder verlockt zu werden, schildern mag. Immer ist es, als wäre bei diesen Schilderungen nicht das ganze, tiefste Wesen des Dichters, sondern nur der kalte, berechnende Verstand betheiligt; als käme es ihm nur darauf an, wie ein Redner Effect zu machen oder wie ein Professor seine Thesen durchzuführen und mit Beispielen aus dem Leben zu illustriren**). Wieland hatte dem Vorwurf der Schlüpfrigkeit seiner Schriften die Reinheit seines Lebenswandels entgegengehalten, dabei aber nur nicht bedacht, daß, indem er sich so als Mensch rechtfertigte, er sich als Dichter selbst anklagte, indem er seine Darstellungen des Mangels innerer Wahrheit zieh***). Daher

---

*) Vgl. die Note auf S. 196 oben.

**) Schiller in seiner Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung" macht darüber die treffende Bemerkung: „Auch die bedenklichsten Schilderungen Wielands von dieser (der sinnlichen) Seite haben keine materielle Tendenz . . . Aber Wieland scheint mir von dem ganz eigenen Unglück verfolgt zu sein, daß dergleichen Schilderungen durch den Plan seiner Dichtungen nothwendig gemacht werden. Der kalte Verstand, der den Plan entwarf, forderte sie ihm ab, und sein Gefühl scheint mir so weit entfernt, sie mit Vorliebe zu begünstigen, daß ich in der Ausführung selbst immer noch den kalten Verstand zu erkennen glaube. Und gerade diese Kälte in der Darstellung ist ihnen in der Beurtheilung schädlich, weil nur die naive Empfindung dergleichen Schilderungen ästhetisch sowohl als moralisch rechtfertigen kann. Ob es dem Dichter erlaubt ist, sich bei Entwerfung eines Plans einer solchen Gefahr auszusetzen, und ob überhaupt ein Plan poetisch heißen kann, der (ich will dies einmal zugeben) nicht kann ausgeführt werden, ohne die keusche Empfindung des Dichters sowohl als seines Lesers zu empören, und Beide bei Gegenständen verweilen zu machen, von denen ein veredeltes Gefühl sich so gern entfernt, — dies ist es, was ich begreifen und worüber ich gern ein verständiges Urtheil hören möchte." — Heinse, dem Wieland einmal zu große Glut seiner sinnlichen Schilderungen vorwarf, wies diesen Vorwurf mit dem Bedeuten zurück, er, Heinse, schreibe doch wenigstens „im Taumel der Phantasie", während Wielands Darstellungsweise immer eine „räsonnirte" sei.

***) In seinen „Unterredungen mit dem Pfarrer von **" (1775). Wenn Wieland ebendort sagt: „Pflicht des Dichters sei es, alle Arten von Charakteren so darzustellen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie ein Mensch sich einbilde," so würde eine solche Rechtfertigung gelten, wenn er blos hier und da sinnlich leidenschaftliche Charaktere und die ihnen entsprechenden Situationen schilderte, aber sie reicht nicht aus, um die

sind auch die Helden und Heldinnen seiner Romane nicht überkräftige, vollblütige Naturen, die ein unwiderstehlicher innerer Drang dem sinnlichen Lebensgenuß in die Arme treibt, vielmehr entweder kühle, reflectirende Charaktere, welche sich ein Mittelmaß sinnlich-geistigen Behagens, zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig, mit nüchterner Bedachtsamkeit zurechtlegen, wie Danae und Musarion —; oder lockere Gesellen, die ihre Lust daran haben, durch Verführung Anderer die Schwäche der menschlichen, ganz besonders der weiblichen Natur, und die Verkehrtheit dessen, was man Tugend, Enthaltsamkeit nennt, zu beweisen — wie Ithiphall und jener fahrende Ritter im „Neuen Amadis", der förmlich darauf auszieht, hundert Schöne zu besiegen, um mit ihren Bildnissen die hundert Felder seines Fächers zu schmücken; oder endlich Personen, deren scheinbar abgetödtete Sinnlichkeit durch allerlei Lockungen und Gelegenheiten zum Sündigen noch einmal aufgestachelt wird, wie der Grottenheilige in eben jenem Roman und der Eremit in der „Wasserkufe", — kurz, abgezogene, ausgeklügelte Schemen, Verkörperungen eines Princips, einer Theorie, nicht wirkliche Gestalten von Fleisch und Blut.

Wieland fälschlicherweise als „Dichter der Liebe" gepriesen.

Man hat Wieland den „Dichter und Philosophen der Liebe" genannt, hat von ihm gerühmt, er habe zuerst der deutschen Literatur einen Gegenstand der Darstellung

---

sichtliche Planmäßigkeit, womit Wieland in fast allen seinen Dichtungen eben nur solche Charaktere und solche Situationen malt, zu entschuldigen. Er selbst äußerte einmal (wie sein Biograph Gruber berichtet, a. a. O. 1. Bd. S 226), er habe weniger unmittelbare (d. h. doch wohl aus eigener Erfahrung geschöpfte) Veranlassung gehabt, als tausend Andere, über die Laster, zu denen der thierische Theil des Menschen einen so starken natürlichen Hang habe, Betrachtungen anzustellen. In dem 1782 erschienenen „Tableau de l'Allemagne et de la littérature allemande, par un Anglais" ist gesagt: Wieland sei durch Crebillon angeregt worden, habe aber gefunden, daß dieser neben seiner amüsanten Darstellung „zu wenig philosophire", und habe daher philosophische Betrachtungen über die Wollust, den Sinnengenuß u. s. w. angestellt. — Die Bemerkung von Gervinus, Wieland habe „die Freuden seiner Ehe mit antiker Unbefangenheit in seine gleichzeitigen Schriften übergetragen", und „die eheliche Freiheit habe ihn muthig gemacht, einem Geschlechte die Gemälde der Liebe vorzuschildern, das dessen langeher nicht gewohnt war", befriedigt uns, abgesehen von allem Andern, schon aus dem äußern Grunde nicht, weil fast das Leichtfertigste, was Wieland schrieb (die „Komischen Erzählungen"), vor die Zeit seiner Ehe fällt.

zurückgegeben, der ihr verloren gegangen gewesen und ohne welchen sie nicht bestehen konnte*). Es ist wahr, die Dichter der Empfindsamkeit hatten sich an die süßen Empfindungen der Liebe kaum recht gewagt; selbst die Anakreontiker hatten meist nur erkünstelte Herzensregungen in ziemlich frostigen Weisen besungen; in dem Alles verzehrenden Strahl des Klopstockschen Idealismus vollends war jedes sinnliche Element der Liebe hinweggeschmolzen und fast nur der reine Aether überirdischer Schönheit zurückgeblieben. Allein auch Wieland kennt das wahre Wesen der Liebe nicht, weder jenes sanfte, seelische, welches das Herz mit seinem milden, aber unvergänglichen Feuer erwärmt, noch auch sein Widerspiel der urgewaltigen Glut sinnlicher Leidenschaft, welche Körper und Geist in einen einzigen Wirbel des Rausches fortreißt. Was Wieland unter dem misbrauchten Namen der Liebe verherrlicht, das ist entweder die feile oder doch egoistische Liebelei einer Buhlerin, aufgeputzt mit einiger gleißenden Zuthat geistreich geselligen Reizes, oder die plump thierische Begier eines Faun oder Satyr, oder die kaltverständige, planmäßige Verführungslust des kecken Abenteurers, oder endlich die widerliche Lüsternheit des abgelebten Greises, der noch einmal zum Genusse aufgestachelt wird. Jene hingebende, ihren Gegenstand mit Herz und Sinnen gleichmäßig umfassende Liebe, wie sie Goethe zuerst mit so unnachahmlichem Reiz in die deutsche Poesie eingeführt hat, ist nimmermehr aus dem schlüpfrigen Boden Wielandscher Geilheit hervorgesprossen, weit eher aus der innigen, wenn auch etwas überschwänglichen Schwärmerei Klopstocks, aus den Einflüssen eines Richardson, Goldsmith u. A., daneben aus der derben, aber naiven Liebesempfindung Christian Günthers — vor Allem aus Goethes eigenem reichen Innern. Wo fände sich denn auch in allen den zahllosen Liebesscenen bei Wieland ein einziges Urbild zu einem Clärchen oder Gretchen, zu einer Lotte oder einer Friederike von Sesenheim?

Wieland der Urheber des „Epikureismus als Doctrin" in der deutschen Literatur.

Was Wieland der deutschen Literatur vererbte, — als ein Vermächtniß von viel zweideutigerem Werth — das war jene grundsätzliche Verherrlichung des bloßen Lebensgenusses als der höchsten, ja einzigen Bestimmung des Menschen, oder, um einen Ausdruck zu wiederholen, den wir schon

*) Gervinus „Geschichte der deutschen Dichtung", 4. Bd. S. 265.

im Eingange dieses Abschnitts anführten, „der Epikureismus als Doctrin“, wobei natürlich in erster Reihe die Liebe als eine, wenn nicht ausschließlich, doch vorzugsweise sinnliche Empfindung, also, richtiger gesagt, die Wollust, eine Rolle spielte.

Daß man von den allzu erhabenen Höhen der Verachtung alles Sinnlichen, auf denen die überschwänglichen Seraphiker die Menschen festzuhalten gesucht, wieder auf die Erde herabstieg, war natürlich und richtig. Angesichts des finstern Ernstes jener halb stoischen, halb platonischen Lebensanschauung erschien jene leichtlebige Philosophie, „die, was Natur und Schicksal uns gewähret, vergnügt genießt“, gar wohl berechtigt. Ja auch das kann uns nicht Wunder nehmen, daß, nachdem einmal jener Weg verlassen und dieser betreten war, man auf dem letzteren ebenso bis zum Extreme fortging, wie vorher auf dem ersteren, daß dem Fanatismus der Schwärmerei und der Entsinnlichung des Menschen ein gleicher Fanatismus des Schwelgens in sinnlichen Genüssen und des Kampfes wider das kalte Tugendideal absoluter Enthaltsamkeit gegenübertrat. Man hatte den sinnlichen Theil des Menschen ungebührlich unterdrückt und verachtet, indem man den Menschen nur als ein ätherisches Wesen behandelte — der Unterdrückte rächte sich jetzt an seinem Unterdrücker und machte seine eigenen, zu lange misachteten Rechte ungestüm geltend. Man hatte die natürlichen Triebe zu ertödten versucht; um so unbändiger sprengten sie jetzt jede Fessel, durchbrachen jede Schranke und verlangten laut nicht blos nach Freiheit, sondern nach Herrschaft, nach Alleinherrschaft.

Auch ging Wieland — man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen — selbst bei seiner Verkündigung des Evangeliums von der Emancipation des Fleisches (wenn es uns gestattet ist, diesen modernen Ausdruck vorgreifend zu gebrauchen) mit einer gewissen Mäßigung zu Werke — sei es aus Temperament, sei es, weil er den angewöhnten Respect vor einem strengeren Begriff vom Leben niemals ganz vergessen konnte. Allein der einmal entfesselte Strom brauste und schäumte bald hoch über alle Ufer. Wie die Seraphiker über Klopstock, so gingen auch Wielands Schüler und Nachfolger über ihn selbst weit hinaus.

Ausbreitung und Fortbildung dieser Richtung durch Heinse, Fr. H. Jacobi, Thümmel, Goethe.

Heinse in seiner „Hildegard von Hohenthal“ predigte ungescheut einen Kultus des Nackten, dem er durch die Form der Kunstbegeisterung eine gewisse ideale Be-

rechtigung zu geben versuchte. Thümmel in der Einleitung zu seinen „Reisen" erklärte, er wolle „der Natur wieder zu ihren Rechten verhelfen"; der Philosoph Fr. H. Jacobi ließ in „Allwills Briefsammlung" seinen Helden ein Glaubensbekenntniß ablegen, dessen Hauptsätze sind: „Genießen und Leiden ist die Bestimmung des Menschen. Meine gute Natur verlangt, daß ich jede Kraft der Menschheit in mir rege werden lasse! Laß alle Freuden der Natur in dir lebendig werden; vertraue unumschränkt der allgütigen Mutter; ströme hin in endlosem Entzücken! *) — ein Glaubensbekenntniß, dem er zwar selbst die beschränkenden Forderungen der Moral und der gesellschaftlichen Sitte entgegenhielt, doch ohne verhehlen zu können, daß jene freien Regungen menschlichen Wesens ihm als das ursprünglich Berechtigtere erschienen **). Ihren Höhepunkt erreichte diese Strömung endlich in jenen gewaltigsten Accorden, in denen Goethe seinen Faust den Idealismus abschwören und der vollen Erdenlust sich hingeben läßt, in jenen Worten:

„Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glüh'nde Leidenschaften stillen!"

Wieland selbst erschrak über diesen wilden Drang der Unersättlichkeit und Schrankenlosigkeit, der sich bei seinen Schülern und Nachfolgern kundgab. Was bei ihm nur ein lüsternes Spiel „zwischen Scherz und Ernst" gewesen war, das sah er hier zu titanenhaft dämonischer Leidenschaft emporgeschossen. Aber er konnte nicht ableugnen, daß er selbst den ersten Anstoß dazu gegeben, daß es nur die unausbleibliche

*) S. 148, 192, 198.

**) Wir berufen uns dabei auf Aeußerungen wie die folgenden: „Das Wesen der Natur ist Unschuld; wenn wir annehmen, was sie uns in's Ohr raunt, werden wir uns so wohl befinden, als irgend Jemand unter dem Monde"; „Wir brauchen starker Leidenschaften"; „Besser, zuverlässiger als alle Sittenlehre ist das Herz des Edelgeborenen" (Ebenda, S. 187 ff). Die ernüchternden Schlußbetrachtungen über die „Theorie der Unmäßigkeit", die „Uebermacht des Gedankens über die sinnlichen Triebe", die Nothwendigkeit bestimmter „Grundsätze", sogar unter Berufung auf das Kantsche Moralprinzip — diese Betrachtungen können den Eindruck nicht verwischen, den vorher einen ganzen Band hindurch die Schilderung des Helden mit der „ganzen Fülle und Kraft seines Wesens" und mit eben jenem glutvollen Drange, der keine Schranke anerkennt, auf den Leser machen muß und wohl auch machen sollte. Das fühlte Wieland heraus und darum erschrak er vor den hier zu Tage tretenden Consequenzen seines Prinzips.

Consequenz seiner eigenen Ansichten war, was ihm hier überraschend und beängstigend entgegentrat*).

Charakteristik und Kritik dieser ganzen Lebensanschauung.

Auch waren es nicht so sehr diese einzelnen jähen Ausbrüche eines überkräftigen sinnlichen Dranges, welche das stärkste Bedenken gegen diese neue Art der Lebensanschauung erregten — im Gegentheil! eine solche wirklich und wahrhaft empfundene Leidenschaft war poetisch wie sittlich gewiß weit berechtigter, als die berechnet frivolisirende Weise Wielands —, viel schlimmer als solche äußerste Consequenzen des Prinzips war das

---

*) Heinse bekennt sich ausdrücklich (in der schon oben angeführten Stelle) als Wielands Schüler. Wir sahen, wie Wieland ihn verleugnen und zurechtweisen wollte und wie Heinse ihn zurechtwies. Gegen Jacobi sprach sich Wieland in ähnlicher Weise betroffen aus nach dem Erscheinen von dessen „Allwill", 1776. Goethe zeigt sich als Jüngling von der Wielandschen Richtung lebhaft ergriffen. Er schreibt 1770 aus Frankfurt a. M. nach Leipzig an den Buchhändler Kuh, den Verleger Wielands: beim Lesen des „Diogenes" hätten ihn jene „gemischten Empfindungen" überkommen, die Wieland „so süß" zu malen verstehe. Nächst Oeser und Shakespeare sei Wieland der Einzige, den er für seinen ächten Lehrer zu erkennen vermöge. „Empfinden und Schweigen", fährt er fort, „ist Alles, was man bei diesem Werke thun kann; selbst loben soll man einen großen Mann nicht, wenn man nicht so groß ist wie er." Kuh möge dem Verfasser des „Diogenes" schreiben: er (Goethe) sei zwar nicht Mann genug, um dessen Verdienste zu schätzen, aber er habe doch ein genug „zärtliches Herz, sie zu verehren" („Goethe's Briefe an seine Leipziger Freunde", herausgegeben von O. Jahn, S. 215, 217). Von „Musarion" sagt er (in „Dichtung und Wahrheit", „Werke", 23. Bd. S. 90): er habe darin „das Antike lebendig und neu wieder zu sehen geglaubt." Wieland seinerseits schrieb nach der ersten Bekanntschaft mit Goethe (1775) an Jacobi: „Dieser wunderbare Knabe, den ich als meinen eingebornen Sohn liebe und, wie einem ächten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön über den Kopf wächst!" Aus eben jenem Briefwechsel Goethes mit den Leipziger Freunden ersehen wir, daß Thümmels „Wilhelmine" (die eben damals erschien) mit den Wielandschen Sachen auf eine Linie als geistesverwandt gestellt ward. — Noch schlimmer ging es Wieland mit so manchen Ausgeburten einer rein cynischen Poesie, die ihm, als durch seinen Vorgang angeregt, zur Last geschrieben wurden oder sich auch wohl selbst als Nachbildungen seiner Dichtweise gaben. Das Letztere war z. B. der Fall mit den „Gedichten im Geschmack des Grecourt", die ein Hr. v. d. Goltz 1771 herausgab und Wieland widmete. Wieland zeigte sich zuerst entrüstet über diese „ekelhaften Obscönitäten", ließ sich aber dann doch so weit begütigen, daß er dem Verfasser seine Freundschaft anbot. (Koberstein a. a. O., 2. Bd. S. 1593.) Auch Blumauer, Alringer u. A. können in diesem niedern Sinne als Nachfolger Wielands gelten.

Prinzip selbst, welches Wieland in die Literatur und in's Leben der deutschen Nation einführte, das Prinzip, wonach der Mensch nur für sein Wohlbefinden und Behagen zu sorgen hat, wonach er berechtigt ist, diesem Zweck alles Andere unterzuordnen und nöthigenfalls zu opfern, mit einem Wort, das Prinzip vollendeter Selbstsucht, müßigen Dahinlebens, raffinirten Schwelgens in den Genüssen dieses irdischen Daseins. Mochte auch Wieland diese selbstsüchtige Verherrlichung und Verzärtelung des eigenen Ich mit dem gleißenden Namen der „Kalokagathie“ schmücken (einem Namen, unter dem sich der Grieche doch noch ganz etwas Anderes dachte, als ein solches ziel- und thatenloses Genußleben); mochte er den Genuß, den er predigte, dadurch zu idealisiren suchen, daß er neben der sinnlichen auch eine gewisse geistige Wollust, ein Schwelgen in den Freuden der Geselligkeit, der Kunst, auch wohl der Wissenschaft empfahl; oder endlich mochte er den Vorwurf des Egoismus von sich abzuwenden suchen, indem er seine Helden auch Andern das gleiche Behagen gönnen, ja sogar (so weit es ohne eigene Unbequemlichkeit geschehen konnte) dazu behülflich sein ließ — immer blieb doch der Egoismus, die Genußsucht, die weichliche Trägheit der Mittelpunkt dieser Lebensanschauung, gleichviel unter welcher beschönigenden Maske, gleichviel, ob ausschließend oder als Vielen gemeinsam, gleichviel, ob grob materiell oder mit allerhand geistigem Flitterwerk verbrämt. Und, was das Schlimmste, diese so einseitige und so beschränkte Lebensansicht, welche, wie ein berühmter Literaturhistoriker treffend bemerkt hat, „nur die vegetative Natur des Menschen berücksichtigte“ *), umgab sich mit dem Nimbus hoher philosophischer Weisheit, genialer Erhabenheit über den gewöhnlichen Troß der Menschen, ja nach Umständen eines poetischen Helden- oder Märtyrerthums. In diesem süßen Gift berauschte sich ein ganzes jüngeres Geschlecht viele Jahrzehnte lang. Wie die Seraphiker ihr Leben in sanfter Schwärmerei und Empfindelei thatenlos verträumten, so verschwelgten es diese Jünger Wielands in ebenso thatenloser, unmännlicher Selbstverzärtelung und Schönthuerei mit halb sinnlichen, halb geistigen Neigungen, bisweilen flossen auch wohl Klopstockscher Spiritualismus und Wielandscher Materialismus, schmachtende Seelenschwärmerei und be-

*) Gervinus a. a. O., 4. Bd. S. 276.

gehrliche Sinnlichkeit in Eins zusammen, wie in der poetisch vollendetsten und darum verführerischesten Ausgeburt dieser Richtung, dem Goetheschen „Werther“.

Es ist bezeichnend für die poetisch-sittlichen Anschauungen Wielands, daß er die Persönlichkeiten und die Scenerien fast aller seiner Erzählungen und Romane aus den Zeiten des verfallenden Griechen- und Römerthums nahm, jener Zeit, wo das Staats- und Gesellschaftsleben dieser einst so kraftvollen Völker erstorben oder entartet, und daher der Einzelne genöthigt war, sich entweder auf die einsamen Höhen stoischer Entsagung oder platonischer Idealisterei zu flüchten, oder aber, an der Hand Aristipps oder Epikurs, in einem Taumel bald gröberer, bald feinerer Vergnügungen Ersatz für größere Ziele und vollwichtigere Thaten zu suchen.

Ihr Zusammenhang mit den öffentlichen Zuständen Deutschlands.

Das deutsche Volk befand sich während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nahezu in einer ähnlichen Lage. Ohne ein thatkräftiges öffentliches Leben, gleichwohl in seiner geistigen Entwickelung allmälig vorangeschritten und aus dem Schlendrian dumpfen Dahinbrütens erwacht, konnte es nur entweder empfindsam schwärmen, oder in geistig-sinnlichen Genüssen die Erregungen suchen, deren es bedurfte. Bei dem Mangel eines Alle umfassenden starken Bandes nationalen oder auch nur staatlich-bürgerlichen Gemeinsinnes erhielt das Einzelne ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht, sei es in der Gestalt idealer Regungen oder materieller Begierden und Leidenschaften. Bei dem Mangel an großen Zielpunkten und an starken Antrieben einer nach außen gerichteten Thätigkeit überwucherte das innere Gefühlsleben und blähte sich entweder unnatürlich auf in stolzer Zurückgezogenheit vom Leben, oder durchbrach mit tobendem Ungestüm die Schranken der Sitte und des Gesetzes, indem es seine Eingebungen für die alleingültigen Normen menschlichen Verhaltens ausgab.

Mitwirkender Einfluß der Persönlichkeit und der Bildungsweise Wielands.

Wenn Einer, so stand der Dichter des „Agathon“ und der „Grazien“ unter diesem Banne seiner Zeit. Ihm vor vielen Andern fehlte jede Empfänglichkeit für große Thaten und ernste Weltbegebenheiten. Er war, wie wir wissen, von Hause aus schwächlich und furchtsam. Seine Umgebungen waren nicht dazu gemacht, ihn männlich und thatkräftig zu stimmen. Auf der Schule nahm ein weltscheuer, entnervender Pietismus ihn in seine

Arme. In seiner Heimath, der verkommenen, winzigen Reichsstadt Biberach, sah er nur eine Caricatur des bürgerlichen politischen Lebens und konnte unmöglich ein Interesse daran gewinnen. Graf Stadion hatte, als Wieland ihn kennen lernte, bereits mit der großen Welt abgeschlossen, war übrigens auch mehr Diplomat und Mann des Salons als Staatsmann oder Patriot. Unter solchen Umständen mußte selbst ein so eifriges Studium des großen britischen Dichters, wie es gerade in dieser Zeit (1762) Wieland durch die Uebersetzung der Shakespeare'schen Werke bethätigte, auf seine eigene schaffende Thätigkeit ohne tieferen Einfluß bleiben, zumal gleichzeitig Werke ganz anderer Richtung, aus Stadions Bibliothek, ihn auf die andere Seite hinüberzogen. Wohl aber ist diese Beschäftigung mit dem Entgegengesetztesten zur selben Zeit ein schlagendes Beispiel mehr für Wielands unstete und unmännliche Natur. Bodmer und seine Freunde standen gerade damals, als Wieland ihnen nahe trat, dem größeren Weltinteresse so fern als möglich und gingen gänzlich in Idealismus und seraphischer Begeisterung auf*). Dann wieder hatte den Jüngling dort ein Kreis ästhetisirend frömmelnder Frauen in Beschlag genommen, der ihn selbst halb weibisch machte. Zwar ließen die bis in die Schweiz hin reichenden gewaltigen Wellenringe der vom siebenjährigen Kriege ausgehenden Bewegung der Gemüther in Deutschland auch ihn nicht unberührt; allein Wielands Naturell war für größere und tiefergehende Erregungen so wenig nachhaltig angelegt, überdies sein Geist damals so sehr in ganz anderer Richtung festgebannt, daß der kurze Anlauf, den er im ersten Augenblick zu einer kräftigeren heroischen Dichtung nahm, rasch ermattete und er von seinem Cyrus nur die Liebesepisode „Araspes und Panthea“ zu Ende führte. Wenn er später bisweilen noch seine Gedanken auf Friedrich II. lenkte, so geschah dies nur in begehrlicher Sehnsucht nach einer Anstellung in des großen Königs Staaten, ähnlich jener, die seinem Freunde Gleim ein so behagliches Dasein eingetragen hatte**). Mit den gleichen Wünschen wandte er sich später

*) S. oben S. 101 die Note **).

**) „Ist denn kein Mittel“, schreibt er an Gleim, „diesem Cyrus, Salomon, Cäsar und Julianus unserer Zeit auf eine erträgliche Art bekannt zu werden, wenigstens so viel, daß er mich zur Direction irgend eines seiner Gymnasien tüchtiger hält, als jeden Anderen?“ („Ausgew. Briefe,“ 2. Bd. S. 211.)

dem im Süden aufgehenden Glanzgestirn des zweiten Joseph zu. Seine Phantasie malte sich ein Augusteisches Zeitalter oder ein Siècle de Louis XIV. aus, und darin ihn selbst als wohlversorgten, in gemächlichem Wohlleben seine „reizende Philosophie" der Glückseligkeit lehrenden und übenden Hofpoeten*). In seinem „Goldnen Spiegel",

---

*) Wieland schrieb damals von Erfurt aus an einen literarischen Freund in Wien: „Nichts mangelt, um meine Freude vollkommen zu machen, als daß, wie Ew. Hochwohlgeboren mich hoffen heißen, der erhabene Monarch, welchen der ehrliche Danischmende (im „Goldnen Spiegel") im Geiste vorhersah und mit welchem unsere glücklichen Zeiten gesegnet worden sind, diesem Fürstenspiegel durch seine Zufriedenheit das Siegel der Unvergänglichkeit aufdrücke!" — „Ich habe noch immer eine Art von Ahnung, daß die Epoche unseres großen Kaisers auch für deutsche Wissenschaften, Literatur und Künste wichtig werden wird. Noch beschäftigen ihn dringendere Bedürfnisse seiner weitläufigen Staaten: und der große Gedanke, ein genau zusammenhängendes Ganzes aus ihnen zu machen und allgemeines Leben in diesen Koloß zu hauchen, der in der Ausführung ein so schweres Werk ist, erfordert seine ganze Aufmerksamkeit. Aber gewiß kommt noch eine Zeit, wo er darauf denken wird, dem belebten Koloß auch Geist einzuhauchen, und den glorreichen Arbeiten einer Regierung, die in den Annalen der Welt die einzige ist, dadurch, daß er auch den Musen einen ewigdauernden Sitz und Tempel in seiner Kaiserstadt stiften wird, gleichsam die Krone aufzusetzen. Dann wird man nicht länger sagen können, daß es der deutschen Nation an einem allgemeinen großen Vereinigungspunkt fehle. Wien, das jetzt schon in so vielen Hinsichten die erste Stadt des deutschen Reiches ist, wird dann wirklich die Hauptstadt der Deutschen, der Brennpunkt, wo sich die größten Geisteskräfte und Talente vereinigen und aus welcher Aufklärung, Geschmack und Gemeingeist über alle Theile der Nation sich verbreiten; kurz, Wien wird für Deutschland werden, was Paris und London für Frankreich und Großbritannien sind, und die Glorien der Zeiten Josephs II. werden selbst die des Jahrhunderts Ludwigs XIV. verdunkeln. Ich werde diesen Zeitpunkt vielleicht nicht erleben, aber ich bin so gewiß, als man es von irgend einer Sache, die von Zeit und Menschen abhängt, sein kann, daß er kommen wird, und freue mich, daß ihn meine Kinder erleben und hoffentlich keine müßigen Zuschauer dabei sein werden." — „Wien, mein lieber Freund, sollte in Deutschland sein, was Paris in Frankreich ist, und wir Alle sollten zu Wien sein. Das wäre eine herrliche Sache. Aber vor Ende des neunzehnten Jahrhunderts wird wohl nichts daraus werden." — „Indessen ist mir auf alle Fälle lieb, wenn ich mich zu meinen Gönnern und Freunden in Wien Gutes zu versehen habe, und besonders würde mir's sehr tröstlich sein, wenn Joseph II. von meinem Dasein auf eine mir günstige Weise Cognition zu nehmen Gelegenheit bekäme. Baron Gebler sowohl als Sonnenfels haben mir, sowie Sie selbst, Hoffnung gemacht, der „Goldne Spiegel" sollte ein Werkzeug dazu werden." („Auswahl denkwürdiger Briefe" 1. Bd. S. 5, 75, 292, 299.)

den er mit hoffendem Hinblick auf den jugendlichen Kaiser schrieb und in dessen Hände zu spielen suchte, stellte er, neben einem Kreuzzuge im Rousseauschen Sinne für Aufklärung und Menschenwürde, als höchstes Ziel der Regierungskunst doch im Grunde das auf, dem Volke, und namentlich seinen zahlreichsten Klassen, ein möglichst großes Maß von Glückseligkeit und Zufriedenheit zu verschaffen *).

In Weimar fand Wieland wirklich, wenn auch in bescheideneren Verhältnissen, als er sich vielleicht geträumt, das ersehnte Glück philosophisch-dichterischer Muße. Aber selbst die weimarischen Kreise, in denen man doch ziemlich viel auf olympische Ruhe und Gleichgültigkeit gegen das große Welttreiben hielt, waren unserem Dichter noch zu sturm- und drangvoll, machten ihm noch zu starke Anforderungen an charaktervoll ernstes, stetiges Vorwärtsstreben; auch von ihnen zog er sich, so weit er nur konnte, zurück, und baute sich endlich, fast wie sein Freund in Halberstadt, in dem von allem Weltgeräusche fernen Osmanstedt ein stilles „Hüttchen", wo er seinen Kohl baute, seine Familie vermehrte und abwechselnd in Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen, eigenen poetischen Hervorbringungen und journalistischen Arbeiten eine zwar viel geschäftige, aber in das große nationale Kulturleben doch wenig eingreifende literarische Thätigkeit entwickelte. Zwar schien er durch die Zeitschrift „Der deutsche Mercur", die er 1773 gründete und mehr als zwanzig Jahre lang fortführte, auch der größern Welt und ihren Ereignissen näher zu treten, denn neben den rein literarischen Angelegenheiten behandelte er darin ab und zu auch solche des öffentlichen Lebens. Allein auch dabei leitete ihn nicht ein großer politischer oder civilisatorischer Zweck, sondern nur ein beschränktes, ja ziemlich kleinliches literarisches Interesse, nämlich die egoistische Absicht, seine literarischen Gegner zu züchtigen oder zu schrecken, sich selbst Freunde und Anhänger zu werben, zum Theil auch, nach seinem eigenen unumwun-

*) Schon im „Diogenes" gab Wieland den Fürsten den guten Rath, „ihre Völker nur immer bei guter Laune zu erhalten". Ein „fröhliches" (d. h. leichtlebiges) Volk sei besser als ein „dummes, melancholisches" (d. h. ernsthaftes). Mit Recht bemerkten dazu die Verfasser der „Briefe über den Werth einiger deutscher Dichter" (24. Brief): Eben dies sei von jeher der Grundsatz der französischen Regierung gewesen; aber die Völker seien allezeit dann am leichtsinnigsten und am meisten durch Vergnügungen bestechlich gewesen, wenn sie ihrem Verfall am nächsten gestanden hätten. Als Gegenstück wird das ernste englische Volk hervorgehoben.

denen Geständniß, das Bedürfniß materiellen Erwerbes. Sein Verhalten als Publicist gegenüber der französischen Revolution ließ erkennen, daß politische Reformen ihm zwar insoweit Sympathien abgewannen, als es sich um ein allgemeines Gerede von Humanität und Aufklärung handelte, daß er aber bedenklich und zurückhaltend ward, sobald er das ruhige Gleichmaß und den ungestörten Fortbestand der gegebenen Verhältnisse gefährdet glaubte, vollends, wenn seine eigene Ruhe, sein und seiner Umgebungen Behagen bedroht erschien*). Von jenem Ergriffensein bis in's innerste Mark, wie wir es an Klopstock wahrnehmen — ebenso wohl bei dem ersten, idealen Aufleuchten des Freiheits- und Gleichheitsgedankens in Frankreich, wie später bei dem furchtbaren Rückschlag unter der Herrschaft des Terrorismus —, finden wir bei Wieland keine Spur. Ihm fehlte überhaupt für so starke, den ganzen Menschen bewegende Empfindungen die tiefere Energie des Gefühls und des Willens. Schwung der Begeisterung hieß ihm Schwärmerei, seine Gleichgültigkeit gegen die größten Weltereignisse, die sich in ihrer beschaulichen Ruhe nicht stören ließ, war ihm der Gipfel der Lebensweisheit.

*) Hier nur einige Proben: Im Augusthefte von 1789 des „Deutschen Mercur" (Wielands „Gesammelte Werke", 41. Bd.) findet sich ein Dialog über die ersten Anfänge der Revolution zwischen einem Enthusiasten und einem Bedenklichen: der Bedenkliche behält das letzte Wort. — Im October desselben Jahres richtet Wieland an die franz. Nationalversammlung eine sog. „Kosmopolitische Adresse", in der er zwar Manches von dem Geschehenen gelten läßt, Vieles aber, was die „Demokraten" beschlossen, rügt, so die Erklärung wegen der „Gleichheit". Der Ton ist ein vorwiegend spöttischer. Im Märzstück von 1790 schwärmt er für die Revolution als den „klaren Ausdruck der Vernunft" — es war dies nach dem Decret wegen Abschaffung der Klöster und Mönchsorden; auch noch im Mai desselben Jahres vertheidigt er die Nationalversammlung gegen allerhand Vorwürfe, die ihr gemacht werden; aber schon im Juli macht ihn das Decret wegen Abschaffung des Adels (wenngleich er die allzu heftigen Angriffe Mancher dagegen nicht billigt) doch ängstlich; im Novemberstück spöttelt er über die „herrlichen Früchte" der „hochgelobten Constitution", von denen sich „im Leben noch wenig zeige." Nach Mirabeau's Tode und dem 18. April 1791 muß es, meint er, „selbst dem parteilosen Zuschauer zuwider sein, noch ein Wort über die französischen Revolutionshändel zu verlieren." — Er fürchtete einen Rückschlag der Ereignisse in Frankreich auf Deutschland, tröstete sich aber damit, daß „in Deutschland keine solche Ursachen zur Unzufriedenheit seien wie in Frankreich" („Werke" a. a. O., S. 289, 316). Sein politisches Motto ist: „Vorsicht, Bescheidenheit, Geduld". (Ebenda, S. 385, 419, 426 ꝛc.)

Es darf uns also nicht Wunder nehmen, wenn Wieland niemals über jene weichliche, unmännliche Empfindungsweise hinauskam, welche ihre höchste Befriedigung nur im Genuß oder im Freisein von allen Unbequemlichkeiten und Beschwerden des Lebens findet. War er doch selbst niemals ein rechter Mann, ja nicht einmal, wie Klopstock, wenigstens ein immerfort strebender, kraftvoller Jüngling, vielmehr sein ganzes Leben lang ein Kind, — zuerst ein vorlauter und überreifer Knabe, dann, in den Jahren der eigentlichen Mannheit, unstet, wetterwendisch, von fremden Einflüssen abhängig, fortwährend von einer fast krankhaften Reizbarkeit, Eitelkeit und Weichlichkeit der Empfindung geplagt, und so, bis in sein höchstes Alter, ein zwar oft liebenswürdiges und gutartiges, aber ebenso oft launenhaftes und eigensinniges Kind*), als welches er selbst die sehr beschränkte Weisheit einer behaglichen Zufriedenheit, die er in seinen Schriften lehrte, in seinem Leben nur zu häufig verleugnete.

Abschließendes Urtheil über die Empfindsamkeitspoesie und ihren Gegensatz, den Wielandschen Epikureismus, und Uebergang zu einer neuen, höheren Kulturstufe.

So hatte denn jene Bewegung, welche durch die Empfindsamkeitspoesie in das geistige Leben der Deutschen gekommen war, sich gleichsam in sich selbst vollendet und zugleich erschöpft. Nachdem sie in ihrem höchsten Aufschwunge den Menschen über alles Irdische weit hinausgehoben, war sie um so tiefer hinabgestiegen in die Abgründe der Sinnlichkeit, in das Reich der schrankenlosen Herrschaft egoistischer Triebe. In Einem jedoch war diese Richtung sich immerfort gleich geblieben: darin, daß sie es stets nur mit Empfindungen, niemals mit Handlungen zu thun hatte; daß sie sich stets nur an das

---

*) Sowohl K. A. Böttiger als Gruber erzählen mancherlei Züge solcher Art aus Wielands häuslichem Leben. Um von seinem unsteten, wechselvollen, reizbaren Wesen im geistigen und literarischen Verkehr ein anschauliches Bild zu erhalten, darf man ferner nur die vier Bände seiner „Ausgewählten Briefe" durchlesen. Da sieht man, wie er heut einen Freund vergöttert, weil dieser ihn hätschelt und seine Werke lobt, und morgen mit ihm bricht, weil derselbe sich einmal ein tadelndes Wort erlaubt. So ist er gegen Bodmer, gegen Zimmermann, gegen Jacobi, später auch gegen Goethe und Herder abwechselnd die Hingebung selbst, und dann wieder kalt oder gar gehässig. Auf Lessing sieht er zuerst verächtlich herab, als auf einen „kritischen Kleinmeister", den er mit Gottsched zusammenstellt („Ausgew. Briefe," 2. Bd. S. 121, 126), bald aber versucht er, durch Sulzer um dessen kritische Gönnerschaft zu werben. Nur mit Gleim blieb er sein ganzes Leben lang auf gleichem gutem Fuße; wer hätte aber auch mit diesem nicht auskommen wollen, der Jeden gelten ließ

Gefühl, niemals an den Willen und die Thatkraft des Menschen wandte; daß sie den Menschen stets nur als Einzelwesen auffaßte, höchstens in Wechselbeziehungen mit anderen Einzelnen in den Verhältnissen der Freundschaft, der Geselligkeit, der Liebe, nicht aber als thätiges Mitglied einer größeren Gemeinschaft, als Theilnehmer an einem vielbewegten, öffentlichen, bürgerlichen und nationalen Leben. Es ist ihr daraus kein Vorwurf zu machen, denn sie konnte nicht schaffen, was in der Wirklichkeit nicht da war; allein die Folgen dieses Mangels hatte auch sie schwer zu büßen. Innerhalb des engbegrenzten Kreises, in welchen sie sich gebannt sah, gab es nur jene gleichförmige Pendelschwingung zwischen einem übersinnlichen und einem sinnlichen Pol, zwischen Entsagung und Genuß, zwischen Platonismus und Epikureismus, zwischen empfindsamer Schwärmerei und lüsterner Begehrlichkeit. Man mochte diese Gegensätze mit noch so viel Pathos auseinanderhalten oder mit noch so viel sprühendem Witz und Satire an einander reiben, um dadurch eine Mannigfaltigkeit von Erregungen, von Situationen, von Bildern hervorzubringen — über das Dilemma selbst kam man niemals hinaus, weder poetisch, noch auch sittlich, sondern erschöpfte sich in einer nicht endenden Sisyphusarbeit, indem man bald die Höhen des Idealismus erklomm, bald wieder in die Tiefen des Epikureismus hinabsank, weder dort noch hier jemals Ruhe findend.

Dieser Bann, der auf der deutschen Poesie und damit zugleich auf dem ganzen Denken und Empfinden des deutschen Volkes lag, konnte nicht von ihr selbst aus, konnte nur von außen her gebrochen werden. Große Begebenheiten mußten eintreten, um an die Stelle der thatenlosen Weltverachtung der Seraphiker und der ebenso müßigen Behaglichkeit der Epikureer große, männliche Empfindungen und Entschließungen zu setzen. Durch Ereignisse von allgemeinem Interesse mußte der Einzelne aus dem Selbstgenügen seiner kleinen Privatexistenz und

---

und vollends für Wieland eine ganz besondere Schwäche hatte? Wieland nannte sich selbst schon in seiner Jugend einen „sehr ungleichen" Menschen („Ausgew. Briefe," 1. Bd. S. 293). So erscheint er auch bei Böttiger (a. a. O. S. 209, 215, 255, 257), der ihn „sehr wetterwendisch, erregbar nach beiden Seiten (er hatte, schon ein Sechsziger, bisweilen statt 70 Pulsschlägen deren mehr als 120 in der Minute), kokett mit seiner Gestalt, besonders seinen kleinen Händen, kaum ein Viertel Mann„ nennt, und von Goethe anführt, dieser habe ihn die „zierliche Jungfrau von Weimar" getauft.

seiner blos individuellen Gefühlsregungen herausgerissen und zum thatkräftigen Eingreifen in ein großes Ganzes oder doch zur sympathischen Antheilnahme daran fortgerissen werden. Das Leben der Nation mußte wieder einen Gehalt bekommen, den es so lange nicht mehr gehabt hatte, damit die Poesie nicht mehr genöthigt wäre, die Empfindungen und Situationen, die sie schildern wollte, erst selbst künstlich zu erzeugen, damit sie vielmehr solche in naturgemäßer Weise aus der umgebenden Wirklichkeit schöpfen könnte. Einen solchen „wahren, eigentlichen Lebensgehalt" erhielt die deutsche Poesie — um uns des treffenden Ausdrucks Goethes zu bedienen *) — durch Friedrich den Großen und seine Thaten.

*) „Dichtung und Wahrheit," 2. Thl. „Werke," 25. Bd. S. 103.

Deutschland

im

Achtzehnten Jahrhundert.

Von

Dr. Karl Biedermann
ordentl. Honorarprofessor an der Universität Leipzig.

Zweiter Band.

Geistige, sittliche und gesellige Zustände.

Zweiter Theil:

Von 1740 bis zum Ende des Jahrhunderts.

Zweite Abtheilung.

Leipzig,
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1875.

Deutschlands

Geistige, sittliche und gesellige Zustände

im

Achtzehnten Jahrhundert.

Von

Dr. Karl Biedermann

ordentl. Honorarprofessor an der Universität Leipzig.

Zweiter Theil: Von 1740 bis zum Ende des Jahrhunderts.

Zweite Abtheilung.

Leipzig,

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1875.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Vorrede.

Der nachstehende Band meines Werkes, den ich hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, bildet die zweite Abtheilung des zweiten Theils von demjenigen Abschnitte des Ganzen, welcher die geistigen, sittlichen und geselligen Zustände Deutschlands im vorigen Jahrhundert behandelt. Die erste Abtheilung dieses Theils umfaßte die Geschichte der deutschen Poesie von Gellert bis mit Wieland. Diese zweite schildert die Neubelebung der deutschen Literatur durch Friedrich den Großen und seine Thaten, beschäftigt sich mit Lessing als dem Vertreter der dadurch erweckten realistischen Dichtung, versucht sodann, eine allgemeine Charakteristik der sog. „Sturm- und Drangperiode" in der ganzen Breite und Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen zu geben, und bereitet damit den Boden für eine specielle Darstellung der dichterischen Ergebnisse dieser merkwürdigen Epoche unseres deutschen Geisteslebens. Es war ursprünglich meine Absicht, auch noch diese Darstellung selbst, insbesondere die Jugenddichtungen Goethe's und Schiller's, in diesen Band mit aufzunehmen. Ich sah jedoch davon ab, theils um das Erscheinen des letztern nicht länger zu verzögern, theils weil es mir passender schien, den Entwicklungsgang unsrer beiden großen Dichterheroen ungetrennt in einem und demselben Bande zur Anschauung zu bringen. Daher habe ich nur noch den kritischen Vorläufer und Bahnbrecher dieser Periode, Herder, hier aufgenommen, dessen Wirksamkeit als solcher im Wesentlichen in die Jahre 1770 und die nächstfolgenden fällt, während seine spätere Thätigkeit zumeist auf andern Gebieten liegt.

Die noch ausstehende dritte Abtheilung, welche das ganze Werk abschließt, wird neben den Charakteristiken Goethe's und Schiller's dasjenige von Lessing und Herder nachholen, was mehr in die philosophische und theologische, als in die poetische Strömung jener Zeit gehört, wird eben diese philosophisch-theologische Bewegung, die im ersten Theile mit Wolf einerseits, den Pietisten und Freidenkern andrerseits abbrach, wieder aufnehmen und bis zu Kant weiterführen, wird endlich am Schlusse ein zusammenfassendes Bild der gesammten geistigen, sittlichen und geselligen Zustände Deutschlands gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zu geben versuchen.

Schon in der ersten Abtheilung ging mein hauptsächlichstes Bestreben dahin, die Erscheinungen unsrer schönen Literatur im vorigen Jahrhundert überall unter den culturgeschichtlichen Gesichtspunkt zu rücken, das heißt, sie im engsten Zusammenhange mit dem ganzen Culturleben der Nation darzustellen. In ganz besondrem Maße fühlte ich mich eben hierzu aufgefordert durch die Stoffe, welche diese zweite Abtheilung behandelt. Es ist meine festbegründete Ansicht, daß einerseits Lessing's kritische und poetische Thätigkeit nur dann recht verstanden und gewürdigt werden kann, wenn man sie in engster Beziehung zu dem belebenden Einflusse der Persönlichkeit und der Thaten Friedrich's des Großen auffaßt, daß andrerseits der eigenthümliche Rückschlag in eine wieder vorwiegend subjective Denk- und Dichtweise, welche die Signatur der „Sturm- und Drangperiode" bildet, in dem Zurücktreten dieses Einflusses und dem stärkeren Wiederhervortreten entgegengesetzter Einwirkungen wesentlich mit begründet ist. Ob es mir gelungen, diese allgemeinen culturgeschichtlichen Bezüge nach allen Seiten hin so klar und überzeugend zur Anschauung zu bringen, wie es meine Absicht war, muß ich dem Urtheile der Leser und der Kritik anheimgeben.

Leipzig, den 9. März 1875.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

*) „Goethe's und Schiller's Jugenddichtungen", welche in der Ueberschrift dieses Abschnitts im Texte mit verzeichnet sind, werden im fünften Abschnitt, in der folgenden dritten Abtheilung, abgehandelt werden.

Deutschlands

Geistige Zustände

im

Achtzehnten Jahrhundert.

Dritter Abschnitt.

Neubelebung der deutschen Literatur durch Friedrich den Großen und seine Thaten. G. E. Lessing als Vertreter der dadurch erweckten realistischen Poesie.

Mangel eines nationalen Gehaltes der deutschen Literatur vor Friedrich dem Großen.

Bis hierher war, wie wir dies schon am Schlusse des vorigen Abschnittes andeuteten, der deutschen Literatur vom Leben aus keine oder nur eine sehr unzureichende Anregung und Befruchtung zu Theil geworden.

Von großen nationalen Dichtungen konnte nicht die Rede sein bei einem Volke, dem es an einem Nationalleben und einem Nationalgeiste schon lange, zumal aber seit dem 30jährigen Kriege, gänzlich gebrach. An dieser Klippe waren sowohl Gottsched als Klopstock gescheitert. Jener wollte ein deutsches Nationaldrama schaffen, brachte es jedoch nur zu einer matten Copie des französischen Theaters. Dieser strebte nach einer deutschen Heldendichtung, verstieg sich aber auf die schwindelnden Höhen gestaltloser Verzückungen und überirdischer Visionen. Als er später ebenfalls Dramen, und zwar sogar ihrem Stoffe nach nationale Dramen zu dichten unternahm, mußte er den Stoff dazu aus der entlegensten Vergangenheit des deutschen Volkes, aus den Urwäldern des alten Germaniens entnehmen, und büßte so wiederum den lebendigen Zusammenhang mit der Wirklichkeit ein. Und nicht besser erging es den anderen Dichtern, welche gleich ihm die Urzeit des deutschen Volkes episch oder dramatisch zu besingen versuchten*).

---

*) Es war eine Zeit lang förmlich Mode, den Befreier Deutschlands vom römischen Joche, Arminius, in einer oder der anderen Form zu besingen. Da diese Versuche sämmtlich entweder in die Zeit der schlesischen Kriege oder bald

Die Gegenwart bot freilich keinerlei nationalen Stoff dichterischer Begeisterung. Die Kriege mit Ludwig XIV., welche weit über ein Menschenalter lang unser Vaterland verwüsteten und zugleich demüthigten, waren nicht dazu angethan, den deutschen Nationalgeist aus dem tiefen Verfall, in welchen der 30jährige Krieg

---

nachher fallen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die äußere Anregung dazu von der kriegerischen Zeitstimmung gekommen ist, ähnlich wie wir dies bei Klopstock gesehen (s. oben S. 110). Drei solche Dichtungen sind auf uns gekommen, alle drei unter dem Einfluß Gottsched'scher Poetik und Rhetorik verfaßt. Eine vierte, von Wieland, blieb Fragment (s. oben S. 183). Von jenen drei ist das Epos: „Hermann oder das befreite Deutschland" von Schönaich (1751) jedenfalls das geschmackloseste, wennschon Gottsched es als die „deutsche Henriade" pries und über den „Messias" setzte. Interessant ist die Widmung, die Schönaich einer späteren Auflage seines Gedichtes (1760) voransetzte, weil sie deutlich bekundet, was wir oben als Muthmaßung aussprachen, nämlich daß diese ganze Hermannsdichtung wesentlich in Friedrichs Kriegsthaten wurzelte. Schönaich widmet sein Epos

„— dem,
Der einst Deutschlands Unterdrücker, Galliens Geschlecht, zerstreut,
Der, dem ersten Hermann gleich, unser schnödes Joch zerschläget,
Und der stolzen Lilien Pracht vor dem Adler niederleget."

Von dem Drama „Hermann" von Elias Schlegel (1742) war schon S. 10 die Rede. Justus Mösers „Arminius" (1749), obschon ebenfalls in der steifen und breiten Gottsched'schen Weise gearbeitet und ohne eigentlich dramatischen Nerv, hat doch darin vor den anderen beiden einen entschiedenen Vorzug, daß Möser — mit jenem offenen Blick und jenem warmen Herzen für das innerste Wesen deutschen Volks- und Nationallebens, wodurch er auch in anderen Beziehungen so groß ist — den fernliegenden Stoff durch manche feine Beziehungen auf die Wirklichkeit dieser näher zu bringen suchte; so, wenn er in der Zerrissenheit Deutschlands und der gegenseitigen Eifersucht seiner Stämme, die schon zu der Römer Zeit diesen den Sieg über die Deutschen erleichterte, der Gegenwart ein Spiegelbild ihrer eigenen Jämmerlichkeit vorhält, wie in den folgenden Versen, die er seinen Arminius sprechen läßt:

„Ja, ich gesteh's, ich will nunmehr den Scepter führen,
Um Deutschland wider Rom vereinigt anzuführen:
Du weißt, was uns bisher in so viel Leid gestürzt,
Und, wenn kein Vorurtheil Dir Blick und Geist verkürzt,
So bist Du überzeugt, daß unsre Bürgerkriege
Und die bei deren Brand von Rom erschlich'nen Siege
Die unglücksel'ge Frucht der kleinen Staaten sei,
Die, neidisch auf sich selbst, mit mehrer Tyrannei
Das Vaterland gedrückt, als aller Römer Schaaren."

ihn gestürzt hatte, zu erheben. Sie wurden nicht mit dem Aufgebote der vollen Kraft und Hingebung der Nation, sondern lediglich mit den Mitteln der Cabinetspolitik geführt, und so sehr war das dynastische Interesse bereits über das nationale Herr geworden, daß selbst der Abfall deutscher Fürsten von der Sache des gemeinsamen Vaterlandes zu dem Erbfeinde des Reichs keinen Sturm gerechter Entrüstung, kaum eine schwache Regung des Unmuthes in dem deutschen Volke hervorbrachte, gewohnt, wie es seit lange war, seine Fürsten mit dem Auslande Bündnisse eingehen zu sehen.

Der Verlust Straßburgs an Frankreich durch die Schwäche des Reichs und durch innern Verrath brachte zwar einen schmerzlichen Eindruck hervor, bereicherte aber die Literatur nur mit einigen poetisch völlig werthlosen Anklagen gegen die unglückliche Bürgerschaft Straßburgs, Anklagen, die übrigens weit mehr vom specifisch habsburgischen, als vom national-deutschen Standpunkte aus erhoben wurden*).

Zwar hatte es an einzelnen kühnen und erfolgreichen Unternehmungen auf deutscher Seite auch in diesen Kriegen mit Frankreich nicht gefehlt; allein sie waren doch nicht von der Art, um die allgemeinen Mißerfolge der deutschen Waffen und die diplomatischen Niederlagen des Reichs in dem Gefühle der Nation aufzuwiegen.

Reicher an hervorragenden kriegerischen Thaten und theilweise auch an wirklichen Erfolgen waren die Türkenkriege, welche um dieselbe Zeit Deutschland beschäftigten und erregten. Auch lieferten sie wenigstens einige poetische Motive, vor Allem in der leuchtenden Heldengestalt des „Prinzen Eugen", deren das Volkslied sich mit Glück bemächtigte**).

Allein, wie allgemein auch die Türkengefahr zu gewissen Zeiten fast in ganz Deutschland empfunden ward, so kamen doch die Siege über die Ungläubigen und die Friedensverträge, welche diese Erfolge deutscher Waffen besiegelten, viel zu wenig dem ganzen Reiche zu Gute, erschienen viel zu sehr wie eine blos dynastische Angelegenheit Oesterreichs oder vielmehr des Hauses Habsburg, als daß gerade der geistig regsamere Theil des deutschen Volkes, der protestantische Norden, sich dafür hätte begeistern können. Die Lieder, welche ein-

*) Vergl. „Unparteiische Defension der Reichsstadt Straßburg", 1697.

**) In dem bekannten Soldatenliede: „Prinz Eugen, der edle Ritter".

zelne Dichter, auch norddeutsche, in den Türkenkriegen, und ebenso wieder im spanischen Erbfolgekriege, zum Lobe Habsburgs anstimmten, hatten weit mehr den Charakter von höfischen als von nationalen Dichtungen — selbst im Munde eines so unabhängigen und im Uebrigen so volksthümlichen Dichters, wie Christian Günther*), geschweige denn bei denen, die, wie Heräus, Pietsch u. A., von Hause aus nichts weiter waren und sein wollten, als Hofpoeten.

Ebensowenig, wie das nationale Leben Deutschlands im Großen und Ganzen, enthielten die inneren Zustände der einzelnen deutschen Staaten seit dem 30jährigen Kriege irgend welche Keime poetischer Erregungen. Zwar arbeitete sich der deutsche Geist — dank seiner unverwüstlichen inneren Kraft und Gesundheit — zum Theil ermuntert und angeleitet von dem ihm wahlverwandten britischen Genius, aus der Selbsterniedrigung höfischer Feilheit, aus der Starrheit ausschließender Standesunterschiede, aus den Verzerrungen conventioneller Unnatur, worin auch die Poesie eine Zeit lang erstarrt war, allmälig zu größerer Freiheit wieder empor, aber nur, um sich in eine Idealwelt zu erheben, die ihn der Wirklichkeit gänzlich entfremdete. In dieser Idealwelt abgeschlossen, verlernten die deutschen Poeten beinahe gänzlich, dem Leben und insbesondere dem Leben des eigenen Volkes poetische Motive abzulauschen, suchten vielmehr ihre Aufgabe und ihre Befriedigung als Dichter lediglich in der Abspiegelung entweder einer inneren Empfindungswelt oder einer Welt des rein Uebersinnlichen.

Wenn dann eine andere Dichterschule, die Wielandsche, von diesen luftigen Höhen des Idealen herabstieg und sich scheinbar fest auf den Boden der Realität stellte, indem sie sich zur Prophetin der sinnlichen Triebe des Menschen machte, so fehlte doch auch ihr viel zu einer realistischen Poesie im edleren Sinne des Wortes, weil sie es immer nur mit dem Individuum und dessen kleinen Begierden und Leidenschaften zu thun hatte, nicht mit allgemeineren Interessen des Menschen- und Völkerlebens.

Zu diesem Mangel an großen, fruchtbaren Motiven aus dem äußeren Leben, an welchem die deutsche Poesie im Anfange des vorigen

*) In seinem Gedichte auf den Belgrader Frieden von 1718 (s. 2. Bd., 1. Abthl., S. 468).

Jahrhunderts krankte, kam noch ein anderer Uebelstand, der in den Persönlichkeiten der meisten deutschen Dichter selbst wurzelte.

Einseitige Vorbildung der meisten deutschen Schriftsteller.

Die deutschen Schriftsteller im Allgemeinen und nicht am wenigsten die deutschen Dichter waren ihrer großen Mehrzahl nach von Haus aus durch Beruf und gesellschaftliche Stellung nur wenig zur Kenntniß und zur Beobachtung des wirklichen Lebens, namentlich der größeren Weltverhältnisse, befähigt. Sie standen darin weit zurück hinter ihren Berufsgenossen in England und Frankreich. Ein Bolingbroke und ein Shaftesbury waren Leute aus der großen Welt. Addison war Dichter, Moralist und Politiker in einer Person. Swift gebrauchte die Waffen seines Witzes und seiner Satire abwechselnd zu politischen Pamphlets im Dienste seiner Partei und zu launigen Erzählungen im Dienste seiner Muse. Voltaire und Diderot bewegten sich in den geselligen Cirkeln von Paris; der Erstere hatte überdies in seiner Jugend England bereist und dort an ihrer Quelle die Segnungen der Freiheit und der Gleichheit Aller vor dem Gesetz kennen gelernt, zu deren feurigem Apostel er sich in dem streng tyrannisch regierten Frankreich machte.

In Deutschland waren die Dichter der damaligen Zeit mit wenigen Ausnahmen entweder Büchergelehrte, — Professoren, Geistliche, Lehrer oder Beamte in untergeordneten Stellungen — oder kaum erst der Universität entwachsene junge Leute, wo nicht gar noch Studenten. Die meisten davon brachten aus ihrem Aelternhause keine nur einigermaßen ausgebreitete Menschenkenntniß, keine freieren und weiteren Anschauungen vom Leben mit. Sie wußten gewöhnlich in Athen oder Rom besser Bescheid, als im eigenen Vaterlande, und schöpften ihre Anregungen und Belehrungen weit mehr (wie sie das von der Schule her gewohnt waren), aus Büchern, als aus dem Leben und der Gesellschaft*).

---

*) Kleist, in einem noch ungedruckten Briefe an Gleim vom 8. Febr. 1746, berührt diesen Umstand, indem er treffend sagt: „Die Schulfüchse auf den Universitäten sind die elendesten Schmierer. Canitz, Opitz, Besser, Drollinger waren Leute, die Welt hatten; sie lagen wichtigeren Geschäften ob, als der Dichtkunst; Haller ist ein so großer Arzt, als Dichter". Friedrich der Große kommt wiederholt auf eben diesen Mangel der deutschen Literatur zurück. In seiner Histoire de mon temps drückt er sich ziemlich derb so aus: „Die deutschen Schriftsteller

Früher hatten die strebenderen Geister unter den Deutschen gern die Gelegenheit wahrgenommen, durch Reisen ins Ausland ihre Welt- und Menschenkenntniß zu bereichern. Paul Flemming, Lauremberg, Andreas Gryphius, Moscherosch u. A. hatten auf diese Weise ihren Geschmack gebildet, ihre Anschauungen erweitert. Auch dieses Mittel ward von den deutschen Dichtern des 18. Jahrhunderts viel weniger, ja beinahe gar nicht benutzt, zum Theil weil ihre ökonomische Lage es ihnen nicht gestattete*), zum Theil weil der Sinn des Zeitalters sich von den größeren Verhältnissen des äußern Lebens ab- und den engeren Beziehungen des blos geselligen, freundschaftlichen Verkehrs zuwendete, vielleicht auch wegen der größeren Leichtigkeit, durch das Lesen von Büchern mit dem Auslande bekannt zu werden — freilich immer nur ein unzureichender Ersatz für die wirkliche Anschauung fremder Länder. Weder Gottsched, noch Gellert, noch Gleim waren selbst nur über die Grenzen ihrer engeren Heimath weit hinausgekommen; außerhalb Deutschlands hatte keiner von ihnen den Fuß gesetzt. Die Reisen Klopstocks beschränkten sich auf die Schweiz und Dänemark, die Wielands auf jenes erstere Land. Aber die Schweiz und Dänemark waren ihrer Bildung nach damals überwiegend deutsch und boten daher dem deutschen Schriftsteller wenig Stoff zur Erweiterung seines Gesichtskreises. Es war ein Zeichen des frischeren Aufschwunges, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in das deutsche Geistesleben kam, daß auch die deutschen Schriftsteller wieder den Drang empfanden, ein größeres Stück Welt,

---

sind meist pedantische Gelehrte, Candidaten der Theologie, Söhne von Schustern und Schneidern, Hofmeister in adeligen Häusern u. s. w.". Schon in einem Briefe an Voltaire aus dem Jahre 1737 berührte er die sociale Stellung der deutschen Schriftsteller; er sagte dort: „Die Fürsten in Deutschland verachten im Allgemeinen die Gelehrten wegen der zu geringen Sorgfalt, welche diese auf ihr Aeußeres wenden. Der Schulstaub und das Mißverhältniß zwischen einem mit ihren Schriften erfüllten Kopfe und dem leeren Gehirn dieser großen Herren macht, daß sie sich über das Aeußere der Gelehrten lustig machen, während der große Geist darin ihnen entgeht. Das Beispiel der Fürsten ist maßgebend für die Höfe; auch diese affectiren Verachtung für Jene, welche tausendmal mehr werth sind als sie".

*) Damit entschuldigte sich Gellert, als Friedrich II. in dem bekannten Gespräche zu Leipzig ihm den Rath gab, zu seiner Ausbildung ins Ausland zu reisen.

fremde Länder und andere Menschen als ihre alltäglichen Umgebungen kennen zu lernen und sich dadurch mit neuen Ideen und erweiterten Anschauungen zu bereichern*).

Folgen des Mangels einer Hauptstadt Deutschlands.

In Deutschland selbst fehlte es an einem ähnlichen Mittelpunkte politischen, socialen, überhaupt geistigen Verkehrs, wie ihn England und Frankreich an ihren großen Hauptstädten besaßen. Schon Leibnitz hatte auf diesen Mangel unserer nationalen Bildung hingewiesen**). Auch in der Zeit, von der wir hier sprechen, wurde dieser Mangel von den bessern Köpfen wohl empfunden***). Die kleinen deutschen Residenzen mit ihrer

*) Wir werden diesen Drang bei Lessing, Herder, Hamann, Goethe kennen lernen. Sogar der kränkliche Garve äußert denselben in den „Vertrauten Briefen an eine Freundin", 12. Brief.

) S. 2. Bd. 1. Thl. S. 217 Note *). — Mirabeau in seiner Schrift De la monarchie prussienne, tome V, livre VIII sagt (zwar von dem einseitigen Standpunkte des Franzosen aus, dem der sogenannte „Geschmack" allein das Höchste in der Poesie ist, aber doch im Ganzen zutreffend): „Die Deutschen ahmen in den schönen Wissenschaften nach, statt originell zu sein. Der Geschmack ist das Eigenthum großer Nationen und großer Städte".

***) In der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek", 12. Bd., 1. Heft, macht der Recensent einer Schrift von Abbt in Bezug auf Letztern folgende Bemerkung: „In Frankreich würde er nach Paris berufen, von den feinsten Geistern gebildet, durch ihre Bewunderung aufgemuntert worden sein. Wo ist der deutsche Gelehrte, der nicht mehr oder minder in gleichen Umständen sich befunden? Und da fragen wir, warum unsere großen Köpfe gleiche Kräfte, aber nicht gleiche Ausbildung zeigen mit einem Pope, Addison oder Voltaire, warum unsere Schriftsteller mit ihrem tiefen Nachdenken so wenig Weltkenntniß verbinden, warum Bibliotheken, die gegen Bibliotheken zu Felde ziehen, die Stelle des Publicums vertreten"! In dem 200. Literaturbrief heißt es: „Unsern meisten Dramatikern fehlt Bühnenkenntniß, Kenntniß des menschlichen Herzens und der Welt. Ein Mensch, der sich auf die geringe Anzahl von Ideen einschränken will, die eine Universitäts- oder Provinzialstadt darbietet, kann unmöglich mit gutem Erfolge für die Schaubühne arbeiten . . . So lange Deutschland verschiedene Reiche (!) in sich schließt, deren jedes seine Hauptstadt hat, so lange nicht wenigstens in einer der Hauptstädte ein Fürst eine deutsche Schaubühne öffentlich errichtet u. s. w. — so lange wird die deutsche Bühne keinen eigentlichen Charakter haben". Garve (in einem in der Schlesischen ökonomischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage, s. dessen „Vermischte Aufsätze") spricht ebenfalls von den „Vorzügen einer Hauptstadt vor Provinzialstädten" in Bezug auf allgemeine Bildung. Nicolai (in seinen von Göckingk in dessen Lebensbeschreibung mitgetheilten Bemerkungen, No. 23) sagt: „Der größte Theil unserer Gelehrten

blinden Nachäfferei des Auslandes und ihrer gänzlichen Leere an eigner schöpferischer Geistesthätigkeit waren zu der Rolle nationaler Bildungsstätten in keiner Weise befähigt. Die freien Reichsstädte, welche ehedem durch den kräftigen Sinn ihrer Bürgerschaften eine Art von Ersatz für den Mangel einer tonangebenden Hauptstadt geboten hatten, waren dieses Vorzugs längst verlustig gegangen. Einzelne Mittelpunkte eines lebendigeren Verkehrs, wie Hamburg und vor Allem Leipzig (wo Handelsschaft und Universität sich verbanden, um eine vielseitigere Geistesbewegung zu erzeugen), waren eine Zeit lang tonangebend in der Literatur, allein auch sie kamen doch über die entweder blos materiellen, oder blos gelehrt literarischen Interessen wenig hinaus.

Von den beiden politischen Hauptstädten Deutschlands war Wien wegen des dort herrschenden geistlichen und weltlichen Druckes, der mangelhaften Bildung seines Mittelstandes und der Vorliebe seiner vornehmen Classen für ausländische, besonders französische Literatur unfähig, einen bestimmenden Einfluß auf den geistigen Fortschritt der Nation zu üben; Berlin aber erschien, so lange der alte rauhe König Friedrich Wilhelm I. regierte, für die Musen und ihre heitern Spiele ebenso, wie für die freieren Regungen wissenschaftlichen Geistes, schlechterdings unzugänglich.

Eintritt eines bessern Zustandes mit Friedrich dem Großen. Ursachen des nur allmäligen Einflusses, den er auf die deutsche Literatur ausübte.

Durch Friedrich den Großen sollte darin allerdings eine bedeutende Veränderung vor sich gehen. Indeß würde man irren, wollte man annehmen, dieser Umschwung sei alsbald mit seiner Thronbesteigung eingetreten.

Einen patronisirenden, direct fördernden Einfluß ähnlicher Art auf die deutsche Literatur auszuüben, wie etwa Ludwig XIV. auf die französische, dazu war Friedrich II. weder befähigt, noch geneigt. „Was konnte ich Besseres für die deutsche Literatur thun“, sagt er selbst in seiner berühmten kleinen Schrift de la littérature allemande, „als daß ich dieselbe sich selbst überließ?“

---

sitzt in kleinen Städten, hat nur einseitige Ideen, die er eifrig fortzupflanzen sucht, weil die paar Leute, die um ihn sind, solche ausschließlich billigen . . . Lebten diese Männer in einer großen Stadt zusammen, wo sie mannigfachere Ideen bekämen und öftern Widerspruch erführen, so würden sie weniger hartnäckig sein und leichter andere Ideen auffassen können“.

Daß Friedrich II. von der deutschen Literatur so wenig Notiz nahm, ist jedenfalls der Entwickelung des deutschen Geistes zu gute gekommen. Allen Anzeichen nach hätte es nicht an Schriftstellern gefehlt, welche sich gern an Friedrichs Thron gedrängt und nach seinen Eingebungen gedichtet hätten, wenn Friedrich selbst nur im Geringsten ihnen entgegengekommen wäre. Gottsched warf sehnsüchtige Blicke nach dem „Salomon des Nordens“, der leider nur von ihm, dem großen Gottsched, nichts wissen wollte. Wieland hätte gewünscht, daß Friedrich für Deutschland ein „Augustus“ würde, wie Ludwig XIV. für Frankreich*). Deutschland war in Gefahr, wenn nicht eine zweite höfische Poesie, so doch eine Poesie bloßer künstlicher Regelmäßigkeit und einseitiger Geschmacksbildung, ähnlich der französischen, zu erhalten. Unsere beiden größten Dichter erkannten es daher mit Recht als ein Glück für die deutsche Dichtkunst an, daß diese „von des großen Friedrich Throne schutzlos, ungeehrt hinweggehen“ und „sich selbst den Werth erschaffen“ mußte**), daß sie zwar durch den Glanz, der von Friedrich ausstrahlte, sich angefeuert fühlte, nach der Beachtung und Achtung des großen Königs zu ringen, aber nicht in sclavischer Nachahmung seines Geschmacks, vielmehr „auf deutsche Weise, nach innerer Ueberzeugung“***).

Doch täuschte sich Friedrich wohl oder wollte sich nur nachträglich rechtfertigen, wenn er sich anstellte, als habe er mit guter Ueberlegung, aus Rücksicht auf die Selbstständigkeit der deutschen Literatur, diese von früh an und sein ganzes Leben hindurch vernachlässigt. Der Grund seiner fortdauernden Gleichgültigkeit gegen dieselbe lag vielmehr darin, daß seine eigene Bildung von Haus

*) Wieland beklagt sich bei Gleim, daß Friedrich II. nicht für Deutschland sein wolle, was Ludwig XIV. für Frankreich gewesen; dann fährt er wörtlich fort: „Ist denn kein Mittel, diesem Cyrus, Salomon, Cäsar unserer Zeit bekannt zu werden, wenigstens so weit, daß er mich zum Director eines seiner Gymnasien tüchtig hält?“ („Ausgewählte Briefe“, 2. Bd., S. 211, vgl. oben S. 220.) Ueber das Verhalten Friedrichs II. zu deutschen Schriftstellern und dieser zu ihm s. meine Broschüre: „Friedrich der Große und sein Verhältniß zur Entwickelung des deutschen Geisteslebens“ (1859).

**) Schiller in dem Gedicht: „Die deutsche Muse“.

***) So spricht sich Goethe über das Verhältniß der deutschen Literatur zu Friedrich dem Großen aus in „Dichtung und Wahrheit“ („Werke“, Bd. 25, S. 105).

aus — trotz des Abscheues, den der alte König Friedrich Wilhelm I. vor allem wälschen Wesen hatte, — eine durch und durch französische war. Friedrich sprach und schrieb seine Muttersprache nur in Nothfällen, im Verkehr mit seinen Beamten und Soldaten oder mit den Leuten aus dem Volke, die ihn mit Bitten und Beschwerden angingen, und, so oft er es that, mißhandelte er dieselbe auf das Abscheulichste. Er duldete in seiner Hausbibliothek kein deutsches Buch *). Seine Kenntnisse von der deutschen Literatur waren wenigstens im Fache der Poesie die allerbeschränktesten. Wenn wir nach dem schließen dürfen, was er in jener vielberufenen Schrift über die deutsche Literatur zur Begründung seines absprechenden Urtheils über diese anführt, so kannte er von deutschen Dichtwerken wenig mehr als Gellert's Fabeln, Geßner's Idyllen, die Gedichte des Herrn von Canitz, die „Mädcheninsel“ von Götz und Ayrenhoff's „Postzug“. Als junger Prinz soll er seine Rheinsberger Umgebungen durch carikirendes Vorlesen von Ziegler's „Asiatischer Banise“ zu homerischem Gelächter gereizt haben. Wie Gleim vermuthet, wäre ihm diese Ausgeburt des ärgsten Ungeschmacks von seiner französischen Umgebung in die Hände gespielt worden, um ihm die Lust an deutscher Literatur gänzlich zu verleiden.

Wenn daher von Friedrichs Erhebung auf den Thron des größten protestantischen deutschen Staates Jemand den Anbruch einer neuen literarischen Aera zu gewärtigen hatte, so waren es anscheinend nicht die deutschen Schriftsteller, sondern nur jene französischen oder französisch gebildeten Schöngeister, die seinen literarischen Hof in Rheinsberg gebildet hatten, die Genossen seines Bayardbundes, und seine ausländischen Correspondenten, an ihrer Spitze der von ihm gleich einem Gotte angebetete Voltaire **).

---

*) Büsching: „Beiträge zur Lebensgeschichte merkwürdiger Personen“, 5. Bd. S. 39.

**) Daß von dieser Seite her wirklich derartige Erwartungen gehegt wurden, ersieht man aus einem Briefe Keyserlingk's an Algarotti nach London, wo er diesem schreibt:

Venez, Algarotti, des bords de la Tamise,
Partager avec nous notre destin heureux,
Hâtez vous d'arriver en ces aimables lieux,
Vous y retrouverez Liberté pour devise.

Aber auch der indirecte Einfluß, den Friedrich auf die deutsche Literatur durch seine Persönlichkeit, seine Regierungsweise und seine Kriegsthaten zu üben bestimmt war, machte sich nur sehr allmälig und langsam bemerkbar. Als Klopstock von Friedrichs „aufsteigendem Geiste“ sprach, der „ihn, da er noch Jüngling war, verkündete*)“, regierte Friedrich schon neun Jahre lang, war er bereits aus zwei Kriegen als Sieger heimgekehrt, hatte er die meisten jener freien und erleuchteten Ideen bereits zur That gemacht, die ihm den Namen des „Philosophen auf dem Throne“ eintrugen.

Schon als Prinz hatte er zu diesen freieren Anschauungen sich bekannt. In seinen „Betrachtungen über den Zustand Europas“ und in seinem „Antimacchiavell“ hatte er das von Ludwig XIV. ausgegangene und in Deutschland fast allgemein nachgeahmte System eines brutalen Despotismus mit seinem: „Der Staat — das bin ich“ schonungslos verurtheilt, den Fürsten für den ersten Diener des Staats erklärt und damit einer ganz neuen Ansicht vom Staate und von der Gesellschaft mit kühner Hand die Bahn gebrochen**). Allein die erste dieser Schriften erschien, ebenso wie der sogenannte „Fürstenspiegel“ (die Ermahnungen Friedrichs an seinen Mündel, den jungen Karl Eugen von Würtemberg), welcher ähnliche Ideen enthielt, erst nach des großen Königs Tode; der „Antimacchiavell“ ward zwar bald nach Friedrichs Thronbesteigung durch Voltaires Vermittelung veröffentlicht, doch ohne den Namen des Verfassers und außerhalb Deutschlands***).

Die öffentliche Meinung in Preußen und Deutschland erfuhr von dem jungen Prinzen bis zu seiner Thronbesteigung wenig mehr als seine heftigen Kämpfe mit dem rauhen, despotischen Vater, seine resignirte Ergebung in den ihm aufgezwungenen Gamaschendienst

Die „Fuder von Gedichten“, die nach des Baron von Bielefeld Versicherung („Freundschaftliche Briefe“, 1. Bd., S. 161) Friedrichs Regierungsantritt begrüßten, mögen wohl auch (neben den bei jedem Thronwechsel üblichen banalen Huldigungsgedichten von Poetastern aller Art) hauptsächlich aus französischen oder französisch gebildeten Kreisen gekommen sein.

*) In der „Ode an Gleim“ aus dem Jahre 1752 (s. oben S. 103).

**) S. 2. Bd. 1. Thl. S. 172.

***) Im Haag und in London. Die „Berlinischen Nachrichten“ brachten unterm 8. Dec. 1740 eine lobpreisende Ankündigung des Werkes, auch erschienen mehrere Nachdrucke in Deutschland, unter andern einer in Göttingen.

während seiner Verbannung nach Küstrin, später sein lustiges Leben mit in- und ausländischen Schöngeistern in Rheinsberg. Alles in Allem erwartete man von ihm mehr eine wohlwollende, als eine durch große Eigenschaften ausgezeichnete Regierung.

Seine ersten Regentenhandlungen hätten allerdings sogleich die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenken können. Allein theils erschienen sie (wie die den Katholiken gewährte religiöse Duldung) einer zwiefachen Deutung fähig und erregten im protestantischen Deutschland vielleicht mehr Besorgnisse als Hoffnungen*), theils waren sie (wie das, was Friedrich für die Verbesserung der Verwaltung und für die Hebung der Wehrkraft seines Landes that) auf specifisch preußische Interessen berechnet und wurden daher außerhalb Preußens eher mit Mißtrauen, als mit Sympathie betrachtet; theils endlich enthielten sie (wie des Königs aufgeklärtes Verhalten in Bezug auf die Presse) für das von dem ärgsten Despotismus kleinerer und größerer Sultane geknechtete Deutschland etwas so ganz Neues und Ungewohntes, daß ihre volle Bedeutung selbst den Gebildeten wohl erst allmälig einleuchten mochte.

Man darf nicht vergessen, daß der allgemeine Zustand des geistigen Lebens jener Zeit, zumal in Deutschland, ein von dem heutigen wesentlich verschiedener war. Jene allverbreitete geistige Beweglichkeit und Erregbarkeit, vermöge deren heut jede bedeutende Erscheinung, in welchem Theile der Welt sie auftreten mag, alsbald nach allen Seiten hin rasch und gleichmäßig ihre Wirkungen versendet, war damals noch keineswegs vorhanden. Das Denken und Empfinden der Menschen, selbst der gebildeten Classen, hatte noch etwas Langsames und Schwerfälliges. Dazu kamen die schärferen Absonderungen, welche landschaftliche Zusammengehörigkeit, gesellschaftliche und wahlverwandtschaftliche Abschließung einzelner Kreise unter sich hervorbrachten. Nicht blos die ober- und niedersächsische Dichterschule, Leipzig und Hamburg, würden nur widerwillig einem geistigen Einflusse von Preußen aus sich geöffnet haben; sogar das preußische Halle dünkte sich damals noch besser als Berlin. Gleim,

*) Willibald Alexis in seinem „Neuen Cabanis", wo er die Stimmung der Bevölkerung Berlins beim Regierungsantritt Friedrichs II. schildert, sagt, der gemeine Mann habe sich eingebildet, er solle katholisch gemacht werden — und es ist das wohl mehr Wahrheit als Dichtung.

der in der ersten Zeit der neuen Aera (1741) Berlin besuchte, fand sich dort vereinsamt und unbefriedigt.

Aber auch jene vielversprechenden Anläufe eines freieren und geistvolleren Regiments im Innern, welche die Anfänge der Friedericianischen Regierung kennzeichneten, wurden nur zu bald unterbrochen und gleichsam verdunkelt von der kriegerischen Politik, in welche der König sich wenige Monate nach seiner Thronbesteigung mit dem vollen Ungestüm eines ehrgeizigen jungen Fürsten stürzte.

Der erste schlesische Krieg war nicht populär. Selbst in Preußen schien man geneigt, darin mehr das Werk persönlicher Ruhmsucht, als ein Unternehmen von wirklich volksthümlichem Interesse zu erblicken*). Außerhalb Preußens vollends konnte ein Feldzug wenig Sympathien erwecken, der als zur Beraubung einer jungen, schönen, unglücklichen Fürstin, als gegen bestehende Verträge, als im Bündniß mit dem Erbfeinde des deutschen Kaiserhauses und daher gewissermaßen als gegen das Reich selbst unternommen erschien.

Friedrich der Große und die Dichter der Empfindsamkeit.

Die Dichter der sanften Empfindungen vollends — und diese fingen eben damals an, tonangebend in Deutschland zu werden — konnten unmöglich für solche Ziele und solche Thaten sich begeistern. Sogar der Preuße Gleim, — er, der ein Jahrzehnt später, im siebenjährigen Kriege, der feurigste Verkündiger von Friedrichs Kriegsruhm ward — zeigte sich damals

*) Dies erhellt aus einem Briefe Friedrichs an Jordan aus dem Feldlager in Kuttenberg vom 24. Juni 1742, worin der König schreibt: „Endlich sind wir auf dem Punkte, Böhmen wieder zu räumen, wo wir die Oesterreicher geschlagen haben und von wo wir sie gänzlich hätten vertreiben können, hätte ich nicht die Schonung preußischen Blutes dem eitlen Ruhme vorgezogen, eine unglückliche Frau und ein ruinirtes Land vollends zu erdrücken. Unter solchen Auspicien kehre ich in mein Land zurück, wo nun nichts mehr die Ordnung des Friedens und der öffentlichen Sicherheit unterbrechen wird, es wäre denn die Gewaltthat und Kühnheit meiner Nachbarn. Ich freue mich der Billigung meines Verhaltens, die Ihr mir schenkt, und ich hoffe, daß die so leichtbewegliche und unüberlegte Masse nun wenigstens einiges Vertrauen zu mir fassen und mich nicht mehr für so unsinnig halten wird, wie es mich zu sein beschuldigte beim Anfang des Kriegs". Und in einem weitern Briefe an denselben aus Breslau vom 5. Juli 1742 schreibt er: „Ich habe meine Aufgabe erfüllt, alle meine Angelegenheiten erledigt und ich kehre in mein Land zurück mit dem tröstenden Bewußtsein, daß ich mir nichts gegen dasselbe vorzuwerfen habe".

noch wenig empfänglich für das neuaufgehende heroische Zeitalter; er kehrte aus dem schlesischen Feldlager, wo er als des Fürsten Leopold von Dessau Secretair den Krieg aus unmittelbarster Nähe mit angeschaut, bald zu seinen friedlichen Beschäftigungen zurück und vergrub sich in sein stilles Asyl zu Halberstadt, um nur der harmlosen Muse der Freundschaft und der Geselligkeit zu leben.

Ein Mitglied der ältern Halle'schen Schule, Lange, fühlte sich zu einem Lobgedicht auf Friedrichs Siege begeistert und sandte dieses an Bodmer, ward aber von Letzterem bedeutet: „er möge doch statt der kriegerischen Muse lieber die sanftmüthige seiner Doris (der Gattin Langes) pflegen"*).

Klopstock's feuriger Geist entflammte sich zwar an Friedrichs Siegen zu dem Gedanken eines Heldenepos, allein auch seine Seele fand sich so wenig ausgefüllt durch die Begebenheiten der nächsten Gegenwart, so wenig von einem wirklich nationalen Zuge darin angeweht, daß er gerade durch jenen Aufschwung nur um so weiter in die fernsten Regionen des Ideals verschlagen ward**).

Sogar der siebenjährige Krieg, obgleich er den Nerv des deutschen Volkes ganz anders traf, ließ gleichwohl die Dichter der Empfindsamkeit zum größten Theile kalt. Wir sahen, wie Klopstock in ideologischer Ueberschwänglichkeit und Verbitterung sich gewaltsam von Friedrich abwandte, wie Gellert in engbrüstiger Befangenheit nur für die zerstörenden, nicht für die schöpferischen Elemente in des großen Königs weltgeschichtlichem Walten Sinn hatte. Aber auch der „preußische Grenadier" ermattete nach dem ersten Sturm der Begeisterung bald wieder in seinem kühnen Anlaufe und barg sich vor den stärkeren Wellenschlägen des von Friedrich geschaffenen thatkräftigen Lebens in die Einsamkeit seines idyllischen „Hüttchens" und in die Beschaulichkeit orientalischer Weisheit. Vollends der weichliche Wieland konnte von dem Friedericianischen Heldengeiste zwar vorübergehend angezogen, aber unmöglich festgehalten werden, und es darf nicht Wunder nehmen, wenn ihm sein Heldengedicht: „Cyrus", offenbar eine Frucht der weithin durch ganz Deutschland

*) „Briefe deutscher Gelehrten", 1. Bd. S. 286.

**) S. oben S. 111.

nachzitternden Bewegung von den Thaten des großen Königs*), zu der erotischen Episode „Araspes und Panthea“ zusammenschrumpfte.

Die Dichter der Empfindsamkeit und die Dichter des epikuräischen Lebensbehagens, beide unter ganz anderen Einflüssen aufgewachsen und zu dem geworden, was sie waren, konnten nicht mehr in neue Bahnen einlenken. Sie hatten keinerlei Empfänglichkeit für die Begebenheiten und die Interessen des nationalen Lebens, weil dieses Leben zu der Zeit, wo sie zu dichten anfingen, jedes höheren Schwunges und jedes tieferen Gehalts baar erschien, und sie vermochten sich in dieses Leben auch dann nicht zu finden, als es durch Friedrich's des Großen Regierung interessevoller und bedeutender geworden war. Sie beharrten auf dem einmal betretenen Wege weit abseits von der größeren Welt der Thaten und Empfindungen, die Friedrich dem deutschen Genius erschloß, bald, wie Klopstock, mit Friedrich grollend, daß er nicht ihre Pfade wandle, bald, wie Wieland, zwar lüstern nach dem Beifall des ruhmgekrönten Monarchen, aber völlig unfähig, in die neue Zeit, die durch ihn über Deutschland aufging, mit voller Hingebung sich einzuleben.

G. E. Lessing als Vertreter der durch Friedrich d. Gr. angebahnten neuen Richtung in der Literatur.

Nur Einer hatte für die Eindrücke dieser neuen Zeit ein unbefangenes und lebendiges Verständniß, weil in seinem Geiste etwas von dem Geiste des großen Königs war — dieser „gekrönten Realität“, wie Carlyle ihn treffend genannt. Dieser Eine war Gotthold Ephraim Lessing.

Der culturgeschichtlichen Betrachtung gewährt es immer ein besonderes Interesse, die von Hause aus scheinbar ähnlich angelegten und doch in ihrem Verlaufe auseinandergehenden Lebens- und Bildungsgänge gleichbegabter Genien in ihren hauptsächlichsten Entwickelungsstadien zu verfolgen und mit einander zu vergleichen. So geht es uns mit Lessing und Klopstock.

Lessing's Bildungsgang.

Lessing (geb. 1729) war nur um fünf Jahre jünger als Klopstock. Beide entstammten dem obersächsischen Kreise: Lessing's Heimath, Camenz**), war eine churfürstlich säch-

---

*) Der Plan des „Cyrus“ entstand 1758 und Wieland spielt in einem Briefe an Zimmermann ausdrücklich auf die Aehnlichkeit seines Helden mit einem „großen König“ an (s. oben S. 200).

**) Ein sächsisches Localblatt, die Budissiner Nachrichten, giebt in seiner Nr. vom 31. Mai 1863 eine Stammtafel der Lessing'schen Familie nach einem

sische Stadt, Klopstock's Vaterstadt, Quedlinburg, ein unter brandenburgischer Hoheit stehendes Stift. Ihre höhere Ausbildung erhielten Beide, nach einer kurzen Vorbereitung im elterlichen Hause und auf niederen Anstalten, auf sächsischen Fürstenschulen, Klopstock in Schulpforta, Lessing in Meißen. An Beide trat schon auf der Schule, gerade in den Jahren größter Empfänglichkeit, ein Hauch der neuen, Fridericianischen Aera heran: Klopstock in seiner einsamen Zelle zu Schulpforta ward durch den Widerhall der kriegerischen Thaten Friedrich's zu dem ersten Gedanken eines nationalen Epos angeregt; der 16jährige Lessing sah in Meißen (1745) mit eigenen Augen die Heldengestalt des jungen Preußenkönigs, der dort die Nachricht vom Siege seiner Truppen in der Kesselsdorfer Schlacht empfing, und schwerlich wird der junge, noch halb knabenhafte Dichter nach solchem Eindruck mit ganz ungetheilter Empfindung an die Abfassung jenes Gedichts gegangen sein, worin er, auf Befehl seines Vaters, für einen Gönner der Familie, einen Herrn von Carlowitz, die „Tapferkeit der Sachsen bei Kesselsdorf" verherrlichen mußte.

Aber schon auf der Schule beginnen die Wege der beiden Dichter-Jünglinge sich zu scheiden. Während Klopstock, dem Adlerfluge eines Homer und David, eines Dante und Milton nacheifernd, sogleich nach dem Höchsten und Fernsten strebt und, mehr seine hochgespannten Wünsche, als seine noch ungeübte Kraft zu Rathe ziehend, sich kühnvermessen an den erhabensten Gegenstand wagt, schlägt Lessing viel bescheidenere Bahnen ein. Er entwirft den Plan zu seinem ersten Lustspiel: „Der junge Gelehrte", dessen Vollendung er jedoch, auch darin ungleich dem ungeduldigeren Klopstock, mit weiser Selbsterkenntniß einer späteren, reiferen Lebenserfahrung vorbehält.

Manuscripte von F. Klix: „Die Familie Lessing". Danach war ein Urältervater Lessing's Bürgermeister in Schkeuditz (zwischen Leipzig und Halle) gewesen. Dessen ältester Sohn, Theophilus (geb. 1697 in Schkeuditz), Bürgermeister in Camenz, war des Dichters Großvater durch seinen zweiten Sohn, M. Joh. Gottfried (geb. 1693), Pastor Primarius ebenda. Die Lessing'sche Familie verzweigte sich außer Schkeuditz und Camenz auch nach Frankfurt a. M., Leipzig, Chemnitz, Breslau, Hoyerswerda, Lübben, Dippoldiswalde, Görlitz, Berlin u. s. w. Daneben giebt es in Breslau und Berlin andere Familien Lessing, die nichts mit jener Familie gemein haben — Juden, welche nach dem Edict v. 11. März 1812, das allen Juden die Führung christlicher Namen gebot, nach dem Dichter des „Nathan" sich nannten.

Wir finden sodann die beiden Jünglinge fast gleichzeitig auf der hohen Schule zu Leipzig wieder. Mit einem einzigen kühnen Schritte erklimmt hier der Sänger des „Messias" sogleich die höchste Staffel dichterischen Ruhmes und schwingt sich empor in eine Idealwelt, aus welcher er niemals wieder ganz den Rückweg auf den festen Boden der Wirklichkeit fand. Lessing beginnt seinen Lauf fast unscheinbar mit kleinen lyrischen, epigrammatischen, dramatischen Beiträgen für die von seinem Freunde Mylius herausgegebenen Zeitschriften, die „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths" (1746—48) und den „Naturforscher" (1747—48). „Kleinigkeiten" nannte er selbst diese seine ersten Dichtungen, als er sie später (1756) in zwei gesammelten Bänden herausgab*).

Lessing's früheste Jugend war, darin der Wieland's ähnlicher, als der Klopstock's, mehr ein emsiges Lernen und Studiren, als ein frisches Sichausleben in Naturgenuß und freier Körperbewegung gewesen. Stets bei den Büchern, wie er selbst sagt, hatte er „ebenso selten an die übrigen Menschen wie an Gott gedacht". In Leipzig erst lernte er einsehen, „daß die Bücher ihn wohl gelehrter, aber nimmermehr zu einem Menschen machen würden". Was er in seiner Clausur zu St. Afra nur geahnt, daß man „auf der Schule Viel lernen müsse, was man in der Welt gar nicht brauchen könne", das wurde ihm hier, inmitten des lebhaften Verkehrs der betriebsamen Handelsstadt, zur völligen Gewißheit. Sobald er dieses Bedürfniß nach Realität empfand, ging er auch rasch entschlossen daran, es zu befriedigen. Er warf die Bücher, die ihn bisher allein beschäftigt hatten, bei Seite und „stieg hinab in die Straßen der Stadt, wo man die ganze Welt im Kleinen sehen kann". Um sich für das gesellige Leben geschickter zu machen, übte er sich im Tanzen, Reiten, Fechten. Er besuchte die „Komödie", um „eine gezwungene von einer natürlichen Aufführung unterscheiden zu lernen"**).

In eben diesem Sinne wählte er seinen Umgang. Die Männer der „Bremer Beiträge", von denen Klopstock sich auf den Schild heben ließ, erschienen dem nüchternen Lessing, der gegen sich selbst

*) Darunter ist auch ein Lustspiel „Damon oder die wahre Freundschaft", noch so ziemlich im Geschmack der „rührenden Komödie" von Gellert.

**) S. Lessing's Briefe an seinen Vater („Werke, herausgegeben von Lachmann", 12. Bd. S. 5. 9. 23 u. s. w.).

ebenso streng war wie gegen Andere, und von Empfindelei, vollends von Schwärmerei, keine Ader hatte, zu „hohenpriesterlich", auch zu sehr coteriemäßig bestrebt, einander gegenseitig zu heben und zu tragen*). Die Leute, mit denen er verkehrte — fahrende Literaten, wie Mylius, Schauspieler und Schauspielerinnen von der Neuberschen Bühne (darunter Koch, der später eine eigene Gesellschaft errichtete) u. A. — hatten freilich nichts von jenem idealen Nimbus, womit Klopstock seine Freunde, die Genossen des „Wingolf", umkleidete; um so mehr ließ sich von ihnen wirklich lernen für die Kenntniß des Lebens und die Kunst der Lebensdarstellung. Und das war es, worauf es dem jungen Komödiendichter vor Allem ankam, denn auf das Theater war und blieb sein ganzes Dichten und Trachten gerichtet. Er „sann Tag und Nacht, wie er in einer Sache eine Stärke zeigen möchte, in der, wie er glaubte, sich noch kein Deutscher allzusehr hervorgethan hatte**)".

Einen Strebegenossen, mit dem er seine Ideen austauschte, fand er an Chr. Felix Weiße. Mit ihm wetteifernd übersetzte er Stücke aus dem Französischen und verschaffte sich dadurch nicht blos den glühend ersehnten freien Eintritt in das Theater der Neuberin, sondern auch eine vielseitige Kenntniß der vorhandenen Bühnenstücke und Uebung in der Behandlung scenischer Stoffe. So sehen wir Lessing im directen Gegensatz zu Klopstock von früh an einer entschieden realistischen Richtung sich zuneigen, sehen ihn das Leben studiren, um daraus Stoffe und Anregungen für poetisches Schaffen zu gewinnen.

Der erste eigene Versuch, mit welchem Lessing auf den Bretern debütirte, war eben jener „Junge Gelehrte", zu dem er den Plan schon auf der Schule entworfen hatte. Dieser Erstlingsversuch ist bezeichnend für die ganze Richtung Lessing's. Er bekundet nicht nur die weise Selbstbeschränkung des jungen, aufstrebenden Dichters, der keinen Schritt weiter geht, als wohin seine Kraft und seine Erfahrung reicht, sondern er verräth auch bereits jenes glückliche Talent, der umgebenden Wirklichkeit poetische Motive abzulauschen. „Ein junger Gelehrter" — so drückte Lessing selbst

*) Danzel: „Lessing und seine Zeit", 1. Bd. S. 83.

**) Lessing's „Werke", 12. Bd. S. 10.

sich über diese seine erste dramatische Arbeit aus — „war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt sein konnte. Unter diesem Ungeziefer war ich aufgewachsen; kein Wunder, daß ich meine ersten satirischen Waffen gegen dasselbe wendete*)“.

Dieser so frühe und so entschiedene Gegensatz der Lessingschen Geistesrichtung zu der Klopstockschen läßt sich vielleicht einigermaßen aus der Verschiedenheit der ersten Jugendeindrücke und des frühesten Bildungsganges Lessing's von denen Klopstock's, wie wir diese geschildert**), erklären. Klopstock war in der schrankenlosen Freiheit eines behäbigen ländlichen Stilllebens, im steten Umgange mit der Natur, unter dem Einflusse eines originellen, jeder Beschränkung des jugendlichen Geistes abholden Vaters aufgewachsen und dadurch früh zu lebhafteren Empfindungen und zu größerer Ungebundenheit des Phantasielebens angeregt worden. Lessing fand sich als Knabe in häuslichen Verhältnissen, die, wenn nicht knapp, doch streng bemessen waren. Sein Vater, der Pastor Primarius zu Camenz, war ein gelehrter Theolog mit etwas Wolffischem Anflug***). In seiner Familie, einer vorwiegend geistlichen, war gelehrtes theologisches Wissen, daneben aber ein gewisser freier und namentlich duldsamer Zug herkömmlich. Ein Vorfahr von ihm hatte zu einer Zeit, wo solche religiöse Anschauungen noch eine Seltenheit waren (1670), ein Buch „von der Toleranz der Religionen“ geschrieben. Seine Mutter erscheint in seinem Briefwechsel mit ihr als eine Frau von etwas beschränkter, nur das Nächste ängstlich beachtender Gemüthsart, keinesfalls dazu angethan, auf Phantasie und Gemüth des Knaben, wie sonst wohl Mütter genialer Männer pflegen, befruchtend einzuwirken. Ebenso wenig thaten dies die beengenden Verhältnisse der kleinen Stadt mit ihren spießbürgerlichen Rücksichten und Fraubasereien, denen jeder höhere Schwung, jedes Abweichen von dem Hergebrachten und Angewöhnten leicht zum Aergerniß

*) In der Vorrede zum 3. und 4. Theile seiner „Kleinen Schriften“ (1754) („Werke“, Bd. 4).

**) S. oben S. 105 ff.

***) Ich schließe dies daraus, daß die ersten Jugendarbeiten Lessing's, die er auf Betrieb seines Vaters und nach von diesem gestellten Aufgaben fertigte, unverkennbare Spuren Wolffischer Lehren enthalten.

ward*). Umsomehr wurde dadurch in dem lebhaften Geiste des Knaben der natürliche Trieb des Widerspruchs, der Kritik, der Satire geweckt, sein Verstand und seine Beobachtungsgabe geschärft, sein Unabhängigkeitsdrang entwickelt und gestählt.

Solchen negativen Einflüssen des Elternhauses und der Vaterstadt kamen andere, mehr positive, zu Hülfe. Der Rector der Stadtschule zu Camenz, welche Lessing besuchte, Heinitz, war ein eifriger Gottschedianer. Er schrieb ein Schulprogramm, worin er die Schaubühne als eine „Schule der Beredsamkeit" pries. Das Komödienspiel stand damals bei den Theologen, selbst den minder streng gesinnten, als eine Stätte des Leichtsinns und der Thorheit in schlechtem Ansehen. Die Geistlichen zu Camenz, auch Lessing's eigner Vater, fielen über den verwegenen Schulmann unbarmherzig her; die Freiergesinnten unter der Bürgerschaft nahmen ihn in Schutz. Unter den Letzteren war jener Mylius, den wir als Lessing's Freund und Strebegenossen auf der Universität wiederfinden, ein junger Mann von scharfem Verstand und begabt mit mancherlei Kenntnissen, besonders im Gebiete der Naturwissenschaften (soweit diese damals schon ausgebildet waren), aber im Punkte der Religion ein Freidenker und in seinem sittlichen Lebenswandel ziemlich ungeordnet.

So brachte der junge Lessing auf die Schule zu Meißen eine starke, durch den Widerspruch seiner Umgebungen nur noch mehr gereizte Neigung für's Theater, zugleich einen lebhaften Trieb der Kritik und der Satire mit. Das Letztere schließen wir u. A. aus der halb anerkennenden, halb spöttischen Bezeichnung: „admirabler Lessing", womit einer der Lehrer zu Meißen, der wahrscheinlich des jungen Schülers geistiges Uebergewicht zu fühlen gehabt hatte, ihn beehrte; das Erstere zeigt sich in seiner ausgesprochenen Vorliebe für die Komödien des Plautus und des Terentius und für die Charaktere des Theophrastus. Daneben scheinen seinen früh entwickelten Scharfsinn die exacten Wissenschaften gereizt zu haben; er schloß sich vorzugsweise an den Professor der Mathematik an, der zugleich

*) Aus Lessing's Briefwechsel mit seiner Familie ersieht man, wie sein ganzes Thun und Treiben, sein Umgang, seine literarischen Streitigkeiten, seine satirischen Ausfälle auf Personen und Verhältnisse in den heimischen Kreisen beklatscht und bekrittelt wurden und welchen beängstigenden Eindruck jedes solches Gerede auf seine Eltern, besonders die Mutter, hervorbrachte.

ein Kenner und Freund der neuesten deutschen Literatur war und ihn mit Hagedorn und Haller, mit Pyra und Gleim bekannt machte. Auch mit Philosophie scheint sich der junge Lessing schon in Meißen beschäftigt zu haben; mit einer fast altbärtigen Ernsthaftigkeit sehen wir den erst Vierzehnjährigen in seinen Aufsätzen die optimistischen Ansichten der Leibnitz-Wolf'schen Schule vertheidigen und poetische Versuche über die „Vielheit der Welten" machen*).

So vorgeschult und mit dem fertigen Entwurfe zu dem „Jungen Gelehrten" in der Tasche, kam Lessing nach Leipzig, wo er, wie wir sahen, was noch von Schlacken todter Gelehrsamkeit an ihm klebte, rasch abstreifte und dann rüstig daran ging, den lebendigen Kern seines Wissens und Könnens für dichterisches Schaffen fruchtbar zu machen.

Gänzlich vernachlässigte er dabei die gelehrten Studien keineswegs, und, wennschon sein Collegienbesuch als ein besonders regelmäßiger nicht gerühmt wird, so konnte er doch, als nach zwei Jahren (1748) sein Vater, durch übertriebene Nachrichten von des Sohnes ungeregelter Lebensweise erschreckt, ihn ins Elternhaus zurückberief, zu dessen großer Ueberraschung und Beruhigung den Beweis liefern, daß sein Aufenthalt in Leipzig auch für seine wissenschaftliche Bildung kein verlorener gewesen sei. Er lernte von Ernesti die freiere Behandlung der alten Classiker, die er später in seinen geistvollen kleinen Arbeiten so vielfach bethätigte; noch mehr schloß er sich an Christ an, den genialen Ausleger des Alterthums, den in Kunst und Wissenschaft wie im Leben vielseitig bewanderten Gelehrten, und an Kästner, den scharfen mathematischen Kopf und feinen Epigrammatiker voll beißender Satire**).

Lessing's erstes Drama: „Der junge Gelehrte".

Kästner war es auch, der ihm bei der Ausarbeitung seines „Jungen Gelehrten" für's Theater mit seinem Rathe zur Seite stand. Die Neuberin, einst Gottsched's Freundin, aber seit mehreren Jahren schon mit diesem zerfallen, brachte das Stück auf die Breter (1748). Die Aufnahme, die es fand, war eine äußerst günstige. Es verdankte diesen Erfolg unstreitig der größeren Freiheit und Lebendigkeit, womit hier, im Ver-

*) „Werke", 11. Bd. 1. Abth. S. 3 ff.

**) Danzel: „Lessing", S. 47 ff.

gleich zu andern zeitgenössischen Stücken, der Dialog gehandhabt war, der schärferen Charakterzeichnung, durch welche die noch beibehaltenen herkömmlichen Typen der Komödie ziemlich glücklich individualisirt erschienen, vor Allem wohl der Wahl des Stoffs, die doppelt wirksam sein mußte in einer Stadt wie Leipzig, wo man auf der einen Seite den Pedantismus des Stockgelehrtenthums noch in voller Blüthe stehen sah, auf der anderen aber dicht daneben die freiere Bewegung des bürgerlich praktischen Lebens mit seinen so ganz anderen Anforderungen an den Einzelnen wahrnahm.

Lessing's Uebersiedelung nach Berlin. Die damaligen geistigen und literarischen Zustände Berlins.

Ein so glücklicher Anfang wäre wohl dazu angethan gewesen, den jungen Dramatiker zum Weitergehen auf der betretenen Bahn zu ermuntern. Die Neuberin bot Alles auf, um ihn an ihre Bühne zu fesseln. Allein Lessing erkannte mit richtigem Instinkt, daß, wenn er Größeres leisten wolle, er sich in größere Verhältnisse hineinleben, seinen Horizont der Welt- und Menschenkenntniß erweitern müsse.

Leipzig war bis vor Kurzem der eigentliche Mittelpunkt der literarischen, überhaupt der geistigen Bewegung in Deutschland gewesen. Jetzt fing Berlin an, ihm diesen Rang streitig zu machen*). Schon in der kurzen Pause zwischen dem ersten und dem zweiten schlesischen Kriege hatte der belebende Einfluß der großen Persönlichkeit Friedrichs sich in einer erhöhten geistigen Regsamkeit um ihn her zu zeigen begonnen. Friedrich selbst verkehrte zwar vorzugsweise mit französischen und andern ausländischen Gelehrten und Schöngeistern, die er an seinen Hof gezogen, und nur mit einigen deutschen, wie Jordan, Kayserling, Bielefeld, Quintus Icilius. Aus der Mitte der Letzteren heraus bildete sich 1743, als eine Art Gegengewicht gegen den allzugroßen Einfluß der Ausländer, eine gelehrte Gesellschaft, an welcher die Minister von Borck und von Schmettau Theil nahmen und über welche der König selbst eine Art von Protectorat übte**). Die Wiederbelebung der unter dem ersten König von Preußen gestifteten, aber niemals recht zur Wirksamkeit gelangten, unter Friedrich Wilhelm I. gänzlich eingeschlafenen Akademie der Wissenschaften, für welche Friedrich II. die bedeutendsten Namen

*) So äußert sich Kayserling in seinem Buch „Moses Mendelssohn", S. 11, ohne indeß diese Behauptung durch Thatsachen auszuführen und zu begründen.

**) v. Bielefeld: „Freundschaftliche Briefe". 2. Bd. S. 290.

Deutschlands und Frankreichs gewann, verlieh dem geistigen Leben Berlins neuen Schwung und Glanz.

Schon unter dem alten König hatte es in Berlin einige Männer von höherer geistiger Begabung gegeben, welche aber in der nüchternen, fast nur von Trommelschall und Commandoruf widerhallenden Stadt ein vereinsamtes und wenig bemerktes Dasein führten. Dahin gehörten der glaubensmilde Prediger Jablonski, der philosophisch gebildete Probst Reinbeck, der eifrige Apostel Wolffscher Ideen Graf Manteuffel. Die beiden Erstgenannten starben, ehe die neue Aera recht begann; Graf Manteuffel, wegen seiner politischen Vielgeschäftigkeit von Friedrich II. beargwöhnt und vom Hofe verbannt, verlegte im Jahre 1741 die Stätte seines wissenschaftlichen Mäcenatenthums nach Sachsen, in die unmittelbare Nähe von Leipzig.

Dafür entstand allmälig ein neuer Kreis strebsamer jüngerer Kräfte, welche theils durch die von Friedrich's Geist beseelte Regierung in amtliche Stellungen dorthin berufen, theils von den Strahlen des aufgehenden Gestirns angelockt wurden*). Schon 1740 war Sack, bis dahin Prediger in Magdeburg, durch Reinbeck empfohlen, einem Rufe als Hofprediger nach Berlin gefolgt. 1743 wanderte ein armer, von glühendem Wissensdurste getriebener israelitischer Jüngling, Moses Mendelssohn, seinem Lehrer, dem gelehrten Rabbi Fränkel, nachfolgend, durch das Rosenthaler Thor in die preußische Hauptstadt ein**). In den Jahren 1745 und 1746 faßten zwei Vertreter der Schweizer Schule, H. C. Hirzel und Sulzer, in Berlin Posto, denen 1749 ein Dritter aus demselben Kreise, Schultheß, folgte. Der Theolog Spalding, der damals schon Einiges von Shaftesbury übersetzt hatte, verweilte als Secretair der schwedischen Gesandtschaft von 1745 bis 1747 in Berlin. Ebenso Ramler, der erst vorübergehend, dann, seit 1748, wo er als Professor bei dem Cadettencorps eine feste Stellung erhielt, dauernd dort lebte. Gleim war nach kurzem Aufenthalte in der preußischen Hauptstadt (1741), wo es ihm damals noch wenig behagte, nach Potsdam übergesiedelt und

*) Vergl. zu dem Folgenden: Koberstein a. a. O. 2. Bd. S. 920 ff.; Denina, „La Prusse litéraire“; Gleim's Briefwechsel mit Kleist (Handschrift); Mörikofer: „Die schweizerische Literatur im 18. Jahrhundert“; Kayserling a. a. O.; Stern: „Geschichte des Judenthums“.

**) Denina a. a. O.

dort durch Ewald Kleist's Bekanntschaft festgehalten worden. 1745, nach seiner Rückkehr aus Schlesien, finden wir ihn abermals in Berlin, wo er bis 1747 der Mittelpunkt eines Kreises war, zu dem anfangs u. A. Pyra (der bald starb), später Ramler und Spalding, von Potsdam aus auch Kleist gehörte.

So hatte sich in wenig Jahren in dem noch vor Kurzem so geistesöden Berlin ein reger und vielseitiger literarischer Verkehr entwickelt. Ramler, der „Berliner Gottsched", wie er genannt wurde, brachte dazu die strengern Formen und das steifere Pathos der ältern Schule mit, Gleim die bewegliche Weise der Hallenser; Sack und Spalding vertraten das milde, der freien Lebensbildung zugewendete theologische Element, Kleist die männliche Tüchtigkeit des Soldaten, dessen im Leben geschulter Geist sich dem befruchtenden Hauche der Poesie und der Freundschaft in liebenswürdiger Hingebung erschloß; Sulzer und Schultheß erschienen als Apostel Bodmerischer Anschauungen; sie und ihr Landsmann Hirzel cultivirten zugleich neben der schönen Literatur jene praktischen Wissensgebiete, welche in ihrer Heimath, dem Lande der freien bürgerlichen Selbstthätigkeit, ebendamals in frischer Blüthe standen, schrieben moralische Betrachtungen über die Natur und Beiträge zur Erziehung der Jugend.

Ein engerer persönlicher Verkehr entwickelte sich unter diesen Männern, namentlich denen, welche das gleiche literarische Streben verband. Im Jahre 1749 entstand eine gesellige Vereinigung, der „Montagsklub", dessen erste Theilnehmer Schultheß, Sulzer, Sucro, Ramler waren, dem später (von 1752 an) auch Lessing, Nicolai, Abbt u. A. angehörten.

Auch gemeinsame schriftstellerische Arbeiten gingen aus diesem Zusammenleben strebsamer Geister hervor. Berlin ward allmälig der Mittelpunkt einer literarischen Kritik. Die größere Freiheit, deren seit Friedrich's II. Regierungsantritt sich in Preußen die Presse zu erfreuen hatte, weckte den kritischen Geist, und die kaltverständige Richtung des Denkens, welche die geistreiche Tafelrunde Friedrich's, meist Franzosen, repräsentirte, reizte theils zur Nachahmung, theils zur Opposition*).

*) „Die besten deutschen Schriftsteller bildeten sich an den französischen", sagt Denina a. a. O. 1. Bd. S. 62, freilich übertreibend.

Friedrich selbst hatte alsbald nach seiner Thronbesteigung einen seiner gelehrten Freunde, Jordan, veranlaßt, ein Journal litéraire et politique zu schreiben, an dem er selbst mitarbeiten wollte. Aus solchen Anregungen ging das Journal de Berlin ou nouvelles politiques et litéraires (bei Haude) hervor, das aber nur wenige Monate bestand. Auch die „Berliner Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" (bis 1743, mit dem Motto: „Wahrheit und Freiheit") ergingen sich bisweilen auf literarischem Gebiete; mehr noch war dies der Fall mit der „Sammlung von allerhand neusten, meist noch ungedruckten Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" (1742). Im Jahre 1747 entstand ein kritisches Journal, die „Berlinische Bibliothek von neu herausgegebenen Schriften", welches aber auch nur drei Jahre sich erhielt; 1749 die „Berlinischen wöchentlichen Berichte der merkwürdigsten Begebenheiten des Reichs der Wissenschaften und Künste".

Dies waren die geistigen Zustände der preußischen Hauptstadt, als Lessing um das Ende des Jahres 1748 dorthin kam. Sein Weggang von Leipzig war kein ganz freiwilliger gewesen; eine pecuniäre Verpflichtung, die er für einen Freund übernommen hatte und der er nicht zu genügen vermochte, zwang ihn, seinen bisherigen Aufenthaltsort bei Nacht und Nebel zu verlassen. In Berlin fand er Mylius wieder, der ihm dorthin vorausgegangen war und ihn zur Nachfolge ermuntert hatte. Fast wäre Lessing in Wittenberg, der Stadt abgezogener, ernster Studien, haften geblieben. Auf dem Wege erkrankt, war er dort zurückgeblieben und hatte sich mit des Vaters Einwilligung als Student der Medizin einschreiben lassen. Allein bald lockte es ihn doch in die Stadt des neuaufgehenden literarischen Lebens, zu freierer und vielseitigerer Thätigkeit.

Lessing's dramatische und dramaturgische Thätigkeit in Berlin. Weitere Versuche im Lustspiel.

In Berlin hatte er anfangs mit schweren Hindernissen zu kämpfen. Fremd, ohne Mittel, — da er auf Unterstützung von Hause, wo man mit dieser neuen Wendung seines Lebens wenig zufrieden war, freiwillig verzichtete —, ohne Bekanntschaften, war er eine Zeit lang fast nur auf Mylius angewiesen, dessen Verbindungen ihm nothdürftig Beschäftigung und Unterhalt verschafften. Er war genöthigt, seine Kenntnisse und seine Fähigkeiten auf die mannigfachste Weise zu verwerthen und zu dem Ende Beides mehr auszubilden, und er legte

so den Grund einestheils zu der Vielseitigkeit seines gelehrten und kritischen Wissens und Könnens, anderntheils zu der Unabhängigkeit seines Charakters und seiner Lebensstellung, zu der Fähigkeit und Neigung, nur auf die eigene Kraft zu vertrauen und Niemandem als sich selbst seine Existenz zu verdanken. Wenn Klopstock durch seinen frühen Dichterruhm rasch dahin gelangte, von Protectoren, gekrönten und ungekrönten, sich zu einem ebenso behaglichen als ausgezeichneten äußeren Dasein verholfen zu sehen, so führte Lessing das Leben eines fahrenden Literaten, der, was er hatte und was er war, nur sich und seinen täglich erneuten Kraftanstrengungen verdankte.

Ueberblicken wir die Menge geringfügiger und unscheinbarer Arbeiten, die Lessing um des lieben Brodes willen damals und zum Theil auch später übernahm, so mögen wir beklagen, daß er die darauf verwendete Zeit nicht zu großen Hervorbringungen verwerthen konnte; aber wir dürfen nicht vergessen, daß sein Geist und sein Scharfsinn dadurch eine vielseitige Nahrung und eine seltene Beweglichkeit, sein Charakter eine Energie erhielt, die ihn vor dem Versinken in Empfindelei irgend welcher Art und vor dem vagen Herumschweifen in blos idealen Regionen bewahrte.

Lessing's Umgang bestand auch in Berlin meist aus Schauspielern und anderen Künstlern, durch welche er mit dem Theater in Verbindung blieb, aus Buchhändlern und Schriftstellern, durch welche er die Fortschritte der Literatur kennen lernte. Auch zu manchem der französischen Stark- und Schöngeister, welche damals in Berlin den Ton angaben, trat er in Beziehungen, und auf die Schärfe und Klarheit seines Styls ist diese Bekanntschaft mit den Franzosen gewiß nicht ohne Einfluß geblieben.

Für seine Ausbildung als dramatischer Dichter arbeitete er in Berlin in doppelter Richtung: einmal durch Lustspiele, die er fertigte und durch die er sich in dieser Gattung von Poesie weiter übte, das andere Mal durch die Sammlung und Sichtung fremder Geistesarbeiten des gleichen Faches, was ihm zu Vergleichungen und zur Gewinnung allgemeiner Regeln Veranlassung bot. Mit Mylius vereint gab er „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" heraus (1749), eine Mustersammlung von älteren und neueren Theaterstücken, theils für den praktischen Gebrauch der Bühnen, theils für das ästhetische Studium.

Lessing stand damals mit seinen Anschauungen vom Drama noch fast ganz auf dem hergebrachten Standpunkte des französischen Classicismus. Die drei Einheiten galten ihm für selbstverständlich. Indessen warnte er doch bereits vor einer zu ausschließlichen Nachahmung der Franzosen und verwies neben den alten Classikern auch auf das englische und das spanische Theater; ja es findet sich hier schon der Gedanke angedeutet, den er um volle zehn Jahre später in dem berühmten 17. Literaturbriefe weiter ausführte: daß der deutsche Geist mehr dem englischen als dem französischen wahlverwandt sei, und daß daher das deutsche Drama eher dem englischen als dem französischen sich anbilden solle.

Was seine eigenen Lustspiele betrifft, so hatte er schon vor der Uebersiedelung nach Berlin die „Alte Jungfer“ und den „Misogyn“ vollendet, zwei Stücke, welche noch ganz die Nachahmung fremder Muster verrathen und sich wenig über das Gewöhnliche erheben. Dagegen zeigen zwei andere, „Die Juden“ und „Der Freigeist“ (beide aus dem Jahre 1749), einen entschiedenen Fortschritt im Stoff wie in der Behandlung. In beiden ist eine allgemeine sociale Idee in poetischer Form ausgedrückt. In den „Juden“ wollte Lessing, wie er sagt, „versuchen, welche Wirkung es haben würde, wenn man dem Volke die Tugend da zeigt, wo es sie gar nicht vermuthet“. „Sie waren“, wie er sich weiter ausdrückt, „das Resultat einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen muß, das ein Christ nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann, da so viele Helden und Propheten aus ihm hervorgegangen.“

Lessing hatte jedenfalls schon in Leipzig genugsam Gelegenheit gehabt, die entwürdigende Stellung zu beobachten, zu welcher Gesetz und Sitte die Juden damals noch allerwärts in Deutschland verdammte; in Berlin fand er, selbst unter des aufgeklärten Friedrich Regierung, dieselben Vorurtheile wieder, denen in seinem Stücke entgegenzutreten er den Muth hatte. Durfte doch selbst ein Mendelssohn, auch nachdem er schon als Gelehrter sich hervorgethan, in der Residenz des „Philosophen auf dem Throne“ nur unter der Bedingung verweilen, daß er sich auf der Polizei als Commis bei einem jüdischen Handelshause einschreiben ließ*).

*) Ob der Plan zu den „Juden“ noch in den Leipziger oder schon in den

Die Fabel des Stücks ist folgende: Ein Reisender hat einen auf der Straße von Räubern angefallenen Baron gerettet und ist dessen Gast auf seinem Gute geworden. Er bezaubert seinen Wirth durch Liebenswürdigkeit, Bildung und Herzensgüte; die Tochter des Barons verliebt sich in ihn. Endlich, da der Baron ihm geradezu die Hand seiner Tochter anbietet, entdeckt er sich ihm als Jude. Der Baron steht nun zwar von seiner Idee ab, erkennt aber den Werth des Mannes an, indem er ausruft: „Wie achtungswerth wären alle Juden, wenn sie Ihnen glichen"; worauf der Jude erwidert: „Und wie liebenswürdig die Christen, wenn sie alle Ihre Eigenschaften hätten!"

So ist hier schon im Grundgedanken angedeutet, was Lessing fast dreißig Jahre später im „Nathan" so herrlich ausführte.

Auch wies Lessing schon hier darauf hin, daß es meist die Christen seien, welche durch Verachtung und Verfolgung die Juden dahin brächten, durch Betrügerei und Niedrigkeiten sich entweder an ihnen zu rächen oder vor ihnen zu retten, ganz ähnlich, wie dies wenige Jahre vorher Gellert in seiner „Schwedischen Gräfin" gethan hatte*).

Zu dem „Freigeist" lieferte dem Dichter das Modell seines Helden höchst wahrscheinlich sein Freund Mylius, während die Tendenz des Stückes eine Concession an das Vaterhaus und dessen geistliche Traditionen sein mochte**). Adrast ist ein Freigeist, nicht in dem weitgehenden Sinne jener französischen Philosophen, die am Hofe Friedrich's II. den Ton angaben (mit diesen hat Lessing niemals sympathisirt), sondern in dem viel gemäßigtern der deutschen Freidenker, die, wie Arnold, Dippel oder Edelmann, die Pfeile ihres Hasses weniger gegen die Lehren der Kirche, als gegen deren Diener, die Priester, richteten, in diesen nichts als Heuchler, Egoisten, Ver-

---

Berliner Aufenthalt Lessing's fällt, ist ungewiß. Wenn Kayserling in seinem: „Moses Mendelssohn", S. 36, sagt: „Lessing schrieb das Stück 1749, lange bevor er nach Berlin kam", so ist dies natürlich ein chronologischer Irrthum, denn Lessing kam nach Berlin Ende 1748.

*) S. oben S. 43.

**) Er schreibt an seinen Vater: „Wenn ich Ihnen nun verspräche, eine Komödie zu machen, die nicht nur die Herren Theologen lesen, sondern auch loben sollten?"

ketzerer und Verfolger Anderer erblickten. Durch einen edeln und achtungswerthen Vertreter des geistlichen Standes, Theosophron, der ihn wiederholt aus Verlegenheiten rettet, mit Wohlwollen überhäuft, mit Zartheit behandelt, wird Adrast von diesem Vorurtheil endlich geheilt. Ein psychologisches Naturspiel verleiht dem Stück, das sonst durch die etwas breite Entwickelung der beiden Charaktere leicht eintönig hätte werden können, einen frischeren Reiz: zwei verlobte Paare tauschen ihre Neigungen, gleichsam ihre Pole, um, indem das Gleichartige, das erst zusammenzupassen schien, bei näherer Bekanntschaft sich wechselseitig abstößt, dafür aber von dem Entgegengesetzten angezogen wird.

Der „Freigeist" ist von allen Lessingschen Lustspielen aus dieser Periode — zu denen noch der nach dem Modell der italienischen Maskenspiele gearbeitete „Schatz" gehört (1750) — durch gewandte Form und individualisirende Charakteristik (wenigstens in den meisten der vorgeführten Personen) das hervorragendste.

Lessing's kritische Erstlingsarbeiten.

Neben dem poetischen Schaffen begann Lessing jetzt auch eine kritische Thätigkeit für die schöne Literatur, die ihm nicht weniger, ja noch mehr Ruhm und Verdienst als jene eintragen sollte. Die ästhetische Journalistik Berlins, die wir oben in ihren Anfängen (bis zu Lessing's Ankunft daselbst) kennen lernten, trieb auch in den nächsten Jahren noch weitere und stärkere Keime. 1750 hatten Ramler und Sulzer sich zur Herausgabe eines Blattes: „Kritische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" vereinigt. In dem darauf folgenden Jahre erschien zuerst eine literarische Beilage zur Vossischen Zeitung unter dem Titel: „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes" *). Diese literarische Beilage (oder, wie sie wohl auch genannt ward, „der gelehrte

*) Lachmann hat im 3. Bde. der Lessingschen „Werke" eine Sammlung der bedeutenderen Aufsätze Lessing's aus jener Zeit zusammengestellt. Die Beilage selbst findet sich, ebenso wie die meisten andern der damals in Berlin erschienenen literarischen Zeitschriften, noch auf der königlichen Bibliothek daselbst. Zwei solche Zeitschriften seien hier noch erwähnt, die einer etwas späteren Zeit angehören: die „Vermischten Abhandlungen über das Neueste aus der Gelehrsamkeit" (ebenfalls bei Voß, 1756) und eine französische: die Mélanges littéraires par une société de gens de lettres, 1755 ff.

Artikel zur Vossischen Zeitung*) ward von dem Verleger dem jungen Magister Lessing angetragen und von Letzterem übernommen.

Für die Zeitung selbst hatte er nur die herkömmlichen Festgedichte zur Feier des königlichen Geburtstages und zum Neujahr abzufassen. Er zeigt sich in diesen als ein nicht blos conventioneller, sondern wirklich überzeugter Bewunderer des großen Königs.

Was die Kritiken betrifft, so tritt Lessing darin sofort in voller, blanker Rüstung auf, scharf und schlagend in seinen Bemerkungen, mit einer bewundernswerthen Vielbelesenheit, mit einem fertigen, sicheren Urtheil, ohne Scheu vor angemaßter Autorität, dagegen anerkennend und duldsam gegen jedes wahre Streben, auch wenn es nicht von Mängeln frei ist. Gegen Gottsched ist er unerbittlich; für Klopstock's „Messias" hat er eine gewisse Pietät. „Gesetzt, das Gedicht hat einige Flecken", sagt er, „so bleibt es doch allezeit ein Stück, durch welches unser Vaterland die Ehre, schöpferische Geister zu besitzen, vertheidigen kann." Doch hält ihn dies nicht ab, die Schwächen der Klopstockschen Poesie, besonders ihre Ueberschwänglichkeit, mit sicherem Blick herauszufinden. In Klopstock's „Ode an Gott" bemerkt er „eine Zärtlichkeit, die, weil sie zu erhaben, vielleicht die meisten Leser kalt lassen möchte". Ja auch am „Messias" scheint ihm mehr das religiöse, als das eigentlich poetische Moment die Größe des Gedichtes auszumachen. „Wenn auch der Verfasser des Messias kein Dichter ist", äußert er, „so doch ein Vertheidiger unserer Religion. Das erhabenste Geheimniß weiß er von einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt und sich in die Bewunderung verliert." Den spätern kritischen Zweifler im Punkte der Religion verrathen bereits die Worte, die er hinzusetzt: „Klopstock weiß in seinen Lesern den Wunsch zu wecken, daß das Christenthum wahr sein möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sei".

Gellert's Verdienste um die Geistes- und Herzensbildung seiner Zeitgenossen weiß Lessing zu schätzen. „Wer ist geschickter als er", sagt er, „die Natur überall in ihre alten Vorrechte unter uns wieder einzusetzen?" Dagegen ist er streng gegen die Nachahmer Klopstock's, die durch bloße Aeußerlichkeiten, wie Verbannung des Reimes, diesem zu gleichen meinten, und ebenso gegen das gehaltlose Tändeln der Anakreontiker.

Auch über den Kreis blos literarischer Gegenstände hinaus, auf das Gebiet socialer und moralischer Fragen erstreckt Lessing bisweilen seine kritische Thätigkeit. In einem besondern Theile jener Kritiken („Monatliche Beiträge" zur Vossischen Zeitung oder „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes") bespricht er u. A. Rousseau's Abhandlung gegen die Künste und Wissenschaften. Dieselbe erscheint ihm übertrieben, insoweit sie den Menschen von aller Cultur ablenken und zur Gemeinschaft mit dem vernunftlosen Thier zurückführen möchte; „aber", meint er, „es wäre doch gut, wenn Frankreich viele dergleichen Prediger hätte, denn dort wird das Laster zur Artigkeit, und der Schriften sind unzählige, welche die Religion untergraben und die Wollust ins Herz pflanzen".

Gegen die materialistischen und sittlich leichtfertigen Ansichten, die in manchen französischen Schriften, wie L'homme machine, L'art de jouir und ähnliche, zu Tage treten, erklärt er sich sehr entschieden.

Das eigentlich politische Gebiet schließt Lessing planmäßig von seiner Kritik aus. Von einem gelehrten Werke über „die Regierungskunst", das ihm zur Beurtheilung vorlag, sagt er: „es schiene ihm recht gut, wenn die Regierungskunst nur ein Gegenstand wäre, dem ein Gelehrter gewachsen sein könnte, wenn sie nicht Etwas wäre, welches hundert Umstände oft verändern". Besser, meint er, überlasse man dieselbe „demjenigen Geist, den die Natur zum Weltweisen machen mußte, weil sie ihn zu einem Vorbilde der Könige machen wollte".

Das Wittenberger Intermezzo.

Wie Lessing 1748 Berlin durch einen raschen Entschluß zu seinem Aufenthalte gewählt hatte, ebenso plötzlich verließ er es im Jahre 1752 und nahm den alten Plan, in Wittenberg seine Studien fortzusetzen, wieder auf. Ein Conflict mit dem von Friedrich bewunderten Voltaire, für den er ein Manuscript übersetzt hatte und der ihn eines literarischen Raubes an ihm beargwöhnte, mag dazu beigetragen haben, ihm den Aufenthalt in Berlin zu verleiden.

In Wittenberg vergrub er sich ganz in philologische und theologische Gelehrsamkeit. Hier entstanden zumeist jene: „Rettungen", Vertheidigungen älterer oder neuerer Schriftsteller, die nach seiner Meinung verkannt worden waren. Er nahm sich des Horatius gegen diejenigen seiner Ausleger, die ihm Feigheit und Wollust vorwarfen,

ebenso eines Dichters aus dem 16. Jahrhundert, des Lemmius, gegen das harte Urtheil sogar eines Luther tapfer an. Ein Hauptstudium während seines Wittenberger Aufenthalts war auch Bayle's Dictionnaire. An ihm schärfte er sein ohnehin scharfes Urtheil noch mehr; von ihm lernte er eine freiere Lebensanschauung und Toleranz in religiösen Dingen. Seinen poetischen Liebhabereien schien er gänzlich entsagt zu haben.

Aber schon im nächsten Jahre ist er wieder in Berlin und arbeitet auf's Neue an der Vossischen Zeitung. Alsbald fühlte er sich auch wieder zu dichterischen Productionen angeregt. Das Lustspiel genügte ihm nicht mehr; er experimentirte mit neuen Formen und neuen Stoffen.

Lessing's zweiter Aufenthalt in Berlin. Henzi, Faust, Miß Sara Sampson.

Als rother Faden geht durch alle diese Versuche das sichtbare Streben des jungen Dichters, mit der Poesie näher ans Leben heranzukommen, sie dem Banne eines blos gelehrten Formalismus zu entreißen.

Im „Henzi"*) unternahm er das kühne Wagniß, einen geschichtlichen Stoff aus der unmittelbarsten Gegenwart tragisch zu behandeln. Die Hinrichtung eines Berner Patrioten durch die herrschende Partei der Patrizier gab ihm dazu den Anstoß. Eine nicht geringere Kühnheit bestand darin, daß Lessing ein heroisches Trauerspiel dichtete und zum Helden desselben keinen König oder Feldherrn, sondern einen einfachen Bürger, noch dazu einen Republikaner wählte. Die hergebrachte Sitte verlangte damals noch für die Tragödie, daß sie nur auf den Höhen der menschlichen Gesellschaft wandelte.

Diese beiden Neuerungen abgerechnet, bewegt sich dieses Drama noch ganz im Rahmen der alten Gottschedschen oder französischen Schule: dieselbe strenge Beobachtung der drei Einheiten, derselbe steife Alexandriner, dasselbe rhetorische Pathos, an Worten fruchtbarer als an Thaten. Nur in der Individualisirung der Charaktere ist ein Fortschritt erkennbar.

Nach ganz anderer Seite hin lockte ihn bald darauf das deutsche Volksschauspiel. Im Jahre 1753 ward auf der Schuchschen Bühne

*) Hettner a. a. O. setzt den Entwurf des „Henzi" schon ins Jahr 1749, die Ausarbeitung ins Jahr 1753.

das alte Puppenspiel: „Faust“ aufgeführt*). Wir wissen aus Lessing's späteren Angriffen auf Gottsched**), daß er der Meinung war, das deutsche Volksschauspiel hätte bei richtiger Pflege in ähnlicher Weise veredelt und zum volksthümlichen Kunstdrama entwickelt werden können, wie dies in England geschehen war. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er selbst im „Faust“ einen Versuch in dieser Richtung machen wollte.

Leider besitzen wir nur wenige Bruchstücke davon***). Nach

---

*) Danzel a. a. O. S. 450 nimmt als selbstverständlich an, es sei in Berlin gewesen, wo Lessing den „Faust“ gesehen. Nach einer Bemerkung Nicolai's dagegen (Lessing's „Werke“ von Lachmann, 12. Bd. S. 42) hätte es in Berlin vor 1756 kein deutsches Lustspiel gegeben. Vielleicht kein ständiges, aber doch ein zeitweiliges.

**) „Literaturbriefe“ (1759), 17. Brief. Lessing weist dort ausdrücklich auf „Faust“ hin.

***) Lessing hat sich, wie es scheint, viel und wiederholt mit diesem Plane beschäftigt, ohne doch damit ganz zu Stande zu kommen. 1753 mag er, wie Danzel vermuthet, die Idee erfaßt und erste Hand an die Bearbeitung gelegt haben. Am 19. November 1755 fragt Mendelssohn in einem Briefe an, wie weit er mit seinem „bürgerlichen Trauerspiele“ sei, dem er wohl schwerlich den Namen „Faust“ lassen werde. (Lessing's „Werke“, 13. Bd. S. 8.) Am 8. Juli 1758 schreibt Lessing an Gleim von Berlin: „Ehestens(!) werde ich mein Drama „Faust“ hier spielen lassen. (Ebenda, 12. Bd. S. 119.) In dem bekannten 17. Literaturbriefe (1759) deutet Lessing auf seinen „Faust“ hin und theilt eine Scene daraus mit. Karl Lessing im Vorworte zu seines Bruders „Theatralischem Nachlaß“ (S. XXXIX) bemerkt: „Einer seiner Freunde hat mich versichert, er habe in Breslau (also zwischen 1760—1765) 12 Bogen dieses Trauerspiels im Manuscript selbst gelesen“. Am 21. Sptbr. 1767 (von Hamburg aus) schreibt Lessing an seinen Bruder Karl: „Ich bin Willens, meinen Dr. Faust noch diesen Winter hier spielen zu lassen. Wenigstens arbeite ich aus allen Kräften daran“(!) Er bittet ihn um Uebersendung einer clavicula Salomonis, die er dazu brauche. (Ebenda, 12. Bd. S. 185.) Endlich äußert sich eben jener Freund, der Hauptmann v. Blankenburg, in einem Briefe vom 14. Mai 1784 folgendermaßen: „Daß Lessing vor vielen Jahren schon an jenem „Faust“ gearbeitet hatte, wissen wir aus den Literaturbriefen. Aber, so viel mir bekannt, unternahm er die Umarbeitung, vielleicht auch nur die Vollendung seiner Arbeit zu einer Zeit, wo aus allen Zipfeln Deutschlands „Fauste“ angekündigt waren, und sein Werk war meines Wissens fertig. Man hat mir mit Gewißheit erzählt, daß er, um es herauszugeben, nur auf die Erscheinung der übrigen „Fauste“ gewartet habe. Er hatte es bei sich, da er von Wolfenbüttel eine Reise nach Dresden machte; hier übergab er es in einem Kästchen, in welchem noch mehr Papiere und andere

denselben zu urtheilen, würden wir, wenn der Plan ausgeführt worden wäre (von dem wir freilich nur äußerst wenig und auch

Sachen waren, einem Fuhrmann, der dieses Kästchen einem seiner Verwandten in Leipzig, dem Kaufmann Lessing, überliefern sollte: dieser sollte es weiter nach Wolfenbüttel besorgen. Aber das Kästchen kam nicht an, der Himmel weiß, in welche Hände es gerathen ist". (Lessing's „Werke", 2. Bd. S. 494.) Aus dieser Darstellung hat Düntzer („Goethe's Faust", 1. Thl. S. 16 ff.) gefolgert: Lessing habe nach dem Verlorengehen seines Faustmanuscripts „noch den Plan einer andern (neuen) Bearbeitung der Volkssage gefaßt", er habe aber „diesen „Faust" auf sich beruhen lassen, da er vorab das Erscheinen des Goetheschen(!) Drama abwarten wollte, von welchem schon damals verlautete". Beide Conjecturen haben wenig Wahrscheinlichkeit für sich, sind auch durch kein äußeres Zeugniß beglaubigt. Denn nach Blankenburg's Angabe war Lessing's „Faust" in seiner neuen, bez. vollendeten Gestalt „fertig", und er wartete nur mit der „Herausgabe" desselben bis zum Erscheinen der andern „Fauste". Dann ging das (fertige) Manuscript verloren. Welche „Fauste" Blankenburg hier meint, ist freilich schwer zu sagen (denn der Müllersche und der Klingersche „Faust" erschienen viel später); daß von dem Goetheschen als einem demnächst zu erwartenden „verlautet" habe (also in weiteren Kreisen oder öffentlich, in der literarischen Presse) wird sich von einem frühern Termin als dem Jahre 1775, in welchem Jahre Lessing's „Faust" verloren ging, schwerlich sagen lassen. Daß aber Lessing nach dem Verluste seines ganzen Manuscripts, in einer Zeit, wo er eigentlich schon der Poesie Valet gesagt, wo er Kopf und Hände voll theologischer Streitigkeiten hatte und wo nur der diesen Streitigkeiten naheliegende „Nathan" ihn noch einmal zum Dichten locken konnte, daß er damals ein Thema wie den „Faust", mit dem er offenbar nie recht hatte zu Stande kommen können, noch einmal von Frischem aufgenommen haben sollte, ist wenig glaublich. — Außer der Scene, welche Lessing selbst im 17. Literaturbrief mittheilt (es handelt sich dort um die Auswahl unter den Teufeln, die dem Faust ihre Dienste anbieten, wobei Faust dem Teufel den Vorzug giebt, der „so schnell" zu sein behauptet, „wie der Uebergang vom Guten zum Bösen", besitzen wir noch zweierlei Bruchstücke, von Blankenburg und von Engel nach einer Einsichtnahme in Lessing's Manuscript mitgetheilt. In beiden Bruchstücken findet sich ziemlich gleichmäßig die 1. Scene des 1. Actes, wo Satan von seinen Unterteufeln Rechenschaft fordert, was sie auf der Erde vollbracht. Diese Scene erinnert stark an die bekannte Hexenscene im „Macbeth" und dürfte, da Lessing 1755 von Shakspeare, außer dem „Cäsar" in Borck's Uebersetzung (wie oben, S. 272, nachzuweisen versucht worden ist), schwerlich etwas näher gekannt hat, wohl erst später gearbeitet sein. Die Scene schließt damit, daß einer der Teufel sagt: er habe dem Gedanken nachgehangen, Gott seinen Liebling zu rauben, einen der Tugend und Weisheit ergebenen Jüngling, nur scheine ihm das Unternehmen schwer. Satan fragt: „Hat er Wißbegierde"? und, als der Teufel dies bejaht, ruft er triumphirend: „Dann ist er unser!" Einige weitere Scenen, die

dies nur aus zweiter Hand wissen), aller Wahrscheinlichkeit nach eine Dichtung erhalten haben, weniger metaphysisch als der Goethesche „Faust“, aber vielleicht mit ebenso scharfen Zügen aus dem wirklichen Leben, weniger nach der Seite des überschwänglichen Gefühls und der Sehnsucht nach einem Unendlichen gerichtet, mehr den kalten praktischen Verstand und seine Klippen für die Moralität ins Auge fassend.

Daß Lessing in seinem „Faust“ auf ähnliche Weise, wie Goethe in seiner unsterblichen Dichtung, Zustände und Erlebnisse seines eignen Ich habe abspiegeln und dadurch sich von denselben wie von einem Krankheitsstoffe befreien wollen, dafür liegen keinerlei Anzeichen vor, und nach Lessing's ganzem Naturell, welches zu einer solchen Selbstbespiegelung nicht hinneigte, ist es kaum wahrscheinlich. Eher mochte für ihn der Gedanke Reiz haben, einen überlegenen Geist zu schildern, der durch seine Ueberlegenheit selbst und durch den daraus entspringenden Stolz auf gefährliche Abwege geführt wird. Daß er den „Faust“ nicht vollendete, scheint anzudeuten, daß er den Stoff doch nicht dazu angethan fand, ein wirksames Drama daraus zu machen.

Hatte ihn so die alte deutsche Sage zur Nachfolge gereizt*), so

---

Blankenburg hat, fehlen bei Engel, während Letzterer wieder denjenigen Theil des Planes giebt, durch welchen in den Fortgang der Handlung eine bedeutsame — allerdings sehr merkwürdige und vom dramaturgischen Standpunkte aus schwerlich zu rechtfertigende — Wendung kommen sollte. Der von Satan gefaßte Plan, den Faust zu verführen, sollte nämlich dadurch vereitelt werden, daß auf göttliche Veranstaltung diesem Letztern ein Phantom untergeschoben würde, Faust selbst aber alle die Versuchungen, denen sein Stellvertreter unterworfen wäre, nur träumte! Wie sich Lessing dies ausgeführt dachte, wissen wir freilich nicht. Zwar spricht Karl Lessing von „zwei verschiedenen Plänen“ seines Bruders zum „Faust“, und Düntzer scheint daraus zu folgern, daß das Blankenburgsche und das Engelsche Bruchstück diese zwei verschiedenen Pläne repräsentiren, daß das eine Mal „Faust“ gerettet werden sollte, das andere Mal nicht, allein es könnte auch sein, daß diese beiden Bruchstücke sich vielmehr ergänzten und daß zwar zweierlei Pläne existirt hätten, die sich aber nur wie der kürzere zu dem mehr ausgeführten, nicht gerade wie zwei in der Grundidee verschiedene zu einander verhielten.

*) Ob Lessing auch Etwas von dem englischen Faust von Marlowe gewußt hat? Einigermaßen könnte (im 17. Literaturbrief) man es vermuthen wegen seiner Hinweisung darauf, wie Shakspeare aus dem damaligen englischen Volksschauspiel ein kunstgerechtes nationales Drama geschaffen habe, und der unmittelbar darauf folgenden Erwähnung des „Faust“.

fand er bald darauf eine Anregung ganz anderer Art in dem „bürgerlichen Trauerspiel", welches nicht lange vorher der Engländer Lillo mit seinem „Kaufmann von London" (1731) erfolgreich auf der Bühne eingebürgert, Diderot in seinem „Gemälde der Armuth" (1749) auf französischen Boden verpflanzt und später (1754) auch theoretisch begründet hatte*). So entstand 1755 die „Miß Sara Sampson".

Mit der „Miß Sara Sampson" betrat Lessing ein ganz neues Gebiet dramatischer Dichtung, ein Gebiet, wo nicht die Schicksale und die Thaten der Völker und ihrer Fürsten, sondern die Handlungen und Erlebnisse des einzelnen Menschen das bewegende Moment der Handlung bilden. Gellert mit seiner „rührenden Komödie" hatte sich zuerst auf jenen Boden des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens gestellt, der zwischen dem hohen Kothurn der Heldentragödie und dem allzuniedern Soccus des possenhaften Lustspiels mitten inne liegt. Lessing steckte das Ziel dieser Dichtungsart höher, ohne doch den Kreis der rein menschlichen Interessen zu überschreiten. Statt der blos harmlosen, in allzu engem Rahmen sich bewegenden Empfindung gab er ihr die tiefere, das ganze Wesen des Menschen bis in sein Innerstes aufrührende Macht der Leidenschaft zur Grundlage. Im Roman hatte Richardson diesen Ton leidenschaftlicher Empfindung angeschlagen, dessen „Clarissa" 1747 erschienen war und in Deutschland rasch Verbreitung gefunden hatte.

Mellefont und Marwood sind die beiden Hauptfiguren des Dramas: Mellefont, „mehr unglücklich als lasterhaft", wie der Dichter selbst ihn charakterisirt, schwankend zwischen edleren Empfin-

*) In Grimm's Correspondance, 1. April 1754, in dem Artikel über Nivelle de la Chaussée, den bekannten Urheber der Comédie larmoyante (s. Rosenkranz: „Diderot's Leben und Werke", 1. Bd. S. 267). Rosenkranz hat wol mit Recht auf jenes erste „bürgerliche Drama" Diderot's (oder, wie dieser selbst es nannte, „trauriges Drama", triste Drame) hingewiesen und dessen Entstehung im Jahre 1749 wahrscheinlich zu machen gesucht. Der, gewöhnlich als Typus dieser Gattung genannte, „Fils naturel" von Diderot erschien erst 1757. Da Lessing in seiner „Hamburger Dramaturgie" (1768) Diderot's „Gemälde der Armuth" erwähnt, dasselbe also nicht erst aus der 1773 erschienenen Ausgabe von Diderot's Werken kennen gelernt hat, so wäre es nicht unmöglich, daß er auch schon vor Abfassung seiner „Miß Sara Sampson" davon Notiz erhalten hätte.

bungen und einer Schwäche, deren Opfer er selbst ist, und der er auch fremdes Glück leichtsinnig zum Opfer bringt, ein Vorläufer der Weislingen, der Clavigos, der Ferdinande, die in den Goetheschen Dichtungen eine so hervorragende Rolle spielen; Marwood, die Verkörperung einer Leidenschaft, die nichts außer sich und dem, was sie ihr Recht nennt, achtet und anerkennt, die ebenso glühend haßt, wie sie glühend liebt, und die mit der Glut des Hasses wie der Liebe sich selbst und Alles um sich her verzehrt.

Nur dieser letztere Charakter ist dem Dichter wirklich gelungen. Wenn auch theilweise mit etwas grellen Farben gemalt, ist er doch aus dem Ganzen und Vollen gearbeitet und bis zuletzt mit großer Sicherheit durchgeführt. Daß eine Frau, die Vertreterin des schwächeren Geschlechts, von einer überwältigenden Leidenschaft ergriffen, selbst bis über die Grenzen der Menschlichkeit hinausgerissen werden könnte, das ging nicht gegen Lessing's dichterisches Gewissen. Dagegen einen Schwächling als Helden eines Drama zu schildern, das war offenbar ein fremder Tropfen in seinem Blute, und man sieht es diesem Helden an, daß der Dichter nicht mit voller Seele bei ihm gewesen, daß er mehr nach fremden Vorbildern, als nach eigenster Eingebung, daher nur mit halb unsicherer Hand dessen Bild entworfen hat. Lessing stand auch zu dieser Schöpfung seiner künstlerischen Phantasie wesentlich anders, als Goethe zu seinem Weislingen oder seinem Clavigo. Es war nicht Fleisch von seinem Fleische. Er schilderte nicht Selbsterlebtes, sondern er schuf einen Mellefont, weil er ihn für sein Drama brauchte, mehr vielleicht noch, weil diese Art von Helden durch Richardson und Lillo in die Mode gekommen war.

Die andern Personen, Sara, ihr Vater, der alte Diener, sind so ziemlich nach der Schablone empfindsamer und rührender Charaktere gezeichnet, wie sie bei Richardson sich finden, außerdem aber, namentlich Sara, mit all' der bedenklichen Casuistik des sittlichen Urtheils ausgestattet, welche wir bei Gellert's „empfindlichen“ Seelen kennen lernten*).

Die Sprache ist ungleich belebter und natürlicher als in den meisten deutschen Dramen jener Zeit und selbst in den früheren

---

*) S. oben S. 66 u. 67 die beiden Noten.

Lessingschen, jedoch theilweise noch nicht gänzlich frei von einem gewissen steifen Pathos und einer, wir möchten fast sagen, ceremoniösen Weitschweifigkeit und Geziertheit. Die Composition leidet an dem Mangel einer eigentlich poetischen Lösung sittlicher Conflicte. Mellefont hat Sara, die vorher unschuldige Tochter eines würdigen alten Geistlichen, aus dem Hause ihres Vaters entführt. Er macht sich Vorwürfe darüber, kann sich aber zu dem Schritte, durch eine Heirath sich fest an sie zu binden, nicht entschließen. Ihm graut vor der Ehe, als einem Verhältniß, welches seiner unbeständigen Leidenschaft Zügel anlegen würde*). Man sollte erwarten, dieser sittliche Conflict zwischen Pflicht und Leidenschaft, zwischen der edleren Neigung zu einem wirklich geliebten und liebenswerthen Wesen und dem Gelüste flatterhafter Liebelei würde zu irgend einer, sei es tragischen, sei es versöhnenden, Lösung führen. Statt dessen tritt ein neuer Factor der Verwickelung hinzu. Eine frühere Geliebte Mellefont's, die Marwood, erscheint und sucht ihn wieder an sich zu locken. Allein auch diese Verwickelung wird nicht in ihren Consequenzen durchgeführt. Die Marwood, da sie sieht, daß sie Mellefont nicht zurückerobern kann, beschließt, sich zu rächen. Noch einmal nimmt die Handlung einen Anlauf, als ob die Krisis durch innerliche Motive gelöst werden solle. In einer meisterhaft angelegten Scene zwischen der Marwood (die es dahin gebracht hat, daß Mellefont selbst sie unter falschem Namen, als eine Verwandte von sich, bei Sara eingeführt) und dieser letztern enthüllt die ältere Geliebte, ohne sich zu nennen, der neueren die ganze Unbeständigkeit Mellefont's, das ganze Unrecht, das er an der Verstoßenen und ihrer Tochter, seinem Kinde, begangen hat. Schon glaubt man, es werde ihr gelingen; Sara, enttäuscht, werde sich von Mellefont abwenden, und dieser werde durch den Verlust der edleren Geliebten für seine frühere unedlere

*) In diesem Punkte könnte man allenfalls ein gewisses pathologisches Moment, eine Art von Selbstbekenntniß des Dichters zu entdecken meinen. Allerdings wissen wir von ihm (z. B. aus seinen „Sinngedichten", No. 82), daß er die damals weitverbreitete Abneigung gegen die Ehe, als ein hemmendes Band, einigermaßen theilte. Bekanntlich entschloß er sich erst in seinen späteren Lebensjahren zu einer Heirath. Nur daß man nicht in Mellefont's Charakter, der zwischen Empfindsamkeit und Blasirtheit hin und her schwankt, Etwas von Lessing's Wesen wiederzufinden meine.

Leidenschaft büßen. Allein so kommt es nicht. Sara, obschon erschüttert durch das ihr vorgehaltene Bild der Flatterhaftigkeit des Mannes, dem sie Alles geopfert, Unschuld und Vaterhaus, gelangt doch nicht zu dem für ein ächt weibliches Wesen allein natürlichen Entschlusse, lieber das innerlich verlorene Ideal auch äußerlich verloren zu geben, als das eigene bessere Selbst der Verbindung mit einem Manne zu opfern, den sie fürderhin nicht mehr achten kann; sie hilft sich darüber hinweg mit einigen empfindsamen Redensarten von der Unschuld Mellefont's und von der Verworfenheit der Marwood, und mit dem edelmüthigen Entschlusse, die Tochter der Marwood als ihre Tochter zu erziehen — genug, sie giebt Mellefont nicht auf. Und nun, nachdem jede innere Lösung des Conflicts unmöglich geworden, wird der geschürzte Knoten auf völlig äußerliche Weise zerhauen: Sara stirbt durch das Gift der Marwood; Mellefont tödtet sich selbst an ihrer Leiche*).

*) Die Urtheile unserer bedeutendsten Literarhistoriker über die „Miß Sara Sampson" lauten sehr verschieden, ja zum Theil ganz entgegengesetzt. Hettner nennt dieselbe ein bloßes Intriguenstück, während Löbell einen „ächt tragischen Ausgang" darin entdeckt, weil nicht der Giftmord, dessen Gelingen nur zufällig sei, sondern Mellefont's Unbestand die Katastrophe herbeiführe. J. Schmidt findet den dramatischen Gang sehr schwach; selbst der äußere Zusammenhang lasse viel zu wünschen übrig; das Stück habe nur als „psychologische Studie" einen Werth. Cholevius tadelt die „weinerliche Rührung und kränkelnde Tugend" darin; „die Personen des Stückes fehlen und bereuen aus Schwäche". Gervinus sagt über die Composition gar Nichts, erwähnt nur als einen Fortschritt die Vorführung „gemischter Charaktere" (statt der bisher üblichen schablonenmäßigen, die entweder Tugendideale oder Scheusale waren); ähnlich rühmt Vilmar dem Stücke nach, daß es zuerst „einen wahren Charakter in naturgemäßer Erscheinung" gezeigt habe. Koberstein endlich betont den „glücklichen Griff", den Lessing gethan, indem er „ein Familienstück auf die Bühne gebracht". Am äußerlichsten und ungerechtesten hat Danzel diese Dichtung behandelt; er läßt sie wie ein bloßes Mosaik aus Stücken von Lillo's „Kaufmann" und Richardson's „Clarissa" entstehen ohne jeden eigenen organisch schöpferischen Gedanken des Dichters. G. Freytag in seiner „Technik des Dramas" (S. 221) sagt: „Die tragische Entwickelung in Miß Sara Sampson beruht darauf, daß Mellefont die Nichtswürdigkeit begeht, seiner früheren Geliebten ein Rendezvous mit Miß Sara zu vermitteln". Hiernach könnte man glauben, Mellefont thue dies etwa in einer Anwandlung jungdeutscher Frivolität oder Raffinirtheit, während doch dieser Schritt Mellefont's vom Dichter (der sich dieses, allerdings wenig geschickten Mittels bedient, um die Marwood mit der Sara zusammenzuführen) durch die

Trotz aller dieser Mängel war der eine Vorzug des Dramas entscheidend: es waren Gestalten von Fleisch und Blut, dieser Mellefont, diese Marwood, welche hier die Bühne betraten. Die deutschen Schauspieler nahmen jubelnd ein Stück auf, in welchem sie nicht blos hochtönende Verse zu declamiren, sondern wirkliche Leidenschaften und Gemüthsbewegungen voll Lebenswahrheit darzustellen hatten*). Lessing selbst leitete die Aufführung der Tragödie in Frankfurt a./O., wo sie zuerst (von der Ackermannschen Gesellschaft) gegeben ward. „Die Zuschauer saßen", wie ein Zeitgenosse berichtet, „drei und eine halbe Stunde lang wie Statuen und weinten." Auch auf andere Bühnen, ja bis nach Wien fand „Miß Sara Sampson" ihren Weg**). Es war eben ein Bühnenstück, kein bloßes Buchdrama.

In Lessing selbst hatte die Beschäftigung mit dieser Dichtung und wohl auch deren so günstiger scenischer Erfolg die alte Neigung zur Bühne, als der allein praktischen Schule des dramatischen Dichters, in voller Stärke wieder wachgerufen. In Leipzig war seit 1750 an die Stelle der Neuberschen Gesellschaft die Kochsche getreten. Mit Koch, der früher Mitglied der Neuberschen Truppe gewesen, war Lessing von seinem ersten Leipziger Aufenthalte her bekannt. Ein Hauptacteur der Kochschen Gesellschaft, Brückner,

---

Verlegenheit motivirt wird, in der sich Mellefont befindet, da die Marwood auf einer solchen Begegnung besteht und nur auf diese Bedingung hin sich zur Abreise entschließen will. Von den zeitgenössischen Kritikern hob der Theolog Michaelis (in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen", 2. Juli 1755) das religiös sittliche Moment hervor, welches darin liege, daß Sara, als selbst der Vergebung bedürftig, Anderen vergebe (was freilich für den dramatischen Werth der Handlung nicht entscheidend ist); Dusch („Vermischte kritische Schriften", 1758) tadelte den Mangel an Wahrscheinlichkeit in dem Plane des Stücks. (Danzel: „Lessing" S. 311 ff.)

*) Devrient: „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" 2. Bd. S. 126.

**) In Leipzig ward das Stück sonderbarer Weise erst fast ein Jahr später gegeben, und zwar in einer von Weiße besorgten Verkürzung, mit der Lessing sich wenig zufrieden bezeigte. In Wien mußte Mellefont's Bedienter als Hanswurst (eine damals noch unentbehrliche Person) figuriren (Danzel a. a. O. S. 313. 327. Devrient a. a. O.). Im Jahre 1872 hat man das Stück auf mehreren deutschen Bühnen (in Dresden, Breslau, Leipzig, Meiningen) mit Erfolg wieder auf die Bühne gebracht. Besonders die Marwood, gut gespielt (z. B. in Leipzig von Frl. Suhrlandt), erwies sich noch immer in ihrer gewaltigen Leidenschaftlichkeit als eine höchst wirksame und ergreifende Partie.

hatte in Berlin mit Lessing Umgang gepflogen und sich seines dramaturgischen Rathes bedient.

Lessing's Rückkehr nach Leipzig. Entwurf zur „Emilie Galotti".

Lessing beschloß, sich wieder nach Leipzig zu begeben, um dort von Neuem praktischen Studien für's Theater obzuliegen. Ob er diesen Umzug lediglich auf's Gerathewohl wagte, oder ob ihn eine Aufforderung von Leipzig aus, vielleicht, mit bestimmten Anerbietungen, für's Theater zu arbeiten, dazu veranlaßte, ist ungewiß. Genug, zu Ende des Jahres 1755 finden wir ihn wieder in Leipzig, eifrig beschäftigt mit theatralischen Plänen aller Art. Er hatte sich vorgesetzt, bis Ostern 1756 einen Band von sechs Dramen zu vollenden. Das erste davon, welches er in Angriff nahm, war eine Bearbeitung des Goldonischen Erede fortunato. Er gelangte aber damit nur bis zum zweiten Aufzug. Seine literarische Thätigkeit erlitt bald eine Unterbrechung; er fand Gelegenheit, mit einem reichen jungen Leipziger, Winkler, unter den angenehmsten Bedingungen auf Reisen zu gehen. Wie lockend mußte es für einen Mann wie Lessing sein, unter zusagenden Verhältnissen ein Stück der großen Welt, neue Menschen und Länder, wissenschaftliche und künstlerische Schätze aller Art, kennen zu lernen! Wie erfolgreich für seine ganze geistige Entwickelung hätte eine solche Reise werden können!

Die Anfänge derselben, die ihn durch Norddeutschland nach Amsterdam führten, waren vielversprechend und in mehrfacher Hinsicht für seine spätere Wirksamkeit bedeutsam. Lessing besuchte in Winkler's Gesellschaft verschiedene Kunstcabinette, wobei er sich namentlich von Kupferstichen eine historische Kenntniß erwarb, veranlaßte auch seinen Begleiter, eine Sammlung solcher sich anzulegen. Von anderer Seite trat er auch hier wieder dem Theater näher, lernte in Hamburg den berühmten Eckhof kennen und verkehrte während seines dortigen Aufenthaltes viel mit ihm.

Leider ward die Reise, die eigentlich auf drei Jahre berechnet war und sich über Frankreich und England erstrecken sollte, jählings unterbrochen durch den Einfall der Preußen in Sachsen (August 1756). Winkler fand sich dadurch zu rascher Rückkehr in das vom Feinde besetzte Leipzig veranlaßt. Statt der gehofften Förderung seiner Studien und seiner Weltkenntniß sah Lessing sich plötzlich wieder ohne gesicherte Lebensstellung, auf den täglichen Erwerb seiner Feder

angewiesen, sogar wegen der Entschädigung, die er mit Recht für seine auf Winkler's Betrieb abgebrochenen Verbindungen in Leipzig beanspruchte, in einen langwierigen und verdrießlichen Prozeß verwickelt.

Inzwischen hatte auch die Kochsche Gesellschaft sich aufgelöst, wahrscheinlich ebenfalls in Folge des Krieges. So gab es Nichts mehr, was Lessing an Leipzig fesseln, kaum Etwas, was ihm den Aufenthalt daselbst erträglich machen konnte. Dennoch blieb er, weil ebensowenig anderswohin ein bestimmter Beruf oder Anlaß ihn zog. Er verkehrte in Leipzig mit seinem früheren Collegen bei der Arbeit für's Theater, Weiße, mit einem jungen dramatischen Anfänger, v. Brawe, der noch Student war, endlich mit dem Dichter des „Frühling", Ewald von Kleist, der als preußischer Major mit seinem Regimente längere Zeit in Garnison in Leipzig lag und von Gleim an Lessing adressirt ward. Weiße hatte sich mit seinem nur allzu leichtflüssigen Talente in verschiedenen Dichtungsarten versucht, bald durch eigene Hervorbringungen, bald als Uebersetzer oder Nachbildner fremder Originale. Er kam aber über eine gewisse französische Manier in seinen Dramen niemals ganz hinaus. Eben damals hatte er sich auf die Oper geworfen und mit der Bearbeitung des englischen Stücks: The Devil to pay („Der Teufel ist los") auf der Kochschen Bühne unerwartetes Glück gemacht — zum großen Aerger Gottsched's, der sich einbildete, die Oper gänzlich vom deutschen Theater verbannt zu haben. Dem allezeit rastlos vorwärts strebenden, niemals sich selbst genugthuenden Lessing sagte die allzu rasch fertige Leichtigkeit seines Freundes wenig zu, und schwerlich wird er aus dem Verkehr mit ihm besondere Anregung geschöpft haben*).

Mit Brawe, der ein Anhänger der Crusiusschen Philosophie war, scheint Lessing mehr über metaphysische als über poetische Gegenstände disputirt zu haben. Was Kleist betrifft, so hatte dieser, durch Gleim für die Beschäftigung mit Poesie gewonnen, mit seinem „Frühling" (1748) alsbald eine ehrenvolle Stelle in der Literatur eingenommen. Indessen war er doch mehr Dilettant, als eigentlicher

*) Weiße selbst erzählte sehr naiv in einem Briefe an Blankenburg, Lessing habe immer gesagt: „Wenn ich Ihnen nur die Arbeit recht schwer machen könnte, so würden Sie ein guter Schriftsteller werden". (Danzel a. a. O. S. 342.)

Dichter von Fach, und konnte von dieser Seite schwerlich dem schon weit vorgeschrittenen Lessing besondere Förderung bringen. Umsomehr geschah dies durch den bedeutenden Eindruck seiner männlichen Persönlichkeit und dadurch, daß er nicht, wie Lessing, von den Büchern her, sondern unmittelbar aus dem praktischen Leben an die Dichtkunst herantrat, und zwar aus einer Lebenssphäre, die damals mehr als jede andere das volle Interesse der Zeitgenossen in Anspruch nahm, aus der Stellung eines Officiers in der sieg- und ruhmreichen preußischen Armee.

Kleist war vierzehn Jahre älter als Lessing. Er hatte Reisen gemacht und fremde Länder gesehen. Er war in der strengen militärischen Zucht Fridericianischer Schule zum Manne herangereift. Er hatte in seinen früheren Lebensjahren mit Gleim und dessen Freunden Ramler, Spalding u. Gen. empfindsam geschwärmt, doch ohne daß diese weichere Stimmung in ihm jemals zur Weichlichkeit ausgeartet war. Vielmehr hatte sie sich nur wie ein mildernder Duft um die feste und bisweilen fast herbe Schale seines durch manche widrige Schicksale gestählten Wesens gebreitet. Sein ernster, etwas zur Hypochondrie neigender, aber durch und durch tüchtiger, ehrenhafter und patriotischer Charakter war für Lessing ein Typus schönster Männlichkeit. Mit warmer und tiefer Anhänglichkeit blieb Lessing dem neugewonnenen Freunde zugethan bis zu dessen leider so frühem Heldentode, und in seinen Dichtungen sehen wir mit Vorliebe an mehr als einer Stelle Kleist's edle Persönlichkeit abgespiegelt*).

---

*) Es ist wohl kein Zweifel, daß ebenso Tellheim als Appiani und auch Odoardo ihre hervorstechendsten Züge von Kleist entlehnt haben. Selbst in kleinen, unscheinbaren Nebendingen läßt sich bemerken, wie Lessing bei der Ausarbeitung dieser Figuren immer an seinen Kleist gedacht hat. So überraschte es mich seltsam, als ich in dem ungedruckten Briefwechsel Kleist's mit Gleim eine Stelle las, wo Jener den lebhaften Wunsch kundgiebt, sich, wenn er könnte, aus dem Geräusche der Welt auf ein stilles Landgut zurückzuziehen und als unabhängiger Mann nur sich zu leben. Gewiß hat Kleist auch im persönlichen Verkehr mit Lessing Aehnliches geäußert, und gewiß ist es eine solche Aeußerung des Freundes gewesen, die dem Dichter der „Minna von Barnhelm" und der „Emilie Galotti" vorschwebte, als er sowohl dem Major Tellheim wie auch dem Grafen Appiani ganz ähnliche Wünsche in den Mund legte.

Briefwechsel mit Nicolai und Mendelssohn über das Drama.

Neben diesem persönlichen Umgange unterhielt Lessing damals von Leipzig aus einen lebhaften brieflichen Verkehr mit zwei ihm wahlverwandten Schriftstellern Berlins, mit denen er bei seinem zweiten Aufenthalte daselbst bekannt geworden war, mit Mendelssohn und Nicolai*).

Beide waren junge, strebsame Männer, Mendelssohn von gleichem Alter mit Lessing, Nicolai um vier Jahre jünger. Beide waren von Haus aus für einen praktischen Lebensberuf erzogen, aber gleichmäßig von dem allgemeinen Zuge der Zeit nach literarischer Bildung erfaßt und zur Beschäftigung mit gelehrten Studien hingelenkt worden. Beide verdankten ihre Bildung hauptsächlich den Engländern: Mendelssohn hatte Locke, Shaftesbury, Hutcheson eifrig studirt; Nicolai hatte sich mehr mit der schönen Literatur der Engländer vertraut gemacht. Der Letztere war schon im Jahre 1755 selbst als Schriftsteller aufgetreten. Er hatte „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" herausgegeben, welche sich durch einen kühneren Ton der Kritik, einen frischen Zug nach dem Lebensvollen, Natürlichen, und eine entschiedene Abneigung vor allem Gemachten und Künstlichen in der Literatur vortheilhaft auszeichneten. Er bekämpfte darin Gottsched's einseitige Nachahmung der Franzosen, seine nüchterne Opposition gegen Milton und sein kurzsichtiges Vorurtheil gegen das englische Drama. Aber nicht weniger unumwunden tadelte er die Ueberschwänglichkeit so mancher Schüler Klopstock's, wenn er auch diesen selbst mit einer gewissen pietätvollen Rücksicht behandelte. Wieland, der damals noch seraphisch schwärmte, ward die Zielscheibe seines beißenden Witzes; sehr richtig sagte er voraus, daß aus dieser jungen Betschwester sich eine Kokette ent-

*) Vergl. die Lebensbeschreibungen Nicolai's von Göckingk, Moses Mendelssohn's von Kayserling. Nicolai selbst schildert sein Verhältniß zu Lessing und Mendelssohn folgendermaßen (s. Göckingk a. a. S. 18): „Wir alle drei waren in der Blüthe unserer Jahre, alle drei voll Wahrheitsliebe und Eifer, von unbefangenem Geist, hatten keine andere Absicht als: wissenschaftliche Ideen aller Art in uns zu entwickeln. Keiner hatte gegen den Andern Mißtrauen oder Zurückhaltung, vielmehr beseelte uns Alle das unumschränkteste Vertrauen. Daher entstand bei unserm mehr als 20jährigen sehr genauen Umgang auch nicht ein einziges Mal das geringste Mißverständniß, obgleich fast jede unserer Zusammenkünfte lebhafte Disputation war, durch die, ohne Rechthaberei und Lehrton, eine Menge Ideen bei Jedem von uns helle wurden".

puppen werde. Die gangbaren deutschen Bühnenstücke findet er „regelmäßig, aber langweilig“; sie scheinen ihm „aus dem Cabinet, nicht aus dem Leben hervorgegangen und ohne rechte Kritik der Sitten geschrieben“. Er dringt vor Allem auf tiefere Entwickelung der Charaktere und verweist auf Shakspeare, der darin so bewundernswerth sei.

Es ist dies die erste entschiedene Hinweisung auf den großen Briten, die in unserer Literatur vorkommt, wenn wir die mehr nur ahnungsvollen als klarbewußten Andeutungen El. Schlegel's in seiner Vergleichung Shakspeare's mit A. Gryphius ausnehmen*). Selbst Lessing hatte bis dahin, wie es scheint, sich mit Shakspeare noch nicht eingehend und nur aus zweiter Hand beschäftigt**).

---

*) S. oben S. 10. Schlegel setzte dabei Gryphius wegen seiner correcten Dichtungsform über den formloseren Shakspeare. Als Anhänger Gottsched's (was er damals noch war) und in einer unter Gottsched's Aegide erscheinenden Zeitschrift konnte er nicht wohl anders. Doch merkt man der ganzen Vergleichung an, daß Schlegel von der höheren Bedeutung Shakspeare's eine Ahnung hatte, vielleicht sogar mehr als eine bloße Ahnung, und daß er nur nicht offen mit der Sprache herausging. Jedenfalls war der Aufsatz eine Art Kukuksei, welches Schlegel seinem Meister ins Nest legte, ein Vorzeichen seines bevorstehenden Abfalls von demselben, der denn auch bald erfolgte.

**) Die Frage, wer eigentlich zuerst die Deutschen auf Shakspeare hingewiesen und mit dessen Vorzügen bekannt gemacht habe, ist bisher meist ganz zweifellos und so zu sagen unbesehen zu Gunsten Lessing's entschieden worden. Ebenso zweifellos hat man angenommen, daß Lessing schon früh auf dieses intime Verständniß Shakspeare's gekommen sei. Gervinus (a. a. O. 4. Bd., S. 338) führt aus Lessing's „Bibliothek für's Theater“, die 1754 erschien, als angeblichen Ausspruch desselben an: „er möchte lieber den Kaufmann von Venedig als Gottsched's sterbenden Cato gedichtet haben“. Daraus hat dann Adolph Stahr in seinem Aufsatz: „Shakspeare in Deutschland“ (in Prutz' „Liter. Taschenbuch für 1843“), ohne weitere Prüfung, und indem er noch dazu Lessing's „Bibliothek für's Theater“ (von 1754) mit dessen „Beiträgen zur Aufnahme des Theaters“ (von 1749) verwechselte, den apodictischen Schluß gezogen: „Lessing habe von Anbeginn (!) seiner kritisch-literarischen Wirksamkeit an sich für Shakspeare begeistert“. Leider ist hier unserem großen Literarhistoriker Gervinus ein lapsus calami passirt! Nicht „Kaufmann von Venedig“ heißt es an der betreffenden Stelle bei Lessing, sondern: „Kaufmann von London“, und nicht Shakspeare, sondern Lillo ist es, den Lessing 1754 sich zum Ideal erkor, wie dies ja ohnehin die um diese Zeit entstandene „Miß Sara Sampson“ beweist. In der Vorrede zu den „Beiträgen“ erwähnt Lessing zwar Shakspeare, aber

Lessing ward mit Nicolai durch eben diese Arbeit bekannt, deren Aushängebogen er von seinem Verleger Voß zur Ansicht erhielt. Die Schrift hatte ihn begierig gemacht, ihren Verfasser persönlich kennen zu lernen, um so mehr, als er hörte, daß es kein Gelehrter oder Schriftsteller von Fach, sondern von Haus aus ein Geschäftsmann, ein Buchhändler sei. War es doch ein unterscheidender Zug in Lessing's Charakter, lieber mit Männern des praktischen Lebens zu verkehren als mit Gelehrten von Profession.

Der gleiche Zug war es, der ihn so rasch an Mendelssohn fesselte, mit dem er noch früher bekannt und noch inniger befreundet ward, als mit Nicolai. Außerdem kam hier noch sein Interesse für die Juden hinzu, welches er bereits dichterisch in seinem Drama „Die Juden“ bethätigt hatte. Gerade um die Zeit, wo Lessing Mendelssohn kennen und alsbald wegen seines glühenden Eifers für Wahrheit und geistige Veredlung schätzen gelernt hatte (der schüchterne jüdische Jüngling war ihm, dem als Kritiker bereits gekannten und gefürchteten Schriftsteller, durch den Dr. Gumpertz als ein guter Schachspieler zugeführt worden), gerade um diese Zeit erschienen

---

in so wenig ebenbürtiger Gesellschaft, zusammen mit Dryden, Congreve, Wicherley, ohne ihn von diesen zu scheiden, daß man gerade daraus schließen muß, Lessing habe den großen Briten damals nur erst von Hörensagen und höchstens stückweise (etwa nur dessen „Cäsar“ in der Uebersetzung von Borck, die 1741 erschienen war), gekannt. Es ist daher meines Erachtens kein Grund vorhanden, Nicolai um das Verdienst der Priorität in Bezug auf die Empfehlung Shakspeare's zu verkürzen, noch viel weniger, ihn eines Plagiats an Lessing zu bezichtigen, wie dies Danzel thut (a. a. O. 1. Bd., S. 269), indem er (freilich ohne jeden literarhistorischen Beweis) behauptet, Nicolai habe aus den Gesprächen mit Lessing (mit dem er, wie oben erwähnt, durch die Aushängebogen der „Briefe“ bekannt ward) seine Shakspearekenntniß geschöpft und habe dann damit noch jene „Briefe“ vor ihrer Herausgabe bereichert. Schon Hettner (a. a. O. 2. Bd., S. 498 ff.) hat dies theilweise berichtigt, zugleich interessante Belege dafür angeführt, daß Lessing nicht so früh, wie man gewöhnlich angenommen, mit Shakspeare vertraut und von dessen Mustergültigkeit durchdrungen gewesen sein kann. Das Gleiche habe ich weiter auszuführen versucht in der Abhandlung: „Fr. Nicolai, eine ‚Rettung‘, zugleich ein Beitrag zu der Frage von der Einbürgerung Shakspeare's in Deutschland“ in Joh. Müller's „Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte“, 1873, Bd. 2. Ueber die Stelle in Lessing's Faustfragment, die an „Macbeth“ erinnert, habe ich oben S. 260 meine Ansicht ausgesprochen.

Lessing's „Juden" zuerst gedruckt in der 1754 herausgegebenen Sammlung seiner „Kleineren Schriften". Der Göttinger Theolog Michaelis, der sich für Lessing interessirte, beurtheilte das Stück in den dortigen „Gelehrten Anzeigen". Er lobte Vieles daran; nur fand er es unwahrscheinlich, „daß unter einem so lange unterdrückten und verwahrlosten Volke wie die Juden ein so edles Gemüth wie der Held jenes Stückes sich entwickeln könne". Gegen diesen Ausspruch von Michaelis schrieb Mendelssohn einen von tiefer sittlicher Entrüstung dictirten Brief. „Mit welcher Stirn", sagte er darin, „kann ein Mensch, der noch ein Gefühl von Redlichkeit in sich hat, einer ganzen Nation die Wahrscheinlichkeit absprechen, einen einzigen ehrlichen Mann aufweisen zu können — einer Nation, aus welcher, wie der Verfasser der „Juden" sich ausdrückt, alle Propheten und die größten Könige aufstanden? Ist sein grausamer Richterspruch gegründet, welche Schande für das menschliche Geschlecht! Ist er ungegründet, welche Schande für ihn! . . . Man fahre nur fort, uns zu unterdrücken, man lasse uns beständig mitten unter freien und glücklichen Bürgern eingeschränkt leben; ja man setze uns ferner dem Spotte und der Verachtung aller Welt aus — nur die Tugend, den einzigen Trost bedrängter Seelen, die einzige Zuflucht der Verlassenen, suche man uns nicht abzusprechen! Sollte diese grausame Seelenverdammung nicht aus der Feder eines Theologen geflossen sein? Diese Leute denken der christlichen Religion einen großen Vorschub zu thun, wenn sie alle Menschen, die keine Christen sind, für Meuchelmörder und Straßenräuber erklären. Ich bin weit entfernt, von der christlichen Religion so schimpflich zu denken; das wäre unstreitig der stärkste Beweis wider ihre Wahrhaftigkeit, wenn man, um sie festzustellen, alle Menschlichkeit aus den Augen setzen müßte! . . Wie? soll es unglaublich sein, daß unter einem Volke von solchen Grundsätzen und Erziehung ein so edles und erhabenes Gemüth sich gleichsam selbst bilden sollte? Welche Beleidigung! So ist alle unsere Sittlichkeit dahin! So regt sich in uns kein Trieb mehr für die Tugend! So ist die Natur stiefmütterlich gegen uns gewesen, als sie die edelste Gabe unter die Menschen ausgetheilt, die natürliche Liebe zum Guten! Wie weit bist Du, gütiger Vater, über solche Grausamkeit erhaben!"

Diesen Brief nahm Lessing in seine „Theatralische Bibliothek"

auf und sandte ihn mit derselben an Michaelis, wobei er sich offen als den Freund und Bewunderer dieses jüdischen Autodidakten bekennt, in welchem er „einen zweiten Spinoza“ voraussieht*).

Auf Lessing's Anregung hatte Mendelssohn sodann sein erstes literarisches Werk, die „Philosophischen Gespräche“ (1755), geschrieben, in denen er, Shaftesbury nacheifernd, die Resultate strengen Denkens in das anmuthige Gewand leichter Gesprächsform zu kleiden versuchte**). Der junge jüdische Gelehrte hatte in diesen Gesprächen die Kühnheit, Spinoza, den man lange „wie einen todten Hund am Wege liegen gelassen“, neben Leibnitz wieder zu Ehren zu bringen (wie wenig er auch zu dem eigentlichen Spinozismus hinneigte), gleichzeitig aber — angesichts der damals am Berliner Hofe und von Friedrich selbst mit den französischen Schöngeistern getriebenen Vergötterung — für die Gründlichkeit deutschen Forschens und den Ernst deutscher Lebensanschauung einzutreten. Mit Lessing gemeinschaftlich gab er 1755 die Abhandlung: „Pope ein Metaphysiker“ heraus, eine auf die Berliner Akademie und ihre gegen Leibnitz gerichtete Preisaufgabe über eine Stelle aus Pope gemünzte Satire. Im gleichen Jahre betrat er das ästhetische Gebiet mit seinen „Briefen über die Empfindungen“, worin er das Wesen der Schönheit und der darauf abzielenden Kunst psychologisch aus den sinnlichen Vorstellungen zu erklären und diesem Vermögen den ihm gebührenden Rang unter den geistigen Funktionen des Menschen (allerdings keinen sehr hohen im Vergleich zu der Vollkommenheit des übersinnlichen Denkens) anzuweisen versucht. An Lessing adres-

---

*) Michaelis zeigte sich wenigstens darin als nicht unedel und engherzig, daß er dem Briefschreiber seine harten Ausdrücke nicht nachtrug, vielmehr dessen bald darauf erschienenen Schriften eingehend und interessevoll besprach.

**) Mendelssohn erzählte seinem Sohne die Geschichte der Entstehung und Veröffentlichung dieser Schrift folgendermaßen: Lessing gab seinem Freunde eine Abhandlung von Shaftesbury zu lesen und fragte ihn, wie sie ihm gefalle. Mendelssohn antwortete: „Recht gut, aber so Etwas kann ich auch machen“. „„So?““ sagte Lessing, „„nun, so machen Sie doch so Etwas!““ Nach einiger Zeit brachte ihm Mendelssohn ein Manuscript zum Durchlesen. Lange hörte dieser Nichts davon und, als er endlich Lessing schüchtern frug, ob er das Manuscript gelesen, gab Lessing ihm ein fertiges Exemplar der Schrift, die er inzwischen bei seinem Verleger Voß hatte drucken lassen. („Mendelssohn's Lebensgeschichte“ von Joseph Mendelssohn, Kayserling; „Moses Mendelssohn“, S. 41.)

sirte er mit einem „kritischen Sendschreiben“ seine „Anmerkungen zu Rousseau's Schrift von der Ungleichheit unter den Menschen“, die er übersetzte und zu widerlegen oder vielmehr nur auf ihr richtiges Maß zurückzuführen unternahm (1756).

Dies waren die beiden Freunde, mit denen Lessing jetzt von Leipzig aus einen lebhaften Briefwechsel eröffnete, und zwar über dasjenige Thema, welches fort und fort sein ganzes Sinnen und Denken ausfüllte, das Drama. Den äußeren Anlaß dazu bot ein neues literarisches Unternehmen des strebsamen Nicolai, die „Bibliothek der schönen Wissenschaften“, welche 1757 ins Leben trat. Sie sollte vorzugsweise auch der Verbesserung des deutschen Theaters dienen. In dieser Absicht hatte Nicolai selbst sogleich für den ersten Band eine Abhandlung über das Trauerspiel ausgearbeitet, die er seinem Freunde Lessing im Manuscript mittheilte*). Gleichzeitig setzte er einen Preis von 50 Thlr. auf das beste deutsche Trauerspiel, welches an ihn eingeliefert würde. Der Preis ward dem „Codrus“ von Cronegk zuerkannt, einem ganz jungen Dichter, der leider noch vor der Entscheidung starb; als zweitbestes Drama war Brawe's „Freigeist“ zum Druck angenommen. Lessing selbst, dem Nicolai den „Codrus“ zur Prüfung mittheilte und der an der Ausarbeitung des Brawe'schen Stückes rathgebend sich betheiligt hatte, ward dadurch zu einer eigenen dramatischen Conception angeregt, die freilich erst volle sechszehn Jahre später zur Ausführung gelangte — der „Emilia Galotti“.

In jener Abhandlung nun hatte Nicolai einen wichtigen Schritt in der Klarstellung des eigentlichen Wesens der dramatischen Poesie vorwärts gethan. Die Ansicht war damals noch allgemein, daß die dramatische wie überhaupt jede Poesie den Zweck habe, sittlich zu bessern. Für das Drama speciell galt die Aristotelische Regel, wonach dasselbe bestimmt sein sollte, in dem Zuschauer „die Leidenschaften zu reinigen“, die sogenannte *κάθαρσις τῶν παθημάτων*. Nicolai

*) Lessing hatte ihm in einem Briefe vom 28. Juli 1756, den er auf seiner Reise in Emden schrieb, versprochen, ihm „eine Menge unordentlicher Gedanken über das bürgerliche Trauerspiel“ zu schicken, die er vielleicht zu der bewußten Abhandlung brauchen könne. Nicolai erhielt sie aber nicht. („Lessing's Werke, herausgegeben von Lachmann“, 12. Bd., S. 41 Note.)

hatte den Muth, diese Regel wie jene Ansicht bei Seite zu setzen und im Anschluß an die Theorie eines neueren französischen Aesthetikers, des Abbé Dubos, für den Zweck des Trauerspiels vielmehr die Erregung heftiger Leidenschaften zu erklären*).

Die Besserung der Sitten, sagt er, sei nur der entfernte Zweck oder Nutzen des Trauerspiels. Dasselbe dürfe allerdings nicht gegen die Sittenlehre streiten; es müsse, wenn es Handlungen vorführe, welche gegen die sittlichen Anschauungen des gewöhnlichen Lebens verstoßen, solche entweder als aus Vorurtheilen entspringend oder durch die Hitze der Leidenschaften gerechtfertigt darstellen, sonst gehe der nächste Zweck der Dichtung, die Erregung von Rührung, d. h. von sympathetischem Interesse, verloren. Allein der eigentliche und nächste Zweck des Trauerspiels bestehe in der Hervorbringung einer starken Bewegung im Gemüthe des Zuschauers. Und darum sei das wesentlichste Stück des Trauerspiels nicht die Vorführung und Ausmalung von tugendhaften oder lasterhaften Charakteren, nicht die Darstellung sittlicher Beispiele, sondern einzig und allein — die Handlung.

Nicolai entwickelt das Wesen und die nothwendigen Eigenschaften der Handlung im Trauerspiel. Er verlangt Einheit und natürliche Steigerung der Handlung, während er die beiden anderen Forderungen des Aristoteles und der Franzosen, Einheit des Orts und der Zeit, nur insoweit gelten läßt, als sie dem obersten Zwecke der Dichtung, der Lebhaftigkeit des Eindruckes, nicht Eintrag thun. Wenn man nur die Wahl hat, sagt er, entweder den Ort zu wechseln, oder eine Handlung, statt sie wirklich vorzuführen, blos erzählen zu lassen, so wird der wahre Dichter immer das Erstere wählen. Blos die allzu abscheulichen und die allzu wenig tragischen Handlungen werden besser erzählt, als vorgestellt. Ohne Noth freilich soll man nicht „nach der üblen Gewohnheit der meisten Engländer“ den Schauplatz alle Augenblicke wechseln.

Auffallend ist, daß in dieser ganzen Abhandlung mit keinem Worte Shakspeare's namentlich gedacht wird (wennschon er unter den „Engländern“ wohl hauptsächlich gemeint ist), da Nicolai doch schon in seinen „Briefen“ eine vertrautere Bekanntschaft mit dem

*) „Bibl. d. schönen Wissenschaften“, 1. Bd., S. 19 ff.

großen britischen Dichter bekundet hatte. Nicolai selbst gestand später ein, er habe damals Shakspeare zwar gekannt, jedoch nur einen dunkeln Begriff von dessen eigentlichem Verdienste gehabt*). In Berlin habe es damals auch noch kein deutsches Theater gegeben, und so hätte er sich seine Ideen lediglich nach den französischen Schauspielen, welche die Hofschauspieler in Berlin aufführten, und nach den Alten gebildet. Nicolai stand bei Abfassung jener Abhandlung allerdings noch einigermaßen unter dem Einfluß der Franzosen und des Aristoteles. Wäre ihm Shakspeare's Geist aufgegangen, so hätte er als den wahren Zweck und Erfolg einer dramatischen Dichtung die tiefe Seelenerschütterung erkennen müssen, in welche den Zuschauer das Anschauen und gleichsam Miterleben der Leidenschaften des Helden und ihrer den Helden selbst zerstörenden Wirkungen versetzt. Statt dessen kehrte er immer wieder zurück zu der Aristotelischen Ansicht, daß der Zweck des Drama's in der Erregung von Mitleid, Schreck und Bewunderung bestehe.

Diese Abhandlung war es, welche, von Nicolai der Begutachtung Lessing's unterbreitet, Veranlassung zu jenem Briefwechsel zwischen Lessing, Nicolai und Mendelssohn gab. Man sollte glauben, Lessing mit seiner reiferen Einsicht vom Drama, mit dem er sich theoretisch wie praktisch so viel beschäftigt hatte, werde die mangelhaften Ansichten Nicolai's verbessert und aufgeklärt haben. Allein nicht blos bleibt Lessing ebenfalls an dem Begriffe des Mitleids haften, sondern er geht sogar in gewisser Hinsicht hinter Nicolai zurück, indem er die sittliche Besserung für den eigentlichen Zweck der dramatischen Dichtung erklärt.

Der mitleidigste Mensch, sagt er, ist der beste, der zu allen gesellschaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmuth aufgelegteste; wer daher den Menschen mitleidig stimmt, macht ihn zugleich tugend-

---

*) „Lessing's Werke von Lachmann", 12. Bd., S. 42. Note. Nicolai setzt hinzu, er habe damals Shakspeare gegen Moses Mendelssohn vertheidigen müssen; dieser hätte denselben noch gar nicht im Original gelesen gehabt, er selbst nur wenig davon. Bei Gelegenheit der Borckschen Uebersetzung von Shakspeare's „Cäsar" hätten sie über dessen Eigenthümlichkeit gestritten, wobei er (Nicolai) sich zum Advocaten des Engländers gemacht. „Dieser Streit", sagt er, „war ein Theil des Gedankenwechsels, der über zwanzig Jahre zwischen uns Beiden und Lessing stattfand und Allen so nützlich war."

hafter; das Trauerspiel, indem es das Mitleid erregt, wirkt bessernd und hat also neben dem Vergnügen, welches dem Zuschauer das Mitleid gewährt, auch eine sittlich bessernde Wirkung. Mendelssohn, der sich auf diesem Gebiete offenbar etwas fremd fühlt, beschränkt sich im Ganzen auf feinsinnige Untersuchungen und Unterscheidungen der Begriffe Schreck, Furcht, Mitleid, Bewunderung.

Das Moment der „tragischen Schuld“ hatte Nicolai zwar berührt, indem er, mit Aristoteles, von dem Charakter des Helden verlangte, daß er nicht ganz tugendhaft sei, sondern durch irgend einen Fehler den Anlaß gebe zu dem traurigen Geschicke, welches ihn trifft. Tiefer war er jedoch in das Wesen der Schuld nicht eingedrungen. Lessing's Erklärung darüber ist von der Nicolaischen kaum verschieden.

War so der nächste Zweck der Freunde bei diesem Briefwechsel, durch gegenseitigen Gedankenaustausch zu dem höchsten Begriffe der tragischen Schönheit durchzudringen, nur unvollständig erreicht, so bleibt derselbe immerhin ein unvergängliches Denkmal ihres ernsten Strebens und Mühens in gemeinsamer Förderung ihrer literarischen und kritischen Untersuchungen. Speciell für Lessing aber ward er jedenfalls der treibende Anstoß, jenem wichtigen Problem in der Stille weiter nachzudenken.

Lessing abermals in Berlin. Das dortige Geistesleben unter dem vollen Einflusse der Persönlichkeit Friedrich's und der Thaten des 7jährigen Krieges.

Im Jahre 1758 kehrte Lessing nach Berlin zurück. Es hatte ihn längst dahin zurückgezogen. „Wie froh werde ich sein“, schrieb er schon mehr als ein Jahr früher (d. 10. Mai 1757) an Gleim, „wenn ich wieder in Berlin sein werde, wo ich nicht länger nöthig haben werde, es meinen Bekannten nur ins Ohr zu sagen, daß der König von Preußen dennoch ein großer König ist.“ Schon in der ersten Zeit des Krieges und der Besetzung Sachsens durch die Preußen hatte Lessing an seinem Mittagstisch, wo meist Leipziger Kaufleute speisten, gegen diese, welche sehr erbittert auf Friedrich II. waren, öfters dessen Partei genommen und sich dadurch nicht blos mit jenen Tischgenossen, sondern auch mit seinem Reisegefährten Winkler, dem dies als einem Leipziger Patrizier unangenehm war, verfeindet*).

*) Kleist schrieb damals an Gleim den 27. Juni 1757: „Wenn nicht 900,000 Thlr. Kriegskontribution zu entrichten wären, so wäre halb Leipzig preußisch“.

In Berlin warf sich Lessing nach einer kurzen Zwischenpause, wo er mit älterer deutscher Literatur, mit der Herausgabe des „deutschen Heldenbuches“ und der Gedichte Logau's beschäftigt war, bald wieder mit ganzem Eifer auf die Kritik. Vornehmlich auf seine Anregung entstanden die „Briefe, die neueste Literatur betreffend“*), (gewöhnlich kurzweg „Literaturbriefe“ genannt), deren Herausgeber Nicolai, von denen ein Hauptmitarbeiter Mendelssohn, deren eigentliche Seele aber Lessing war**).

Seit der Zeit, wo Lessing zum letzten Male in Berlin gewesen war, hatte das geistige Leben dieser Stadt und die von ihr ausgehende allgemeine Bewegung eine bemerkenswerthe Steigerung und Erweiterung erfahren. Der mächtige Anstoß, der von dem großen König ausging, begann je länger je mehr seine belebenden und befruchtenden Wirkungen zu äußern. Eine erhöhte Rührigkeit, durch Friedrich's eigenes Beispiel angefeuert, gab sich auf allen Gebieten des Lebens wie des Wissens kund. Franzosen und Deutsche, Eingeborene und von außen Herbeigekommene wetteiferten unter den Augen des erleuchteten Monarchen um den Preis der Tüchtigkeit und der Auszeichnung in irgend welcher Art nützlicher Thätigkeit. Im Schoße der von ihm wiederbelebten und durch sein verständnißvolles Interesse, ja nicht selten durch seine persönliche Betheiligung geehrten und ermunterten Akademie der Wissenschaften rang deutsche Gründlichkeit mit französischem Geist und Scharfsinn um den Preis. Aber auch außerhalb dieser akademischen Schranken regte sich in immer weiteren Kreisen der Trieb der Forschung, der Kritik, der Production; unabhängige Schriftsteller und Gelehrte, nur auf die eigene Kraft vertrauend, suchten den bevorzugten Auserwählten, welche der stolze Titel von Akademikern schmückte, den Vorrang streitig zu machen. Der Geist der Beobachtung, des praktischen Fortschritts, der Gemeinnützigkeit, welcher das ganze Thun und Denken des Philosophen auf dem Throne durchdrang, strömte von ihm unvermerkt

*) Sie erschienen 1759—65.

**) „Lessing war der Erste, der die Idee zu diesem Werke hergab“, schreibt Nicolai an Herder 1768 (J. G. v. Herder's Lebensbild“, 1. Bd., 2. Abth., S. 393). „Die Schreibart war eigentlich die seinige. Wir Andern — Moses, ich und hernach Abbt — nahmen nur die äußere Form und schrieben Jeder seinem eignen Charakter gemäß.“

über auf seine Umgebungen, auf seine Beamten, auf Alle, die mit ihm in Berührung kamen oder doch Gelegenheit hatten, die seltene Thatkraft und Unermüdlichkeit des großen Mannes, sein merkwürdiges Talent, immer das Richtige zu treffen, anzuschauen und zu bewundern. Jeder suchte es ihm, wenn nicht gleich-, doch nachzuthun; Jeder fühlte den brennenden Ehrgeiz, im Sinne und nach dem Muster des von aller Welt angestaunten Monarchen zu handeln; Jeder war stolz darauf, ein Unterthan Friedrich's, ein Preuße nicht blos zu heißen, sondern auch dieses Ehrennamens durch sein eigenes Thun sich werth zu zeigen*).

Vor der vernichtenden Macht des freien und hohen Sinnes,

*) Wir finden dafür eine Menge interessanter Belege in ganz bestimmten Aeußerungen von Zeitgenossen. Ramler sagt von sich selbst, er sei „ein Preuße und folglich etwas accurat". (Danzel, „Lessing", 1. Bd. S. 373.) Nicolai bekennt von sich: „wenn er über viele wichtige Gegenstände Etwas wisse, über Glaubensfreiheit, Aufklärung, Sittlichkeit, Thätigkeit, Handel und Gewerbe, über den Charakter der Nationen und deren Triebkräfte, so habe er dies ganz allein seiner beständigen Beobachtung dieses, im Frieden noch mehr als im Kriege thatenreichen Mannes, seiner Aufmerksamkeit auf dessen Verfügungen und deren vor Augen liegende Folgen zu danken". (Nicolai's Vorwort zu den „Anekdoten aus Friedrich's Leben".) Von dem Maler Hackert sagt Goethe in seiner Biographie desselben: „er habe als Preuße von Geburt sich einen Theil von der Glorie seines Königs angeeignet und durch Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe und Ausdauer den Besten dieser Nation geähnelt". In einer Correspondenz zwischen Golz und Herzberg (s. Häusser's „Deutsche Geschichte", 1. Bd. S. 226) heißt es: „Friedrich's großes Beispiel, stets mehr zu bewirken, als gemeinhin menschliche Kräfte vermögen, diente allen Patrioten des Landes zur treuen Nachahmung. Jeder glaubte, weil er ein Preuße, Diener und Werkzeug Friedrich's war, unter seiner Leitung und Anordnung mehr leisten zu können, als irgend ein Individuum einer andern Nation". Dieser Einfluß des Fridericianischen Beispiels läßt sich selbst in gewissen Aeußerlichkeiten beobachten, die mit einer inneren Wesensverwandtschaft zusammenhingen. Es ist bekannt, wie streng Friedrich II. darauf hielt, daß sein Kammerdiener ihn regelmäßig zu früher Stunde weckte, und wie dieser angewiesen war, den König auch dann nicht mehr schlafen zu lassen, wenn derselbe es einmal ausnahmsweise wünschte. Ganz Aehnliches erzählt von Kant sein Biograph Borowsky: Kant habe einmal bei Tische, als die Rede auf's Frühaufstehen gekommen, seinen alten Bedienten zum Zeugen aufgerufen, ob er, Kant, in den dreißig Jahren, binnen deren jener ihn bediene, jemals — ausgenommen, wenn er krank gewesen —, auf sein Wecken nicht pünktlich aufgestanden sei. Solche kleine, an sich unscheinbare Züge bezeugen die Macht des Einflusses, den Friedrich II. durch sein Beispiel übte.

der aus allen Handlungen Friedrich's sprach, verkroch sich zitternd der träge Schlendrian und Stumpfsinn herkömmlicher Routine. Vor seinem thatkräftigen, männlichen und klaren Wesen entwich beschämt die weichliche Empfindelei, die thatenlose Schwärmerei, die verstiegene Ideologie. Die Wirkungen des Fridericianischen Geistes reichten weit über den Kreis seiner persönlichen Umgebungen, ja über die Grenzen seines Landes hinaus.

Wahlverwandtschaft der in Berlin gepflegten Geistesrichtung mit der von Göttingen und von der Schweiz ausgehenden.

Es traf sich glücklich, daß um dieselbe Zeit noch von zwei anderen Punkten aus ein ähnlicher Zug nach der Realität des wirklichen Lebens, ein ähnlicher Rückschlag gegen die allzu idealistische und empfindsame Richtung erfolgte, welche sich so lange des deutschen Geistes bemächtigt hatte.

Wenige Jahre vor Friedrich's Thronbesteigung (1737) war in dem damals mit England durch Gemeinsamkeit des Herrscherhauses eng verbundenen Hannover durch den persönlichen Eifer Georg's II. und durch die kräftigen Bemühungen des erleuchteten Staatsmannes Adolf v. Münchhausen die Universität Göttingen ins Leben getreten. Wenn auch bei deren Gründung selbst vielleicht der vorwiegend realistische, vornehmlich auf die dem praktischen Leben zugewendeten Wissenschaften gerichtete Charakter, den diese Anstalt alsbald annahm, nicht beabsichtigt, wenigstens nicht planmäßig in den Vordergrund gestellt worden war*), so hatte sich derselbe doch durch die Macht der Verhältnisse, die am meisten zu ihrer Entwickelung und Blüthe beitrugen, von selbst ausgebildet. Schon der Umstand, daß man bei der neuen Stiftung nicht die älteren Universitäten, vielmehr das selbst noch ziemlich junge Halle zum Vorbild nahm, welches, im Staate des großen Kurfürsten erwachsen, zuerst einer freieren, vorzugsweise aber einer lebensvolleren, den Bedürfnissen der Gegenwart Rechnung tragenden, von der bloßen Schulgelehrsamkeit abgewendeten Richtung die Bahn gebrochen hatte, ward für den Geist der nachgeborenen Schwesteranstalt wichtig**).

*) Dies wird wenigstens behauptet in der schon im vorigen Bande erwähnten trefflichen Monographie: „Die Gründung der Universität Göttingen. Entwürfe, Berichte und Briefe der Zeitgenossen, herausgegeben und mit einer geschichtlichen Einleitung versehen von Rößler" (S. 20 ff.).

**) Auch Rößler betont dies a. a. O. S. 23.

In Halle hatte Thomasius mit seinen reformatorischen Ideen und seinem vielseitig anregenden Streben dem Naturrecht, der Geschichte, auch schon gewissen Zweigen der Volkswirthschaftslehre einen Boden bereitet. Durch ihn und durch die in ähnlichem Sinne wirkenden bedeutenden Juristen Ludewig, Gundling, Heineccius, J. G. Böhmer war dort eine Juristenschule entstanden, welche das Recht einerseits durch eine größere Berücksichtigung der praktischen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, andererseits durch eine engere Verbindung mit den Lehren der Geschichte aus der Beengtheit scholastischer Formen, worin es sich bis dahin noch meist bewegt hatte, befreite. Mediciner wie Stahl und Hoffmann, die Pfleger einer rationellern Arzneiwissenschaft, hatten die phantastischen Träumereien der Alchymie gründlich zerstört und an ihre Stelle die sorgsame Beobachtung des menschlichen Organismus gesetzt. Durch Chr. Wolf war eine natürliche Theologie und eine natürliche Moral geschaffen worden. Ja selbst die pietistische Theologenschule hatte in den vielbesuchten und weithin einflußreichen Anstalten A. H. Francke's neben dem frommerbaulichen zugleich ein entschieden realistisches, dem Leben und seinen praktischen Bedürfnissen rückhaltlos zugewendetes Bildungselement zu Tage gefördert und war so, durch eine eigenthümliche Verbindung scheinbar entgegengesetzter Pole, die Mutter eines neuen, fruchtbaren Unterrichtszweiges geworden, welcher in der ersten, 1736 von Hecker in Berlin gegründeten Realschule seine selbstständige Vertretung fand*).

Zu solchen Einflüssen, welche von dem preußischen Musterbild Halle auf die neue Göttingische Hochschule hinüber wirkten, kamen andere, in den heimischen Verhältnissen dieser letzteren selbst begründete. Die außerordentliche Freigebigkeit, womit diese junge Universität sogleich vom Anbeginn an ausgestattet ward, versah dieselbe mit werthvollen Anstalten und Sammlungen für jede damals bekannte Art naturwissenschaftlicher Forschung. Der Wunsch und die Hoffnung, besonders Söhne aus den besseren Ständen dorthin zu ziehen (man rechnete sogar auf die englische Gentry), machte, daß man neben den Einrichtungen für die Wissenschaft auch auf die Erfordernisse des äußeren Lebens, auf gesellige Ausbildung und körperliche

---

*) S. 2. Bd. 1. Th. S. 412.

Uebungen der studirenden Jugend Bedacht nahm. Die Auswahl der Lehrer, welche sogleich in den ersten Zeiten der Hochschule Göttingen zum Schmucke gereichten und ihren Charakter bestimmen halfen, war gleichfalls jener realistischen Richtung günstig. Die Theologie erhielt in Michaelis und Mosheim zwei Vertreter, welche, jeder scholastischen Beschränktheit fremd, durch geschichtliche Studien und durch eine vielseitige Kenntniß des Lebens wie der Literatur sich mit den allgemeinen Bildungsbedürfnissen der Zeit in Einklang zu setzen verstanden. In einem ähnlichen freien Sinne ward die Philologie erst von J. M. Geßner, später von Heyne betrieben. In der juristischen Facultät vertraten von Anbeginn an Gebauer, Treuer und Schmauß eine dem Leben zugekehrte, durch Geschichte und praktische Erfahrung befruchtete Richtung; sie und J. D. Koeler pflegten zugleich die allgemeinen historischen Studien und wurden so die Vorläufer der Pütter, Achenwall, Schlözer, Spittler, Eichhorn, welche später Göttingen auf dem Gebiete der Geschichte, des Staatsrechts, der Statistik zu der weitaus ersten Universität Deutschlands erhoben. Wetteifernd mit diesen historisch-praktischen Disciplinen, entfaltete sich das Studium der Naturwissenschaften, zuerst durch Segner begründet, alsbald unter des großen Albrecht von Haller genialer Hand zu einer Stärke und Vielseitigkeit, wie nirgends sonst, und verlieh von dieser Seite her dem Gesammtcharakter der Universität ein vorzugsweise realistisches Gepräge.

Während so in Göttingen eine der Fridericianischen verwandte Richtung Platz griff und ein zweites Centrum lebenskräftiger Geistesbestrebungen entstand, das durch seine akademische Lehrthätigkeit mit Halle, durch seine „Societät“ mit Berlin und dessen Akademie wetteiferte, fand eben diese Richtung wieder von ganz anderer Seite her eine nicht minder bedeutsame und einflußreiche Förderung. In der kleinen republikanischen Schweiz, die zwar politisch von Deutschland getrennt war, literarisch aber ihm immerfort zubehörig blieb, hatte sich schon seit lange ein frischeres Leben zu regen begonnen. Diese Bewegung, zuerst fast nur ästhetischer Natur, theilte sich allmälig auch den staatlichen und gesellschaftlichen Interessen mit und begann diese ebenfalls zu verjüngen*).

*) Für das Folgende vergl. namentlich Mörikofer: „Die schweizerische Literatur im 18. Jahrhundert“.

Schon im Jahre 1744 entstand in Zürich eine Gesellschaft, die „wachsende“ genannt, welche sich nicht wie die frühere der „Maler“ blos mit Aesthetik, sondern auch mit gemeinnützigen Angelegenheiten, mit Plänen einer Reform des Volkslebens und der Gesellschaft beschäftigte. Sie recrutirte sich vorzugsweise aus jenem frischeren Nachwuchs, den wir bei Klopstock's Aufenthalt in Zürich als das „junge Zürich“ kennen lernten. Der Patriarch der Schweizer Literatur, Bodmer, ward von dieser jungen Schule zwar mit schuldiger Pietät behandelt, ja er war sogar der Patron der „wachsenden Gesellschaft“, allein seine einseitig idealistische Weise vermochte die lebensfrischeren Gemüther der Jünglinge (die, wie wir gesehen, selbst durch den Klopstockschen Messianismus sich die Freiheit ihres Urtheils nicht verkümmern ließen)*) so wenig zu beeinflussen, daß vielmehr er selbst durch die Berührung mit ihnen aus seinen überirdischen Regionen mehr und mehr auf die Erde herabgezogen, aus einem Sänger des „Noah“ in einen Sänger des „Tell“, in einen Apostel vaterländischer und freiheitlicher Ideen verwandelt ward.

Es lag in diesen Schweizern — selbst da, wo sie einmal durch die Berührung mit deutschen Ideen oder in Folge der unbefriedigenden äußeren Wirklichkeit in den verknöcherten aristokratischen Kleinstaaten eine etwas überfliegende Richtung einschlugen, — doch im tiefsten Grunde immer etwas Gesundes und Tüchtiges, ein lebhafter Sinn für bürgerlich-menschliche Interessen und ein ebenso lebhafter Trieb der Beschäftigung mit der umgebenden Außenwelt. Beides ward angeregt und genährt durch die Verhältnisse selbst, in denen die Schweizer sich befanden, eine großartige und mannigfaltige Natur und ein, wenn auch verkümmertes, doch durch seine republikanische Grundform den Einzelnen unwillkürlich zur Betheiligung am Allgemeinen herausforderndes Gemeinwesen.

So sehen wir denn die Mitglieder dieses Züricher Kreises nach den verschiedensten Seiten hin bemüht, naturwissenschaftliche, pädagogische, anthropologische u. a. Kenntnisse zu pflegen, mit Hülfe derselben den Unterricht zu verbessern, den Gemeingeist zu heben, allgemein menschliche und bürgerliche Bildung zu verbreiten. Sulzer schrieb schon als junger Mann eine „Anleitung zur nützlichen Be-

---

*) S. oben S. 133 ff.

trachtung der Schweizerischen Naturgeschichte“ und „Moralische Betrachtungen über die Werke der Natur“, dann in Berlin seinen „Versuch einiger vernünftigen Gedanken von der Auferziehung und Unterweisung der Kinder“. Sein Freund H. C. Hirzel suchte die Naturforschung für den Landbau ergiebig zu machen, Bildung und Selbstthätigkeit unter den Landleuten auszubreiten. Dieser Richtung blieb er sein ganzes Leben lang treu. Wie er 1761 über die „Wirthschaft eines philosophischen Bauern“ schrieb, so noch mehr als dreißig Jahre später (1792) „zur Beförderung der Landwirthschaft, der bürgerlichen und häuslichen Wohlfahrt“. Wie er 1767 „das Bild eines wahren Patrioten“ entwarf, so später das eines „philosophischen Kaufmanns“.

Auch der später so überschwenglich idealistische Lavater war damals noch auf das lebhafteste den politisch-weltlichen Interessen zugekehrt. 1762 war er als öffentlicher Ankläger gegen einen despotischen Landvoigt aufgetreten. 1767 dichtete er, aufgefordert von der „helvetischen Gesellschaft“, „Schweizerlieder“ und gab mit H. Füßli ein halb politisches Wochenblatt heraus, in welches u. A. Pestalozzi unter dem angenommenen Namen „Apis“ eine Satire auf die Aristokratie schrieb.

Die gleiche Richtung auf's Praktische und Gemeinnützige, auf Natur und bürgerliche Gesellschaft, welche in Zürich vorherrschte, fand sich auch in Bern und in der ganzen westlichen Schweiz wieder. Dorthin wirkten aus unmittelbarer Nachbarschaft die französischen, wie nach Zürich durch literarische Einflüsse die englischen Ideen. Der große Berner Gelehrte A. v. Haller war nicht blos ein berühmter Naturforscher, sondern auch ein Mann von vielseitiger gemeinnütziger und bürgerlich-politischer Thätigkeit in seinem Kantone. Noch mehr als er zeigte sein Schüler Zimmermann sich als Mann des praktischen Lebens, der Popularisirung und Nutzbarmachung wissenschaftlicher Resultate.

Auch der Baseler Iselin wirkte in ähnlichem Geiste. Welch hohen Flug er auch Anfangs mit seinen „Philosophischen und praktischen Träumen eines Menschenfreundes“ (1755) und später mit seinen „Philosophischen Muthmaßungen über die Geschichte der Menschheit“ (1764), noch später mit seinen „Träumen eines Menschenfreundes“ (1776) nahm, so versäumte er doch nicht, von solchen

allgemeinen und idealen Anläufen immer wieder zu bestimmten, gegebenen Verhältnissen und zu deren praktischer Behandlung einzulenken. In seiner Schrift „Ueber die Gesetzgebung“ (1758) suchte er die Grundsätze sittlicher und wirthschaftlicher Hebung des Volkes auszubreiten, nach denen er auch in seiner amtlichen Thätigkeit, als Mitglied des Großen Raths seiner Vaterstadt, handelte, und durch die „patriotische“ oder „helvetische Gesellschaft“, die er gemeinsam mit H. C. Hirzel 1760 stiftete*), strebte er nach Weckung eines thätigen Gemeinsinns in der ganzen Schweiz.

Gewiß war es kein bloßer Zufall, daß zwischen den Schweizern einerseits, Göttingen und Berlin andererseits sich ein so vielseitiger persönlicher und literarischer Wechselverkehr entwickelte. Wie A. v. Haller den Reichthum seines Wissens und den glänzenden Ruf seines Namens der jungen Georgia Augusta als kostbare Morgengabe zubrachte, so holten sich wiederum Schweizer Gelehrte, erst Zimmermann, später Iselin, von dort bedeutsame Anregungen ihres Strebens und Wirkens. Sulzer, Hirzel, Schultheß fanden wir schon in den 40er Jahren in Berlin. Die beiden letzten verweilten nur kürzere Zeit daselbst, brachten aber die dortigen Eindrücke in ihre schweizerische Heimath mit zurück. Sulzer blieb in der preußischen Hauptstadt bis an das Ende seiner Tage. Er vertrat zwar anfänglich auch dort die überfliegende Richtung der älteren Schweizer Schule, der Bodmer und Breitinger, und verhielt sich ziemlich kühl, ja vornehm herabsehend gegen den damals noch wenig gekannten Lessing. Aber allmälig ward auch er von der Atmosphäre des Berliner Lebens, der großen Thaten und Eigenschaften Friedrich's und der dadurch erzeugten allgemeinen Stimmung mächtig angezogen und festgehalten. „Je länger ich in der wirklichen Welt lebe“, schrieb er an Gleim, desto unschmackhafter wird mir diejenige, welche der Phantasie Klopstock's ihren Ursprung verdankt**).“ Und im Jahre 1757, als der glorreiche Kampf Friedrich's gegen eine übermächtige Coalition begonnen hatte, äußerte er gegen denselben Freund ganz mit dem Gefühle eines

*) S. Morell: „Die helvetische Gesellschaft“ (1863), Gervinus: „Geschichte des 19. Jahrhunderts“, 7. Bd. S. 358.

**) „Briefe deutscher Gelehrten aus Gleim's literarischem Nachlaß“, 1. Bd. S. 442.

geborenen Preußen: „Es ist billig, daß wir so groß in Wissenschaften und Künsten zu werden suchen, wie wir in Waffen sind, daß wir einen überlegenen Ton über die andern Deutschen annehmen, wie die Franzosen über andere Völker. Dazu aber brauchen wir Männer wie Lessing!“*)

Den allerglänzendsten Triumph aber feierte jene Welt der Thaten, die durch Friedrich über Preußen und Deutschland aufgegangen war, über die Idealwelt bloßer Empfindungen, für welche die ältere Schweizer Schule so lange ausschließend geschwärmt, in dem Bekenntniß, welches der Altmeister dieser letztern selbst, Bodmer, um eben diese Zeit abzulegen sich gedrungen fand. Noch im Jahre 1745 hatte dieser gegen Friedrich und seine großen Regenteneigenschaften sich abweisend verhalten. Zur Zeit des siebenjährigen Krieges aber pries derselbe Bodmer in einem seiner Briefe an Sulzer den großen König als „den Gesandten Gottes in einer Zeit, wo die weibliche Zärtlichkeit an die Stelle der männlichen Tugend tritt“.

Auch zwischen Göttingen und Berlin entwickelten sich mancherlei Beziehungen, welche auf eine innere Wahlverwandtschaft der an beiden Orten vorherrschenden Lebensanschauungen deuteten. Der freisinnige und vielseitig gebildete Theolog Michaelis verkehrte brieflich mit Lessing und Nicolai, und die „Göttinger Anzeigen“ ermangelten nicht, den literarischen Erzeugnissen der jungen Berliner Schule eine wohlwollende und lebhafte Theilnahme zu widmen. Auch der in der Göttinger Schule gebildete Justus Möser trat in nähere Beziehungen zu den Berlinern und insbesondere zu Nicolai, und gestand offen ein, daß er sich seine Denk- und Schreibweise in der Schule des großen Königs gebildet habe.

Literarische Rückwirkungen der durch Friedrich II. erzeugten realistischen Denkweise. Die praktisch-politischen Wissenschaften. Die Popularphilosophie.

Die unmittelbarsten Wirkungen der von Friedrich II. ausgehenden, von Göttingen und der Schweiz aus unterstützten neuen Denkungsart zeigten sich auf denjenigen Gebieten der Literatur, welche dem öffentlichen Leben am nächsten lagen. Wir haben schon früher gesehen**), wie in Friedrich's Staaten die praktisch-politischen Wissenschaften: Statistik, Volkswirthschaftslehre, Geographie, sich einer be-

*) Ebenda, S. 286.

**) 1. Bd. S. 110, 333 ff.

vorzugenden Pflege theils von Seiten der Behörden und des Königs selbst, theils durch einzelne Gelehrte wie Süßmilch, Baumann, Büsching u. A. erfreuten, wie auch eine freimüthige und aufgeklärte Publicistik sich entwickelte. Für eine geistvollere, zugleich auf Thatsachen und auf Ideen fußende Behandlung der Geschichte, insbesondere der Geschichte des eigenen Landes und der jüngsten Vergangenheit, gab Friedrich selbst den Anstoß und das Beispiel durch seine historischen Schriften, die Histoire de mon temps und die Mémoires de la maison de Brandebourg. Im Felde des öffentlichen Unterrichtswesens arbeiteten unverdrossen und erfolgreich unter des Königs und seines aufgeklärten Ministers v. Zedlitz persönlicher Antheilnahme Männer wie Resewitz, v. Rochow u. A.

Neben und über diesen literarischen Bestrebungen aber, die großentheils auf die nächsten Bedürfnisse des Tags abzielten, bildete sich eine andere Gruppe solcher, welche sich mit den mehr abgezogenen Problemen des menschlichen Denkens, mit politischen, socialen, religiösen, philosophischen Fragen beschäftigten, immer aber im engen Anschluß an die Wirklichkeit und mit möglichster Rücksichtnahme auf die Verwendung der gewonnenen Ergebnisse für die Praxis des Lebens.

Man hat diese ganze wissenschaftliche Richtung — mit einem Worte, das von einem gewissen verächtlichen Beigeschmack nicht frei ist — „Popularphilosophie", ihre Vertreter „Popularphilosophen" genannt.

Es ist wahr, diese Männer haben nicht sowohl verborgene Schätze der Weisheit entdeckt und aufgeschlossen, als vielmehr nur die zu Tage liegenden oder von Andern aus der Tiefe heraufgeförderten in leicht verwendbare und rasch umlaufende Münzen ausgeprägt. Sie werden den Ruhm originaler Erfinder mit einem Leibnitz oder einem Kant nie theilen. Allein für die Befruchtung des geistigen Lebens der Nation, für die Ausbreitung richtiger Ansichten über eine Menge der wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, für mannigfache Anregungen zur Ausbildung ebensowohl des Verstandes als des moralischen Willens hat sich diese Art von philosophischen Betrachtungen, die mehr in die Breite als in die Tiefe ging, mehr für das größere Publikum der Gebildeten oder Bildungsbedürftigen, als für die kleine Gemeinde professioneller Denker und

Forscher berechnet und geeignet war, in hohem Grade nützlich und wirksam erwiesen.

Engländer und Franzosen waren uns mit dem Beispiel einer solchen Philosophie aus dem Leben und für's Leben längst vorangegangen. In Deutschland selbst hatte zuerst Christian Thomasius in seinen „Monatsgesprächen" den Weg dafür gebahnt. Die Moralischen Wochenschriften waren theilweise diesen Spuren gefolgt. Auch Gellert in seinen „Vorlesungen", den moralischen wie den ästhetischen, so wie in einigen andern kleinern Schriften, konnte zu den Vertretern einer solchen Lebensphilosophie gerechnet werden.

Was diese neuere Gruppe der sogenannten Popularphilosophen von jenen früheren scheidet, ist nicht blos der weitere Kreis von Kenntnissen und Erfahrungen, den sie im Vergleich zu Thomasius und den Moralischen Wochenschriften beherrschen, sondern auch, namentlich Gellert gegenüber, der höhere, freiere Standpunkt, den sie sämmtlich vertreten. Dieser Standpunkt ist der einer Lebensauffassung, die nicht blos auf abstracten Ideen und Speculationen, auch nicht blos auf inneren, subjectiven Empfindungen, auf den Eingebungen des sog. „guten" oder „empfindlichen" Herzens, vielmehr auf einer offenen, unbefangenen Beobachtung der Wirklichkeit fußt, und zwar einer mit großen Interessen erfüllten, von tüchtigen Kräften auf bedeutende Ziele hingeleiteten Wirklichkeit. Mit Einem Worte: diese Popularphilosophen bewegen sich auf dem Boden der Fridericianischen Aera und unterscheiden sich dadurch eben sowohl von den, meist blos fremden Mustern nachgeahmten, Moralischen Wochenschriften, wie von den philosophischen Ergebnissen der Empfindsamkeitsschule. Man findet bei diesen deutschen Popularphilosophen Anklänge an Locke und Shaftesbury, an die schottischen Moralphilosophen, an Leibnitz und Wolf; allein der eigentliche Mittelpunkt ihrer Anschauungen ist doch bei den meisten die eigene Beobachtung des Lebens und ein dadurch gebildeter natürlicher Instinct, der das Richtige und Wesentliche an den Dingen herausfindet — also das, was die Engländer common sense, sie selbst aber den „gesunden Menschenverstand" nennen*).

*) S. Moses Mendelssohn's Schriften, 2. Bd. S. 265, 283, 4. Bd. S. 80, 316, 5. Bd. S. 564. Auch Goethe sagt von der Popularphilosophie

Der Kreis der Popularphilosophen ist schwer abzugrenzen. Sie berühren sich nach der einen Seite mit den Männern der praktisch-politischen Wissenschaften und der Geschichte, ja sind zum Theil Beides in Einer Person, wie J. Möser, Abbt, nach der anderen mit den Theologen der freieren Richtung, Spalding, Jerusalem u. A., welche vorzugsweise Fragen des praktischen Lebens und der Moral, wie die Bestimmung des Menschen u. dgl., in den Bereich ihrer Betrachtungen zogen. Sie gehören sämmtlich entweder ihrer Geburt oder ihrer Bildung oder ihrer Thätigkeit nach jenen Kreisen an, welche ihre geistigen Impulse theils von dem Staate Friedrich's des Großen, theils von der Schweiz, theils von Göttingen aus empfingen, und sie repräsentiren sowohl nach den Stoffen, die sie behandeln, als nach der Art, wie sie dieselben behandeln, vorzugsweise die realistische Anschauungsweise jener Kreise. Ihre Denk- und Schreibart ist nicht die der systematischen Schulphilosophie, vielmehr die jener leichten, gefälligen, gemeinverständlichen Belehrung, wie sie namentlich den Engländern eigen ist, klar, verständig und dabei doch nicht so kalt, wie die der Franzosen, sondern mit einem Zusatz deutscher Gemüthswärme. Ihre Gegenstände sind oft dem praktischen, auch wohl dem öffentlichen Leben oder jener Mittelregion zwischen diesem und dem Reiche des Uebersinnlichen, der religiösen Moral und der auf die Moral abzielenden Religion, bisweilen auch dem Gebiete der ästhetischen Empfindung und des Geschmacks entnommen. Es sind nicht umfängliche Werke, die sie zu Tage fördern, sondern meist kleinere Abhandlungen. Auch

---

(„Werke", 25. Bd. S. 94. 95), sie sei „ein mehr oder weniger gesunder Menschenverstand" gewesen, „der es wagte, ins Allgemeine zu gehen und über innere und äußere Erfahrungen abzusprechen". Die Schulphilosophie habe sich durch das oft Dunkle und Unnützscheinende ihres Inhalts ungenießbar gemacht. „Mancher gelangte zu der Ueberzeugung, daß ihm wohl die Natur so viel guten und geraden Sinn gegönnt habe, als er bedürfe, um sich von den Gegenständen einen so deutlichen Begriff zu machen, daß er mit ihnen fertig werden, zu seinem und Anderer Nutzen damit gebahren könne, ohne gerade zu forschen, wie die entferntesten Dinge, die uns nicht sonderlich berühren, wohl zusammenhängen möchten. Man machte den Versuch, man that die Augen auf, sah gerade vor sich hin, war aufmerksam, fleißig, thätig, und glaubte, wenn man in seinem Kreise richtig urtheile und handle, sich auch wohl herausnehmen zu dürfen, über Anderes, was entfernter lag, mitzusprechen."

mehrere Zeitschriften, vor allen Nicolai's „Allgemeine Deutsche Bibliothek“ (1765 ff.), Nicolai's und Biester's „Berliner Monatsschrift“ (1783 ff.) dürfen als Organe der Popularphilosophie gelten. Sogar die „Literaturbriefe“ (1759 ff.) huldigen, neben ihrem literarhistorischen und kritischen Charakter, dieser popularphilosophischen Richtung und zählen mehrere der namhaftesten Popularphilosophen, wie Mendelssohn, Abbt u. A., zu ihren thätigsten Mitarbeitern.

Lessing selbst, wie sehr er sich auch sowohl in seinen grundlegenden ästhetischen Arbeiten als in seinen religionsphilosophischen Untersuchungen über das Niveau der Popularphilosophen erhebt, geht doch in vielen seiner kleinern Abhandlungen und seiner eingestreuten Bemerkungen in Bezug auf die Stoffe wie auf den Geist seiner Betrachtungen mit denselben Einen Weg, und ebenso hat der große Weise von Königsberg, Kant, der auch persönlich mit mehreren der Popularphilosophen, insbesondere Mendelssohn und Garve, freundschaftlichen brieflichen Verkehr pflog, es nicht verschmäht, neben seinen tiefsinnigen und weitangelegten speculativen Werken eine Anzahl kleinerer Schriften und einzelner Aufsätze (besonders in der „Berliner Monatsschrift“) zu veröffentlichen, worin er Gegenstände des concreten Lebens mit einer so praktischen Unmittelbarkeit und in einer so leichten, gefälligen Darstellungsform beleuchtet, daß er hier als das Muster eines populären Philosophen gelten kann*).

Ein Theil dieser Schriftsteller geht unmittelbar auf die Zustände des öffentlichen Lebens ein. Sie unterscheiden sich von den direct politischen Schriftstellern (wie K. Fr. v. Moser u. a.) nur dadurch, daß sie ihren Gegenstand in dem Lichte einer allgemeinen, so zu sagen principiellen Betrachtung auffassen. Herr v. Loen, von Haus aus Bürger einer freien Reichsstadt, Frankfurt, später (1753) in die Dienste Friedrich's II. übergetreten, verfaßte eine Reihe von Schriften ganz in dem Geiste, in welchem Friedrich selbst erst als junger Prinz schrieb, später als König regierte. Die erste dieser

*) In seinen Briefen an Herz bekennt er sich ganz zu der Maxime der Popularphilosophen, wenn er diesen mahnt, „ja fein viel Beobachtungen zu machen“, und von sich selbst sagt: er wolle in seiner Anthropologie „die Quelle der Sitten, der Geschicklichkeiten, der Kunst, Menschen zu bilden und zu regieren, mithin alles Praktischen eröffnen“, daher suche er auch „lauter praktische Beispiele, nicht metaphysische Betrachtungen, selbst aus dem gemeinen Leben“.

Schriften, worin v. Loen eine Verbesserung der Zustände an den Höfen und im Beamtenthum, ebenso eine Hebung des Bürger- und Bauernstandes anstrebte — „Der redliche Mann am Hofe oder die Begebenheiten des Grafen v. Rivera“, — erschien schon im Jahre der Thronbesteigung Friedrich's d. Gr., 1740, konnte also von dessen Denk- und Handlungsweise noch kaum beeinflußt sein. Die Grundgedanken dieses Romans hat v. Loen später weiter ausgeführt in der Schrift: „Vom Hofe, der Polizei, vom gelehrten, bürgerlichen und Bauernstand“ (1768). Dagegen spiegelt die Schrift „Vom Adel“ (1752) ganz die Anschauungen wieder, die Friedrich von der Stellung des Adels im Staate hatte und bethätigte. Der Adel wird als ein bevorrechteter Stand betrachtet, aber er soll sich dieses Vorrecht durch persönliche Tüchtigkeit wirklich verdienen. Herr v. Loen ruft seinen Söhnen, denen die Schrift gewidmet ist, die Worte zu: „Euer Adel will Nichts besagen, wenn Ihr ihn nicht durch wahrhaft edle Eigenschaften fortpflanzt“. Ebenso vertrat er im Geiste Friedrich's die Toleranz in dem Schriftchen: „Die wahre Religion“.

Abbt, auf der preußischen Universität Halle gebildet und eine kurze Zeit lang Professor an einer zweiten preußischen Universität, Frankfurt a. O., pries in seiner Schrift: „Vom Tode für's Vaterland“ (1761) das Glück einer Nation, in welcher Jeder das sichere Gefühl in sich trage, in einem gut eingerichteten Staate zu leben, und dadurch mit der wahren Liebe zum Vaterlande erfüllt werde, einer Nation, die sich als untrennbar betrachte von dem, der sie regiert, und mit diesem zugleich Antheil habe an ewigem Nachruhm*). In einer zweiten Schrift: „Vom Verdienst“ (1765), weist er den wahren Patrioten darauf hin, sein Verdienst nicht in Dienstfertigkeit nach oben, in der Befriedigung der Launen und Leidenschaften eines Despoten, sondern in dem aufrichtigen Bemühen für die materielle, sittliche und geistige Hebung des Volkes zu suchen. Er wollte auch

*) Die „Literaturbriefe“ bemerkten zu dieser Schrift (181. Brief): „Kommt die Liebe zum Vaterlande in die Gemüther unserer Mitbürger zurück, so muß die Nation, wie von einer neuen Seele belebt, eine neue Denkungsart annehmen; ihre Thaten zum Dienst des Königs erlangen mehr eigenen Trieb als Gehorsam zum Grunde; ihr großer Anführer ist nicht die Seele vieler Körper, sondern die Seele der Seelen“.

die Geschichtswissenschaft in der gleichen Richtung reformiren, damit sie nicht blos Regentengeschichte, sondern Darstellung des Volks- und Culturlebens einer Zeit sei. Sein früher Tod ließ ihn zu eigenen Arbeiten auf diesem Gebiete (außer einem fragmentarischen Versuche portugiesischer Geschichte) nicht kommen.

Justus Möser mit seinen „Patriotischen Phantasien“*) war recht eigentlich der Philosoph fürs Leben und fürs Volk. Kaum irgend ein Verhältniß des geselligen, bürgerlichen, wirthschaftlichen und socialen Lebensverkehrs giebt es, das er nicht mit seinem ebenso klaren als warmen Geiste, seinem feinen, treffenden Humor und seiner ächt praktischen Auffassung der Menschen und der Dinge beleuchtet und ins rechte Licht gestellt hätte, mag er nun gegen ein Zuviel der classischen Studien eifern — den „lateinischen Nothstall“, aus welchem die Jugend Unlust zum praktischen Gewerbe mitbringe — oder gegen die übertriebene Empfindsamkeit, die einem wirklichen Unglück kalt und unthätig zusieht, oder gegen den falschen Luxus; mag er die Vorzüge einer unabhängigen Lebensstellung vor einer Stellung in fremden Diensten, wenn auch einer scheinbar noch so glänzenden, preisen, die Vergnügungen des Volkes zur Erholung von der Arbeit vertheidigen, oder den Abgeschmacktheiten der Ausländerei das Beispiel des verständigen Mannes entgegenhalten, der lieber ein minder zierliches Original, als eine noch so aufgeputzte Copie sein will. Wir finden hier manche Stoffe wieder, welche schon in den „Moralischen Wochenschriften“ behandelt worden waren, aber mit wie unendlich feinerer und ausgebreiteterer Beobachtung des wirklichen Lebens, entsprechend dem viel entwickelteren Charakter dieses Lebens selbst**)! Nicht unpassend verglich schon die „Berliner

*) S. 1. Bd. S. 112.

**) Wir führen hier den Inhalt einiger Aufsätze aus den „Patriotischen Phantasien“ an, welcher die Richtung der Möser'schen Betrachtungsweise charakterisirt: Der Putz einer Meiersfrau (1. Bd. S. 71). Eine Osnabrück'sche Spinnstube (1. Bd. S. 5). Der Putz der Kinder (1. Bd. S. 27). Die allerliebste Braut, ein Lob der Wirthschaftlichkeit (1. Bd. S. 139). Gegen den Luxus (2. Bd. S. 95. 100). Stadt und Land (2. Bd. S. 87). Moderne Zeiteintheilung (1. Bd. S. 282). Gegen die Vielregiererei (2. Bd. S. 2 ff.). Ueber die Erziehung der Kinder zur Arbeit (2. Bd. S. 310). Gegen die Ehrlicherklärung der unehrlichen Leute (1. Bd. S. 291, 2. Bd. S. 167). Der Geringe bleibt doch immer Sclave des Mächtigen (5. Bd. S. 96) u. s. w.

Monatsschrift" Justus Möser mit Franklin, und Goethe hat diesem Urtheil, indem er es zu dem seinigen machte, eine noch höhere Bekräftigung verliehen *).

Gleich diesem Sohne der rothen Erde waren auch die Schweizer im Dienste des gesunden Menschenverstandes, des praktischen Lebens, der Bildung und Veredlung des Volkes thätig. Den schon früher angeführten Schriften von Sulzer, H. C. Hirzel, Iselin u. A. über die Erziehung der Jugend, die Bildung des Landmanns und Bürgers schließen sich Zimmermann's Schriften „Von der Einsamkeit" (1756 angefangen, aber erst 1784—85 veröffentlicht) und „Vom Nationalstolz" (1758) an, von denen jene die Vorzüge der Einsamkeit für die Sammlung des Geistes und die Freuden der Beschaulichkeit, aber auch die Gefahren der Vereinseitigung des Menschen, die sie in sich birgt, und die günstigen Wirkungen des Lebens in der Gesellschaft schildert, während diese, ähnlich der Schrift von Abbt, das wohlthuende Gefühl eines Volkes preist, das durch einen großen Regenten und seine Thaten sich zu dem Range einer wirklichen Nation erhoben sieht **).

Auch Nicolai hat einen vollgültigen Anspruch darauf, den Popularphilosophen beigezählt zu werden. Die beiden großen von ihm begründeten und zum Theil unter seiner ganz persönlichen Leitung erschienenen Zeitschriften, die „Allgemeine deutsche Bibliothek" und die „Berlinische Monatsschrift", waren recht eigentlich Organe des gesun-

---

*) Letzterer sagt von Möser: „Man müßte eben alles rubriciren, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die er behandelt . . In Absicht auf die Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Uebersicht, gründliche Behandlung, frohen Humor wüßte ich ihm Niemand als Franklin zu vergleichen".

**) In der ersten Auflage dieser letzten Schrift hatte Zimmermann nur den republikanischen Völkern einen wahren Nationalstolz — einen Stolz auf ihre freie Regierungsform — einräumen wollen; allein die glänzende Stellung, die das monarchische Preußen unter Friedrich II. errang, brachte ihn (wie ein Recensent der Schrift im 143. Literaturbriefe bemerkt) auf andere Gedanken. „Die Stelle", sagt derselbe Recensent, „worin Zimmermann den Fürsten beschreibt, auf welchen die Nation stolz zu sein Ursache hat, schmeichelt unserer Eigenliebe (als Preußen), indem sie uns berechtigt, an der Größe eines Monarchen Theil zu nehmen, da Andere sich begnügen müssen, solche in der Ferne zu bewundern."

den Menschenverstandes, der Aufklärung, des praktischen Sinnes im Geiste dieser Richtung. Die Mitarbeiter dieser Zeitschriften gehörten zumeist dem Kreise der Popularphilosophen und der Männer des praktischen Lebens an. Sein großes Reisewerk voll vielseitiger Beobachtungen der Culturzustände deutscher Länder und voll praktischer Betrachtungen über deren Vorzüge oder Mängel diente dem gleichen Zwecke, und ebenso, nach der Seite der Religion hin, als eine satirische Bekämpfung der engherzigen, unduldsamen Orthodoxie, sein Roman „Sebaldus Nothanker“ (1773), ästhetisch freilich von untergeordnetem Werth, dagegen praktisch, wie schon dessen rasche Ausbreitung bekundet, von nicht zu unterschätzender Wirkung.

Mehr auf dem eigentlich sogenannten philosophischen Gebiete bewegen sich die Schriften von Garve, Engel und Mendelssohn. Aber auch sie suchen überall dem wirklichen Leben möglichst nahe zu kommen, und selbst da, wo sie speculative Stoffe behandeln, rücken sie dieselben unter den Gesichtspunkt der praktischen Vernunft und des gesunden Menschenverstandes.

Garve, der Uebersetzer des Buchs von Adam Smith „Ueber den Nationalreichthum“ und des Buchs von Macferlan „Ueber die Armuth und die Mittel, ihr abzuhelfen“, hielt es für keinen Raub an dem Berufe eines Philosophen, zu der gründlichen Beobachtung der Zustände einer Gesellschaftsclasse herabzusteigen, die damals viel weniger beachtet war, als heutzutage selbst der einfache Arbeiter — des Bauernstandes. Durch einen längeren Aufenthalt auf dem Lande in Schlesien suchte er sich mit diesen Zuständen vertraut zu machen, und schilderte in seiner Schrift: „Ueber den Charakter der Bauern“ (1796) die äußere Physiognomie, die Eigenthümlichkeiten, die Tugenden und die Fehler dieser Parias der damaligen Zeit*). In

*) Hier einige Sätze aus dieser Schrift: (S. 21 ff.): Die Bauernversammlungen charakterisiren sich fast immer durch Dummheit und Unbändigkeit. — Die Bauern in corpore werden von den höhern Ständen als dumm und widersetzlich betrachtet. Der sclavisch behandelte Bauer ist gegen Fremde unterwürfig, aber auch bettelhaft. Er ist faul, weil er keinen Gewinn seiner Arbeit sieht. (S. 51 ff.): Im Ganzen ist auf dem Lande, die großen Bauerndörfer ausgenommen, mehr Unsittlichkeit (besonders in geschlechtlicher Hinsicht) als in den Städten, wo wenigstens im Handwerkerstande eine gewisse strengere Zucht in dieser Hinsicht herrscht. (S. 56 ff.): Der Bauer ist tückisch, denn er erblickt

seinen „Vermischten Aufsätzen" (1800), seinen „Versuchen", seinem Briefwechsel mit Zollikofer, Weiße u. A. finden sich eine Menge der treffendsten Bemerkungen im Sinne einer gesunden, nicht beengten, besonders aber einer gemeinnützigen, auf den Fortschritt der Menschheit abzielenden Lebensauffassung. Er ist kein Feind der Leidenschaften, denn, sagt er, „große Leidenschaften bringen große Männer hervor"; aber er ist ein Feind jener, von den Franzosen und auch von Wieland empfohlenen, weichlichen Lebensphilosophie, die den Menschen nur zum Genießen, nicht zum Handeln anleitet. Selbst die Liebe soll, so will er, ihren Genuß gleichsam erst verdienen und erringen durch eine aufopfernde und anstrengende Thätigkeit für den geliebten Gegenstand. Die rechte Liebe sei zugleich das Band, welches die Seele der Liebenden an alle ihre Pflichten knüpfe, sie zu solchen Dingen hinziehe, gegen die sie sonst gleichgültig sein würde. Von dieser Art sei die eheliche Liebe, „ruhig und thätig"*). Die höchste Lebensbildung ist ihm die, welche sich auf ein Ganzes, Allgemeines richtet. „Die Sittlichkeit", sagt er, „wächst mit der Geselligkeit." Dann, auf concrete Verhältnisse übergehend, verlangt er, daß der Geistliche mit seiner Gemeinde, der Lehrer mit der Jugend, der Professor mit seinen Studenten hingebenden Verkehr unterhalte, setzt er das Lernen durch Erfahrung über das Grübeln mit der bloßen Phantasie, verweist er insbesondere den Philosophen und den Dichter an eben diese Erfahrung, an den Umgang mit Menschen, der ihnen mehr fromme, als das Leben in der Einsamkeit**).

Aehnliche Resultate einer praktischen Lebensweisheit sind es,

---

in seinem Herrn immer seinen Feind. Völlig unterdrückt, wird er fühllos, oder, wenn entfesselt, roh. Er lebt in einem steten geheimen Kriege mit seinem Herrn, den er durch Betrügereien und Diebereien zu schädigen sucht. Seinen Lebensgenuß sucht er im Nichtsthun und in einem Uebermaß von Essen und Trinken. Der reich gewordene Bauer wird leicht entweder trotzig, oder liederlich. Er sorgt nicht für seine Zukunft, denn der Herr muß für ihn sorgen. U. s. w. Diese Schilderungen, die damals wenigstens für einen großen Theil des Bauernstandes (namentlich im östlichen Deutschland) zutreffend sein mochten, zeigen, welch ungeheure Fortschritte dieser Stand seitdem in Folge seiner Freiwerdung gemacht hat.

*) „Vertraute Briefe an eine Freundin", S. 28 ff.

**) „Versuche", 3. u. 4. Kapitel.

welche der von Engel 1775—77 herausgegebene „Philosoph für die Welt" enthält, eine Sammelschrift, zu welcher neben Engel auch Garve, Mendelssohn, Eberhard, Friedländer Beiträge lieferten. Und die gleiche Werthschätzung eines bürgerlich und sittlich in sich gefesteten Lebens mit seinen gesunden Verhältnissen und einfach tüchtigen Charakteren prägt sich auch in Engel's Roman „Lorenz Stark" aus und verleiht demselben, als dem Typus einer realistischen Dichtungsweise — in einer Zeit, wo die pathologisch empfindsame Denkart so sehr überwog — ein bleibendes culturgeschichtliches Interesse.

Am Meisten von dem eigentlichen Philosophen von Fach unter allen diesen Popularphilosophen hat Moses Mendelssohn. Er hatte gründliche Studien in der Geschichte der Philosophie gemacht; er war ebenso mit Locke und den englischen Moralisten, wie mit Leibnitz, Wolf und auch Spinoza vertraut. Sein speculativer Geist zog ihn zu Leibnitz und Wolf, sein praktischer Sinn zu den Engländern hin. Er sann den höchsten metaphysischen Problemen nach, aber er suchte dieselben ihrer metaphysischen Abstractheit zu entkleiden und so weit möglich zum Gemeingut auch derer, die nicht Denker vom Fach wären, zu machen. In diesem Sinne verfaßte er seinen „Phädon oder die Unsterblichkeit der Seele" (1767), nachdem er schon früher (1763) eine Abhandlung „Ueber die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften" geschrieben hatte; in diesem Sinne versuchte er die Gründe für das Dasein eines persönlichen Gottes in seinen „Morgenstunden" (1785) zu entwickeln, hier wie dort die strengeren Beweise der grübelnden Vernunft durch die leichter verständlichen und mehr erwärmenden Aussprüche des sittlichen und religiösen Gefühls unterstützend*).

Aber auch Mendelssohn stieg gern von jenen steilen Gipfeln der Speculation über das Fernste und Höchste zu näherliegenden Betrachtungen aus dem Diesseits herab. Nicht blos zu psychologischen Untersuchungen über das Empfindungsleben des Menschen, und zu ästhetischen über das Wesen der Schönheit, sondern zu der Beschäftigung sogar mit noch realistischeren Stoffen. Nach dem Bei-

*) Er wollte, wie er sagte, lieber den Engländern nachahmen, von denen er rühmte, daß sie „mit der warmen Empfindung philosophirten", als den kaltverständigen und witzigen Franzosen.

spiele der Engländer und im Sinne seines Freundes Abbt empfahl auch er den Deutschen eine Geschichtsschreibung, die sich mit den Gesetzen und Sitten der Völker beschäftige.

Und selbst in der Behandlung jener höchsten Probleme steht er immer mit seinen Füßen auf dem festen Boden des praktischen Erfahrungslebens, während er Haupt und Blick zu den freien Höhen der Speculation erhebt. Unter den philosophischen Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele ist ihm einer der nicht am wenigsten gewichtigen und ausschlaggebenden der, daß für das Wohl seiner Kinder, seiner Freunde, seines Vaterlandes nur der Mensch freudig und ohne Zaudern Alles, auch sein Leben, opfern werde, dem mit diesem Leben selbst nicht Alles aus sei, sondern der an ein höheres Leben nach dem Tode glaube*). In einer andern, der Betrachtung eben dieser höchsten Wahrheiten gewidmeten Schrift: „Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum" (1783) knüpft er gleichfalls überall an die concretesten Lebensverhältnisse, an Staat und Kirche, an die Stellung und die Pflichten der Geistlichen, an die Gegensätze der Religionen und Confessionen an und breitet über alle diese irdischen Verhältnisse das milde Licht seiner ebenso verstandesklaren als gemüthswarmen, von ächtester Weisheit durchleuchteten, in jedem Satze die Ruhe eines wahren Philosophen bekundenden Anschauungen aus. In scharfen und treffenden Zügen schildert er den Despotismus der römischen Kirche, eines Gebäudes, in dessen Räumen überall vollkommene Ruhe, aber „eine fürchterliche Ruhe" herrsche, so wie das Streben der orthodoxen protestantischen Geistlichkeit nach einer ähnlichen Macht über die Gemüther, nur daß man hier, im Protestantismus, „nicht angeben kann, wer diese Macht handhaben soll". Er schildert die trostlose Lage eines auf gewisse Glaubenslehren beeidigten Priesters, der seiner innersten

*) „Phädon", 3. Gespräch. Vorgreifend sei hier zugleich aufmerksam gemacht auf den bedeutsamen Unterschied zwischen dieser Mendelssohnschen Philosophie des gesunden Menschenverstandes, die sich bescheidet, nicht zu wissen, „wo sich unsere abgeschiedenen Geister aufhalten, welche Gegend des Aethers sie bewohnen, womit sie sich beschäftigen werden u. s. w." — und dem anmaßlichen Prophetenthum eines Lavater (s. den folgenden Abschnitt), welcher alles dieses sehr genau weiß und mit einer minutiösen Sicherheit in seinen „Aussichten in die Ewigkeit" verkündigt.

Ueberzeugung nach diesen Glaubenslehren entfremdet ist. Er vertheilt mit sorgsamer Hand zwischen dem Staate und der Kirche die Functionen, die einem jeden Theile naturgemäß zukommen; jenem weist er die Regelung der Verhältnisse zwischen Mensch und Mensch, dieser die Regelung des Verhältnisses der Menschen zu Gott zu; dem Staate spricht er das Recht, zu zwingen, unter Umständen auch zu bannen und auszuweisen zu; die Kirche soll nur durch die Waffen der Ueberzeugung wirken; Bann und Ausschließung sei ihrem innersten Wesen fremd. Weder Staat noch Kirche aber dürfen sich in Glaubenssachen „ein anderes Recht anmaßen, als das Recht, zu belehren, eine andere Macht, als die Macht der Ueberführung, eine andere Zucht, als die Zucht durch Vernunft und Grundsätze". Aller kirchliche Zwang ist widerrechtlich, alle äußere Macht in Religionssachen ist gewaltsame Anmaßung*).

Mendelssohn war überzeugt, mit dieser hohen und freien Ansicht von dem Wesen aller Religionen fest auf dem Boden seiner eigenen Religion, des Judenthums, zu stehen. Das Judenthum,

*) „Jerusalem", 2. Abschnitt, gleich im Anfange. In wie enger Wechselwirkung diese Ansichten Mendelssohn's mit den Regierungsgrundsätzen und den Regierungshandlungen des großen Königs standen, davon legt der Philosoph selbst freudiges Zeugniß ab in folgender Stelle (ebendaselbst): „Ich habe das Glück, in einem Staate zu leben, in welchem diese meine Begriffe weder neu noch sonderlich auffallend sind. Der weise Regent, von dem er beherrscht wird, hat es seit Anfang seiner Regierung beständig sein Augenmerk sein lassen, die Menschheit in Glaubenssachen in ihr volles Recht einzusetzen. Er ist der erste unter den Regenten unsers Jahrhunderts, der die weise Maxime in ihrem ganzen Umfange niemals aus den Augen gelassen: ‚die Menschen sind für einander geschaffen; belehre deinen Nächsten oder ertrage ihn!' Mit weiser Mäßigung hat er zwar die Vorrechte der äußern Religion geschont, in deren Besitz er sie gefunden. Noch gehören vielleicht Jahrhunderte von Cultur und Vorbereitung dazu, bevor die Menschen begreifen werden, daß Vorrechte um der Religion willen weder rechtlich noch im Grunde nützlich seien, und daß es also eine wahre Wohlthat sein würde, allen bürgerlichen Unterschied um der Religion willen schlechterdings aufzuheben. Indessen hat sich die Nation unter der Regierung dieses Weisen so sehr an Duldung und Vertragsamkeit in Glaubenssachen gewöhnt, daß Zwang, Bann und Ausschließungsrecht wenigstens aufgehört haben, populäre Begriffe zu sein". Dieses Zeugniß des Juden Mendelssohn wiegt um so schwerer, als, wie schon früher bemerkt, gerade Mendelssohn's Glaubensgenossen, die Juden, und er selbst auch unter Friedrich's sonst so toleranter Regierung noch nahezu rechtlos waren.

sagt er, kenne keinen Glaubenseid, es kenne nicht einmal eine Offenbarung von Glaubenssätzen, sondern nur von Lebensregeln (den Ceremonialgesetzen). Die Stimme auf Sinai habe Gebote gegeben, aber nichts gelehrt über das Wesen Gottes; was der Jude darüber glaube, sei allgemeine Menschenreligion, nicht specifisches Judenthum. Man begreift, mit wie großer sittlicher Entrüstung Mendelssohn Lavater's zudringliches Ansinnen zurückweisen mußte, er solle Christ werden, weil er, als aufgeklärter Mann, nicht mehr mit ganzem Herzen Jude sein könne.

Indem Mendelssohn so seine Religion aus der Veräußerlichung, die auch sie durch einseitige Schriftgelehrte erlitten hatte, heraus- und auf die freieren Höhen einer allgemein menschlichen Religion erhob, ward er der Urheber und Vertreter jener Reformbewegung im Judenthume, die noch heute in ihm ihren Meister und ihren kräftigsten Vorkämpfer verehrt, und indem er Gewissensfreiheit und Gleichheit der bürgerlichen Rechte für Alle ohne Unterschied des Glaubens verlangte, bahnte er von diesem allgemeinen Standpunkte aus auch der Emancipation seiner, damals noch so schwer bedrückten und verachteten Glaubensgenossen die Wege.

Sein „Jerusalem" schließt er mit den schönen Worten: „Regenten der Erde! Bahnt einer glücklichen Nachkommenschaft den Weg zu jener Höhe der Cultur, zu jener allgemeinen Menschenduldung, nach welcher die Vernunft noch immer vergebens seufzt! Belohnt und straft keine Lehre, lockt und besticht zu keiner Religionsmeinung! Wer die öffentliche Glückseligkeit nicht stört, wer gegen die bürgerlichen Gesetze, gegen Euch und seine Mitbürger rechtschaffen handelt, den laßt sprechen, wie er denkt, Gott verehren nach seiner oder seiner Väter Weise, und sein ewiges Heil suchen, wo er es zu finden glaubt! Laßt Niemand in Euren Staaten Herzenskündiger und Gedankenrichter sein, Niemand ein Recht sich anmaßen, das der Allwissende sich allein vorbehalten hat! Wenn wir dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, so gebt Ihr selbst Gott, was Gottes ist! Liebet die Wahrheit und liebet den Frieden"!

Die literarische Kritik und ihr Berliner Organ, die „Literaturbriefe"; Lessing's Antheil daran.

Alle diese literarischen Bestrebungen hatten unmittelbar mit der schönen Literatur Nichts zu thun, lagen derselben anscheinend ziemlich fern. Dennoch blieb ihre Rückwirkung auf letztere nicht aus. Die Männer

der schönen Literatur nahmen auch an dem Fortschritte der praktisch-politischen und civilisatorischen Wissenschaften, der Geschichte, der Erziehung, vollends an den allgemeineren menschlichen und socialen Problemen der Popularphilosophie Antheil (wie wir dies u. A. an den eingehenden Besprechungen von Schriften dieser Richtung aus Lessing's Feder sehen), und wurden dadurch unvermerkt in ihrer ganzen Lebensauffassung zu einer mehr realistischen Denkweise hingeleitet. Die schöne Literatur, die Poesie selbst stieg dadurch aus der bloßen Ideal- oder Bücherwelt, in der sie sich bisher fast ausschließlich bewegt hatte, auf den festen Boden der Wirklichkeit herab, trat aus der Beengtheit blos individueller Erlebnisse und Empfindungen auf den Markt des Lebens hinaus und gewann durch Beides sowohl an Gehalt wie an Sicherheit der formellen Gestaltung.

Die literarische Kritik empfand zuerst diesen realistischen Zug der Zeit. Das Hauptorgan dieser verjüngten Kritik wurden die „Literaturbriefe". Sie waren, wie ihr Gründer, Nicolai, bezeugt, eine directe Ausgeburt des siebenjährigen Krieges. „Der König", sagt Nicolai*), „spannte Alles mit Enthusiasmus an, und so glaubten auch wir nicht dahinten bleiben zu dürfen."

Es war mehr als ein bloßer glücklicher Einfall, es war eine bedeutungsvolle That der Herausgeber dieser Zeitschrift, daß sie derselben die Form und Einkleidung wirklicher, an einen verwundeten Officier in des Königs Armee gerichteter Briefe gaben. Dadurch und vollends durch die Persönlichkeit dessen, an den sie dabei dachten, — es war kein anderer als Lessing's neuer Freund, Ewald von Kleist — bekundeten sie nicht blos, in welchem Sinne die Briefe gehalten sein sollten, sondern stellten dieselben gewissermaßen unter den immerfort gegenwärtigen Einfluß des Andenkens an jenen männlichen, patriotischen, zugleich so lebhaft für alles Große und Schöne empfindenden Geist.

In der That sind die „Literaturbriefe" eine würdige Verkörperung eben dieser Eigenschaften auf dem Gebiete der literarischen Kritik. Unerbittlich gegen alles Schlechte, Kleinliche oder Unwahre, haben sie stets eine neidlose und freudige Anerkennung bereit für jedes

*) In einem Aufsatze im „Göttinger Magazin" 1782, 2. Theil, worin er die Entstehung der „Literaturbriefe" schildert.

redliche und tüchtige Streben. Sie kennen keine weichliche Schonung aus Parteigeist oder persönlicher Voreingenommenheit, noch weniger jenes gegenseitige Hätscheln und Schönthun, welches in dem Gleim'schen und theilweise auch dem Klopstockschen Kreise so übel wirkte, aber ebensowenig die anderwärts oft gewöhnliche Verfolgungs- und Verkleinerungssucht aus häßlichem Neide oder ähnlichen Motiven. Sie bekämpfen alle einseitigen Richtungen der zeitgenössischen Literatur, ohne selbst einer solchen zu verfallen, und sie bekämpfen dieselben mit dem augenfällig ernsten Bestreben, einem kräftigen Aufschwunge des deutschen Geistes freiere Bahnen zu schaffen, nicht aus egoistischer Anmaßung kritischer Ueberlegenheit, wie sehr sie auch diese Ueberlegenheit in jedem ihrer Aufsätze, zumal in den von Lessing herrührenden, bekunden. Sie decken die Schwächen der nationalen Bildung und Denkweise rückhaltlos auf, aber sie zeigen auch, wie denselben abzuhelfen sei und wo die Stärke des deutschen Charakters liege, eine Stärke, deren derselbe sich nur bewußt zu werden, die er nur durch eifriges Bemühen in sich zu entwickeln brauche, um den Wettkampf mit jeder andern Nation rühmlich zu bestehen.

Sogleich die ersten Briefe geißeln die weitverbreitete Unsitte der vielen schlechten Uebersetzungen, wie überhaupt die Schwächen eines gewissen berufsmäßigen und doch meist so unberufenen, charakterlosen Schriftstellerthums. Lessing, der Verfasser dieser ersten Briefe, kommt auf das gleiche Thema noch öfter zurück; besonders muß Dusch als Muster eines leichtfertigen Uebersetzers viel leiden. Um so anerkennender spricht er von Meinhardt's Uebersetzungen italienischer Dichter.

Alsdann wird Wieland vorgenommen und Stück vor Stück zergliedert; zuerst seine Wandelbarkeit, sein Abspringen von einer Richtung zur andern, dann seine geschmacklose Vermischung wahrer religiöser Empfindung mit ausschweifend phantastischer oder erkünstelter Empfindelei; sein ungerechter Angriff gegen Uz; endlich seine Anmaßung, den Mann strenger Wissenschaftlichkeit und gar den Pädagogen spielen zu wollen, ohne doch das Zeug dazu zu haben.

Nur beiläufig wirft Lessing dabei die Bemerkung hin — und doch welch' fruchtbare und für das damalige, der Realität so sehr entwöhnte Geschlecht wichtige Bemerkung: aller Unterricht sollte mit der Naturgeschichte beginnen, denn sie enthalte die Samen aller übrigen Wissenschaften.

Auch die neueste Veränderung in dem Charakter Wieland's, als dieser „die ätherischen Sphären verlassen hat und wieder unter den Menschen wandelt", findet keine Gnade vor Lessing's Augen, dessen unbestechlicher Scharfblick in der ersten Frucht dieser wieder vermenschlichten Wielandschen Muse, in dessen Tragödie „Johanna Gray", ein bloßes Plagiat aus dem Englischen des Rowe entdeckt.

Am unbarmherzigsten verfährt Lessing aber auch hier wieder mit Gottsched. Gegen ihn schleudert er jenen berühmten siebzehnten Brief, welcher so anfängt:

„‚Niemand', sagen die Verfasser der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", ‚wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Theil ihrer ersten Verbesserungen dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe.' Ich bin dieser Niemand; ich leugne es geradezu." Und dann führt er aus, wie Gottsched, indem er der Schöpfer eines neuen Theaters sein wollte, seinen Landsleuten nichts gab als ein „französisches", ohne zu untersuchen, ob dieses französirende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht. „Gottsched", fährt Lessing fort, „hätte aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er von der Bühne vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen, daß wir in unseren Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken giebt, daß das Große, Schreckliche, Melancholische besser auf uns wirkt, als das Artige, Zärtliche, Verliebte — er hätte auf dieser Spur bleiben sollen, und diese würde ihn geraden Weges auf das englische Theater geführt haben."

Und hier tritt, was bis dahin bei Lessing noch geschlummert oder höchstens als dunkle Ahnung gedämmert hatte, was auch bei seinem Freunde Nicolai nur in vorübergehender Andeutung hervorgetreten war, um sogleich wieder zu verschwinden*), als fertiger, klarbewußter Gedanke hervor: die aufgeschlossene Kenntniß und die unbedingte Bewunderung Shakspeare's. Hier spricht Lessing von den „Meisterstücken Shakspeare's", die er weit über Corneille und Racine und unmittelbar neben Sophokles setzt; hier nennt er den-

*) S. oben S. 271 und 276.

selben „ein Genie, das Alles blos der Natur zu danken hatte“; hier rühmt er den Lear, den Hamlet u. A., weil sie, wie kaum ein anderes Stück, „Gewalt über unsere Leidenschaft haben“; hier zum ersten Male bricht er entschieden und ganz mit dem französischen Drama, das er bis dahin immer noch mit einem gewissen angeborenen Respect behandelt hatte.

Woher ihm plötzlich diese Vertrautheit mit dem großen britischen Dichter gekommen, den er noch wenige Jahre zuvor allem Anscheine nach nur aus mangelhaften Uebersetzungen oder gar nur von zweiter Hand gekannt, dessen er noch in seinem Briefwechsel mit Nicolai und Mendelssohn im Jahre 1758 mit keinem Worte gedacht hatte, das ist eines der Räthsel, deren das an Ueberraschungen und plötzlichen Wendungen so reiche innere Leben Lessing's manche bietet.

Gewiß ist, daß dieser 17. Literaturbrief (vom 16. Febr. 1759) einen entscheidenden Wendepunkt in Lessing's kritischer und poetischer Denkweise bildet. Von ihm kann man die Zeit der vollen Selbstständigkeit und männlichen Reife Lessing's datiren, die Zeit, wo er über das bloße Suchen, Tasten und Experimentiren in Theorie und Praxis hinaus ist und mit größerer Sicherheit ebensowohl die obersten Grundsätze der Poesie als deren praktische Anwendung beherrscht.

Seine Thätigkeit für die „Literaturbriefe“ war indeß damit nicht erschöpft. Vielmehr verbreitete sich diese über die verschiedensten Gebiete literarischer Production. Ueberall zeigt er dieselbe kritische Meisterschaft, indem er an jedem Stoffe mit sicherem Griffe den eigentlichen Kern herausfindet und so den Leser, statt ihn mit Nebendingen zu ermüden, jedesmal sogleich in den Mittelpunkt der Frage versetzt. Wir haben es bei seinen Kritiken immer mit den höchsten und freiesten Anschauungen, nicht mit untergeordneten Gesichtspunkten und nicht mit einem Herumtasten an einzelnen Seiten des Gegenstandes zu thun; aber diese Anschauungen treten niemals in unbestimmter, vager Allgemeinheit, vielmehr immer in directester Beziehung zu dem gerade vorliegenden Falle auf, und so bleibt der Leser mit dem ermüdenden Einerlei eines blos abgezogenen Denkens verschont, wird in fortwährend anregender Beschäftigung mit einer lebendigen und wechselnden Mannigfaltigkeit von Betrachtungen erhalten. Diese unerschöpfliche Frische der Darstellung und jene

wohlthuende Sicherheit der Auffassung — das sind die Eigenschaften, welche Lessing's Aufsätze in den „Literaturbriefen" vor denen aller anderen Mitarbeiter auszeichnen, welche ihnen und durch sie dem ganzen Werke, so lange Lessing dafür thätig ist, einen so eigenthümlichen Reiz verleihen.

Von Gottsched wendet sich Lessing zu Klopstock. Mit einer feinen Wendung hält er diesem gewisse Veränderungen vor, welche derselbe in der zweiten Ausgabe seiner Messiade den Orthodoxen zu Liebe angebracht hatte. Was dessen geistliche Lieder anbelangt, so findet er sie „so voller Empfindung, daß man gar nichts dabei empfindet". Viel weniger zart verfährt er mit einem Nachtreter Klopstock's, Cramer, dem Herausgeber des „Norddeutschen Aufseher", und seiner „neumodischen Rechtgläubigkeit", die sich als eine „liebliche Quintessenz aus dem Christenthume" zeigt, „mit der man allem Verdacht der Freidenkerei ausweicht, indem man von der Religion überhaupt nur fein enthusiastisch schwatzt".

Mit dem „Norddeutschen Aufseher" und dessen Anhange (wozu u. A. auch Basedow gehörte) macht sich Lessing in den „Literaturbriefen" noch öfter, vielleicht fast zu oft und zu lange, zu thun.

Ein anderes Mal kommt er auf die Behandlung der Geschichte zu sprechen, mit der es in Deutschland „noch am Schlechtesten aussieht". Und wie richtig trifft er den Grund dieses Mangels! „Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte und unsere Gelehrten selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammeln, kurz, gar nicht arbeiten; diese wollen nichts als das. Jenen mangelt es am Stoffe, diesen an der Geschicklichkeit, dem Stoffe eine Gestalt zu geben." Und dann, wie treffend für jene Zeit, wo man sich um Athen und Latium viel mehr kümmerte, als um das eigene Vaterland, setzt er hinzu: „Ueberhaupt glaube ich, daß der Name eines wahren Geschichtschreibers nur Demjenigen zukommt, der die Geschichte seiner Zeit und seines Landes beschreibt".

Zu dem dramatischen Gebiete ist Lessing sonderbarerweise nach jener Anpreisung Shakspeare's und jener Kriegserklärung gegen die französische Tragödie im 17. Briefe nur noch ein einziges Mal im ganzen Verlaufe dieser „Literaturbriefe" zurückgekehrt. Und zwar bei Gelegenheit der Trauerspiele seines Freundes und ehemaligen

dramatischen Mitarbeiters Chr. Fr. Weiße, dessen „Eduard III." er zwar mit achtungsvoller Schonung, aber mit unparteiischem Freimuth beurtheilt*). Bei dieser Gelegenheit thut er einen Ausspruch, welcher abermals deutlich bekundet, wie abgeklärt und durchgebildet nun bereits seine Ansichten von der dramatischen Dichtkunst und den Erfordernissen eines dramatischen Dichters waren, einen Ausspruch, der leider weder damals noch bis auf den heutigen Tag in Deutschland so beherzigt worden ist, wie er es verdiente. Weiße hatte in der Vorrede zu seinen Trauerspielen mit einer Anspielung auf Lessing beklagt, „daß gewisse Dichter die Jahre des Genies vorbeifließen ließen". Darauf sagt Lessing: „Sind es wirklich tragische Genies, so verspreche ich mir von ihrer Verzögerung mehr Gutes als Schlimmes. Die Jahre der Jugend sind die Jahre nicht, von welchen wir tragische Meisterstücke erwarten dürfen. Alles, was auch der beste Kopf in dieser Gattung unter dem dreißigsten Jahre leisten kann, sind Versuche. Je mehr man versucht, je mehr verdirbt man sich oft. Man fange nicht eher an, zu arbeiten, als bis man seiner Sache zum größten Theil gewiß ist! Und wann kann man dieses sein? Wenn man die Natur, wenn man die Alten genugsam studirt hat. Das aber sind lange Lehrjahre! Genug, daß die Jahre der Meisterschaft dafür auch desto länger dauern. Sophokles schrieb Trauerspiele bis in die achtziger Jahre, und wie gut ist es einem Tragicus, wenn er das wilde Feuer, die jugendliche Fertigkeit verloren hat, die so oft Genie heißen und es so selten sind"!

Es ist, als hätte Lessing hier prophetisch das Zeitalter der „jungen Genies" vorausgesehen, welche mit ihrer souveränen Mißachtung jener goldenen Regel ihm selbst in seinen letzten Lebensjahren die Freude an der vaterländischen Literatur so sehr verbitterten.

Lessing war, als er dies schrieb, 31 Jahre alt, hatte also das Alter überschritten, welches er selbst als die Zeit der bloßen Versuche bezeichnet. Er hatte die besten Muster, vorlängst schon die Alten, neuerlich auch Shakspeare, fleißig studirt. Mit Sophokles beschäftigte er sich gerade jetzt wieder sehr eifrig**).

---

*) In dem Briefe vom 7. Februar 1760.

**) Sein „Leben des Sophokles" datirt aus dem Jahre 1760.

Lessing's Uebersiedelung nach Breslau.

Es fehlte nur, daß er „die Natur“, d. h. das Leben, noch etwas mehr kennen lernte, als er bisher zu thun Gelegenheit gehabt hatte. Auch dazu machte er Anstalt, indem er — wie schon öfter — aus seinen gewohnten Umgebungen und literarischen Beschäftigungen sich plötzlich losriß, diesmal, um mitten auf die Bühne der größten Weltbegebenheiten den Fuß zu setzen. Am Ende des Jahres 1760 nahm er die Stelle eines Secretärs beim General von Tauenzien an, der damals Gouverneur von Breslau war, und verließ Berlin.

Man hat diesen Wechsel seines Aufenthalts und seiner Beschäftigungsweise bisweilen auf rein äußerliche Beweggründe, insbesondere auf den Wunsch, endlich eine feste Stellung im Leben zu gewinnen, auch wohl auf allerhand kleine Mißhelligkeiten mit seinen Berliner Bekannten zurückführen wollen*). Solche äußere Ursachen mögen mitwirkend gewesen sein**); doch ist nicht anzunehmen, daß sie ausschließlich oder auch nur überwiegend Lessing's Entschluß bestimmt haben. Wir sahen Lessing wiederholt so rasche Entschlüsse fassen; aber jedesmal war ein innerer Zug seines Wesens dabei in erster Linie mit entscheidend. Er ging von Leipzig nach Berlin im Jahre 1748, weil es ihn drängte, das größere Leben der aufstrebenden preußischen Hauptstadt kennen zu lernen. Er isolirte sich eine Zeit lang (1752) in Wittenberg, um sich aus den Zerstreuungen des tagesliterarischen Berufes zu strengerer wissenschaftlicher Thätigkeit zu sammeln. Er verließ 1755 Berlin, um in Leipzig durch Erneuerung des lange unterbrochenen unmittelbaren Verkehrs mit der Bühne sich zu neuen dramatischen Productionen vorzubereiten. Und er kehrte 1759 nach Berlin zurück, um die mancherlei kritischen Kenntnisse und Erfahrungen, die er inzwischen gesammelt hatte, an der rechten, wirksamen Stelle zu verwerthen. Jetzt brach er

*) S. Danzel a. a. O. S. 461 ff.

**) Es scheint, daß damals Lessing's Aeltern besonders stark in ihn gedrungen haben, eine feste Anstellung zu suchen. Am 3. April 1760 schreibt er an seinen Vater: „So lange ich noch von meiner Arbeit leben kann, ziemlich gemächlich leben kann, habe ich nicht die geringste Lust, der Sclav eines Anderen zu werden. Trägt man mir ein Amt an, so will ich es annehmen, aber den geringsten Schritt nach einem zu thun, dazu bin ich, wo nicht eben zu gewissenhaft, doch viel zu commode und nachlässig“.

wieder mit eben dieser kritischen Beschäftigung, weil es ihn zu größeren, selbstständigen Productionen trieb und weil er dafür eine veränderte Lebensweise als nothwendig erkannte. Allerdings fand er sich einigermaßen getäuscht in der Hoffnung, er werde neben einer ganz heterogenen, geistig untergeordneten Berufsthätigkeit eher die Stimmung für gesammeltes geistiges Schaffen finden, als bei einer zwar literarischen, aber so zersplitterten, wie es die in Berlin war. Indessen zeigte doch schließlich der Erfolg, daß er sich im Ganzen nicht verrechnet hatte*).

*) Folgende Aeußerungen Lessing's an Freunde lassen uns wenigstens theilweise sowohl die Stimmung erkennen, in welcher er Berlin verließ, als die, mit welcher er seinen Breslauer Aufenthalt ansah. Am 6. Dec. 1760 schreibt er von Breslau aus an Ramler: „Sie werden sich vielleicht über meinen Entschluß wundern. Die Wahrheit zu gestehen, ich habe jeden Tag wenigstens eine Viertelstunde, wo ich mich selbst darüber wundere. Aber wollen Sie wissen, was ich alsdann zu mir selbst sage? Narr, sage ich, wann wirst Du anfangen, mit Dir selbst zufrieden zu sein? Freilich ist es wahr, daß Dich ernstlich nichts aus Berlin trieb, daß Du die Freunde hier nicht findest, die Du dort verlassen, daß Du wenig Zeit haben wirst zu Studien. Aber war nicht alles Dein freier Wille? Warest Du nicht Berlin's satt? Glaubtest Du nicht, daß Deine Freunde Deiner satt sein müßten, daß es bald einmal wieder Zeit sei, mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben (!), daß man nicht blos den Kopf, sondern nach dem 30. Jahre auch den Beutel zu füllen bedacht sein müsse? Geduld! Dieser ist schneller gefüllt als jener. Und alsdann — alsdann bist Du wieder in Berlin, wieder bei Deinen Freunden und studirst wieder. O, wenn dieses Alsdann schon morgen wäre!“ Und an M. Mendelssohn am 7. Dec. 1760: .... „Die Reue wird nicht ausbleiben, eine so gänzliche Veränderung meiner Lebensart, in der bloßen Absicht, mein sogenanntes Glück zu machen, vorgenommen zu haben.“ Am 30. März 1761 schreibt er an denselben sehr hypochondrisch: „Ich hätte mir es vorstellen können, daß unbedeutende Beschäftigungen mehr ermüden müssen, als das angestrengteste Studiren“..... „O, meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — sie so ich weiß nicht was für Absichten aufzuopfern! Hundertmal habe ich schon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieser Verbindung zu reißen. Doch kann man einen unbesonnenen Streich mit dem anderen wieder gut machen? Aber vielleicht habe ich heute nur einen so finsteren Tag, an welchem sich mir nichts in seinem wahren Lichte zeigt. Morgen schreibe ich Ihnen vielleicht heiterer.“ Daß es ihm um's Gelderwerben, auch wohl um's Sammeln zu thun gewesen, gesteht er in einem Briefe an Ramler vom 7. Septbr. 1761 ganz offen ein, aber auch, daß es ihm dazu an Geschick fehle, daß er zu viel Bücher kaufe, — „kurz, ich bin kein Wirth“. Seinen Aeltern schrieb er am 30. Nov.

Lessing's Art war es, daß er neue Ansätze geistiger Thätigkeit längere Zeit hindurch still und jedem fremden Auge verborgen mit sich herumtrug und vorbildend in sich verarbeitete, bis sie dann plötzlich gereift und fertig ans Tageslicht hervortraten. Inwieweit dies auch mit den geistigen Schöpfungen der Fall war, die in Breslau reifen sollten, ist mit Sicherheit zwar nicht zu sagen, doch aber vielleicht aus einzelnen Anzeichen zu errathen.

Lessing's letzte Arbeiten in Berlin, der „Philotas", die „Fabeln". Ansätze zum „Laokoon" und zur „Minna von Barnhelm".

In der letzten Zeit seines Berliner Aufenthaltes hatte Lessing sich Arbeiten hingegeben, die von den neuen und gewaltigen Anläufen, die er bald darauf in Breslau nahm, scheinbar weit ablagen. Aber doch nur scheinbar. Zwar der „Philotas" darf kaum für mehr gelten als für eine dramatische Studie, auf deren Wahl wahrscheinlich des Dichters gleichzeitige Beschäftigung mit Sophokles nicht ohne Einfluß gewesen, bei der es ihm aber hauptsächlich wohl darauf angekommen war, zu erproben, inwieweit sich eine tragische Handlung lediglich aus dem zu vollster Consequenz zugespitzten Charakter des Helden, ohne alle andere Zuthat, entwickeln lasse. Ein Königssohn, halb noch Knabe, der, vom Feinde gefangen genommen, sich selbst den Tod giebt, um seinem Vater die volle Freiheit zu verschaffen, für den gleichfalls gefangenen Sohn des feindlichen Königs die gün-

---

1763: „. . . Ich hoffe nicht, daß Sie mir zutrauen werden, als hätte ich meine Studien an den Nagel gehängt und wollte mich blos elenden Beschäftigungen de pane lucrando (des Geldgewinnes) widmen. Ich habe mit diesen Nichtswürdigkeiten nun schon drei Jahre verloren. Es ist Zeit, daß ich wieder in mein Geleise komme. Alles, was ich durch meine jetzige Lebensart intendirte, sehe ich erreicht: ich habe meine Gesundheit so ziemlich wieder hergestellt, ich habe ausgeruhet und mir von dem Wenigen, was ich ersparen kann, eine treffliche Bibliothek angeschafft. Ob ich sonst noch einige hundert Thaler übrig behalten werde, weiß ich selbst nicht. Wenigstens werden sie mir nebst dem, was ich aus meinem nun gewonnenen Prozesse (mit Winkler) erhalte, sehr wohl zu Statten kommen, daß ich ein paar Jahre mit desto mehr Gemüthlichkeit studiren kann." Daß es ihm aber gleichwohl trotz der lästigen Beschäftigung und trotz der Zerstreuungen, in die er sich gestürzt, auch mit dem Schaffen gut ging, bezeugt ein Brief vom 20. Aug. 1764, bald nach einer schweren Krankheit geschrieben; darin heißt es: „Ich war vor meiner Krankheit in einem Trieb, zu arbeiten, in dem ich selten gewesen bin". Er hatte seine „Minna" zum größten Theile fertig gemacht.

stigsten Bedingungen im Interesse des eigenen Landes zu stellen, das war eine Potenzirung des antiken Princips der Vaterlandsliebe und des Heroismus, welche an Uebertreibung grenzte und, da sie den menschlicheren Anschauungen der modernen Zeit (von denen ein Anklang in dem feindlichen König Ariäus zu finden ist) allzusehr widerspricht*), eben nur ein Experiment sein konnte, wie Lessing in solchen sich zu versuchen liebte.

Auch die Fabeldichtung Lessing's läßt sich schwer für etwas Anderes als eine poetische Bizarrerie erklären. Lessing wollte sehen, was er in diesem Genre zu leisten vermöchte.

Dennoch ist in dem „Philotas" Etwas, was dem damaligen Gesammtstreben Lessing's entspricht, nämlich eben jene Zusammenfassung einer ganzen dramatischen Handlung in dem Charakter des Helden.

Was seine Beschäftigung mit der Fabel betrifft, so enthält wenigstens die damit Hand in Hand gehende Abhandlung „Ueber das Wesen der Fabel" einige bedeutsame Winke über den damaligen Gedankengang Lessing's und nicht zu verkennende Ansätze jener Ideen, die bald darauf in einem seiner epochemachendsten Werke, dem „Laokoon", Fleisch und Blut gewannen. Wir sehen ihn hier, gleichsam wiederanknüpfend an jenen Briefwechsel mit Nicolai und Mendelssohn, Betrachtungen anstellen über das Wesen der tragischen Handlung in ihrem Unterschiede von der bloßen Erzählung eines äußeren Vorganges, dergleichen z. B. die äsopische Fabel enthält. „Ein solcher Vorgang", sagt er, „ist keine Handlung; er ist ein einzelnes Factum, das sich ganz malen läßt." Die wahre Handlung dagegen, wie sie das Drama verlangt, ist „nicht blos die äußere Thätigkeit des Körpers, die Veränderung des Raumes, sondern auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, deren einer den andern aufhebt". Leidenschaften zu erregen, sei der vornehmste Zweck des heroischen wie des dramatischen Dichters, und das geschehe durch nachgeahmte Leidenschaften, denen der Dichter gewisse Ziele setze, welchen sie sich zu nähern oder von welchen sie sich zu entfernen streben**).

*) Die Schweizer erklärten nicht ganz mit Unrecht den „Philotas" für „überspannt und unnatürlich". (Danzel a. a. O. S. 348.)

**) Lessing: „Vom Wesen der Fabel" („Werke", 5. Bd. S. 370 ff.).

Da haben wir schon den „Laokoon“ im Keime!

Die Anfänge der zweiten großen Production Lessing's, welche in Breslau ans Licht trat, seiner „Minna von Barnhelm“, dürfen wir nicht in literarischen Vorarbeiten, nicht in dramaturgischen Theorien und deren praktischer Erprobung, müssen wir vielmehr in unmittelbaren Anknüpfungen ans Leben, an die den Dichter umgebende Wirklichkeit und ihre Eindrücke suchen. Denn das ist's ja, was die „Minna von Barnhelm“ so hoch ebensowohl über alle früheren Dichtungen Lessing's selbst, wie über Alles erhebt, was in der damaligen Zeit von andern deutschen Dichtern für die Bühne geschaffen ward, daß sie so wenig aus einer Anlehnung an fremde Muster als aus der bloßen Verwerthung dramaturgischer Regeln oder Theorien, daß sie so voll und ganz (wie es Goethe treffend bezeichnet) aus einem glücklichen „Griffe ins Leben“ entsprang*).

Es mag sein, daß für die eigentliche Conception des Stückes, die Verwickelung und die Entwickelung der Handlung, Lessing die anstoßgebende äußere Veranlassung erst in Breslau erhielt, wo, wie es heißt, eine ähnliche Geschichte, wie die der „Minna“ zu Grunde gelegte, sich wirklich während des Krieges begeben haben soll. Auch von den am meisten charakteristischen Persönlichkeiten des Lustspiels mögen manche dem Dichter erst dort gleichsam fix und fertig entgegengetreten sein, wie das z. B. von der Figur des „Paul Werner“ erzählt wird**). Aber ein Stück wie die „Minna“ — so ganz aus der Wirklichkeit, nicht aus Büchern geschöpft, so ganz

*) „Minna v. Barnhelm“, sagt Goethe, „war die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction von specifisch temporärem Gehalt, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtung bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.“ („Werke“, 25. Bd. S. 106.) Oder, wie Goethe es später einmal im Gespräch mit Eckermann ausdrückte: „M. v. B. war ein glänzendes Meteor; sie machte uns aufmerksam, daß etwas Höheres existire, als wovon die damalige schwache literarische Epoche einen Begriff hatte“. (Eckermann's „Gespräche mit Goethe“, 2. Bd. S. 328.) Ein anderes Mal freilich sagte er zu Eckermann, Lessing sei zu beklagen, daß seine Zeit ihm keinen bessern Stoff geliefert habe, als die Händel der Sachsen und Preußen. (Ebenda, 1. Bd. S. 340.)

**) Danzel a. a. O. S. 471.

in frischester Beobachtung erlebt, nicht künstlich ausgeklügelt — ein solches Stück entsteht nicht auf einmal, selbst nicht der Anlage nach, sondern es pflegen da einzelne Motive, einzelne Charakterzüge, auch wohl gewisse allgemeine Anregungen und Stimmungen als Keimpunkte der künftigen Conception in dem Geiste des Dichters hervorzutreten, an die dann immer neuer, verwandter Stoff krystallisirend anschießt, bis zuletzt Alles zusammen als ein Ganzes Form und Gestalt gewinnt. Daß Lessing schon in der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Berlin sich mit neuen theatralischen Entwürfen getragen, dafür haben wir sein eigenes Zeugniß. Am 28. Juli 1760, noch von Berlin aus, schrieb er an Gleim: „Ich mache Projecte zu Tragödien und Komödien". Sollte darunter nicht auch das Project der „Minna" gewesen sein? Wenigstens möchten wir als gegen eine solche Vermuthung streitend nicht unbedingt das gelten lassen, was Lessing bei Uebersendung der „Minna" an Ramler am 20. Aug. 1764 (zur Entschuldigung seines bisherigen Schweigens über die neue Arbeit) diesem schreibt: „Ich habe Ihnen von diesem Lustspiel Nichts sagen können, weil es wirklich eins von meinen letzten Projecten ist". Auch wenn er damit auf ein Project von 1760 hindeutete, war dies keine Lüge, denn es ist nicht bekannt, daß Lessing zwischen 1760 und 1764 sich mit neueren theatralischen Entwürfen beschäftigt hätte.

Woraus in „Minna von Barnhelm" die ganze Handlung sich entwickelt, gleichsam der Angelpunkt des Stückes, ist ohne Zweifel der Charakter des Tellheim. Und ebensowenig kann, wer nur das Geringste von dramatischer Composition versteht, darüber zweifelhaft sein, daß der Charakter des Tellheim vom Dichter nicht erfunden, sondern der Wirklichkeit abgelauscht ist. Das bezeugen selbst gewisse kleine Uebertreibungen in der Zeichnung dieses Charakters, gewisse fast zu scharfe Züge in dem Bilde des Majors, welche für den Plan des Ganzen nicht durchaus nothwendig waren. Bei einem erfundenen Charakter würde der Dichter diese Schärfen entweder gar nicht angebracht, oder aus Rücksicht auf das Ganze etwas mehr abgedämpft haben. Daß Lessing dies nicht that, deutet an, daß ihn eine gewisse Pietät gegen das Original davon abhielt, und zwar, weil dieses Original nicht blos ein wirkliches und lebendiges, sondern auch ein ihm persönlich besonders theures war.

Es darf als ausgemacht und keines weitern Beweises bedürftig gelten, daß unserm Dichter bei seinem Tellheim das Bild seines liebsten Freundes, des Majors Ewald von Kleist, vorgeschwebt hat. Schon bei seinem ersten Entwurfe der „Emilia Galotti", den er 1758 ausarbeitete, hatte er dem Bilde des damals gegenwärtigen Freundes einzelne Züge entnommen, mit denen er theils den Appiani, theils den Odoardo ausstattete. Aber es mochte ihm am Herzen liegen, den Freund, den er als das Ideal eines wahren Mannes achtete, auch in seiner ganzen, vollen Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit dichterisch abzubilden. Der frühe Tod, den Kleist für seinen angebeteten Heldenkönig und für sein Vaterland erlitt (er starb 1759 an den Folgen der bei Kunersdorf erhaltenen Wunden), mochte ihn in diesem Vorsatze bestärken und es ihm gleichsam wie eine Pflicht der Pietät erscheinen lassen, dem unvergeßlichen Freunde ein bleibendes geistiges Denkmal zu errichten*).

Auch jener Zug von Großherzigkeit, womit Lessing seinen Tellheim schmückte, war nicht erfunden, sondern ebenfalls aus dem Leben gegriffen. Die Geschichte von dem Gelde, welches Tellheim den Ständen der feindlichen Provinz aus eigenen Mitteln vorschießt, um nicht genöthigt zu sein, die auferlegte Contribution gewaltsam eintreiben zu müssen, soll sich wirklich, und zwar in der Lausitz, der Heimath Lessing's, begeben haben**).

Was die allgemeine Anregung zu der „Minna von Barnhelm" betrifft, gleichsam den Grundton dieser Dichtung, die, wie Goethe so treffend bemerkt, „zuerst den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt eröffnete aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich bisher die deutsche Poesie bewegt hatte", so verdankte Lessing diese offenbar seinem längeren und wiederholten Aufenthalt in Berlin und der interessevollen Theilnahme, womit er frühzeitig schon sich

---

*) Nach Pröhle: „Friedrich der Große und die deutsche Literatur, mit Benutzung handschriftlicher Quellen" (1872), S. 87, besuchte Lessing auf seiner Reise von Berlin nach Breslau Kleist's Grab in Frankfurt a. O.

**) So berichtet die „Geschichte der Stadt Lübben" vom Bürgermeister Neumann; s. Hettner a. a. O. S. 520. Pröhle (a. a. O., S. 74), der dieses Citat kennt, scheint andeuten zu wollen, die hochherzige Handlung, die Lessing im Auge gehabt, sei von Kleist selbst in Sachsen vollzogen worden. Eine Quelle giebt er dafür nicht an.

der durch Friedrich den Großen erschlossenen neuen Zeit voll großer Begebenheiten zugewendet hatte. Der instinctive Drang, dieser neuen Welt näher zu sein, hatte ihn 1748 nach Berlin gezogen; derselbe war es, der ihn immer wieder dorthin zurückführte. Er hatte des Königs großartiges Walten in den Gedichten, die er alljährlich zu dessen Geburtstag für die Vossische Zeitung zu fertigen hatte, mit aufrichtiger Wärme gefeiert. Er hatte gleich zu Anfang des siebenjährigen Krieges, wo er in Leipzig verweilte, die Partei Friedrich's gegen seine eigenen Landsleute genommen, obgleich Friedrich der Feind seines Vaterlandes war und obgleich dessen Einfall in Sachsen ihn selbst um die lockenden Aussichten der lange ersehnten Reise in fremde Länder gebracht hatte. Der kleinliche Standpunkt Gellert's, der dem preußischen König die augenblickliche Verkümmerung seiner Pension, die Unsicherheit der Wege zu seinen adeligen Gönnerinnen in der Nähe Leipzigs und die Entführung einiger Freunde, die der Waffendienst von seiner Seite riß, niemals vergeben konnte, war Lessing's großem Geiste fremd. Allerdings blieb ihm auch jener specifisch preußische Patriotismus unverständlich, für den sein poetischer Freund, der Canonicus zu Halberstadt, ihn zu erwärmen versuchte. Er fand diesen Patriotismus „übertrieben" und fürchtete, derselbe möchte den Dichter Gleim allzusehr „den Weltbürger vergessen lehren"*). Von sich selbst bekannte er ganz offen: „er habe von der Liebe zum Vaterlande keinen Begriff, und sie scheine ihm höchstens eine heroische Schwachheit, die er gern entbehre". Woher auch hätte ihm eine solche Liebe kommen sollen? Er gehörte seiner Geburt nach einem Lande an, wo das Stichwort des Despotismus: „der Staat, das ist der Fürst", damals gerade in des Wortes verwegenster Bedeutung geübt ward, wo schmeichlerische Hofpoeten das „Volk" für „glücklich" erklärten, wenn nur „der König vergnügt" sei**).

In dem Staate Friedrich's des Großen stand es damit allerdings anders. Die glänzenden Thaten des Königs nach außen,

---

*) Lessing's Briefe an Gleim vom 16. Dec. 1758 und 14. Febr. 1759. („Werke", 12. Bd. S. 125 ff.)

**) S. II. Bd. 1. Th. S. 113. Wenn Gleim seinem Freunde vorwarf, daß er aus sächsischem Patriotismus seine Begeisterung für den großen Preußenkönig bemängle oder sich gar dadurch verletzt fühle (Gleim's handschriftl. Briefwechsel mit Kleist), so that er ihm bitter Unrecht.

sein gerechtes und freisinniges Regiment im Innern machten es wohl erklärlich, wenn der eingeborene Preuße sich einem gehobenen Gefühl von der Größe seines Monarchen und seines Vaterlandes hingab und dabei auch wohl von gewissen patriotischen Uebertreibungen nicht ganz frei blieb.

Der Sachse Lessing war gegen diese Vorzüge des preußischen Wesens nicht unempfindlich. Seine „Minna" spiegelt an mehr als einer Stelle seine aufrichtige Bewunderung der preußischen Zustände ab. Die Gestalt des großen Königs mit seiner überallhin reichenden Allsichtigkeit, mit seiner Alles ausgleichenden Gerechtigkeit ragt bedeutungsvoll in das Stück herein, und selbst die Angehörige des von Friedrich besiegten und eroberten Landes, das sächsische Fräulein von Barnhelm, gesteht im Anblick dieser wahrhaft königlichen Eigenschaften Friedrich's ein: „er möge wohl nicht blos ein großer, sondern auch ein guter König sein". Auch Franziska bringt der rauhen Männlichkeit der Preußen im Gegensatz zu der weichlichen Galanterie am sächsisch-polnischen Hofe eine unverhohlene Huldigung dar, wenn sie zu Tellheim sagt: in seinem schlichten militärischen Anzug sehe er doch „gar zu brav, zu preußisch" aus.

Dennoch würde man irren, wollte man in „Minna von Barnhelm" ein politisches oder nationales Dichtwerk in dem Sinne erblicken, wie etwa Shakspeare's historische Tragödien eine directe oder wie viele der classischen französischen Stücke eine indirecte Verherrlichung der vaterländischen Geschichte ihrer Dichter enthalten. Eine so unmittelbare, so zu sagen stoffliche Hereinbeziehung der Zeitgeschichte in die Poesie lag dem Wesen Lessing's fern. Auch ist eine directe Bezugnahme auf politische oder nationale Gefühle in der „Minna von Barnhelm" nirgends zu finden. Der siebenjährige Krieg und die durch ihn geschaffenen Verhältnisse geben zwar den historischen Hintergrund der Handlung ab, und zwar in einer das Interesse an dieser sehr angenehm belebenden Weise*),

---

*) So in den Andeutungen vom Soldatenleben in den Winterquartieren, vom Verhalten der Soldaten im Kriege gegen die bürgerliche Bevölkerung, von dem Schicksal der entlassenen Officiere u. s. w. Auf dieses mehr äußerliche Interesse der Handlung war vielleicht im Hinblick auf die scenische Aufführung der ursprüngliche Titel des Stücks berechnet: „Soldatenglück". Auch mag diesem Interesse ein Theil des großen Beifalls, den das Stück gleich damals

aber weder dient der politische Gegensatz zwischen Preußen und Sachsen zu einem bewegenden Motiv der dramatischen Verwicklung*), noch ist es etwa das gesteigerte Selbstgefühl des preußischen Kriegers oder des preußischen Patrioten, welches die Handlungsweise Tellheim's leitet, und ebensowenig sind es gerade diese Eigenschaften, um deren willen der Held geliebt und begehrt wird. Mit einer unstreitig sehr richtigen und feinen poetischen Berechnung hat Lessing die Liebe Minna's zu Tellheim nicht durch die kriegerischen Eigenschaften des Letzteren oder durch eine hochangespannte schwärmerische Empfindung des Mädchens für den Ruhm, den Friedrich's Krieger mit Friedrich theilten, vielmehr durch eine rein menschliche, allerdings an einem Krieger und Helden doppelt schöne und wohlthuende Handlung, nämlich durch Tellheim's hochherziges Benehmen gegen die Bevölkerung einer eroberten Provinz, motivirt. In Tellheim selbst drängt sich nirgends weder der aufflammende preußische Patriot, noch der ruhmredige oder ruhmgierige Krieger hervor. Denn auch jener reizbare Ehrgeiz, an welchem sein und Minna's Liebesglück beinahe scheitert, ist nicht sowohl der Ehrgeiz des Soldaten, als der des ehrlichen Mannes und überhaupt des Mannes; seine soldatische Ehre ist nicht gekränkt, an seiner Tapferkeit zweifelt Niemand, nur sein guter Name als pflichttreuer Diener des Staats und als Ehrenmann steht auf dem Spiele, und als Mann hat er

---

fand, zu verdanken gewesen sein, wenn auch wohl kaum so viel, wie Gervinus (a. a. O. 4. Bd. S. 349) meint. Viel weniger freilich trifft Stahr in seinem „Lessing" den Nerv der Sache, wenn er die „Minna" ein „revolutionäres" Stück nennt, weil Tellheim „den Dienst der Großen verschmähe".

*) Ich betone dies ausdrücklich, weil Goethe in eben der Stelle von „Dichtung und Wahrheit", wo er das Lessingsche Lustspiel im Allgemeinen so unübertrefflich richtig charakterisirt, demselben im Einzelnen eine Tendenz unterlegt (die Veranschaulichung eben eines solchen Gegensatzes zwischen preußischem und sächsischem Wesen und die Ausgleichung dieses Gegensatzes durch Tellheim's und Minna's Liebe), die es meines Erachtens schlechterdings nicht hat. Jener Gegensatz wird überhaupt in dem ganzen Stücke nur einmal besonders betont, aber nur, um sofort durch ein höheres Motiv ausgeglichen zu werden. In der 14. Scene des 5. Actes sagt Minna's Oheim, der sächsische Graf von Bruchsal, zu Tellheim: „Ich bin sonst den Officieren von dieser Farbe (auf Tellheim's Uniform zeigend) eben nicht gut. Doch — Sie sind ein ehrlicher Mann, und ein ehrlicher Mann mag stecken, in welchem Kleide er will, man muß ihn lieben".

den berechtigten Stolz, seine Existenz nur sich, nicht dem Vermögen einer Frau, auch nicht der geliebtesten, verdanken zu wollen. Ja so sehr ist jede poetische Verherrlichung des Kriegs und seiner die Phantasie reizenden Antriebe, die doch so nahe lag, vermieden, daß Tellheim nicht allein Paul Werner's vages Gelüst nach kriegerischen Abenteuern ernstlich zurechtweist, sondern daß er auch für sich selbst den Wunsch ausspricht, dem kriegerischen Leben Valet zu sagen und seinen Ehrgeiz darauf zu beschränken, ein ruhiger und zufriedener Mensch zu sein.

Wenn gleichwohl „Minna von Barnhelm“ von Goethe mit Recht als eine „Ausgeburt des siebenjährigen Krieges“ gerühmt wird, so liegt der Grund dafür ganz wo anders. Nicht das specifisch politische oder nationale Moment des Krieges war es, was auf Lessing wirkte und ihm zu der neuen, höheren Lebensauffassung verhalf, die sich in jener Dichtung ausprägt, es war eine allgemein menschliche und gerade darum so wahrhaft poetische Regung, die aus jenem gewaltigen nationalen Ereigniß entsprang, nämlich die unausbleibliche Rückwirkung, die eine an großen Thaten und Begebenheiten reiche Zeit auf jeden tüchtigen und kräftig strebenden Geist ausübt. „Große Begebenheiten erzeugen große Empfindungen“ — mit diesem treffenden Ausspruch Justus Möser's ist wohl am besten der Eindruck gekennzeichnet, den der siebenjährige Krieg und überhaupt die ganze thatenreiche Regierung Friedrich's des Großen auf Alle hervorbrachte, die nicht in einseitiger Gefühlsschwärmerei oder in kleinlicher Geistesbeschränktheit befangen waren. „Das Leben“ — um nochmals mit Goethe zu reden — „bekam wieder einen Gehalt, hörte auf, schaal zu sein, da man Fürsten und Völker für Einen Mann stehen sah.“ Der Einzelne fand sich erhoben im Anschauen und Miterleben von Thaten, von Anstrengungen, von Opfern, die nicht der Befriedigung der Launen oder Begierden eines Einzelnen, sondern der Sicherheit eines Landes, der Größe und Ehre einer Nation galten. In jeder ungewöhnlichen Kraftäußerung, zumal eines ganzen Volkes, liegt etwas Elektrisirendes, nicht blos für die Glieder dieses Volkes selbst, sondern auch für den unbetheiligten Zuschauer. Gleichsam sympathisch fühlt Jeder sich mit befriedigt, wenn der natürlichste Trieb des Menschen, der Trieb nach Thätigkeit, zumal nach einer auf Großes und Allgemeines gerichteten

Thätigkeit, seine volle Entfaltung findet. Jeder, dessen Empfinden gesund und unverkünstelt ist, wird sich bewußt, wie erst in diesem Handeln nach außen und in großen Verhältnissen der Mensch seine wahre Bestimmung erfüllt, wie die durch solch' thatkräftiges Zusammenwirken geschaffene Welt der Begebenheiten doch noch ganz etwas Anderes ist, als — um einen schon erwähnten Ausdruck Sulzer's zu wiederholen — „eine bloße Phantasiewelt".

Aber nicht blos eine größere Empfänglichkeit für die Erscheinungen des wirklichen Lebens schuf in den Gemüthern der Zeitgenossen jene thaten- und inhaltvolle Zeit; sie bot auch der Beobachtung günstigere Stoffe poetischer Darstellung, als die frühere thaten- und interesselose. Sie bildete und zeigte Charaktere, mannigfach abgestufte, scharf individualisirte Charaktere, Menschen, die etwas erlebt, in sich aufgenommen und verarbeitet hatten; sie brachte Situationen zu Wege, welche natürlich und mit einer gewissen innern Nothwendigkeit aus der Reibung dieser Charaktere und aus dem Zusammenstoße der äußeren Begebenheiten hervorgingen — an Stelle der einförmigen oder nur künstlich variirten Scenerie blos subjectiver, innerlicher Erlebnisse und Empfindungen, womit die bisherige Dichtung zu manipuliren gezwungen gewesen war.

Daß Lessing's bestes Mannesalter mit dieser vollerschlossenen Kraftentfaltung wenigstens eines Theils von Deutschland, Preußens, zeitlich und örtlich zusammenfiel und sich berührte, das war es, was ihn zum Träger und Apostel einer neuen Richtung der Poesie befähigte, jener Richtung, die wir mit einem Worte als realistisch (der Realität des äußern Lebens sich anschließend) bezeichnen können. Sein eignes unvergängliches Verdienst aber bleibt es, daß er in diese neue, große Zeit mit so unbefangener Hingebung sich hineinzuleben, ihre gewaltigen Impulse mit vollem Herzschlag mit zu empfinden, ihre fruchtbaren Motive dichterisch, dramatisch zu verwerthen verstand. Still, aber unermüdlich, hatte er ganze anderthalb Jahrzehnte lang die Eindrücke der Fridericianischen Aera auf sich wirken lassen. Er hatte sich nicht zu hoch geachtet, auch mit solchen Erscheinungen des Lebens sich liebevoll zu beschäftigen, die auf den ersten Blick von den Zielen der Poesie weitab lagen. So war es ihm gelungen, sich mit jenem Geiste der Realität zu durchdringen, der von des großen Königs Persönlichkeit und von seinen Thaten ausging.

So hatte er sich einen lebendigen Sinn angeeignet für das Bedeutende, was in dem Culturproceß eines ganzen Volkes liegt, was aber die Dichter vor und neben ihm — ein Klopstock, ein Wieland u. A. — verkannten, indem sie nur das Individuum, entweder in seiner idealen Abgezogenheit, oder in seinem eudämonistischen Selbstbehagen, zum Mittelpunkte alles menschlichen und dichterischen Interesses machten.

„Minna von Barnhelm."

Die erste reife Frucht dieses allmälig in Lessing gezeitigten und gereiften Geistes der Realität war „Minna von Barnhelm". Richten wir unsern Blick zuerst auf die Charaktere! Welcher gewaltige Abstand ist doch zwischen den Figuren dieses Lessingschen Lustspiels und — wir wollen nicht sagen denen der Gellert, Weiße, Schlegel oder gar der Frau Gottsched — nein, auch der früheren Stücke Lessing's selbst, des „Jungen Gelehrten", des „Freigeist", der „Juden", ja sogar der „Miß Sara Sampson"! Es sind nicht blos natürliche, sondern auch gesunde Menschen, mit denen man es hier zu thun hat, zwar nicht frei von menschlichen Schwächen (was ja die Personen im Drama überhaupt nicht sein sollen), keine Ideale von Vollkommenheit, aber Menschen von tüchtigem Schrot und Korn, dabei durch und durch eigengeartet, nicht abgezogene, maskenartige Typen. Und endlich sind es auch volksthümlich deutsche Figuren, nicht in dem deutschthümelnden Sinne Klopstock's und seiner Bardengenossen, sondern in dem viel ächteren, daß sie eine auf dem Boden heimischen Volkslebens erwachsene Tüchtigkeit in sich darstellen, daß sie die besten Züge des deutschen Nationalcharakters, Natürlichkeit, Wahrheit, Gefühlstiefe, Sitteneinfalt, zur lautersten Erscheinung bringen*). Wie gefühlsinnig und

*) Mit Goethe's Wort von dem „vollkommen norddeutschen National-gehalt" der „Minna" ist es nahezu ebenso gegangen, wie mit seinem Ausspruch, daß dieselbe „die wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges" gewesen sei. Letzteres verleitete ihn selbst, wie wir sahen, zu Ausdeutungen des Stücks im Einzelnen, die wir als zutreffend nicht anzuerkennen vermögen; Ersterem haben wir es wohl zu danken, wenn spätere Literarhistoriker sich gemüht haben, ein ganz specifisch deutsches Element in die „Minna" hineinzugeheimnissen. Löbell (a. a. O. S. 202) faßt die Sache doch gar zu äußerlich, wenn er das „Deutsche" in dem Stück lediglich oder hauptsächlich darin findet, daß Franziska nicht mehr, wie sonst die Zofe im deutschen Lustspiel, eine bloße „ungeschickt zugestutzte französische Soubrette" ist, oder darin daß, „damit der Gegensatz den

doch wie ganz ohne jede Spur angekränkelter Empfindsamkeit ist diese Minna, wie unverkünstelt naiv und doch wie frei von Ko=

---

nationalen Charakter noch besser ins Licht stelle, als Verächter der deutschen Plumpheit ein Franzose auftritt, der nicht erröthet, mit seinen feinen Kunstgriffen zu prahlen". Wenn Gelzer (a. a. O. S. 331) das Stück darum für ein „wahrhaft nationales" erklärt, weil „statt der Masken einer schulmäßigen Ueberlieferung hier Menschen von Fleisch und Blut auftreten, Charaktere des wirklichen Lebens in einer tiefbewegten, zu höhern Bestrebungen erwachenden Zeit", so trifft dies zwar ganz richtig den realistischen, weniger aber den „deutschen" Charakter der Dichtung. Das Gleiche ist der Fall, wenn Koberstein (a. a. O. 2. Bd. S. 1383) die Deutschheit der „Minna" darin findet, daß sie „ganz original und ohne fremde Vorbilder entstanden" sei. Näher kommt der Sache jedenfalls Vilmar, wenn er (a. a. O. S. 129) sagt, die „Minna" „behandle Zustände, für welche nicht erst durch den Gang des Stücks Theilnahme künstlich erweckt werden mußte, sondern für welche dieselbe bereits vorhanden war, und zwar nicht blos bei einzelnen Classen, sondern beim Volke, so daß wir M. v. B. mit Recht als unser erstes Nationalbühnenstück, als ein Volksdrama, so weit ein solches damals noch möglich war, betrachten müssen". Gewiß mußte das deutsche Volk — so weit es mit seinen Empfindungen bei den Thaten und Erlebnissen des siebenjährigen Kriegs betheiligt und durch diesen und durch die ganze Fridericianische Aera gleichsam ein anderes geworden war — sich auch von den in der „Minna" geschilderten Charakteren und Zuständen sympathisch berührt fühlen, denn diese Charaktere und diese Zustände wurzelten eben in dem wiedergewonnenen deutschen, speciell norddeutschen, ganz speciell in dem durch Friedrich's Regierung regenerirten preußischen Wesen. Wo freilich die Empfänglichkeit für diese Neugeburt des preußischen und damit indirect des deutschen Volkes fehlte, wo man entweder an dem alten verlotterten Wesen der deutschen Kleinstaaten (welches weit mehr französisch als deutsch war) festhielt, oder sich daraus lediglich in eine abgezogene ideale Gefühlswelt flüchtete, da konnte auch eine Dichtung wie die „Minna" höchstens Gegenstand eines ästhetischen Kunstinteresses sein. Nicht unrichtig bemerkt Tieck in seinen „Kritischen Schriften" (2. Bd. S. 299): „“Minna von Barnhelm“ konnte nur das nationale Bewußtsein der Preußen begeistern; die andern Deutschen blieben bei Gellert". Indessen sehen wir doch, wie der Frankfurter Patriziersohn Goethe mitten in dem preußenfeindlichen Leipzig den wirklich „volksthümlichen" Gehalt dieses Stückes zu würdigen wußte, obschon er selbst bald darauf auch von der realistischen Dichtweise sich ab= und einer mehr individualistischen zuwendete. Etwas Aehnliches wie Vilmar meint wohl Julian Schmidt, wenn er (a. a. O. S. 334) von der „Minna" äußert: „Lessing ließ seine Menschen mutatis mutandis denken und empfinden, wie er selbst dachte und empfand. Und wenn Vaterlandsliebe ist, was den Gemeinsinn nährt und kräftigt, so wird man diesem Lustspiel auch den Ehrennamen eines nationalen nicht absprechen können". Hillebrand („Die

ketterie, wie ernst und gereift und doch von welcher erquickenden Heiterkeit und Klarheit in ihrem ganzen Wesen! Dieser Tellheim, wie mannhaft tüchtig, doch ohne Affectation, von wie edlem Stolze und doch wie bescheiden, durch sein ganzes Auftreten Verehrung gebietend und doch fern jeder Ueberhebung über seine Umgebungen, wie liebenswürdig selbst in den kleinen Schwächen und Schärfen seines Charakters, weil auch diese nur in einer Uebertreibung der edelsten Eigenschaften bestehen und von diesen kaum zu trennen sind! Dann der ehrliche Paul Werner, ein bischen miles gloriosus, aber dabei wie gutherzig, wie lenksam, mit welchem tiefen Sinn für hingebende Freundschaft und selbst für häusliches Glück! Auch die Figuren zweiten Ranges, Just und Franziska — mit welch' glücklichem Griff sind hier die typischen Gestalten des dummdreisten Bedienten und des vorlauten, intriganten Kammermädchens (wie sie noch in Lessing's „Jungem Gelehrten" erscheinen) veredelt, verfeinert und individualisirt! Wie prächtig ist der katzenbuckelnde, neugierige, schwatzhafte Wirth gezeichnet — auch eine damals übliche Maske, die aber hier das Langweilige, Fade der gewöhnlichen Figuren dieses Schlags (man vergleiche selbst noch den Wirth in Goethe's „Mitschuldigen", die um mehrere Jahre später entstanden), glücklich abgestreift und in das Gegentheil verwandelt hat! Sogar die ganz episodische Figur der „Dame in Trauer", wie fein ist sie mit wenig Strichen angelegt, zwar ein wenig rührhaft, aber wie berechtigt und wie wahr empfunden ist hier diese Rührung! Endlich das zerrbildliche Gegenstück zu all' diesen natürlichen, gesunden und im besten Sinne deutschen Figuren, der windige Franzose Riccaut mit seiner überfirnißten Hohlheit, seiner prahlerischen Bettelhaftigkeit, seiner den Edelmann spielenden Verlumptheit, wie ist das ekle Scheinwesen der fremden Abenteurer und Glücksritter, die im vorigen Jahrhun-

---

deutsche Nationalliteratur seit dem Anfange des 18. Jahrh.", 1. Bd. S. 226) äußert: „Wir begegnen hier einer national deutschen Begebenheit, deutschen Charakteren, Sitten und Verhältnissen". Dann freilich hebt er Momente hervor („Wir sehen den Frieden geschlossen, aber die Helden, die ihn erfochten, von seinen Vortheilen ausgeschlossen, — wir sehen, wie der Deutsche geplagt wird von kleinlichen Verfolgungen, die ihm das Andenken an seine Aufopferung verbittern" —), die für den Charakter des Stücks ebenso wenig bestimmend sind, wie die angeblich „revolutionäre Tendenz", welche Stahr darin findet.

dert dutzendweise an den deutschen Höfen herumschwärmten und die Frechheit hatten, zu verlangen (weil man es leider nur zu oft ihnen gewährte), daß die Eingeborenen in Sitte und Sprache sich nach ihnen richteten — wie ist es so treffend abkonterfeit und zugleich so schlagend abgefertigt in den wenigen Worten, die Minna zu Riccaut sagt, als dieser wie selbstverständlich voraussetzt, daß sie französisch sprechen müsse: „Mein Herr, in Frankreich würde ich es zu sprechen suchen; aber warum hier?“ Diese Worte drücken beredter, als noch so viele Phrasen es vermocht hätten, das wiedererwachte deutsche Selbstgefühl aus, ein Selbstgefühl, an welchem, trotz Friedrich's persönlicher Vorliebe für französisches Wesen, dennoch dessen tüchtiges Walten und der dadurch gehobene Geist der Nation, besonders aber dessen glänzender Sieg über die Franzosen bei Roßbach einen so unbestreitbaren Antheil hatte.

Die Sprache des Stückes zeigt einen bemerkenswerthen Fortschritt über die der letztvorhergegangenen größern Dichtung Lessing's, der „Miß Sara Sampson“. In letzterer sehen wir die meisten Personen des Drama's (etwa die Marwood ausgenommen) sich mit einer gewissen Anstrengung abmühen, ihre Empfindungen in wohlgesetzter und ausdrucksvoller Rede kundzugeben; in der „Minna“ ergötzt uns überall ein natürlicher, ungesuchter Redefluß. Dort scheint der Gedanke häufig noch mit der Form zu ringen; hier springt er leichtbeschwingt aus des Dichters Geist und verkörpert sich sofort in dem entsprechenden Ausdruck. Wie meisterhaft wechselnd, je nach den Personen und den Situationen, und doch wie durchsichtig, in wie anmuthigen Wendungen entwickelt sich der Dialog, nur darin immerfort sich gleichbleibend, daß er einfach und lebenswahr nicht blos das wiedergiebt, was die handelnden Personen denken und wollen, sondern auch, was sie nach ihrer innersten Natur und Eigenart nothwendig denken und wollen müssen.

Die technischen Vorzüge der Exposition, der rasche und natürliche Fortgang der Handlung, die bühnengerechte Aufeinanderfolge der Scenen, die Concentration des Interesses, die sich auch räumlich darin zeigt, daß die fünf Acte mit nahezu strenger Innehaltung der Einheit des Ortes (was beim Lustspiel jedenfalls ein Vortheil ist), wenn nicht innerhalb vier, so doch innerhalb acht Mauern, in zwei neben einander gelegenen Zimmern, sich abspielen, alles dies ist

allgemein, von Goethe an bis auf unsere neuesten Kritiker herab, zweifellos anerkannt.

Ueber den Plan des Stückes hat man bisweilen mit dem Dichter gerechtet. Man hat es abenteuerlich gefunden, daß Minna so auf gut Glück ihren Verlobten aufsucht, da sie doch sicher sein konnte, daß er sie zu finden wüßte, wofern er nur wollte. Man hat Anstoß daran genommen, daß die ganze Verwickelung auf dem überfein zugespitzten Ehrgeiz Tellheim's wie auf einer Nadelspitze balancirt. Man hat das Mährchen Minna's von ihrer Verarmung nicht glücklich erfunden und Tellheim's Verstrickung in diese Schlinge unwahrscheinlich genannt. Man hat es getadelt, daß Minna den Major durch die Geschichte mit dem Ringe allzu lange quäle. Man hat in dem Wettstreit des Edelmuths und der Entsagung zwischen Tellheim und Minna einen Rest der etwas schwächlichen Empfindsamkeit zu finden gemeint, welche die sogenannten Rührstücke charakterisirte. Endlich hat man gestritten, zu welcher Gattung des Lustspiels das Stück zu rechnen sei, da es in keine der bekannten Classen sich vollkommen entsprechend einordnen lasse.

Was das Letztere betrifft, so hängt glücklicherweise Werth und Wirkung eines Stückes nicht davon ab, ob es einer der hergebrachten Schablonen sich anbequemt. Wir erinnern uns, daß Lessing je mehr und mehr zu der Erkenntniß durchgedrungen war, in jedem ächten Drama müsse sich die Handlung aus der innern Bewegung und Entwickelung der Charaktere erzeugen. Auch in der „Minna" ist es ihm offenbar nicht so sehr um die Darstellung oder Erfindung von Situationen, als um die Schilderung von Charakteren und um die Aufzeigung ihrer tüchtigen, liebenswerthen und anziehenden Eigenschaften zu thun. In den beiden Hauptpersonen haben wir es mit zwei Charakteren zu thun, welche, ein jeder in seiner Weise, gleich liebenswerth, gleich tüchtig, gleichermaßen Vertrauen verdienend und erweckend, dabei durch ihre Contraste selbst wie durch ihre Aehnlichkeiten auf einander angewiesen erscheinen. So sehr zwar, daß weder äußere Verwickelungen, noch vorübergehende Mißverständnisse sie von einander zu reißen vermögen. Diese Zuversicht von der untrennbaren Zusammengehörigkeit Beider, welche der Zuschauer vom ersten Augenblick an hat und welche sie selbst, auch wenn sie scheinbar einmal sich von einander entfernen, niemals einbüßen, bildet den wohl-

thuenden Grundton des ganzen Stücks und macht dasselbe zu einem Lustspiel im schönsten, edelsten Sinne des Wortes, zu einem solchen, wo die heitere und befriedigende Lösung gleichsam mit innerer Nothwendigkeit aus der Eigenart der handelnden Personen hervorgeht*).

Das gleiche rückhaltlose Zutrauen, welches jeder der beiden Hauptcharaktere für sich uns einflößt, hilft uns auch über manche, sonst vielleicht nicht ganz unbedenkliche Situation hinweg. Hätte Minna nur das Geringste von einer Kokette oder Emancipirten, so würde der Schritt, den sie ihrem Verlobten entgegen thut, leicht gewagt erscheinen; so, wie sie ist, nehmen wir daran so wenig, wie an ihrer ersten, von ihr selbst herbeigeführten Begegnung mit Tellheim Anstoß. Im Gegentheil erscheint uns das Eine wie das Andere nur wie der natürliche Ausdruck ihres charaktervollen und dabei doch ächt mädchenhaften Wesens und berührt uns darum nicht verletzend, sondern wohlthuend. Und ebenso wird die, allerdings etwas weit getriebene Neckerei mit dem Ringe nicht peinlich, weil wir das sichere Gefühl haben, es müsse zu einem guten Ende kommen, und weil selbst diese Schelmerei uns den Anblick des liebenswürdigsten und edelsten weiblichen Charakters nur noch mehr enthüllt.

Ebenso ist es mit Tellheim. Mögen wir ihm bisweilen fast zürnen, wenn er keinen Vorstellungen und Bitten Minna's Gehör giebt, so söhnt uns doch sein tüchtiges Wesen immer wieder mit ihm aus; ja, wir müssen uns sagen, daß, wie er einmal ist, er nicht wohl anders handeln könne, und daß Minna selbst ihn nicht anders, als so streng, ja peinlich ehrenhaft haben möchte, wie sehr sie auch unter dieser peinlichen Ehrenhaftigkeit augenblicklich leiden muß.

*) Der Dichter selbst hat diese gegenseitige Zuversicht Minna's und Tellheim's zu einander und diese tiefe, unlösbare Seelenverwandtschaft Beider in mehreren feinen Zügen angedeutet. So in der 7. Scene des 4. Actes, wo Minna dem Major den Ring mit den Worten zurückgeben will: „Wir wollen einander nicht gekannt haben", der Major aber, obgleich er bis dahin sich immerfort gesträubt hat, Minnas Schicksal an das seine zu binden, doch über den anscheinenden Bruch außer sich ist; so, als weiterhin, nach Lösung des Mißverständnisses, Minna ausruft: „Nein, ich kann es nicht bereuen, mir den Anblick Ihres ganzen Herzens verschafft zu haben! Ach, was sind Sie für ein Mann! Umarmen Sie Ihre glückliche Minna, durch Nichts glücklicher als durch Sie!"

Man hat daran Anstoß genommen, daß die Lösung des Conflictes in der „Minna“ durch ein scheinbar zufälliges äußerliches Ereigniß erfolgt, nämlich durch das königliche Handschreiben, welches Tellheim's Ehre in den Augen der Welt wiederherstellt. Aber ist denn jene Lösung wirklich eine so ganz äußerliche? Ist die Dazwischenkunft des Königs wirklich eine so zufällige? Ist es einer jener Acte allergnädigsten souveränen Beliebens, womit in gewissen Rührspielen des vorigen Jahrhunderts irgend ein kleiner Despot als deus ex machina die Unbilligkeiten seiner Satrapen oder auch wohl seine eigenen schließlich wieder gut zu machen suchte? Ist nicht vielmehr diese That der Gerechtigkeit, die hier der große König vollzieht, auch nur ein Ausfluß eben jener neuen, gehaltvolleren Zeit, wo an die Stelle launenhafter Erdengötter ein Monarch trat, der nichts Anderes sein wollte und war, als der oberste Vollstrecker des Gesetzes? Und ist es nicht gerade dieses Gefühl, daß man es hier mit einer festen sittlichen und rechtlichen Ordnung zu thun hat, auf deren sicherem Boden die Handlung vor sich geht, was das ganze Stück in eine höhere, reinere Atmosphäre erhebt aus der trüben, in welcher bis dahin allerwärts die Misère des bürgerlichen und öffentlichen Lebens in Deutschland sich bewegt hatte?

In Berlin, welches eben damals von der Glorie des endlich zu einem glücklichen Abschluß hinausgeführten siebenjährigen Krieges angestrahlt und von dem Geiste seines siegreich zurückgekehrten Monarchen mehr denn je erfüllt war, scheint man die Wahlverwandtschaft zwischen diesem Geiste und dem Lessingschen Genius, wie letzterer in der „Minna von Barnhelm“ sich ausprägte, instinctmäßig empfunden zu haben. Die „Minna“ ward in Berlin 1765 von der Schuchschen Gesellschaft binnen zweiundzwanzig Tagen neunzehn Mal gegeben und vom Publicum mit immer steigender Begeisterung aufgenommen. Ob es wahr ist, daß König Friedrich selbst sich für dieses Stück interessirt, sogar eine militärische Musik dazu componirt habe, vermögen wir so wenig zu bejahen, als zu verneinen*).

*) Fink versichert dies in seiner „Geschichte der Musik“. Der bekannte Biograph Friedrich's II., Hofrath Preuß, sagte mir auf eine persönliche Anfrage deshalb, daß ihm nichts davon bekannt sei. Auch mir ist in allen den Schriften, die ich über Friedrich II. und seine Zeit nachgelesen, nichts dergleichen aufgestoßen. Leider hat Fink seine Quelle nicht angegeben.

„Minna von Barnhelm" war nicht die einzige Frucht des Breslauer Aufenthalts Lessing's. Wie sehr auch seine Zeit daselbst in Anspruch genommen und zerrissen schien theils durch Geschäfte bisweilen der trivialsten Art, welche seine Stellung ihm auferlegte, theils durch Zerstreuungen, in die er sich stürzte, um die schaale Einförmigkeit jener Beschäftigungen zu unterbrechen und sich von dem Ekel, den sie ihm verursachten, zu erholen*): dennoch behielt er Kraft und Sammlung genug, um noch ein zweites epochemachendes Werk daselbst zu vollenden, zu welchem er ebenfalls, wie wir sahen, schon in Berlin den Grund gelegt hatte. Es war dies eine kunstkritische und ästhetische Abhandlung unter dem Titel: „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie" (erschienen 1766).

„Laokoon."

Der äußere Anstoß zu dieser Schrift kam ihm von einem Manne, der auf dem Gebiete der bildenden Kunst in ähnlicher Weise reformatorisch wirkte, wie Lessing auf dem Gebiete der Literatur, von Winckelmann. Dieser hatte im Jahre 1755 „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" veröffentlicht, welche großes Aufsehen erregten, wie schon daraus hervorgeht, daß sie bereits im folgenden Jahre eine zweite Auflage erlebten.

In dieser Schrift hatte Winckelmann als einen Hauptvorzug der Alten, und besonders der Griechen, im Leben wie in der Kunst, den Charakter einer gewissen „stillen Größe" gepriesen. Als einen Beleg dafür, wie sorgfältig sie den Ausbruch wilder, das Maß der Schönheit überschreitender Leidenschaften vermieden hätten, führte er das berühmte Bildwerk der Laokoongruppe an. Hier, sagte er, läßt der Künstler den von dem Schlangenbiß zum Tode getroffenen, sichtlich

*) Es ist bekannt, daß Lessing in Breslau zeitweise namentlich dem Spiel, auch dem Hazardspiel, in Gesellschaft von Officieren u. a. Genossen ziemlich leidenschaftlich huldigte. Goethe hat den richtigen mildernden Ausdruck für diese vorübergehenden kleinen Excentricitäten Lessing's gefunden, wenn er (in „Dichtung und Wahrheit") sagt: „Lessing warf seine persönliche Würde gern weg, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder aufnehmen zu können; er gefiel sich in einem zerstreuenden Wirthshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte". Diese letzten Worte fassen den Verf. der „Minna" und des „Laokoon" vielleicht zu faustisch, zu sturm- und drangvoll auf, was er in der That nicht war.

die furchtbarsten Schmerzen leidenden Vater gleichwohl, nach der Stellung des nur halbgeöffneten Mundes zu schließen, nicht laut schreien, sondern nur mit halbunterdrückter Stimme stöhnen. Zugleich hatte Winckelmann es als einen Beweis des weiten Abstandes der römischen Kunst von ihrem griechischen Vorbilde bezeichnet, daß Virgil in seiner Erzählung vom Tode Laokoon's (in der „Aeneide") anders verfahre, indem er den Laokoon laut schreien lasse.

Diese Behauptungen erregten Lessing's Widerspruch. Als Philolog konnte er nicht zugeben, daß die Thatsache selbst, auf welche Winckelmann seine Schlüsse baute, richtig sei. Die griechischen Dichter lassen ihre Helden, wenn dieselben heftige Schmerzen empfinden, auch in laute Klagen ausbrechen. Philoktet beim Sophokles wimmert in allen Tonarten*). Nicht minder heftig jammert der vom Gift zu Tode gequälte Herkules desselben Dichters. Homer läßt sogar den Ares, da er von dem Speer des Diomedes verwundet wird, so gewaltig schreien „wie zehntausend Krieger". Die Griechen, sagt Lessing, dachten und empfanden natürlich und bildeten daher auch in ihren Kunstwerken natürliche, menschlich fühlende Helden. Sie fanden es ebenso wenig unziemend, daß der schmerzhaft Leidende schreie, als daß der freudig Erregte jauchze.

Der Unterschied zwischen der Darstellung des „Laokoon" bei dem griechischen Bildhauer und der bei dem römischen Dichter, auf welchen Winckelmann hinweist, ist allerdings vorhanden; allein der Grund desselben muß anderswo gesucht werden. Wo? — darüber ist Lessing keinen Augenblick im Zweifel. Nicht ein Gegensatz griechischer und römischer Kunstanschauung ist es, was wir hier vor uns haben, sondern ein Gegensatz zwischen dem Bildhauer und dem Dichter, zwischen der Bildhauerkunst und der Dichtkunst, bedingt durch die verschiedene Eigenart einer jeden dieser beiden Künste.

Die eine dieser Verschiedenheiten ist eine äußerliche. Wollte der Bildhauer seinen „Laokoon" laut schreien lassen, so mußte

*) Sehr fein hat Lessing, dem hier sein dramatischer Instinct zu Hülfe kam, selbst die scheinbare Kürze des 3. Actes im „Philoktet" (in welchem die meisten Schmerzenslaute des Helden vorkommen) daraus zu erklären versucht, daß der Dichter diese Ausbrüche des Schmerzes nicht etwa kurz abgestoßen und halbunterdrückt, sondern im Gegentheil recht lang und vollausklingend habe gesprochen wissen wollen.

er ihm einen weitgeöffneten Mund geben, was unschön lassen würde. Bei dem Dichter mag Laokoon immerhin „furchtbares Geschrei bis zu den Sternen erheben", denn beim Hören oder Lesen der Dichtung stellen wir uns nicht den sinnlichen Anblick des Schreienden vor, sondern vergegenwärtigen uns nur die Gewalt des Schreiens: dies aber hat nichts Anwiderndes, vielmehr etwas Erschütterndes.

Allein es handelt sich noch um einen tieferen und bedeutsameren Unterschied zwischen der Bildnerei und der Poesie. Der bildende Künstler kann seinen Gegenstand immer nur innerhalb eines einzelnen, genau abgegrenzten Momentes darstellen; dies nöthigt ihn, die darzustellende Situation so zu wählen, daß sie, auch als bleibend gedacht, nichts Unnatürliches, nichts Abstoßendes habe. Das Schreien ist nun aber ein rasch vorübergehender Act; als bleibend fixirt, wird es unnatürlich. Das Schreien ist außerdem das Anzeichen einer augenblicklichen Nachgiebigkeit des Menschen gegen einen ihn überwältigenden Schmerz, also ein Anzeichen von Schwäche; wird dieses als bleibende Eigenschaft eines Mannes dargestellt, so wirkt es abstoßend. Ganz anders beim Dichter. Er schildert seine Helden im Wechsel einander ablösender Zustände. Unter diesen mag auch das Schreien sein. Wenn wir vom Dichter hören, Laokoon habe einmal vor Schmerz geschrieen, so ist uns dies nicht anstößig, denn der Dichter hat uns denselben Laokoon vorher als guten Vater, als warmen Patrioten geschildert; die Vorstellung einer augenblicklichen Schwäche des Helden wird hier gemildert durch die Vorstellung der starken Seiten des Helden, welche vor- oder nachher der Dichter an uns vorüberführt.

Von dieser Erklärung des einzelnen Falles erhebt sich dann Lessing, wie es seine Art ist, alsbald zu einer allgemeinen Betrachtung über den Unterschied, der zwischen der bildenden Kunst und der Poesie in Bezug auf die Behandlung ihrer Gegenstände naturgemäß obwalte. Die bildende Kunst, sagt er, bedient sich zu ihren Darstellungen der Formen und Farben, also eines in einem bestimmten Raume nebeneinander befindlichen Materials; die Poesie bedient sich der Worte, d. h. articulirter Töne, die in der Zeit auf einander folgen. Daher kann jene nur solche Gegenstände schildern, die gleichzeitig neben einander im Raume sind; diese dagegen hat es mit solchen

zu thun, die auf einander in der Zeit folgen*). Mit andern Worten: der natürliche Gegenstand der bildenden Kunst sind Körper, derjenige der Poesie Handlungen. Zwar kann auch die bildende Kunst Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch die Darstellung von Körpern, an denen diese Handlungen vorgehen; zwar kann auch die Poesie Körper schildern, aber mit wirklichem Erfolge nur, insoweit dieselben als handelnd oder in Bewegung vorgestellt werden.

Der Satz, der so lange den Dichtern, besonders auch vielen deutschen, als Regel ihres Schaffens vorschwebte: ut pictura poësis (d. h. die Poesie ist der Malerei ähnlich, oder, wie Simonides es ausdrückte, „die Malerei ist eine stumme Poesie, die Poesie eine redende Malerei") — dieser Satz ist nach der obigen scharfsinnigen Betrachtung Lessing's gerade in sein Gegentheil zu verkehren: die Poesie soll sich nicht anmaßen, sinnliche Gegenstände durch Worte zu malen; die Malerei ihrerseits muß ihr Augenmerk auf die Darstellung schöner Körperformen richten. Besonders nach Seiten der Poesie hat Lessing diesen seinen Ausspruch mit den allerfeinsten Bemerkungen unterstützt. Er macht zuerst darauf aufmerksam, wie steif es fast immer herauskomme, wenn ein Dichter eine Blume, eine Landschaft, ein schönes Gesicht in Worten abzuschildern versuche. In welcher Weise der Dichter zu verfahren habe, wenn er doch einen sinnlichen Gegenstand darstellen wolle, zeigt Lessing sodann schlagend durch eine Vergleichung der Schilderung, welche Homer von dem Schilde des Achilles, Virgil von dem des Aeneas entwirft. Virgil unternimmt es, das fertige Schild nach seinen einzelnen nebeneinander befindlichen Theilen uns vorzuzeigen. Das giebt eine frostige und ermüdende Schilderung. Homer dagegen führt uns in die Werkstatt des Vulcan, der das Schild schmiedet, und läßt uns als Zu-

---

*) Hettner in seiner „Gesch. der deutsch. Literatur im 18. Jahrh.", 2. Buch, S. 565 macht darauf aufmerksam, daß schon Mendelssohn in seinen 1757 in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" erschienenen „Betrachtungen über die Quellen und die Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften" denselben Gedanken angeregt, nur aber ihn nicht mit der Schärfe und Consequenz, wie hier Lessing, entwickelt habe. Wir hätten also hier ein zweites Beispiel (wenn unsere früher ausgesprochene Ansicht von Nicolai's Priorität betreffs der Hindeutung auf Shakspeare richtig ist), wie Lessing derartige Gedankenkeime seiner Freunde weiter auszubilden und zur schönen Frucht zu zeitigen verstand.

schauer gleichsam mit erleben, wie die einzelnen Theile des Schildes und die einzelnen darauf befindlichen Bilder eines nach dem andern aus den Händen des Schmiedenden hervorgehen.

Wie schon aus diesem Vergleiche erhellt, will Lessing der Poesie die Darstellung körperlicher Gegenstände, also namentlich auch der körperlichen Schönheit, keineswegs gänzlich verwehren; nur müsse der Dichter dabei anders zu Werke gehen, als der Maler. Auch dafür ist Homer ihm Muster. Dieser versucht nie, ein ausgeführtes Bild von der körperlichen Schönheit zu entwerfen, wohl wissend, daß dies nicht gelingen könne, sondern er begnügt sich entweder mit einer kurzen charakteristischen Bezeichnung eines einzelnen Schönheitsmomentes (die „weißarmige Helena“, die „großäugige Juno“ u. dgl.), oder er deutet die Wirkungen der sinnlichen Schönheit an, also eine Bewegung im Gemüthe, z. B. wenn er schildert, wie die trojanischen Greise ihre Bewunderung der Helena kundgeben. Noch ein anderes Mittel giebt es, wie auch der Dichter die Schönheit wirkungsreich schildern kann, nämlich als Schönheit in der Bewegung*) oder als Reiz, z. B. die lächelnden Lippen, den sich hebenden Busen.

Wenn so die Poesie in Bezug auf die Darstellung sinnlicher Schönheit der bildenden Kunst den Platz räumen muß, so hat sie umgekehrt vor derselben das voraus, daß sie auch das Häßliche in ihren Bereich ziehen kann. Die bildende Kunst kann dies nicht, denn das Häßliche, als solches dargestellt, verstößt gegen das oberste Gesetz aller Kunst, die Erregung von Wohlgefallen; die Poesie kann es, weil sie das Häßliche nicht auf einmal, nicht als solches zur Anschauung bringt, sondern in seinen einzelnen Theilen, einen nach dem andern, wobei es den Eindruck des Häßlichen verliert und nur als erregendes Moment andrer Empfindungen, z. B. des Lächerlichen, dient. Auch dafür hat uns Homer ein treffliches Beispiel gegeben in seiner Schilderung des Thersites.

Damit hatte Lessing einer Gattung der Poesie, die eben damals durch die Brockes und Haller, später durch Kleist's „Frühling“ (obschon, wie Lessing versichert, Kleist selbst gerade mit diesen Partien seines Gedichts am wenigsten zufrieden war) in Aufnahme gekom-

---

*) Schon der Engländer Home in seinen „Principles of criticism“ hatte darauf hingewiesen.

men war, der sog. „malenden Poesie“, das Todesurtheil gesprochen. Er hatte aber auch zugleich eine schon früher von ihm mehrfach angedeutete Wahrheit auf das glänzendste bestätigt und zur Evidenz erhoben, die Wahrheit, daß diejenige Gattung der Poesie die höchste und also am eifrigsten zu pflegende sei, welche sich am meisten mit der Darstellung von Handlungen beschäftigt — das Epos und vor Allem das Drama*).

So hatte Lessing während seines Aufenthalts in Breslau zugleich theoretisch und praktisch eine höhere Stufe künstlerischer Auffassung erstiegen. Als schaffender Dichter hatte er zum ersten Male mit dem vollen, ungetrübten Instincte der Realität Charaktere aus dem wirklichen Leben entnommen und aus diesen Charakteren heraus mit der gleichen Lebenswahrheit und innern Nothwendigkeit die Handlung entwickelt. Als Kritiker und Aesthetiker hatte er den Boden für diese realistische Dichtungsart theoretisch geebnet durch Aufdeckung der wahren Natur und der psychologischen Gesetze des poetischen Schaffens, durch scharfe Abgrenzung der Poesie von andern Künsten, mit denen man sie unrichtiger Weise vermischt hatte, durch strenge Verurtheilung der aus dieser Vermischung entstandenen Bastardgattungen und durch energisches Dringen auf die Bevorzugung einer Poesie der Handlungen, also der Realität.

Lessing beabsichtigte, in einem zweiten Theile des „Laokoon“ in ähnlicher Weise die verschiedenen Gattungen der bildenden Kunst abzuhandeln, wie er es in dem ersten mit denen der Poesie gethan. Von diesem zweiten Theile besitzen wir leider nur einzelne Entwürfe aus Lessing's Nachlaß. Wir ersehen daraus, daß er der bildenden Kunst im Allgemeinen wohl allzu enge Grenzen steckte, indem er sie fast nur auf die Darstellung schöner Körperformen einschränken, alles darüber Hinausgehende aber, z. B. die Historienmalerei, nur insofern gelten lassen wollte, als sie dazu dient, die schönen Körperformen zur Anschauung zu bringen.

Es ging ihm hier, wie es Reformatoren so leicht geht: indem er das eine Extrem bekämpfte, verfiel er einigermaßen in das entgegengesetzte. Die Malerei hatte damals sich mit Vorliebe der Alle-

*) Eben dies spricht Lessing auch in einem Briefe an Nicolai vom 26. März 1769 aus. („Werke“ 12. Bd., S. 225.)

gorie zugewendet, d. h. der Verkörperung oder Personification allgemeiner Ideen durch sinnliche Zeichen. Selbst Winckelmann hatte dieser Verirrung Vorschub geleistet, indem er der Malerei ebenso weite Grenzen anweisen zu dürfen glaubte, wie der Poesie. Lessing ging nach der andern Seite hin zu weit, wenn er der Malerei jede Veranschaulichung eines idealen Inhalts absprach, wie er denn auch in Bezug auf die Dichtkunst vielleicht zu weit ging, indem er als wirkliche Poesie nur die lebendige Darstellung von Handlungen, das Drama, gelten lassen wollte, statt diesem zwar den höchsten Rang einzuräumen, aber doch daneben auch andere Gattungen zu gestatten *).

Indessen war diese Uebertreibung fast wohlthätig zu nennen in einer Zeit, wo die Poesie sich so sehr in alle mögliche Arten von Darstellungen verirrt und verzettelt, dagegen gerade die höchste, das Drama, entweder vernachlässigt oder nur in mißverstandener Weise behandelt hatte.

Lessing's Hamburger „Dramaturgie".

Lessing fand bald Gelegenheit, Das, was er über das Drama im „Laokoon" im Allgemeinen ausgesprochen hatte, im Einzelnen weiter auszuführen. Ein Verein kunstsinniger und patriotischer Männer in Hamburg unternahm es, ein „deutsches Nationaltheater" zu gründen, und Lessing ward berufen, um als dramatischer Dichter und Dramaturg demselben die Unterstützung seines Namens, seines Genie und seiner Erfahrungen zu gewähren.

Lessing hatte nach seinem Weggange von Breslau (1765) eine kurze Zeit in Berlin verweilt, wo seine Freunde ihn durch eine Anstellung als Privatbibliothekar des Königs dauernd festzuhalten wünschten **). Diese Hoffnung schlug fehl; ein Franzose ohne Namen

*) Herder in seinen „Kritischen Wäldern" (S. 227), „zittert vor dem Blutbade, das dadurch unter alten und neuen Poeten angerichtet würde".

**) In einem Artikel über Lessing in der Revue des deux mondes vom 1. Jan. 1868 wird behauptet, es sei ihm nach seinem Weggange von Breslau ein Lehrstuhl (!) in Königsberg angeboten worden; er habe ihn aber ausgeschlagen, weil die Bedingung damit verbunden gewesen sei: „den Eroberer Schlesiens alljährlich zu verherrlichen". Woher der französische Schriftsteller diesen Theatercoup hat, wissen wir nicht. In Deutschland ist von einem solchen Anerbieten und einer solchen Weigerung nichts bekannt. Den „Eroberer Schlesiens" hat übrigens Lessing, wie früher erwähnt, so lange er an der Voss. Zeitung arbeitete, „alljährlich (durch ein Geburtstagsgedicht) verherrlicht", und es scheint ihm das keine Gewissensscrupel gemacht zu haben.

und Verdienst erhielt die Stelle, welche, wenn sie dem Dichter der „Minna" zu Theil geworden wäre, zwei der größten Geister ihres Jahrhunderts, die in vieler Beziehung einander wahlverwandt waren, in directe Berührung mit einander gebracht haben würde.

Lessing ging Anfang 1767 nach Hamburg. Er unterzog sich der ihm gestellten Aufgabe mit all dem Eifer, womit er sich jeder neuen Unternehmung, die ihm die Befriedigung eines geistigen Dranges versprach, zu widmen pflegte. Er begann, in regelmäßigen Theaterkritiken sowohl die Leistungen der Schauspieler, als die Vorzüge und Mängel der aufgeführten Stücke zu beleuchten. Diese einzelnen Kritiken gestalteten sich unvermerkt zu einer Sammlung dramaturgischer Abhandlungen, die, wenn auch nicht ein abgerundetes System der Dramaturgie, doch eine Reihenfolge allgemeiner Grundsätze über das Drama und das Theater enthielt. So entstand die „Hamburgische Dramaturgie", die freilich Fragment blieb, indem sie mit dem „Hamburgischen Nationaltheater" selbst nach wenigen Jahren wieder aufhörte, die aber auch in dieser fragmentarischen Gestalt bedeutsame, noch heut der Beherzigung werthe Winke für die darstellenden Künstler, fruchtbare Gedanken über die höchsten Gesetze dramatischer Dichtung, endlich tiefeinschneidende, gründliche Kritiken einer großen Anzahl dramatischer Werke sowohl aus der deutschen als aus fremden Literaturen in sich schließt.

Von den Winken für Schauspieler wollen wir nur einige anführen. Lessing verlangt von dem Schauspieler Naturwahrheit, liebevolles Eingehen in den darzustellenden Charakter; er verlangt von ihm, daß er nicht nur überall mit dem Dichter, sondern da, „wo dem Dichter etwas Menschliches begegnet ist", für denselben denke, das heißt, daß, wo der Dichter in der Motivirung der Handlung oder der Entwickelung der Charaktere Lücken gelassen hat, der Darsteller durch sein Spiel diese auszufüllen suche. Er giebt Regeln über das Sprechen allgemeiner Sentenzen. Er weist den Schauspieler an, wie er „stärkere Bewegungen" — die ihm bei seiner Seelenmalerei mit Worten und Mienen wohl verstattet seien („jedoch nicht zu heftige", fügt er warnend hinzu) — allmälig vorbereiten, nicht plötzlich eintreten lassen, und auch die stärksten „wieder zu dem Gleichmaß ruhiger Schönheit zurückführen müsse". Auf den Beifall, den er nur dann erlangen könnte, „wenn er die auch bei der heftigsten Leidenschaft nöthige

Mäßigung aufgäbe", solle der Schauspieler lieber verzichten. Ein Schauspieler, der nur auf effectvolle Abgänge, vielleicht nicht im Geiste der Dichtung, und auf lärmende Beifallsbezeigungen speculirt, ist ihm hassenswerth, und unwillig ruft er aus: „Nachzischen sollte einem solchen das Publicum" *).

Bei seiner Beurtheilung der aufgeführten Stücke wendet er sich vor Allem wieder gegen den in Deutschland noch immer nur allzusehr bewunderten und nachgeahmten französischen Geschmack. Er tadelt an den französischen Classikern, daß sie das wahre Wesen der dramatischen Dichtkunst oftmals einer gewissen äußern Regelmäßigkeit aufopfern. „Die strengste Regelmäßigkeit", sagt er, „kann den kleinsten Fehler in den Charakteren nicht aufwiegen." Wenn die Franzosen sich auf Aristoteles berufen, so weist Lessing nach, daß sie diesen mißverstanden haben, und wenn sie sich rühmen, den alten Tragikern nachzuahmen, so läßt er auch das nicht gelten. „Die Franzosen", bemerkt er, „finden sich mit den Regeln blos äußerlich ab, während die Alten dieselben wirklich befolgten." Bei den Alten war die oberste Regel Einheit der Handlung, „wobei sie bemüht waren, die Handlung selbst so zu vereinfachen, daß sie, auf ihre wesentlichsten Bestandtheile gebracht, den wenigsten Zusatz von Umständen der Zeit und des Ortes verlangte". Die Einheit des Ortes und die Einheit der Zeit waren nur eine Folge davon, zum Theil auch nur eine äußerliche Nothwendigkeit wegen der fortwährenden Anwesenheit des Chores auf der Bühne. Die Franzosen aber machten diese letzten beiden Einheiten zu ihren Tyrannen und gaben nicht selten das Wesen der Sache, die innere Wahrscheinlichkeit, dafür preis **).

---

*) „Lessing's Werke, von Lachmann", 7. Bd., insbesondre S. 4, 16, 26. Lessing wollte eine förmliche Theorie der Schauspielkunst schreiben, ein Plan, der, wie manche andere, unausgeführt blieb. Interessant sind auch Lessing's Bemerkungen über die Zwischenactsmusik im Theater (a. a. O. S. 115). Dieselbe soll, so will er, den Zuschauer zu der für den nächsten Act erforderlichen Stimmung hinüberleiten. Ganz denselben Gedanken hatte der Engländer Home in seinen „Principles of criticism" ausgesprochen (in der Uebersetzung von Meinhard: „Grundsätze der Kritik", 3. Bd., S. 300), dem Lessing wahrscheinlich hierin folgte. Ein deutscher Tonkünstler, Scheibe, hatte die gleiche Idee ebenfalls angeregt in seinem „Deutschen Musikus" (1745).

**) A. a. O. S. 200, 207, 208.

Ebenso äußerlich verfahren die französischen Dichter in Bezug auf die Charaktere und die sonstigen bewegenden Kräfte in ihren Dramen. Und hier ist es, wo Lessing den unendlichen Vorzug Shakspeare's vor den Franzosen schlagend nachweist und so das im Einzelnen ausführt und mit Beispielen belegt, was er im 17. Literaturbriefe nur mehr im Allgemeinen ausgesprochen hatte — die Ueberlegenheit des englischen, insbesondere des Shakspeareschen Drama gegenüber dem französischen und die viel größere Wahlverwandtschaft des erstern, als des letztern, mit dem deutschen Geiste. Er vergleicht die Geistererscheinung in Voltaire's „Semiramis" mit der in Shakspeare's „Hamlet". Dort erscheint der Geist des Ninus; aber diese Erscheinung ist nicht ausreichend motivirt; was er sagt, trägt zum Fortgange der Handlung nicht wesentlich bei; es ist ein deus ex machina, der nur auftritt, um den geschürzten Knoten zu zerhauen. Wie anders der Geist von Hamlet's Vater! Sein Erscheinen, seine Worte machen auf uns den Eindruck der Wahrheit und Nothwendigkeit; die Wirkung dieser Worte auf Hamlet bildet den Kernpunkt aller Handlungen und Gemüthsbewegungen dieses Letztern. Aehnlich verhält es sich mit Voltaire's Liebestragödie „Zaire" im Vergleich zu Shakspeare's „Romeo und Julie". „Dort", sagt Lessing, „hört man nur die Sprache der Galanterie oder den Kanzleistyl der Liebe; hier allein ist es die Liebe selbst, die spricht." Ebenso weit steht der Orosman Voltaire's (in demselben Stücke) als Verkörperung der Eifersucht hinter Shakspeare's Othello zurück. Selbst die „Rodogune" des Corneille, diese von den Franzosen als das Nonplusultra eines dramatischen Meisterwerkes bewunderte Tragödie, findet vor Lessing's Augen keine Gnade. Corneille, sagt er, dichtete nur als witziger Kopf, Shakspeare allein als ein wirkliches Genie. „Der witzige Kopf sucht durch künstliche Verwicklungen zu spannen oder zu überraschen; das Genie wirkt durch Einfalt und Natur. Groß aber ist Nichts als die Wahrheit*)."

Ein anderes Mal bricht er bei Betrachtung der Shakspeareschen Dichtungen in die bewundernden Worte aus: „Auf die geringste von Shakspeare's Schönheiten ist ein Stempel gedrückt, welcher der ganzen Welt zuruft: Ich bin Shakespeare's! Und wehe der fremden Schön-

*) A. a. O. S. 50, 134 ff.

heit, welche das Herz hat, sich neben diese zu stellen! Shakspeare will studirt, nicht geplündert sein. Er muß dem Genie das sein, was dem Landschaftsmaler die Camera obscura ist; er sehe fleißig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projicirt, aber er borge Nichts daraus*)“!

Auch im sprachlichen Ausdruck dringt Lessing auf größte Einfachheit und Naturwahrheit. Sogar die Sprache der alten Classiker ist ihm theilweise zu rhetorisch; allein er erklärt dies daraus, daß die Personen des antiken Dramas immer im Angesicht des Chores sprechen und deshalb eine gewisse Würde wahren mußten. Der moderne Dichter könne seine Personen einfacher sprechen lassen. Je schwülstiger die Ausdrucksweise, desto weniger wahre Empfindung. Selbst vornehme Personen sollten auf der Bühne möglichst natürlich sprechen. Denn, wenn die Etikette des Hofs aus Menschen Maschinen mache, so sei es Sache des Dichters, aus Maschinen wieder Menschen zu machen. Wirkliche Königinnen möchten affectirt sprechen, der Dichter leihe den seinigen eine möglichst natürliche Sprache**).

Allen überspannten Empfindungen, aller Bezugnahme auf übernatürliche Einwirkungen, überhaupt Allem, was nicht aus natürlichen Ursachen und den Charakteren der Handelnden sich erklären läßt, ist Lessing, wie sich denken läßt, entschieden abgeneigt. Das Theater, sagt er, soll eine Schule der moralischen Welt sein. Daher weist er selbst solche Beweggründe des Handelns zurück, die zwar aus einer nicht blos individuellen, sondern allgemeinen Lebensauffassung fließen, aber einer solchen, die mit der gegenwärtig und in den Kreisen, für die das Drama berechnet ist, vorherrschenden streitet. So tadelt er an Cronegk's „Olint und Sophronia“ das Martyrium, das Olint auf sich nimmt, indem er mit Gefahr seines Lebens das Marienbild aus der Moschee, wohin es versetzt worden, hinwegzubringen unternimmt. Wohl gab es Zeiten, meint er, wo ein solcher Bilderglaube allgemein war; vielleicht giebt es Länder, wo er es noch ist. Allein „der Dichter schrieb sein Trauerspiel nicht für jene Zeiten und nicht, um in Spanien oder Böhmen gespielt zu werden. Der gute Schriftsteller hat immer die Erleuchtetsten und

*) Ebenda, S. 329.
**) Ebenda, S. 266.

Besten seiner Zeit und seines Landes vor Augen, und schreibt nur, was diesen gefallen, was diese rühren kann. Selbst wenn er sich zum Pöbel herabläßt, thut er dies nur, um ihn zu erleuchten und zu bessern, nicht, um ihn in seinen Vorurtheilen zu bestärken". Ein Märtyrerthum, das nicht die triftigsten Beweggründe für sich habe, widerstrebe den Ansichten einer Zeit der gesunden Vernunft. „Der Dichter kann uns über Mißverhältnisse dieser Art durch Schönheiten des Details täuschen; aber er täuscht uns nur einmal, und wenn wir kälter geworden sind, nehmen wir unsern Beifall zurück*)."

Die „christliche Tragödie" möchte Lessing am liebsten ganz vom Theater verbannt sehen, denn die christliche Gelassenheit stimme nicht recht zu dem Zweck der Tragödie, welcher kein anderer sei, als der: „Leidenschaften durch Leidenschaften zu reinigen".

Auch hier ist Lessing der strenge Realist, der die Dichtung, zumal die dramatische, weder auf eine blos eingebildete Phantasiewelt, noch auf Anschauungen vergangener Zeiten, ebenso wenig auf Motive überirdischer und darum unberechenbarer Natur, vielmehr soviel möglich immer auf die aus dem wirklichen Leben, aus der umgebenden Gegenwart, aus der gegenwärtigen Zeitbildung erwachsenden Empfindungen begründet wissen will.

Fast noch mehr, als bei der Tragödie, findet es Lessing bei der Komödie nothwendig, daß sie heimische, nicht fremde Sitten darstelle, denn die Komödie soll das „gemeine Leben" abspiegeln. Freilich müssen diese heimischen Sitten dazu angethan sein, als Gegenstand der Komödie zu dienen. Elias Schlegel schrieb zwei Komödien, den „Geschäftigen Müßiggänger" und den „Triumph der guten Frauen". In der ersten hält er sich ganz an die Sitten und die Charaktere einer kleinen sächsischen Provinzialstadt — dafür ist das Stück mit all der Langweile und Trivialität behaftet, die damals im Hause eines „meißnischen Pelzhändlers" zu finden waren. Die zweite ist munterer und unterhaltender, aber freilich schildert sie nicht deutsche, sondern französische Sitten**).

Warum es dem deutschen Dichter an ausgiebigen heimischen Stoffen für das Lustspiel fehle, hat Lessing mit gewohntem Scharf-

*) Ebenda, S. 8 ff.

**) Ebenda, S. 233.

blicke herausgefunden. „Unser deutsches Lustspiel", sagt er, „ist zu provinziell; es fehlt uns die große Hauptstadt, die Frankreich hat, wo sich mannigfaltigere Sitten, lebhaftere Charaktere, spannendere Situationen bilden können"*).

Aber auch die Tragödie, meint Lessing, werde immer wohl thun, sich vorzugsweise an vaterländische Stoffe zu halten. Die Griechen hätten dies gethan; sie hätten, auch wo sie zu Fremdem griffen, wie Aeschylos in den „Persern", dieses Fremde den heimischen Sitten anbequemt**).

Der durchaus realistische Zug der Lessingschen Anschauung vom Drama zeigt sich auch in seinen äußerst feinsinnigen Bemerkungen über die Charaktere in der Tragödie sowohl als in der Komödie. Er verlangt für diese eine richtige Mischung von Individualität und von Allgemeinheit. Die Charaktere in der Komödie sollen nicht blos eine abgezogene Allgemeinheit, wie Geiz, Heuchelei oder dergleichen, ausdrücken, sondern diese Eigenschaften in einer bestimmten, individualisirten Form, und andererseits sollen die Helden der Tragödie, ein Regulus, ein Brutus u. s. w., nicht blos bestimmte Einzelwesen als solche, sondern zugleich in ihrer Allgemeinheit — als Patriot, Republikaner u. dgl. — veranschaulichen. Auch müsse der Dichter sich hüten, seine Helden so handeln zu lassen, wie nur etwa in ganz besonders seltenen Fällen ein solcher Charakter handle; vielmehr müsse er danach streben, daß die Handlungs- und Empfindungsweise seines Helden immer möglichst einen gewissen Durchschnitt des Handelns und Empfindens repräsentire, so daß der Zuschauer das Gefühl habe: ein so angelegter Charakter, in solcher Lage, werde in der Regel ebenso handeln, wie der Held.

Auch in diesem Werke Lessing's begegnen wir wieder den Untersuchungen über das eigentliche Wesen der dramatischen Wirkungen, oder, wie man es damals ausdrückte, über „den Zweck der Tragödie". Lessing setzt hier den Gedankengang gleichsam fort und erweitert ihn, den er mehr als zehn Jahre vorher, in dem Briefwechsel mit Nicolai und Mendelssohn***), zuerst angesponnen hatte. Noch jetzt ist ihm die

---

*) Ebenda, S. 99.
**) Ebenda, S. 427.
***) S. oben S. 275 ff.

Poetik des Aristoteles (die rechtverstandene, nicht, was die Franzosen sich willkürlich daraus zurechtgemacht haben) ein „ebenso unfehlbares Werk, wie die Elemente des Euklides“, ein Werk, von dessen Regeln insbesondre die Tragödie „sich keinen Schritt entfernen kann, ohne sich eben so weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen“ *). Noch immer gelten ihm daher auch „Mitleid und Furcht“ als die Angelpunkte alles tragischen Interesses, und er ist eifrig bemüht, sowohl die Wirkungen dieser beiden Empfindungen auf den Zuschauer, als die Art, wie beide durch das Drama hervorgebracht werden, mit allerlei sinnigen Bemerkungen zu erläutern **). Daneben beschäftigt ihn aber hier noch die Frage wegen der „Reinigung der Leidenschaften“ (der sogenannten κάθαρσις), welche Aristoteles als letzten Zweck der Tragödie aufgestellt hatte.

Die Erklärungen Corneille's und Dacier's darüber genügen ihm nicht und er berichtigt sie. Was seine eigene Ansicht betrifft, so scheint sie darauf hinauszukommen, daß Aristoteles, wie er überhaupt in seiner Philosophie überall das Maßhalten empfehle, auch hier eine gewisse Mäßigung bei den Affecten des Mitleids und der Furcht im Auge gehabt habe ***). Einen directen Besserungszweck des Drama — z. B., daß die Tragödie den Menschen lehre, seine Leidenschaften zu bezähmen, wie dies Corneille's Ansicht war — will Lessing nicht zugeben †). Indirect freilich kommt er von dem Gedanken eines solchen Zweckes auch jetzt noch so wenig los, wie damals in dem Briefwechsel mit seinen Freunden. „Bessern sollen alle Gattungen der Poesie“, sagt er; „die Tragödie soll es dadurch, daß sie die Leidenschaften des Mitleids und der Furcht reinigt.“ Ein anderes Mal scheint er den Zweck des Drama darin zu finden, daß es uns mit den Merkmalen des Guten und des Bösen, des Anständigen und des Lächerlichen bekannt mache und dadurch „uns unterrichte, was wir zu thun oder zu lassen haben“ ††). Der Komödie insbesondere weist er als ihre Aufgabe die „Uebung der

*) Ebenda, S. 453.
**) Ebenda, S. 338 ff.
***) Ebenda, S. 349.
†) Ebenda, S. 153.
††) Ebenda, S. 74.

Fähigkeit" zu, „das Lächerliche zu bemerken". Und von dem „Spieler" des Regnard sagt er: wenn derselbe auch keinen wirklichen Spieler von seiner Leidenschaft heile, „genug, wenn er nur den Gesunden in seiner Gesundheit befestigt".

Zu einer völligen Klarheit in sich selbst über diesen Punkt scheint Lessing niemals gelangt zu sein. Er bricht die Erörterung darüber plötzlich ab, die Lösung der Frage, wie er öfters that, einer spätern Wiederaufnahme der Untersuchung vorbehaltend, die aber in diesem Falle niemals erfolgte.

Auffallend ist, daß Lessing nie auf den Zweifel kam, ob denn diese ganze aristotelische Theorie von „Mitleid und Furcht", so begründet sie war in dem Wesen der antiken Tragödie, auch für das moderne Drama noch Geltung und Berechtigung habe. Aber Lessing hielt überhaupt an den Traditionen des antiken Drama allzusehr fest, auch darin, daß ihm als das Wichtigste in der Tragödie lediglich das Schicksal, das Leiden des Helden erschien, nicht das eigne Thun desselben, wodurch er sich sein Schicksal bereitet. Der Begriff der tragischen Schuld blieb ihm daher verborgen, wie nahe er auch bisweilen daran zu streifen scheint. Es ist dies doppelt unbegreiflich, weil Lessing für das Endziel des dramatischen Dichters wiederholt das erklärt hatte: die Handlung aus den Charakteren der Handelnden selbst zu entwickeln.

Der Zweck, den Lessing in seiner „Hamburger Dramaturgie", wie schon in den „Literaturbriefen", beharrlich verfolgte: den verderblichen Einfluß zu zerstören, den das französische Drama mit seiner kalten Regelmäßigkeit und seinem falschen rhetorischen Pathos auf die deutsche Bühne und die deutsche Literatur übte, dieser Zweck war im Allgemeinen erreicht, ja in gewisser Richtung sogar überschritten, so zwar, daß Lessing selbst gegen diese Uebertreibung nach der andern Seite hin protestiren zu müssen glaubte. Noch während Lessing an der „Dramaturgie" schrieb (1768), erschien Gerstenbergk's „Versuch über Shakspeare's Werke und Genie"*), und bald darauf auch dessen „Ugolino". Hier war theoretisch und praktisch eine Regellosigkeit gepredigt, mit welcher sich Lessing ebenso wenig, als mit der steifen Regelmäßigkeit der Franzosen, zu befreunden vermochte.

*) In dessen „Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur".

Lessing versäumte nicht, Verwahrung dagegen einzulegen, als ob die Bekämpfung dieser letztern zu solchen Consequenzen führen müsse. „Das Vorurtheil", sagte er, „als ob die Franzosen ganz nach den Regeln des Aristoteles gearbeitet hätten, ward zerstört durch die englische Bühne. Wir machten die Erfahrung, daß die Tragödie noch einer ganz andern Wirkung fähig sei, als die ihr Corneille und Racine zu ertheilen vermocht. Aber, geblendet von diesem plötzlichen Strahle, prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrundes zurück. Den englischen Stücken fehlten zu augenscheinlich gewisse Regeln, mit welchen uns die französischen bekannt gemacht hatten. Man schloß daraus, daß sich auch ohne diese Regeln der Zweck der Tragödie erreichen lasse, ja daß diese Regeln schuld sein könnten, wenn man ihn nicht erreiche. Mit diesen Regeln fing man an alle Regeln zu vermengen, es überhaupt für Pedanterie zu erklären, dem Genie vorzuschreiben, was es thun und nicht thun müsse. Kurz, wir waren auf dem Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verscherzen und von den Dichtern zu verlangen, daß jeder die Kunst aufs Neue für sich erfinden sollte*)."

Dieser Ausfall gegen die „Genies", wie Lessing die neue Schule spöttisch nannte, bildet nahezu den Schluß der „Hamburger Dramaturgie". Nach kaum zweijährigem Bestehen ging diese wieder ein (zu Anfang des Jahres 1769), nachdem sie es nur auf zwei Bände oder 99 Nummern gebracht hatte. Im gleichen Jahre verschwand auch das „Hamburger Nationaltheater", dem sie und das ihr zur Stütze hatte dienen sollen. Schon im ersten Jahre seines Bestehens war dasselbe, weil das Publicum die höheren künstlerischen und patriotischen Tendenzen, aus denen es hervorgegangen, nicht zu würdigen verstand, genöthigt gewesen, zu dem Niveau gewöhnlicher Bühnen und zu den landläufigen Mitteln oft ziemlich geistloser „Zugstücke" herabzusteigen. „Der süße Traum, ein Nationaltheater zu gründen", schrieb Lessing, „ist schon wieder verschwunden." Und mit dem bittern Gefühl, welches mit Recht Die erfüllt, die einer hohen Idee nachgehangen haben, aber durch die Nüchternheit der Zeitgenossen sich enttäuscht sehen, setzt er hinzu:

„O über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein National-

*) Ebenda, S. 453.

theater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind. Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eignen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschwornen Nachahmer alles Ausländischen“ *).

Lessing's kritisch-dramaturgische Thätigkeit war damit zu Ende. Ja, es hatte das Ansehen, als sollte auch seine Beschäftigung mit dem Theater und mit der Poesie überhaupt zu Ende sein.

Lessing in Wolfenbüttel.

Lessing nahm die Stelle eines herzogl. braunschweigischen Bibliothekars in Wolfenbüttel an; er begrub sich in die Einsamkeit eines kleinen, abgelegenen Ortes und in das staubige Reich der Bücherwelt. Damit schien er Allem abzusagen, was mit der lebendigen Bewegung der Gegenwart in Beziehung stand, und ausschließlich auf jene gelehrten Studien sich zurückzuziehen, denen er bisher immer nur vorübergehend und nebenbei seine Aufmerksamkeit geschenkt hatte. An diesem Entschlusse hatte wohl, neben dem berechtigten Wunsche, es endlich einmal zu einer festen Stellung im Leben zu bringen — er war nun schon in das vierte Jahrzehnt seines Alters getreten — auch der Unmuth einigen Antheil, den er über die wenig hoffnungsreichen Zustände der nationalen Bühne empfand.

Aber auch Lessing erfuhr an sich die Wahrheit des Spruches: naturam furca expellas, tamen usque recurret. Mitten unter gelehrten bibliothekarischen Arbeiten, zwischen der Herausgabe des Berengarius und einer Schrift über die Ewigkeit der Höllenstrafen, lockte es ihn doch wieder zur dramatischen Thätigkeit. Er legte Hand an die Vollendung seiner „Emilia Galotti“, zu welcher er schon mehr als vierzehn Jahre früher den Plan entworfen hatte. Zu Anfang des Jahres 1772 war das Stück vollendet**).

„Emilia Galotti.“

Auch bei diesem Drama, wie bei der „Minna von Barnhelm“, sind es zunächst die Charaktere, welche unser Interesse auf sich lenken. Hier, wie dort, tritt Lessing's Kunst des Individualisirens in vollendetster Weise zu Tage. Jede der beiden Gruppen, der Prinz und Marinelli auf der einen, die Familie der

*) Ebenda, S. 457.

**) Siehe Lessing's Brief an seinen Bruder („Werke“, 12. Bd. S. 348).

Galotti sammt Appiani auf der andern Seite, ist charakteristisch gestaltet, so zwar, daß die einzelne Person etwas durchaus Eigenthümliches hat und nicht blos einen abstracten Gattungsbegriff repräsentirt, während doch in jeder zugleich ein allgemeiner Charakterzug der Zeit anschaulich verkörpert sich darstellt. Der Prinz ist der Typus jener leichtsinnigen, egoistischen, genußsüchtigen Fürsten, wie das 18. Jahrhundert sie zu Hunderten in Deutschland sah, welche Alles nur für sich geschaffen und sich selbst zu Allem berechtigt wähnten, welchen der strenge Begriff der Pflicht unbekannt und nur die Vorstellung des eignen souveränen Ich mit allen ihren Consequenzen geläufig war. Aber dieser Grundzug des Charakters, wie meisterhaft ist er individualisirt, mit wie vielen feinen und absonderlichen Zügen ist er ausgestattet! Der Prinz ist kein gemeiner Tyrann, der mit plumper Gewalt sich seiner Opfer bemächtigt; aber er ist ein Schwächling, ein Sclave seiner Leidenschaften und daher auch ein Sclave Derer, welche es verstehen, diesen Leidenschaften zu fröhnen. Er läßt sich dadurch zu Verbrechen verleiten, die eigentlich ein gewisser edlerer Sinn in ihm verabscheut, die er aber geschehen läßt, weil sie der Befriedigung seiner Begierden dienen, und deren Frucht hinterher zu genießen er sich kein Gewissen macht. Er ist kein bloßer Lüstling von der gröbern Sorte; er hat Geschmack für die Kunst und eine freigebige Hand für die Künstler; er liebt auch nicht blos mit den Sinnen; seine Leidenschaft hat einen gewissen geistigen und sogar romantischen Beigeschmack; er schwärmt wie ein schmachtender Liebhaber; er spricht mit Entzücken von dem Ideal seiner Liebe; er fühlt etwas von Schüchternheit, indem er sich ihm naht — und doch ist es schließlich nur die sinnliche Lust, die hinter diesen scheinbar edleren Aufwallungen eines verfeinerten Gefühls lauert. So hat dieser Prinz nicht das Abschreckende eines gewöhnlichen lüsternen Despoten, vielmehr etwas Bestechendes, ja Liebenswürdiges*), gerade wie ihn der Dichter braucht. Ein bloßer

*) Wir freuen uns, diese unsere Auffassung bei L. Tieck wiederzufinden, der in seinen „Kritischen Schriften", (4. Bd. S. 30) von der Rolle des Prinzen sagt: es sei eine solche, „die Alles mit dem Zauber der Liebenswürdigkeit bezahlen und so ihre Bösartigkeit vergessen machen soll". Denn „sonst wird aus diesem Prinzen nur ein roher, begehrlicher Jüngling, der mehr als einmal an das Gemeine streift".

Tyrann und Wüstling würde uns abstoßen; dieser Prinz, obschon er aus Schwäche, aus Weichlichkeit sich zu den heillosesten Schlechtigkeiten fortreißen läßt, gewinnt doch unser Interesse; wir sind geneigt, seiner Selbstanklage zu glauben und eine versöhnliche Stimmung für ihn zu empfinden, wenn er an der Leiche Emiliens ausruft: „Ist es nicht genug, daß Fürsten Menschen sind? Müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verwandeln?"

Ein solcher „Teufel" ist dagegen Marinelli, der Helfershelfer und mehr noch der Verführer des Prinzen. Auf ihn wird der größere Theil des sittlichen Abscheus, den wir gegen die fluchwürdige That und ihre Urheber empfinden, abgewälzt. Bei ihm verschlägt es nichts, daß er nur hassenswerth erscheint, denn er ist ja nicht der Held, und unser Interesse an ihm ist nur das verstandesmäßige der Bewunderung seiner ausgesuchten Schlauheit in Benutzung der Menschen und der Verhältnisse. Aber selbst diesem durch und durch kaltberechnenden Charakter ist ein gewisser Zug menschlicher Empfindung angehaucht; er dient seinem Fürsten nicht blos aus Egoismus, sondern mit jener bei den Hofleuten jener Zeit nicht seltenen Hingebung, die aus der Befriedigung aller Launen und Lüste des gebietenden Herrn eine Art von Pflichterfüllung, von Cultus machte.

Diesen beiden Vertretern eines tiefentarteten Fürsten- und Höflingsthums gegenüber stehen die Repräsentanten tüchtiger Männlichkeit und stolzen Unabhängigkeitssinnes, Odoardo und Appiani, beide ebenfalls mit scharfen, individuellen Zügen gezeichnet, Odoardo als der Mann der „rauhen Tugend", wie ihn seine Gattin nennt, Appiani als der edel und tief empfindende, nur etwas schwermüthige Charakter. Augenscheinlich hat Lessing an diese beiden Persönlichkeiten die hervorstechenden Eigenschaften seines edlen, von ihm so hochverehrten und so innig betrauerten Freundes Ewald von Kleist vertheilt.

Auch die männlichen Nebenpersonen, der Maler Conti, der Rath Rota, die beiden Banditen, sind scharf ausgeprägte, lebensvolle Figuren. Wie trefflich ist in den wenigen Worten des Rathes Rota die strenge Gewissenhaftigkeit des ächten Richters dargestellt — im grellen Contraste zu der Leichtfertigkeit, womit der Prinz, der geborne höchste Vertreter des Rechts in seinem Lande, ein Todesurtheil un-

geprüft unterschreiben will, nur um rascher zu seinen Vergnügungen eilen zu können!

Von den weiblichen Charakteren erscheint Claudia, die Mutter Emiliens, nicht glücklich angelegt. Sie ist eine jener gewöhnlichen Frauen, die durch Schwäche mehr Verschulden über sich und mehr Unglück über ihre Umgebungen bringen, als andere durch noch so starke Leidenschaften. Aus Schwäche der geschmeichelten Muttereitelkeit hatte sie ihre Freude an den Huldigungen, die der Prinz ihrer Tochter darbrachte. Aus Schwäche der Feigheit, der Furcht vor dem allerdings sehr sittenstrengen Gemahl beredet sie Emilien, ihre Begegnung mit dem Prinzen in der Kirche dem Grafen Appiani zu verschweigen, und wird so mitschuldig daran, daß dieser nicht ernstere Vorsichtsmaßregeln gegen eine vom Prinzen drohende Gefahr ergreift. Und als nun das Unglück geschehen, hat sie nichts als ohnmächtige Klagen und Verwünschungen gegen Marinelli, wortreiche Entschuldigungen zur Abwendung des nur zu wohlberechtigten Zornes ihres Gatten. Vielleicht wollte Lessing, dem bekanntlich der Muth der Wahrhaftigkeit über alles ging, absichtlich gerade eine Unwahrheit als das hinstellen, was die traurige Katastrophe veranlaßt. Doch zweifeln wir, ob es wohlgethan war, eine bloße Unterlassungssünde, also etwas Negatives, zum Angelpunkte der tragischen Verwicklung zu machen.

Ganz das Gegentheil dieser mehr passiven Natur ist die Gräfin Orsina. Hier haben wir es, wie bei der Marwood in „Miß Sara Sampson", mit einer Fülle von gährender und wildausbrechender Leidenschaft zu thun. Und doch ließe sich auch hier der Zweifel anregen, ob dieser Charakter an der rechten Stelle stehe. Die Marwood sehen wir im Mittelpunkte der ganzen Handlung des Stückes; sie ist das treibende, das zerstörende dämonische Princip darin; von ihr direct geht die tragische Katastrophe aus. Die Gräfin Orsina dagegen ist, trotz aller vom Dichter auf sie verwendeten Kunst, doch eine blos episodische Figur; sie tritt erst in einem Stadium des Drama auf, wo es überhaupt bedenklich ist, noch neue Charaktere, vollends so bedeutende, einzuführen, und ihr Einfluß auf den Gang der Handlung bleibt immerhin, bei all ihrer leidenschaftlichen Betheiligung daran, ein mehr äußerlich, als innerlich eingreifender. Der Prinz, einen Augenblick lang durch ihr Erscheinen verwirrt,

läßt sich doch in seinen Plänen nicht aufhalten. Odoardo wird allerdings in seinem Entschlusse, auch das Aeußerste zu wagen, um nicht seine Tochter in der Gewalt des Prinzen zu lassen, durch Orsina's Erzählung von der Annäherung des Prinzen an Emilien in der Kirche bestärkt; allein, was sie eigentlich beabsichtigt, was ihr glühendes Rachegefühl ersehnt, die Ermordung des Prinzen durch Odoardo, das eben geschieht nicht, und so bleibt ihr ganzes Eingreifen ein vorwiegend episodisches.

Was den Charakter der Heldin selbst, Emiliens, betrifft, so giebt sich derselbe von Haus aus höchst anmuthig und liebenswürdig, mädchenhaft naiv und durchsichtig; allein im Fortgange der Handlung wird er einigermaßen schwankend und unklar. Daß Emilia der Feigheit und Unwahrhaftigkeit ihrer Mutter sich theilhaftig macht, indem sie dem Zureden dieser und nicht ihrem ersten, bessern Gefühle folgt, das ihr gebot, den Vorgang zwischen ihr und dem Prinzen ihrem Bräutigam offen mitzutheilen, mögen wir ihr allenfalls hingehen lassen, weil sie darin der mütterlichen Autorität nachgeben zu müssen glaubt. Schwerer schon wird es uns, die Emilia des ersten Actes, diese zwar leicht verstörte, aber doch von dem richtigen Instincte einer reinen und starken Mädchenseele geleitete Emilia, in der Scene wieder zu erkennen, wo der Prinz ihr auf seinem Schlosse die Betheuerungen seiner Liebe wiederholt und wo sie sich, wenn auch nicht ohne „Sträuben", vom Prinzen in seine Gemächer „fortführen" läßt. Wenn aber gar in der Schlußscene Emilia ihren Vater in dem Entschlusse, sie zu tödten, dadurch zu bestärken sucht, daß sie ihm vorstellt: „auch meine Sinne sind Sinne", wenn sie also sich selbst zuzutrauen scheint, die Verführungskünste des Prinzen möchten auf sie nicht wirkungslos bleiben — und das in demselben Momente, wo sie weiß, daß der Prinz ihren Bräutigam hat morden lassen — dann wissen wir nicht, ob jene so mädchenhafte, so unschuldsvolle, so gar nicht überspannte Emilia des ersten Actes eine bloße Maske gewesen, oder wohin dieselbe plötzlich gekommen ist.

Offenbar ist hier der Dichter sich selbst untreu geworden, indem er den Charakter seiner Heldin willkürlich so umwandelte, wie er es für die Entwickelung der Handlung nöthig fand, statt diese Entwickelung vielmehr (wie er dies theoretisch so oft gepredigt) aus der natürlichen und nothwendigen Bewegung der Charaktere hervorgehen

zu lassen. Emilia spricht in der Scene mit ihrem Vater so, wie sie sprechen muß, um diesen dahin zu bringen, daß er ihr den Tod giebt, nicht aber so, wie man nach ihrem Auftreten im Anfange des Stückes sie sprechen zu hören erwarten durfte*).

Dieser Mangel in der Führung des Hauptcharakters ist die Folge eines Mangels in der Composition des Stückes. Es rächte

*) Schon die Zeitgenossen Lessing's nahmen hieran Anstoß. Claudius sagte: er begreife nicht, wie Emilia so zu sagen an der Leiche des Appiani an ihre Verführung durch einen andern Mann habe denken können. Goethe äußerte gegen Eckermann: wenn Emilia den Prinz nicht liebe, so sei sie ein „Luderchen". Noch andere zeitgenössische Urtheile ähnlicher Art hat Hettner („Gesch. der deutschen Literatur", 3. Thl., 2. Buch, S. 536 ff.) gesammelt. Börne in seinen „Dramaturgischen Schriften" versucht, dem Charakter der Emilia die im Stück ihm mangelnde Einheit zu verschaffen, indem er der Darstellerin der Emilia folgenden Wink giebt, wie sie dieselbe aufzufassen habe: „Ihre heitere Vergangenheit liegt hinter ihr; sie erscheint wie ein geschmücktes Schlachtopfer. Keine Kraftäußerungen, keine Heldin; ihr Spiel sei leise und düster; das augenblickliche Aufflackern, da sie mit Appiani vom Hochzeitkleide spricht, mache das Nachtstück nur schauerlicher". Das ist sehr fein gedacht als Vorbereitung auf das Spätere, aber wo liegt der Anhalt dazu in den Worten und Handlungen Emilia's? Von den neueren Literarhistorikern hat am entschiedensten Löbell (a. a. O. S. 260) die Ansicht von einer Neigung Emilia's zu dem Prinzen, wenn auch einer ihr selbst kaum recht bewußten, zu vertheidigen gesucht, freilich mehr nach ihrer Nothwendigkeit zur Erklärung der Schlußscene, als nach ihrer Begreiflichkeit aus dem Vorausgegangenen oder aus dem Charakter der Emilia. „Eine urplötzliche, aber tiefe Neigung für den Prinzen", sagt Löbell, „die sie mit aller Kraft abwehrt, aber doch nicht bemeistern kann, hat sie ergriffen, sie, die Braut eines Andern, mit dem sie vor den Altar zu treten im Begriff ist. Dieser Kampf erzeugt in ihr die bedeutungsvolle Ahnung eines unglückseligen Verhängnisses, dem zum Opfer zu fallen sie bestimmt ist, und dies ist die das Stück zum tragischen Ausgang treibende innerliche Kraft." Ganz logisch, wenn es so wäre; aber ist es auch so? Wo sind die Worte Emilia's, aus denen dieses Alles sich herauslesen ließe? Und wenn es sich ließe, so träfe dann erst recht den Dichter der Vorwurf, die Heldin mit dem Scheine der Unschuld zu einer vollendeten Heuchlerin gemacht zu haben. Aber im Gegentheil bezeugen die Aeußerungen, die Emilia noch ganz kurz vor jenen räthselhaften Worten thut, in denen sie sich selbst einer möglichen Schwäche für den Prinzen zu beargwöhnen scheint, ihren ganzen Abscheu vor diesem und seinem ihr bekannt gewordenen ruchlosen Verbrechen. Man dient dem Dichter schlecht, wenn man, um ihm die eine Inconsequenz abzunehmen, ihm eine viel schlimmere aufbürdet, eine solche, die den Hauptcharakter des Stücks zu einer dramatischen Fehlgeburt machen würde.

sich hier an dem Dichter Lessing die Einseitigkeit der Theorie, in welcher der Dramaturg Lessing befangen geblieben war, der Theorie, wonach der Zweck der Tragödie nur der sein sollte, Mitleid und Furcht zu erregen. Eine bemitleidenswerthe That, eine That, die unser Herz mit Schauder erfüllt, ist gewiß die Ermordung einer Tochter durch ihren Vater. Allein die zwingende Nothwendigkeit dieser That sehen wir nicht ein und empfinden sie darum auch nicht als eine tragische Katastrophe, die sich nach den unentfliehbaren Gesetzen einer geschichtlichen und sittlichen Weltordnung vollzieht, sondern als eine That entweder krankhafter Ueberspanntheit, oder eines Mangels an Muth, da wir erwarten durften, Odoardo werde eher den Fürsten, als sein eigenes unschuldiges Kind ermorden. In der Geschichte jener römischen Virginia, welcher die „Emilia Galotti" nachgebildet ist, war die Ermordung der Tochter durch den Vater das einzig mögliche Mittel, dieselbe dem Tyrannen zu entziehen, zugleich ein nothwendiger und wirksamer Appell an den unterdrückten Freiheitstrieb der Römer, um diese aus ihrem Schlummer aufzurütteln und zur Abschüttelung des Joches der Decemvirn zu entflammen. Die tragische Sühne vollzog sich dort in dem Sturze des Appius Claudius, den dieser durch sein tyrannisches Attentat auf die Ehre einer freien Römerin sich selbst bereitet hatte. Eine solche Sühne fehlt aber hier, und sie wird nicht dadurch ersetzt, daß der alte Odoardo über der Leiche Emilia's den Prinzen vor einen höchsten Richter citirt. In der antiken Welt, wo das Göttliche als unmittelbar eingreifend in das Menschliche vorgestellt wurde, mochte ein Dichter wirksam den Frevler an eine solche höhere Macht, die Nemesis oder die Erinnyen, überantworten; wir, die Träger einer andern Lebensauschauung, wollen die sittliche Weltordnung selbstthätig nach eignen Gesetzen wirkend erblicken; uns genügt nicht der Glaube, daß der Schuldige innerlich bereue, auch nicht die Erwartung, daß er in einem andern Leben Das, was er hier verbrach, büßen werde; wir verlangen, daß äußerlich sichtbar, schon in der Gegenwart, die Macht der schuldvollen That gebrochen, das durch sie verletzte Gesetz an dem Frevler gerächt werde. Und das ist's, was in der „Emilia Galotti" fehlt. Denn die tugendhafte Gefühlsregung, welche der Prinz an der Leiche der durch ihn geopferten Emilia äußert, wird, das sagt sich Jeder, nur zu bald wieder vergessen, die Mißempfin-

dung über die ihm entzogene Beute seiner Lust, die er schon sicher zu haben wähnte, wird bald wieder untergegangen sein in einem neuen Taumel von Genüssen, und wenn der Prinz jetzt seinen Helfershelfer Marinelli opfert, indem er nach ächter Tyrannenart die eigne Schuld einem Andern aufbürdet, so wird er bald entweder den gleichen oder einen ähnlichen frivolen Höfling wieder in seinen Dienst nehmen, mit dessen Hülfe das alte Treiben von Neuem beginnt.

Es bezeugt das außerordentliche Talent Lessing's für den technischen Aufbau eines Drama, daß trotz dieser gewichtigen Mängel in dem Grundriß des Ganzen dennoch Gang und Gliederung der Handlung mit einer so großen Lebendigkeit und Folgerichtigkeit sich entwickeln, Alles so gewaltig vorwärts drängt, und die Spannung des Zuschauers bis zum Ende niemals ermattet. Besonders die Exposition ist meisterhaft: der Charakter des Prinzen, seine wachsende Leidenschaft, die Rücksichtslosigkeit, womit er Alles dieser opfert, ist mit scharfen Zügen und doch mit einer wahrhaft epigrammatischen Kürze geschildert.

Freilich, wenn man sich von der Art dieser Spannung klare Rechenschaft giebt, so ist es weniger die der eigentlichen Tragödie, wo wir mit klopfendem Herzen lauschen, ob der Held sich in das Netz, welches seine Leidenschaften um ihn ziehen, unrettbar verstricken, oder durch eine stärkere Kraft daraus befreien werde, als vielmehr die Neugierde, mit welchen Mitteln der Prinz und Marinelli ihren Zweck durchführen und ob sie damit ans Ziel kommen werden oder nicht, daneben ein Gefühl des Bangens für die andre Gruppe, welche vom Anbeginn an mehr leidend als handelnd jenen beiden gegenübersteht. Dieser äußere Verlauf der Handlung ist es, nicht die innere Entwickelung der Charaktere und ihr Antheil an der Handlung, was unser Interesse auf sich zieht und uns in Spannung erhält. Mit andern Worten: das intriguenhafte Moment hat die Oberhand vor dem eigentlich tragischen*).

Die technischen Vorzüge des Stücks, der äußerst lebendige und doch knappe, fast epigrammatisch zugespitzte Dialog, so wie die scharfe und klare Ausprägung der meisten, besonders der männlichen Cha-

*) Hettner a. a. O. S. 534 nennt die „Emilia Galotti" geradezu eine bloße „Intriguentragödie", und er hat darin nicht Unrecht.

raktere, alles Dieses macht es begreiflich, daß „Emilia Galotti", trotz jener von der Kritik alsbald gerügten, auch von Lessing selbst, wie es scheint, zugestandenen Mängel, in der scenischen Aufführung sich bis auf den heutigen Tag als ein äußerst wirksames und eindrucksvolles Stück erwiesen hat. Der große Künstler Eckhof, der den Odoardo gab, äußerte zu Nicolai, als dieser ihm seine Bewunderung über die Darstellung dieses Charakters aussprach: „Wenn der Autor so tief ins Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften taucht, so muß der Schauspieler wohl nachtauchen, bis er ihn findet". Und Ramler schrieb: „Die Schauspieler haben alle mögliche Gelegenheit, ihren Verstand und ihre Talente zu zeigen, nicht darin, daß sie den Dichter verschönern, sondern darin, daß sie den Geist des Dichters erreichen können". Aber auch ein lebhaftes stoffliches Interesse nahm das Publicum an der „Emilia Galotti". Es ergötzte sich an dem Strafgericht, welches darin über die Höfe gehalten ward, und fand seine Lust daran, die Scene, die der Dichter wohlweislich nach Italien verlegt hatte, von dort an einen oder den andern deutschen Hof zurückzuverlegen*).

Nach der Vollendung der „Emilia Galotti" vergingen wieder sechs Jahre, ohne daß Lessing zur Poesie zurückkehren zu wollen schien. In diese Zeit fielen außer einer Reise nach Italien, die er 1775 als Begleiter des Erbprinzen von Braunschweig machte, zwei flüchtige Besuche des Dichters in Wien und in Mannheim, von wo Berufungen an ihn zu bleibendem Aufenthalt daselbst ergangen waren, beide ohne das erwartete Resultat. Im Uebrigen schien Lessing gründlich in Anspruch genommen und ausgefüllt durch die Herausgabe der „Wolfenbüttler Fragmente" und die daran sich knüpfende theologisch-philosophische Polemik. Es war daher für seine Freunde eine große Ueberraschung, als er seinem Bruder schrieb:

*) Am nächsten lag es und geschah daher wohl auch am häufigsten, daß man an den Hof zu Braunschweig dachte und unter der Orsina die Marquise Branconi versteckt glaubte, des Herzogs schöne italienische Geliebte. In Gotha wurde die Aufführung, weil man dergleichen Anspielungen vermuthete, verboten. Auch die Kritik hob diesen Gedanken einer politischen Tendenz des Stückes theilweise hervor. Ramler wollte an die Spitze des Stücks schreiben: Et nunc, reges, intelligite! Erudimini, qui judicatis terram! Und Herder erinnerte an das: Discite justitiam moniti et non temnere divos!

„Ich will versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, dem Theater, wenigstens noch ungestört wird predigen lassen“, und dabei zugleich die Hoffnung aussprach: „den Theologen einen ärgern Possen damit zu spielen, als mit zehn Fragmenten“. Es war „Nathan der Weise“, dessen Erscheinen er so ankündigte. „Es kann wohl sein“, schrieb er weiter an seinen Bruder, „daß ‚Nathan‘ im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, was wohl nie geschehen wird. Genug, wenn er sich nur mit Interesse liest und unter tausend Lesern nur einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt.“ Und in dem Entwurf einer Vorrede zu dem Stücke sagte er: „Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird!“ In dem Titel selbst bezeichnete er den „Nathan“ nicht als wirkliches Drama, sondern nur als „dramatisches Gedicht“.

„Nathan der Weise.“

Wir dürfen daher an „Nathan den Weisen“ den Maßstab der strengern Anforderungen, die wir an ein wirkliches Drama machen, nicht anlegen. Die Handlung, einem orientalischen Mährchen nachgebildet, hat selbst etwas Mährchenhaftes, insofern man dem Dichter gar bald anmerkt, wie es ihm gar nicht darum zu thun ist, die Sache zu einer tragischen Katastrophe zu treiben, noch aber auch, sie einer glatten Lösung im Sinne des Lustspiels entgegenzuführen. Es kommt nirgends zu einer rechten Verwickelung, daher aber auch zu keiner rechten Entwickelung. Allerhand Knoten werden geschürzt, aber nicht einer wird fest zugezogen. Anläufe zu leidenschaftlichen Erregungen fehlen nicht, wohl aber wirkliche Ausbrüche solcher — denn auch die Neigung des Templers zu Recha ist keine wirkliche Leidenschaft; wie käme er sonst dazu, sich hinter den Patriarchen stecken zu wollen, statt selbst um die Liebe des Mädchens zu werben und darauf gestützt mit Nathan um deren Besitz zu streiten, und wie ertrüge er so leicht die Verwandlung der Geliebten in eine Schwester? Es sind mehr Mißverständnisse, als wirklich gespannte Gegensätze, an welchen die Handlung fortgeleitet wird, und auch diese Mißverständnisse bleiben schließlich eigentlich unaufgelöst. Weder giebt Nathan seine Rechte auf Recha wirklich auf, noch erkennt der Templer dieselben an; wir wissen nicht einmal recht, ob Recha

künftig als Jüdin, ob sie als Christin oder gar als Muhamedanerin gehalten werden wird. Auch kam es dem Dichter auf alles dieses sehr wenig an, sondern darauf kam es ihm an (wie er selbst offen bekennt), daß der sittlich-philosophische und humanitäre Zweck erreicht werde: das Vorurtheil von der alleinseligmachenden Kraft irgend einer Religion und die auf diesem Vorurtheil fußende Unduldsamkeit gegen Andersgläubige gründlich zu zerstören.

Auch die Charaktere sind eben deshalb im „Nathan" anders angelegt, als in einem gewöhnlichen Drama. Die Personen im „Nathan" werden nicht durch ihre Charakterbeschaffenheit angetrieben, etwas zu thun, wodurch sie in die Handlung fördernd oder hemmend eingreifen, sondern sie handeln, sie thun oder sagen etwas, um ihre Charakterbeschaffenheit zu manifestiren, um die Ideen zur Anschauung und Geltung zu bringen, zu deren Trägern sie bestimmt sind. Wäre der „Nathan" ein Drama der Leidenschaften (wie dies jedes Drama im höhern Style eigentlich sein muß), so hätte der Patriarch nicht gewartet, bis der Templer ihm die Räthselfrage wegen Nathan's und Recha's vorlegte, sondern er hätte mit dem Spüreifer des Fanatismus längst den Juden, der ein Christenkind jüdisch erzogen, wirklich ausgefunden und seinen der Inquisition würdigen Ausspruch: „Hilft Nichts, der Jude wird verbrannt", zur Vollziehung zu bringen versucht. Und dabei wäre er dann wahrscheinlich einerseits auf des Sultans hochherzige Duldsamkeit, andrerseits auf des Templers Leidenschaft für Recha und Recha's Liebe zu Nathan gestoßen und hätte an allen diesen Factoren Hemmnisse erfahren, aus denen dramatische Collisionen der mannigfachsten Art erwachsen wären. So aber genügt es dem Dichter für seinen Zweck, wenn der Patriarch seinen Zelotismus, der Sultan seine freiere und mildere Anschauung, Nathan seine rein menschlichen Ansichten vom Wesen der Religion, kurz jede der Personen des Drama ihre Stellung zu dem Grundgedanken des Stücks in irgend einer significanten Weise kundgiebt, — jenem Grundgedanken, der nirgends kürzer und prägnanter ausgesprochen ist, als in den Worten Nathan's:

„Sind Christ und Jude eher Christ und Jude,
Als Mensch?",

nirgends ergreifender und überzeugender, als in der berühmten Erzählung von den drei Ringen.

Um so meisterhafter sind die Charaktere des Stücks nach ihrem Verhältniß zu eben diesem Grundgedanken abgestuft: auf der einen Seite von der blos äußerlichen Gewöhnung des Glaubens und Gehorchens im Klosterbruder, die in ihrer Naivetät (mit dem stereotypen: „Sagt der Patriarch") sich selbst ironisirt, und von der gläubigen Befangenheit Daja's und des Templers bis zu der blutdürstigen Verfolgungswuth des Patriarchen — auf der andern von der so zu sagen instinctiven Duldsamkeit des Derwisch, des Sultans, seiner Schwester Recha, bis zu der völlig abgeklärten, nicht blos in der Gesinnung, sondern auch in Thaten ausgeprägten, wahrhaft hoheitvollen Vorurtheilslosigkeit und Humanität Nathan's. Ein schlechter Dichter hätte aus Nathan einen empfindsamen Moral- und Toleranzprediger gemacht; Lessing läßt ihn nur in den einfachsten, aber aus dem Leben gegriffenen und deshalb um so wirksameren Beispielen sprechen, wie in der herrlichen Unterweisung Recha's, wie viel bequemer es sei, phantastisch zu schwärmen, als thatkräftig zu helfen, in dem unvergleichlichen Bilde von dem ächten Ringe, der — wie der ächte Glaube — „die Wunderkraft besitzt, beliebt zu machen, bei Gott und den Menschen angenehm", endlich in der tieferschütternden Erzählung aus seinem eignen Leben, wie er, nachdem die Christen ihm sein Weib und sieben Söhne getödtet, das ihm zur Pflege übergebene Christenkind auf sein Lager trägt, es küßt und schluchzend ausruft: „Gott, auf sieben doch nun schon eines wieder!" Also auch hier überall höchste Einfachheit und Naturwahrheit in den Mitteln und ein bedeutender, durch sich selbst packender Stoff — das große Geheimniß aller ächten Poesie! So ist und bleibt Lessing's „Nathan" das unvergängliche, herrliche poetische Evangelium von der Humanität!

Zwar dauerte es bis zum Jahre 1783, bevor der „Nathan" auf die Breter gelangte (in Berlin), und auch dann machte er wenig Glück, so daß es fast schien, als sollte Lessing's Voraussagung in Erfüllung gehen. Aber zwanzig Jahre später ward er durch die eifrigen Bemühungen eines wahlverwandten Genius, Schiller's, wieder auf die Bühne gebracht (in Weimar), und seitdem hat er auf dem deutschen Theater bleibendes Bürgerrecht gewonnen; die größten Darsteller haben den Nathan unter ihre höchsten und zugleich dankbarsten Aufgaben gezählt, und ein stets wachsender Kreis gewählter

Zuschauer sucht und findet immer von Neuem in dieser „dramatischen Dichtung“, wenn auch nicht die starken Erregungen einer Tragödie der Leidenschaften, so doch die stille und beinahe andächtige Erhebung einer weihevollen Verklärung durch große Gedanken und edle, ächt menschliche Empfindungen.

Im „Nathan“ feierten die beiden Naturen Lessing's, die poetische und die philosophische, gleichsam ihre Vermählung. Der „Nathan“ bezeichnet, neben seiner Bedeutung als poetische Schöpfung, zugleich die höchste Blüthe und das praktisch-sittliche Endresultat der philosophisch-religiösen Speculationen Lessing's. Auf diese selbst werden wir, im Zusammenhange mit der gesammten theologischen und philosophischen Bewegung jener Zeit, von welcher sie ein so hervorragendes Moment bilden, an einer andern Stelle zurückkommen. Hier haben wir es nur mit dem Dichter Lessing und seinen Einwirkungen auf die Entwicklung der schönen Literatur in Deutschland zu thun*).

„Nathan der Weise“ war der Schwanengesang Lessing's. Seitdem hat er nichts mehr gedichtet. Wenige Jahre darauf, am 15. Febr. 1781, ereilte den erst Zweiundfunfzigjährigen der Tod. Er

*) Die Streitfrage: ob Lessing überhaupt ein Dichter gewesen, können wir wohl auf sich beruhen lassen. Zwar sagte er selbst in übergroßer Bescheidenheit, vielleicht auch in einer Anwandlung von Hypochondrie, einmal in seiner „Dramaturgie“: „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweist mir manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen, aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigne Kraft sich emporarbeitet, durch eigne Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß alles durch Druckwerk, durch Röhren aus mir herauspressen“. Tieck in seinen „Kritischen Schriften“ (2. Bd. S. 204) hat daraufhin kurzen Proceß gemacht, indem er sagt: „Lessing, so deutsch sein Wesen und Streben war, war kein Dichter, worüber man sich doch endlich, ohne dem großen Manne im Mindesten dadurch zu nahe zu treten, wohl vereinigen könnte“. Wir denken denn doch, ein Schriftsteller, dessen Dramen, eine „Minna“, eine „Emilia Galotti“, ein „Nathan“, trotz einzelner Mängel, noch jetzt, nach zum Theil mehr als hundert Jahren, auf unsrer Bühne fortleben und immer von Neuem das Entzücken der Zuschauer, die Lieblingsaufgabe, selbst in ihren Nebenrollen, der größten Darsteller bilden (während von den Dramen Tieck's und seiner Genossen von der romantischen Schule kaum noch Jemand etwas weiß): ein solcher ist ein Dichter und wird es in der Schätzung der Nation immerdar bleiben.

starb mit dem schmerzlichen Bewußtsein, daß der Weg, auf den er die deutsche Literatur durch seine Kritik so deutlich hingewiesen, den er selbst mit seinen dichterischen Schöpfungen so erfolgreich beschritten, schon bei seinen Lebzeiten wieder verlassen, daß der Geschmack der Nation von Neuem in Bahnen abgelenkt sei, von denen sie für immer zurückgebracht zu haben, ihm als der beste Lohn seiner so mühevollen und so unermüdeten Bestrebungen auf diesem Gebiete vorgeschwebt hatte.

Lessing und die neuere Schule der jungen „Genies".

Fast unmittelbar vor Lessing's Tode, im J. 1780, erschien jene vielberufene Schrift Friedrich's II. „über die deutsche Literatur". Der große König hatte darin viele, zum Theil gewichtige, zum Theil freilich auch unbegründete Ausstellungen gegen die deutsche Literatur erhoben, aber doch mit dem wohlwollenden und hoffnungsreichen Ausrufe geschlossen: „Die schöne Zeit unserer Literatur ist noch nicht da, aber sie ist im Anbrechen; wie Moses, sehe ich das gelobte Land von fern, aber ich werde es nicht mehr betreten". Lessing schied von der deutschen Literatur, der er seine besten Kräfte gewidmet, mit einem viel weniger trostreichen Gedanken. Er selbst zwar hatte den sichern Hafen erreicht und den Fuß auf festen Boden gesetzt, aber er sah seine Nachfolger, unfähig, das von ihm entdeckte und in Besitz genommene Land zu behaupten, abermals ins weite Meer hinaus stoßen und allen Gefahren einer neuen Irrfahrt sich überliefern.

Lessing hatte niemals das gehabt, was man „eine Schule" nennt. Er selbst war seiner Natur nach der Bildung geschlossener literarischer Cliquen und Coterien gründlich abhold. Als Jüngling hatte er sich von dem Kreise der sog. „Bremer Beiträge", von Gellert und seinen Genossen, mit denen er in Leipzig zusammentraf, ferngehalten, während Klopstock sich von denselben bereitwillig auf den Schild heben ließ und sie dafür seinerseits verherrlichte. Lessing's Freunde, Nicolai, Mendelssohn u. A., blickten zwar zu ihm als zu einer höheren Autorität empor; gleichwohl mochte er mit ihnen lieber auf dem Fuße geistiger Gleichheit und Gegenseitigkeit verkehren, indem er das, was jeder von ihnen Selbstständiges und Eigenthümliches hatte, achtete und zur Geltung brachte, als daß er sich darin gefallen hätte, sie zu bloßen Nachtretern und Schatten seiner selbst herabzudrücken. Lessing war für seine Person im höchsten Grade

eifersüchtig auf seine Unabhängigkeit, aber er ehrte solche auch ebenso in jedem Andern. Wie er sich niemals anmaßte, die volle Wahrheit im Besitze zu haben, vielmehr seinen ganzen Ehrgeiz und sein ganzes Glück nur darin fand, derselben unablässig nachzujagen, so hätte er es nicht über sich vermocht, den kritischen Dictator zu spielen, wie Gottsched, oder den poetischen Messias, wie Klopstock. Seinem hohen Geiste entsprach es besser, allein zu stehen und das bescheidene, aber ächte Verdienst eines immerfort weiter Strebenden für sich in Anspruch zu nehmen, als mit einer Schaar fanatischer Nachbeter sich zu umgeben und von diesen als ein Muster der Vollkommenheit und als unfehlbare Autorität proclamirt zu werden.

Lessing's Genius war überdies so geartet, daß nicht leicht ein Anderer sich ihm anzubilden vermochte. Was einem Schriftsteller Nachahmer schafft, das ist fast immer irgend etwas Gemachtes und Erkünsteltes, eine gewisse Manier. Gerade davon aber hatte Lessing wenig oder nichts. Bei ihm kam Alles so sehr aus dem Ganzen und Vollen, aus seinem innersten, eigensten Wesen, daß, wer ihm auch nur hätte nahe kommen wollen, eben ein zweiter Lessing hätte sein müssen. Zwar fehlte es nicht an solchen, welche die von ihm vorgebildeten neuen Formen der Dichtung äußerlich nachzubilden versuchten. Seine „Miß Sara Sampson" regte zu manchem Versuch im „bürgerlichen Trauerspiel" an. Seine „Minna von Barnhelm" rief eine Fluth von „Soldatenstücken" ins Leben*). Auch einzelne Züge aus seinen Dichtungen suchte man ihm abzulauschen und zu copiren. Er selbst belächelt es, wie in Lenzens „Arria" die Scene mit Conti dem Maler aus seiner „Emilia Galotti" sich widerspiegelt. Aber es ist uns kein Stück bekannt, in welchem man auch nur entfernt eine „Lessingsche Schule" in ähnlicher Weise wiederfände, wie sich in den teutonischen Klängen der „Barden" das Klopstocksche oder in Thümmel's und Heinse's Werken das Wielandsche Vorbild verräth, und ebenso wenig wüßten wir einen Kritiker, der sich in Lessing's Styl und Kampfesart auch nur annähernd so hineingelebt hätte, wie die Schüler Gottsched's in die ihres Herrn und Meisters.

*) Z. B.: „Die abgedankten Officiere", von Stephani dem Jüngern, „eine plumpe Nachahmung der ‚Minna'", wie sich Karl Lessing ausdrückt („Lessing's Werke von Lachmann", 13. Bd., S. 302).

Wenn daher Lessing einen nachhaltig fortwirkenden Einfluß auf seine Zeitgenossen und Nachkommen üben sollte, so konnte dieser nicht in der Ueberlieferung einer bestimmten, fertigen Schablone, in der Gründung einer literarischen Schule bestehen, sondern nur darin, daß Andere nach ihm den Weg, den er durch seine Geistesthaten ihnen eröffnet und vorgezeichnet hatte, eben so selbstständig wie er zu wandeln, daß sie eben so eigengeartete Werke wie er zu schaffen unternahmen, vielleicht, durch sein Beispiel belehrt, noch abgeklärtere und vollkommenere.

Der Weg aber, den Lessing seinen Nachfolgern erschlossen und gleichsam für sie erobert hatte, war kein anderer, als der, welcher aus der Beengtheit des blos individuellen Phantasie- und Empfindungslebens hinausführte in die äußere Welt großer Ereignisse und Erlebnisse; das Erbtheil, das er ihnen hinterließ, war das unbefangene und sorgfältige Studium der Situationen und der Figuren, die sich auf dieser größeren Bühne des Lebens bewegen, mit einem Worte, eine Poesie der Handlungen und der Charaktere aus dem wirklichen Leben an Stelle einer bloßen Poesie subjectiver Gefühle, eine Poesie männlicher Reife an Stelle einer entweder blos jünglinghaften, wie die der Klopstockschen Schwärmer, oder einer weibischen, wie die der Wielandschen Genußmenschen.

Aber hier ließ den Dichter der „Minna von Barnhelm" und den Verfasser des „Laokoon" seine Zeit und seine Nation im Stiche. Statt ihm auf diesem Wege entschlossen zu folgen, warf der deutsche Geist sich wiederum in die ganz entgegengesetzte Richtung. Statt in die Interessen der umgebenden Wirklichkeit, in die Realität des Lebens sich beharrlich hineinzuarbeiten, wie Lessing es versucht und annähernd erreicht hatte, begann er von Neuem entweder in das Reich individueller Empfindungen zurückzufliehen, oder um weit entlegene Ideale zu schweifen. Auf Lessing's männlich starke und klare Poesie folgte abermals eine jünglinghaft gährende oder auch weibisch empfindelnde, auf seinen zwar freien, doch streng geschulten Styl eine Form- und Gestaltlosigkeit zum Theil der bedenklichsten Art. Ein neues Geschlecht trat auf die Bühne, welches sich vermaß, mit einem einzigen kühnen Griffe den Dichterlorbeer zu erfassen, nach dem ein Lessing sein ganzes Leben lang mit unermüdet eifrigem Bemühen gerungen hatte, durch eine einzige rasche Eingebung dessen,

was man „Genie“ nannte, das zu erreichen, was nach Lessing's Ansichten nur das Werk sorgfältigen Studiums des Lebens und einer gereiften Erfahrung sein konnte.

Schon in seiner „Hamburger Dramaturgie“ hatte Lessing, wie wir sahen, für nöthig befunden, davor zu warnen, daß man nicht, nachdem die Tyrannei des französischen Classicismus mit seiner falschen Regelrechtigkeit glücklich überwunden sei, nun ins andere Extrem verfalle und völlige Regellosigkeit für das Anzeichen eines wahren „Genie“ halte. Aber diese Warnung wurde nicht gehört.

Seitdem verhielt er sich schweigend und nur in der Stille grollend gegen das neue Treiben. Bisweilen wohl packte ihn der Grimm darüber und die Begier, noch einmal mit seiner kritischen Autorität darein zu fahren und der übermüthigen Jugend ein Quos ego zuzurufen*). Allein er begnügte sich, in Briefen an seine Vertrauten sein Herz auszuschütten. „Wenn ich nicht überhaupt Ekel am Theater hätte“, schrieb er seinem Bruder Karl am 11. Novbr. 1774, „so liefe ich Gefahr, über das theatralische Unwesen (denn wirklich fängt es an, in ein solches auszuarten) ärgerlich zu werden und mit Goethe, trotz seines Genie, worauf er pocht, anzubinden“ **). Als Wieland ihn zu Beiträgen für seinen „Deutschen Mercur“ aufforderte, antwortete er mit unverholener Bitterkeit: „Was für Beiträge erwarten Sie von mir? Arbeiten des Genie? Alles Genie haben jetzt gewisse Leute in Beschlag genommen, mit welchen ich mich nicht gern auf Einem Wege möchte finden lassen“ ***).

Goethe's „Prometheus“ zwar hatte seinen Beifall. Dagegen war ihm der „Götz“ zu regellos. Als dieser 1774 in Berlin aufgeführt worden war und Erfolg gehabt hatte, schrieb Lessing an seinen Bruder: „er fürchte, daß dies weder dem Verfasser noch den Berlinern zur Ehre gereiche, und daß der Hauptantheil an diesem Erfolge dem Darsteller des Götz (Meil) gebühre“. Werther's Selbstmord aus Liebesschwärmerei widerte ihn an. Kein griechischer oder

*) „Lessing ist über Goethe's und seiner Compagnie Haupt- und Staatsactionen sehr aufgebracht; er schwur, das deutsche Drama zu rächen“, — schreibt Weiße an Uz 1775. Besonders verdrieße ihn Lenzens Gewäsch übers Theater.

**) „Lessing's Werke von Lachmann“, 12. Bd. S. 421. Ebenda spricht er von einem „neuen Verderben“, vor dem es gelte das deutsche Theater zu retten.

***) Ebenda, S. 426.

römischer Jüngling würde sich aus solchem Grunde das Leben genommen haben; ja kaum einem griechischen Mädchen wäre zu des Sokrates Zeiten so Etwas verziehen worden*). Und dann spottet er über den Dichter, der „ein körperliches Bedürfniß (den sinnlichen Trieb) so schön zu einer geistigen Vollkommenheit herausgeputzt habe". Er wünschte daher ein Schlußkapitel zum Werther, „je cynischer, desto besser".

Doch hielt er es für verlorene Mühe, wider die neue Richtung anzukämpfen. Als sein Bruder Karl über Lenzens „Arria" eine scharfe Kritik veröffentlichen wollte, schrieb er ihm am 16. Juni 1776: „Deine Kritik ist recht gut, aber, wenn ich Dir rathen soll, gieb Dich nicht mehr mit diesen Leuten ab! Sie wollen nun einmal nicht anders". „Die jungen Genies", klagte er, „verscherzen muthwillig alle Erfahrungen der vergangenen Zeit und scheinen es darauf anlegen zu wollen, daß Jeder die Kunst aufs Neue für sich erfinden solle**)."

Damit hatte er in der That das Wesen der neuen Richtung treffend bezeichnet. Der Uebergang von Lessing zu der sogenannten „Sturm- und Drangperiode" ist eine Rückkehr von einer Poesie der Realität zu einer Poesie des Individualismus, des vorwiegenden innerlichen Empfindungslebens.

*) „Werke" 12. Bd. S. 420. Man erinnert sich hier unwillkürlich der Worte Mendelssohn's im „Phädon" (1. Gespräch), wo mit Bezug auf den Selbstmord gesagt wird: „Wir Menschen sind hinieden ausgestellt wie die Schildwachen und dürfen also unsre Posten nicht verlassen, bis wir abgelöst werden", — ein Ausspruch, der ebenso, wie jenes Lessingsche Urtheil, scharf den grellen Contrast kennzeichnet, der zwischen der auf dem Boden des straffen Fridericianischen Staates stehenden Lebensanschauung Lessing's und der andern Berliner und derjenigen der jüngern Dichterschule bestand, die sich wieder unter die unbeschränkte Herrschaft des rein subjectiven Empfindens begab.

**) Ebenda, S. 455.

Vierter Abschnitt.

Die deutsche Poesie abermals unter dem Einflusse einer einseitigen Herrschaft des innern Empfindungslebens. Die „Sturm- und Drangperiode“. Goethe's und Schiller's Jugenddichtungen.

Veranlassende äußere Ursachen dieser Wandlung. Wiederermatten der von Friedr. II. ausgegangenen Impulse.

Die realistische Richtung Lessing's war wesentlich hervorgerufen, ermuntert und unterstützt worden durch die großen Ereignisse der Fridericianischen Aera und deren gewaltige Eindrücke auf die Gemüther der Zeitgenossen. Nun aber begannen jene Ereignisse allmälig in den Hintergrund zu treten, diese Eindrücke mehr und mehr sich abzuschwächen. Die Großthaten des siebenjährigen Krieges selbst verblaßten nach und nach, wenn nicht in dem Gedächtniß, so doch in der unmittelbaren Empfindung der Menschen*). Nur etwa ein allgemeines Gefühl

*) Wie rasch auch die gewaltigsten Eindrücke solcher Art wieder zurücktreten vor Empfindungen oft der ganz entgegengesetzten Richtung, davon haben wir näherliegende unzweideutige Beispiele. Wer hätte inmitten der großen Volkserhebung 1813 es für möglich gehalten, daß wenige Jahre darauf das deutsche Geistesleben dem Quietismus der Romantik, den freiheitsfeindlichen Theorien christlich-germanischer Staatskunst, oder den Trivialitäten und Gemeinheiten der Clauren, Schilling u. A. verfallen könnte? Und das war die Zeit nach einem wirklichen Nationalkriege! Ja selbst heut — wer hätte geglaubt, daß so bald nach dem höchsten Aufschwunge nationaler Begeisterung, nach Thaten und Erfolgen, wie sie uns die Jahre 1870 und 1871 gebracht, die kleinlichste Erbärmlichkeit eines verbissenen Particularismus und die unverhohlene Reichsfeindlichkeit eines vaterlandslosen Ultramontanismus (von der rothen Internationale ganz zu schweigen), so bald und so keck sich wieder ans Licht hervorwagen und in so weiten Kreisen Anhang oder doch Duldung finden würden? Kann es da Wunder nehmen, wenn die viel weniger spontane Erhebung nur eines Theils der Nation, nämlich des preußischen Volks, wie sie im siebenjährigen Kriege stattgefunden, so rasch wieder anderen Eindrücken weichen mußte?

der Erregung blieb davon noch längere Zeit zurück; allein, da ihm ein bestimmter Gegenstand und Anhalt je länger je mehr verloren ging, so nahm dasselbe allmälig unklare, nebelhafte Formen an und schweifte in seinen Kundgebungen oftmals nach ganz fremdartigen Richtungen ab. Der erwachte Trieb nach Thaten fand sich unbefriedigt in einer wieder thatenarm gewordenen Zeit. Man empfand „Ekel vor dem tintenkleckſenden Säculum". Die öffentliche Kritik kleinstaatlicher Jämmerlichkeiten, wie sie namentlich seit der Mitte der sechziger Jahre in Flug- und Zeitschriften immer stärker sich regte*), entflammte leidenschaftlicher empfindende Gemüther, zu brennender Ungeduld nach der Beseitigung von Mißständen, gegen welche der überall erwachte Geist der Humanität und der durch Friedrich's Regiment ermuthigte lebendigere Rechtssinn sich empörte. Je weniger aber eine Aussicht, ja auch nur eine Möglichkeit vorhanden schien, so berechtigte Wünsche im praktischen Leben wirklich durchzusetzen, um so stürmischer und ungeberdiger meinte der Einzelne in seiner Idealwelt und deren poetischen Abspiegelungen denselben Ausdruck geben zu müssen. Die erregte Phantasie „schuf sich Tyrannen", die sie bekämpfte, und fand in Räubern und Raubrittern Ideale eines Thaten- und Freiheitsdranges, für dessen Verwirklichung das Leben selbst keinen Raum bot**).

---

*) Hier kommen besonders die Schriften von K. Fr. von Moser und Justus Möser in Betracht, auf welche beide auch Goethe in seinen Aufzeichnungen ausdrücklich Bezug nimmt. (S. I. Bd. S. 140 ꝛc.)

**) Goethe, in dessen vielseitigem und weiterschlossenem Geiste nahezu alle Richtungen und Strebungen der Periode, die wir hier zu schildern unternehmen, in einer oder andern Gestalt sich spiegeln, ist uns durch das Gewirr der mannigfachen und zum Theil heterogenen Erscheinungen, die sich darin bald kreuzen, bald verschmelzen, ein unschätzbarer Führer; wir werden beinahe zu jeder solchen Erscheinung, oder zu einer Gruppe derselben, eine Aeußerung Goethe's oder ein poetisches Werk von ihm als Erläuterung beibringen können. So gleich hier. In „Dichtung und Wahrheit" („Werke", 26. Bd., S. 142) sagt er: „Das von Klopstock erregte Vaterlandsgefühl fand im Frieden keinen Gegenstand, an dem es sich hätte üben können. Friedrich hatte die Ehre eines Theils der Deutschen gegen eine verbundene Welt gerettet, und es war jedem Gliede der Nation erlaubt, durch Beifall und Verehrung dieses großen Fürsten Theil an seinen Siegen zu nehmen. Aber wo denn nun hin mit jenem erregten kriegerischen Trotzgefühl? Welche Richtung sollte es nehmen, welche Wirkung hervorbringen? Zuerst war es blos poetische Form, und die nachher so oft gescholtenen „Barden-

In dem eignen Lande des großen Königs verlor der Geist, den dieser seinem Volke eingehaucht hatte, wieder viel von seiner ursprünglichen Spannkraft. Furchtbar erschöpft und wirthschaftlich bis aufs äußerste ausgesogen durch den langen und verheerenden Krieg, mußte wohl das preußische Volk den hohen Flug seiner Gedanken, den ihm die glorreichen Thaten seines Königs verliehen hatten, wieder herabspannen. In den Beschäftigungen und Sorgen des kleinbürgerlichen Lebens, zu denen es jetzt zurückkehrte, empfand es nicht mehr jenen gewaltigen Zug eines starken Gemeingeistes, der in den Thaten und Leiden des Kriegs („wo Fürst und Volk", um mit Goethe zu reden, „für Einen Mann standen") alle Glieder des Volkes wie des Heeres unter sich und mit einem einzigen großen Ganzen verschmolzen hatte; vielmehr trat überall der schroffe Gegensatz wieder in den Vordergrund zwischen dem unbeschränkt, wenn auch in wohlwollender Weise, gebietenden Herrscher und dem blindlings, aber vielleicht widerwillig, gehorchenden Unterthan. Friedrich selbst scheint diesen Gegensatz schmerzlich empfunden zu haben, ohne ihn gleichwohl beseitigen zu können; man erzählt von ihm, er habe kurz vor seinem Tode ausgerufen: „Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen". Goethe, der 1778 Berlin besuchte, empfing von dieser Hauptstadt der Monarchie Friedrich's den Eindruck einer großen Maschine, in welcher jeder Einzelne nur ein willenloses Rad sei, das von der „alten Walze Friedrich" in Bewegung gesetzt werde. Lessing selbst, der einst in dem jugendlich aufstrebenden Berlin so gern geweilt und für sein eigenes Streben so kräftige Impulse empfangen hatte, fühlte sich fast unbehaglich in dem Berlin der späteren Jahre, das zugleich mit seinem Könige zu altern schien.

Wenn Solches in Preußen selbst, gleichsam unter den Augen Friedrich's, geschah, wie dürften wir uns darüber wundern, daß der frische Zug, den Friedrich's Persönlichkeit und Regierung dem deutschen Geiste auch außerhalb Preußens mitgetheilt zu haben schien,

---

lieder" häuften sich durch diesen Trieb, durch diesen Anstoß. Keine äußern Feinde waren zu bekämpfen; nun bildete man sich Tyrannen" u. s. w. Nicht undeutlich giebt Goethe weiterhin zu verstehen, daß auch sein „Götz" wesentlich mit aus solchen vom siebenjährigen Kriege nachzitternden Erregungen entstanden sei.

noch rascher wieder ermattete und entgegengesetzten Strömungen wich? Im übrigen Deutschland hatte man von dem siebenjährigen Kriege unmittelbar keine anderen Wirkungen empfunden, als verwüstete Fluren und hohe Contributionen. Es war schon viel, wenn der gewaltige Kriegsruhm Friedrich's diese bittern Empfindungen augenblicklich zum Schweigen brachte und dem großen Könige Bewunderer und Anhänger selbst in solchen Ländern schuf, deren Regierungen sich im Kriege mit ihm befanden. Aber dieser Schwung der Begeisterung ging mit den Thaten selbst, die ihn erzeugt hatten, vorüber, und an seine Stelle traten bald wieder die nüchterne Berechnung, die angewöhnte Beschränktheit kleinstaatlichen Bewußtseins und der eingewurzelte Haß der Nachbarn gegen das machtvoll aufstrebende Preußen. Selbst der Tod Friedrich's vermochte, wie wir aus einem Briefe Garve's*) ersehen, nicht überall diesen Haß zu versöhnen und einer gerechteren Würdigung des großen Königs Raum zu schaffen. Nicht zufrieden, in Friedrich den Feind und Bedrücker des eigenen Landes zu hassen und anzugreifen, bemäkelte man auch seinen Ruhm als Feldherr und Regent. So gelangte man dahin, das Gefühl der Bewunderung, das Friedrich, wie jeder wahrhaft große Mann, auch seinen Gegnern eingeflößt hatte, in weiten Kreisen wieder zu zerstören und so dem deutschen Geiste das Einzige zu nehmen, was ihm seit langer Zeit einmal wieder einen würdigen Gegenstand der Begeisterung, und zwar einer nationalen Begeisterung, geboten hatte.

Die Rückwirkung, die dies auf die deutsche Literatur hatte, können wir nicht besser als durch Goethe's treffende Worte und durch sein eigenes Beispiel veranschaulichen. Wie er in „Dichtung und Wahrheit" erst das Aufgehen einer neuen, gehaltreicheren Epoche deutscher Dichtung als eine Folge des siebenjährigen Krieges und seiner Thaten geschildert, so erzählt er weiterhin, wie ihm während seines Aufenthaltes in Leipzig (1766—1768) die Begeisterung für Friedrich abhanden gekommen und verleidet worden sei im täglichen Verkehr mit solchen Kreisen, welche in Friedrich II. nicht blos den Landesfeind haßten, sondern auch an seiner Regententhätigkeit, ja

*) Garve schreibt am 26. Septbr. 1786 an Weiße in Leipzig: „Welchen Eindruck hat der Tod des Königs bei Ihnen gemacht? Haben sich jetzt Die, welche er beleidigt hatte, mit ihm ausgesöhnt?" („Briefe", 1. Thl., S. 259.)

an seiner Feldherrngröße wenig gelten lassen wollten. Gleichzeitig aber deutet er an, welche Folgen für seine eigene dichterische Entwicklung es gehabt habe, daß ihm solchergestalt jeder würdige und anregende Stoff aus dem äußern Leben entgangen, wie er dadurch genöthigt worden sei, „Alles in sich selbst zu suchen" und „immer nur in seinen eigenen Busen zu greifen", mit andern Worten, sich einer rein subjectiven Dichtweise zuzuwenden*). Und so ging es im Allgemeinen. Der abermalige Sieg des Individualismus in der Poesie, die nothgedrungene Selbstbeschränkung des Dichters auf den Umkreis seiner eigenen, subjectiven Erfahrungs- und Gefühlswelt war von dem Augenblicke an entschieden, wo der entgegengesetzten, realistischen Anschauung, wie sie Lessing gepflegt hatte, jener Anschauung, welche ihre dichterischen Motive in der äußeren Welt mit ihren „großen Begebenheiten" und „großen Empfindungen" sucht, der Boden unter den Füßen weggezogen, wo dem Dichter die Freude an dieser äußeren Welt, ihren Thaten und ihren Persönlichkeiten wieder verleidet ward.

Die Regententhätigkeit Friedrich's selbst nahm seit dem Ende des siebenjährigen Krieges einen wesentlich andern Charakter an, einen Charakter, der viel weniger geeignet war, auf den Geist der deutschen Nation belebend und kräftigend einzuwirken. Das Meiste von dem, was Friedrich für die Verwirklichung der höchsten Ideale der Philosophie und der Aufklärung gethan, fällt in jene frühere Periode: die Verkündigung der großen Grundsätze der Toleranz, der Gewissens- und Denkfreiheit, der Gerechtigkeit, der Gleichheit Aller vor dem Gesetz. Was ihm weiter zu thun blieb, das waren größtentheils nur Maßregeln zur Durchführung jener Grundsätze im Einzelnen, Maßregeln, die nach außen und in der Ferne viel weniger Effect machten, ja oft kaum bemerkt wurden. Seine angestrengteste Thätigkeit aber verwendete er in der Zeit nach dem siebenjährigen Kriege auf die Linderung und Heilung der Wunden, welche dieser dem materiellen Wohlstande seines Volkes geschlagen hatte. Gewiß war diese landesväterliche Sorgfalt nicht weniger wohlthätig und vielleicht im Augenblicke noch dringlicher, als jene reformatorische, allein sie bewegte sich ihrer Natur nach mehr in engbegrenzten und

*) „Werke", 25. Bd. S. 108 und 126.

unscheinbaren, meist provinzialen und localen Verhältnissen, ward daher zwar von den Nächstbetheiligten dankbar verehrt, allein in weiteren Kreisen weniger beachtet, noch weniger sympathisch mitempfunden. Dazu kam, daß die nothwendige Rücksicht auf Wiederbelebung des Handels und Gewerbfleißes im eigenen Lande den großen König in dieser Zeit vielfach nöthigte oder doch verleitete, diesen Zweck auf Kosten anderer deutscher Länder durch Sperr- und Zwangsmaßregeln aller Art zu erreichen, was nicht blos zwischen Preußen und seinen deutschen Nachbarn die Schranken von Neuem aufrichtete, welche des Königs frühere Regierungshandlungen in andern Beziehungen zum Theil beseitigt hatten, sondern auch den erhebenden Eindruck der befreienden Kraft des Fridericianischen Geistes bei Vielen wesentlich abschwächte*).

So versiegte allmälig der Quell großer gemeinsamer Empfindungen, welche der deutsche Geist eine Zeit lang aus Friedrich's II. Thaten und seiner allbewunderten Persönlichkeit gesogen hatte, und an ihre Stelle trat wieder das verödende Gefühl der Zerrissenheit, der Ohnmacht und Bedeutungslosigkeit des deutschen Lebens, namentlich bei den Bevölkerungen der Kleinstaaten, welche im ganzen Umkreise der schalen Alltäglichkeit, in der sie sich bewegten, nichts fanden, was sie hätte aufrichten und begeistern, nichts, was einem höheren Geistesfluge oder einem stärkeren Thatendrange würdige Ziele hätte bieten können.

Zwar schien gerade damals, als der belebende Einfluß, der eine Zeit lang vom Norden her auf den deutschen Nationalgeist geübt worden war, wirksam zu sein aufhörte, dafür im Süden ein anderer sich zu erschließen. In der neu aufgehenden Sonne des jugendlichen Habsburgers, Josephs II., der 1764 den deutschen Kaiserthron bestieg, meinte Mancher einen Ersatz, vielleicht mehr als das, für das von seiner Höhe allmälig herabsinkende Gestirn des „großen Salomon im Norden" (wie Gottsched seinerzeit Friedrich II. genannt hatte) zu begrüßen. Nicht blos Klopstock und Wieland richteten ihre Blicke hoffnungs- und sehnsuchtsvoll nach Wien, sondern selbst Lessing,

---

*) Macaulay in seinem Essay über Friedrich II. hat diese Seite der Regierungsthätigkeit des großen Königs ungerechter Weise, in Verkennung der Verhältnisse, unter denen dieselbe stattfand, allzu hart beurtheilt.

dessen frühere Begeisterung für preußisches Wesen neuerdings einem Unmuth gewichen war, an welchem die Empfindlichkeit über die erfahrene persönliche Zurücksetzung sicherlich weniger Antheil hatte, als die Mißstimmung über des Königs allzu französische Geistesrichtung, die ihn gegen deutsche Geistesbestrebungen ungerecht machte, — selbst Lessing verschmähte es nicht, durch einen persönlichen Besuch Wiens sich wenigstens zu überzeugen, was von dorther zu erwarten sei. Allein er kehrte enttäuscht zurück. Ebenso wenig brachte es Klopstock, außer einigen emphatischen Lobgedichten auf den Kaiser, brachte es Wieland, trotz seines mit dem Blicke auf Joseph verfaßten „Goldenen Spiegels" und trotz des großen Beifalls, den seine schlüpfrigen Schriften in der lebenslustigen Kaiserstadt an der Donau fanden, zu einem näheren Verhältniß mit dem Wiener Hofe. Am allerwenigsten aber kam von dorther dem deutschen Geistesleben auch nur entfernt ein ähnlicher belebender und verjüngender Anstoß, wie er von Berlin ausgegangen war.

Joseph selbst sah sich, so lange seine Mutter lebte, beim besten Willen außer Stande, dem engherzigen Geiste der österreichischen Staatskunst und dem verdunkelnden Einflusse der mächtigen römischen Hierarchie wirksam entgegenzutreten. Als Kaiser vermochte er ebenso wenig dem altersschwachen Reiche einen neuen Geist einzuhauchen. Als er endlich (1781) zur Regierung seiner Erbländer gelangte und dann allerdings mit raschem, nur zu raschem Eifer im Fluge nachholen wollte, was sein großes Vorbild im Norden vierzig Jahre vorher ausgeführt hatte, da vermochte auch dieses sein Walten, bei aller gerechten Anerkennung, die seine guten Absichten in Deutschland fanden, gleichwohl nicht entfernt eine ähnliche elektrisirende Wirkung auf den deutschen Nationalgeist im Allgemeinen zu äußern, wie jene früheren Befreiungsthaten Friedrich's. Zwischen den habsburgischen Ländern mit ihrer zurückgebliebenen Geistesbildung und dem übrigen Deutschland war der Zusammenhang schon lange ein so lockerer, daß von dorther unmöglich dem deutschen Culturleben, vollends der norddeutschen Literatur, eine Verjüngung und Kräftigung kommen konnte*).

*) Wenn Hillebrand (a. a. O. 1. Bd. S. 271) Kaiser Joseph gewissermaßen mit zu den Männern der „Sturm- und Drangperiode" zählt und von

Noch viel weniger freilich war dies der Fall mit jenen einzelnen Anläufen zu einer angeblichen Neubildung des nationalen Geistes, durch welche einige deutsche Fürsten zweiten Ranges wirklich oder zum Schein sich zu Reformatoren deutscher Kunst und Wissenschaft aufzuwerfen versuchten, wie der Gründer der Carlsschule, der würtembergische Herzog Carl Eugen, oder der des sogenannten Nationaltheaters und der Akademie zu Mannheim, der pfälzische Carl Theodor.

Auch dem im fernen Rußland aufleuchtenden Gestirne der Zaarin Katharina, welcher ein Voltaire und ein Diderot als der „Semiramis des Nordens“ huldigten, wandten manche der strebsameren Geister in Deutschland sich hoffnungsreich zu, zumal dann, als die deutschen Ostseeprovinzen mit dem an Bildungseinflüssen reichen Riga so gut wie unmittelbar der Herrschaft jener kaiserlichen Frau unterworfen und von ihrer Gunst abhängig geworden waren. Verstieg sich doch Herder in seiner Jugend zu dem schwärmerischen Gedanken, Katharina II. für gewisse reformatorische Pläne im Fache der Erziehung und Menschenbildung zu gewinnen und mit ihrer Hülfe von Rußland aus die Ostseeprovinzen, Deutschland, ja Europa in einem ganz neuen Geiste zu gestalten. Aber wie hätte eine wirkliche Neubelebung des deutschen Geistes von Rußland her, überhaupt von außerhalb Deutschlands kommen können?

Abermaliges Ueberhandnehmen individueller Stimmungen in der deutschen Literatur. — Fortdauernder Einfluß der Klopstockschen und der Wielandschen Richtung.

Je mehr aber so die Einströmungen des äußeren Lebens, der größeren Welt der Ereignisse und der allgemeinen Interessen, welche eine Zeit lang der deutschen Literatur einen höheren Schwung und einen volleren Gehalt verliehen hatten, wieder zurücktraten, um so mehr Gewalt erhielten über diese aufs Neue theils individuelle Stimmungen, theils literarische Einflüsse. Frühere Richtungen der Poesie, durch Lessing, unter der mitwirkenden Gunst äußerer Verhältnisse, eine Zeit lang zurückgedrängt, aber niemals ganz beseitigt, — tiefgewurzelt, wie sie waren, in der Wesenheit und der

---

Wien sagt: „der Sturmdrang sei dort, wenn auch weniger literarisch nachhaltig, doch immerhin symptomatisch hervorgetreten“, so ist uns dies nicht recht verständlich — man müßte denn Joseph's Vorliebe für Rousseau geltend machen, was doch schwerlich ein ausreichender Grund dafür wäre. Sonnenfels, den Hillebrand hier aufführt, gehört vielmehr zu den „Aufklärern“ und ist als solcher früher (1. Bd. S. 129) erwähnt worden.

Geschichte des deutschen Volks — traten in voller Stärke wieder hervor. Gottsched zwar mit seinem französisch-classischen Zopf war durch Lessing ebenso gründlich aus dem Felde geschlagen und vernichtet, wie die Franzosen durch Friedrich bei Roßbach. Allein der überfliegende Klopstocksche Idealismus und der weichliche Wielandsche Eudämonismus erreichten eben jetzt ihren Höhepunkt. Der Erstere fand eine schwärmerische Propaganda zu Anfang der 70er Jahre in dem Göttinger Hainbund*); Wieland aber ging schon bald nach 1760 mit immer schnelleren Schritten vom Seraphismus zum Epikuräismus über, schrieb Agathon, die komischen Erzählungen, Musarion, und gewann damit Sympathien nicht blos in den von französischer Frivolität angesteckten vornehmen, sondern selbst in vielen bürgerlichen Kreisen.

Mit diesem Wiederemporstreben heimischer literarischer Einflüsse, welche der realistischen Richtung Lessing's direct entgegengesetzt waren, verbanden sich andre, vielleicht noch mächtigere, von außen, welche den deutschen Geist in gleicher Weise davon ablenkten.

---

*) S. oben S. 169 ff. Die Mitglieder dieses Kreises hatten in ihrer frühesten Jugend, welche noch in die Zeiten des siebenjährigen Krieges fiel, auch einen Hauch von Friedrich's Geiste gespürt. Die beiden Grafen Stolberg spielten als Knaben mit ihren Altersgenossen Gerstenberg, Schönborn, Münster, Resewitz, dem jüngern Cramer „Krieg", wobei der Besiegte regelmäßig den Feldmarschall Daun (Friedrich's d. Gr. unebenbürtigen Gegner) vorstellen mußte. Voß, in seinem stillen mecklenburgischen Heimatsorte, sammelte seine dörfischen Spielkameraden unter einer Papierfahne mit dem preußischen Adler. Aber, wie Klopstock selbst, so wurden auch seine Nachahmer von dem Enthusiasmus für Friedrich abgelenkt auf mehr abstract menschliche und freiheitliche Empfindungen, und das um so leichter, als sie, zu Jünglingen herangewachsen, Friedrich's Gestirn schon nicht mehr im Zenithe seines Glanzes erblickten. (S. „Eutiner Skizzen", von Bippen, S. 54, 142.) Wenn übrigens, wie häufig geschieht (u. a. von Hillebrand a. a. O. 1. Bd. S. 274) die Göttinger geradezu den Dichtern der „Sturm- und Drangperiode" beigezählt werden, so widerspricht dem ihr entschiedener Antagonismus gegen Wieland und dessen eudämonistische Richtung, welche in der Denk- und Dichtweise dieser letztern einen so wesentlichen Factor bildet. Daß zwischen einzelnen der Göttinger und einzelnen Dichtern der „Sturm- und Drangperiode" Beziehungen — persönliche oder auch wahlverwandtschaftliche — bestanden, daß insbesondere manche von jenen durch die ersten Goetheschen Dichtungen beeinflußt wurden (wie die Stolberge und Bürger durch den „Götz", Miller durch den „Werther"), soll damit nicht geleugnet werden.

Durch ein verhängnißvolles Zusammentreffen geschah es, daß diese letzten Einflüsse gerade um dieselbe Zeit sich geltend machten, wo die Einwirkungen vom äußern Leben her schwächer wurden.

Literarische Einwirkungen von außen: Richardson, Young, Ossian.

Schon die Dichter der Empfindsamkeit, Gellert, Klopstock und ihr Anhang, waren bei jenen englischen Schriftstellern in die Schule gegangen, welche gegen die nach England eingedrungene theils kaltverständige, theils leichtfertige französische Manier zu Gunsten des natürlichen Gefühls und der unverdorbenen volksmäßigen Denkweise eine siegreiche Reaction ins Werk gesetzt hatten. Bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte diese neue Richtung dort ihren vollen Sieg gefeiert und sich in den mannigfachsten Formen ausgebreitet. Der empfindsame Roman erreichte seinen Höhepunkt in Richardson's „Grandison“ (1753), dessen Held auch in Deutschland das Ideal aller schwärmerischen Jünglings- und Mädchenherzen ward. Die „Nachtgedanken“ Young's — des persönlichen Freundes und Correspondenten Klopstock's —, welche 1760 erschienen und alsbald von Ebert, einem ehemaligen Genossen des Gellertschen Kreises, übersetzt wurden, nährten den Geist tiefsinniger Schwermuth. Sie wurden, wie der englische Gesandte in Berlin, Mitchell, verwunderungsvoll bemerkte, in Deutschland weit mehr, als in England selbst, gelesen und nachgeahmt*). Der Humor Sterne's, dessen „Tristram Shandy“ 1759, dessen „Empfindsame Reise“ 1768 erschien**), ein ächter Sohn Englands in seiner Doppelgestalt als halb lachend, halb weinend, brachte auf die zur Empfindsamkeit neigenden Deutschen vorzugsweise von der letzteren Seite einen lebhaften Eindruck hervor. Die rührenden Figuren der seelenkranken Maria und des sanften Mönches Lorenzo machten manche Thräne fließen; die „Lorenzodosen“ waren lange Zeit förmlich Mode, ja wurden das Symbol eines durch Deutschland und bis nach Italien hinein weitverbreiteten „Ordens der Sanftmuth und Versöhnung“***). Auch die

*) Abbt's „Schriften“, 2. Bd.

**) Letztere noch im gleichen Jahre ins Deutsche übersetzt von Bode.

***) Goethe schreibt die damals so weit verbreitete und so hoch gesteigerte „Sentimentalität“ vorzüglich auf Rechnung Sterne's. „Es entstand“, sagt er, „eine Art zärtlich leidenschaftlicher Ascetik, welche, da uns die humoristische Ironie

andern englischen Humoristen fanden in Deutschland die Sympathien wahlverwandter Geister. Swift ward Herder's Liebling; von Goethe wissen wir, daß er den „Vicar of Wakefield“ von Goldsmith in das idyllische Stillleben der Pfarrersfamilie von Sesenheim einführte und damit Dichtung und Wahrheit in einander verwob.

Besonders folgereich in ihren Rückwirkungen auf Deutschland ward noch eine andere Richtung der damaligen englischen Poesie: das Zurückgehen auf die älteren Denkmale der Volksdichtung, gleichsam als den Urquell aller natürlichen, unverkünstelten Denk- und Empfindungsweise. Im Jahre 1760 erschienen, als ein wieder aufgefundener und dem Dunkel vieljahrhundertjähriger Vergessenheit entrissener Schatz, die Gedichte des alten schottischen Barden Ossian, Schilderungen einer sagenhaften Heldenzeit mit ihren fast übermenschlichen Heroengestalten, ihren wilden Kämpfen und Abenteuern zu Land und zur See, aber auch mit Scenen voll sanfter Herzensempfindungen, voll Liebesgram und Liebessehnsucht, dazu mit einer Naturstaffage voll schwermuthsvoller Erhabenheit: weiten, öden Haiden, auf denen nur „die Distel sich im Winde schaukelt“, einsamen Felsenhöhen, kahlen Bergesgipfeln, um welche ein Nebelmeer wogt, grauen Wolken, auf denen „die Geister der Erschlagenen reiten“. Erst viel später entdeckte man, daß diese angeblich uralten Dichtungen nichts weiter als das Machwerk einer kecken, aber nicht ungeschickten Täuschung waren, daß ihr Herausgeber, Macpherson, sie mit Hülfe einiger noch in den schottischen Hochlanden im Munde des Volkes lebenden Sagen selbst gefertigt und, um ihnen mehr Reiz und leichteren Eingang zu verschaffen, den zauberischen Schleier des Geheimnisses und des unvordenklichen Ursprungs um sie gebreitet hatte. Damals aber gelang diese Täuschung vollkommen, und nicht blos die Ein- und Anwohner der schottischen Hochlande und ihre Nachbarn, die Engländer, sondern auch die Deutschen berauschten sich (wiederum Letztere in fast noch höherem Grade als Jene) in den schwermuthsvollen, pathetischen, Phantasie und Gefühl mit ganz neuen, bisher ungekannten Tönen ergreifenden Klängen dieser vermeintlich

---

der Britten nicht gegeben war, in eine leidige Selbstquälerei ausarten mußte.“ („Werke“, 30. Bd., S. 213. Vgl. auch „Nachgelassene Werke“, 5. Bd. S. 300.)

urächt nationalen und volksthümlichen Nordlandspoesie*). Klopstock fand sich dadurch sympathisch ergriffen und von der Welt der heiteren Griechen, deren Formen er bis dahin nachzubilden gestrebt, zu der erhabenen Düsterheit der nordischen Götter- und Heldensage hinübergelockt. Herder hatte schon in seinen „Kritischen Wäldern" (1768) auf Ossian aufmerksam gemacht und den Wunsch geäußert: „Ossian möge der Lieblingsdichter junger epischer Genies werden". Er selbst schwelgte bald darauf, auf der Reise, die er nach Frankreich unternahm, in dem Genuß, im Vorbeifahren an den rauhen Küsten Schottlands des alten „Barden" Gedichte zu lesen und dessen Helden gleichsam lebendig vor seinen Augen über die felsigen Klippen wandeln oder auf den darüber hinziehenden Nebelstreifen reiten zu sehen. Ein noch jüngeres Geschlecht dichterischer und empfindsamer Seelen fand eine süßschmerzliche Befriedigung darin, seine eigenen Herzensleiden auszuströmen in dem Klageliede Minona's und den sehnsuchtsvollen Klängen des einsam sterbenden Alpin. Goethe läßt seinen Werther dem Freunde schreiben: „Ossian hat bei mir den Homer verdrängt", und in jener letzten, hocherregten Scene mit Lotten, die unmittelbar der Katastrophe vorhergeht, vor ihr die wilden Todesgedanken, mit denen er sich trägt, in den schwermüthigen Weisen Ossian's, die er ihr vorliest, halb verbergen und halb enthüllen.

Hervorsuchen der alten Volksdichtung. Bekanntschaft mit der italienischen und spanischen Poesie.

In ähnlicher Richtung wirkten zwei andere Versuche der Wiederbelebung des Geistes altvolksthümlicher Geschichte und Poesie des germanischen Nordens. Im Jahr 1765 erschienen Percy's Reliques of ancient english poetry („Ueberreste altenglischer Dichtkunst"), welche alte Volkslieder enthielten, und ungefähr um dieselbe Zeit wurde in Deutschland die sogenannte jüngere Edda bekannt, die älteste Quelle jener nordländischen Götter- und Heldensage.

Klopstock vertauschte alsbald die griechische Mythologie mit derjenigen der Edda und meinte eine große poetische und noch größere patriotische That zu thun, indem er in seinen Oden an die Stelle homerischer Götternamen die Namen Odin, Thor, Freya und ähnliche

*) Die erste deutsche Uebersetzung von Ossian erschien 1764, dann rasch nach einander mehrere, so 1767 zwei auf einmal, 1768 die des österreichischen Präsidenten Denis in Hexametern.

setzte. Goethe studirte in Leipzig Percy's Reliques und ward dadurch zuerst auf die alte Volks- und Heldenpoesie hingelenkt.

Dieses Zurückgreifen theils in die eigene Vergangenheit, theils in den Schatz fremder Literaturen, nicht um von ihren Kunstformen zu lernen, sondern um ihre Schöpfungen stofflich sich anzueignen, sie gleichsam anzuempfinden, sie mit Stumpf und Stiel in die Gegenwart und die eigene Literatur zu verpflanzen, — dieses Bestreben (allezeit ein Symptom, daß der poetische Schaffenstrieb im eignen Leben der Gegenwart keinen geeigneten Stoff und keine genügende Anregung findet) griff damals nach den verschiedensten Seiten hin um sich, ward auch durch die Fortschritte der Wissenschaft auf verwandten Gebieten aufgemuntert und unterstützt. Die ältere deutsche Poesie — die Nibelungen, die Minnesänger, das Heldenbuch — war bereits durch die Bemühungen Gottsched's, der Schweizer, Lessing's der Gegenwart näher gebracht und theilweise erschlossen worden. Die alten italienischen Dichter Dante, Ariosto, Tasso wurden jetzt (1763 ff.) durch Uebersetzungen von Meinhard in Deutschland bekannt. Durch Bodmer lernte man (1765) den Hudibras von Butler, eine Art von englischem Don Quixote, durch Bertuch zwei Jahre darauf (1767) das spanische Original selbst kennen.

Die classische und die alttestamentliche Dichtung als Muster einer Naturpoesie der Völker.

Um dieselbe Zeit nahm auch die Beschäftigung mit der classischen alten Welt einen neuen Aufschwung. Wenn man früher nur die einzelnen Dichtwerke der Griechen und Römer studirt hatte, um sie poetisch zu genießen oder nachzuahmen, so suchte man jetzt in den Geist der antiken Weltanschauung im Ganzen einzudringen, sich damit zu erfüllen und diese Weltanschauung selbst so viel als möglich in der Gegenwart wieder lebendig zu machen. Winckelmann in seiner epochemachenden Kunstgeschichte hatte an den plastischen Kunstwerken der Griechen nachgewiesen, wie der griechische Geist in voller Naivetät, unter dem fördernden Einflusse günstiger politischer und socialer Verhältnisse, lebensvolle, naturwahre Gestalten geschaffen habe. Der Engländer Wood in seinem „Essay on the original genius and the writings of Homer“, 1769, („Untersuchung über das Originalgenie und die Schriften Homer's“) führte aus, wie Homer nach eigner Anschauung der Landschaften, die er schildert, und in unmittelbarer Erfassung des großen Heldengeistes seines Volkes seine

unsterblichen Dichtungen geschaffen habe. „Homer", sagte er, „hatte keine Muster vor sich, er ist nichts als die Natur." „Er hatte die Natur als ein Jonier und als ein Reisender beobachtet, und das in einem Zeitalter, wo das politische, bürgerliche und häusliche Leben auf einer Stufe stand, von welcher die nächsten Zeiten sogleich weiter fortschritten *)."

Noch höher ins Alterthum hinauf führten die Untersuchungen über die heilige Poesie der Hebräer, welche schon anderthalb Jahrzehnte früher ebenfalls ein Engländer, Rob. Lowth, in seinen Praelectiones de sacra Hebraeorum poësi („Vorlesungen über die heilige Poesie der Hebräer") veröffentlicht hatte **). Die deutsche Theologie hatte seit Ernesti angefangen, die heiligen Schriften gleich den profanen mit dem allgemeinen Maßstabe philologischer Kritik zu messen. Jetzt wendete sich die Aufmerksamkeit und das Interesse einer ästhetisch angeregten Zeit vorzugsweise der poetischen Seite jener Schriften des alten Bundes zu, in denen das auserwählte Volk seine gottbegeisterten, seine patriotischen, seine Natur- und Familienempfindungen ausgeströmt hatte. Man wollte an den Propheten und Psalmisten ebenso die Eigenthümlichkeit und die ursprünglich schaffende Volkspoesie des Judenthums studiren, wie in Homer's Gesängen die des Griechenthums. Einer der am vielseitigsten, besonders auch ästhetisch und geschichtlich, gebildeten deutschen Theologen jener Zeit, der Göttinger Michaelis, gab die Schrift von Lowth übersetzt und mit Anmerkungen begleitet (1758) heraus und machte sie so seinen Landsleuten bekannt.

Diese Auffassung der Dichtungen Homer's und ebenso der Schriften des Alten Testaments, als unmittelbarer, nicht fremden Mustern nachgebildeter Ausflüsse des Geistes ihrer Zeit und des Genius ihrer Verfasser, war an sich eine vollkommen richtige und höchst fruchtbare. Nur durfte man nicht vergessen, unter welchen Voraussetzungen die dichterische Kraft in einem Homer, einem Je-

*) Schon 1770 ward diese Schrift durch eine Besprechung Heyne's in den „Göttinger Anzeigen", später (1775) durch eine Uebersetzung den Deutschen zugänglich gemacht.

**) Hamann, nachdem er das Buch von Lowth studirt hatte, nennt Griechen und Römer „durchlöcherte Brunnen" im Vergleich zu den „lebendigsten Quellen des Alterthums", den „Juden". („Hamann's Werke", von Roth, 2. Bd., S. 288.)

saias, einem Salomon wirksam gewesen war, nicht vergessen, daß in dem einzelnen Dichter oder Propheten das reiche Leben eines ganzen Volkes mit all seinen Erlebnissen, Thaten und Empfindungen pulsirt hatte. Wenn man dagegen unter der Natürlichkeit und Originalität Homer's nur das verstand, daß Homer nicht nach fremden Mustern oder äußeren Gesetzen, sondern lediglich aus einer inneren Eingebung seines Geistes gedichtet habe, und wenn man dann weiter folgerte: um ein zweiter Homer zu werden, brauche ein Jeder nur, mit Nichtachtung aller Kunstregeln, nach dem Drange seines Innern, nach dem, was man „Genie" nannte, zu dichten, — dann freilich lag die Gefahr nahe, daß bloße Regellosigkeit für Genie, ein unbestimmter Drang des Dichtens ohne die Kunst des Gestaltens, des Individualisirens und Charakterisirens, die doch allein den wahren Dichter macht, für Poesie genommen werden möchte.

Das aber geschah in der That. Und, der diese Verwirrung in den deutschen Köpfen anrichtete, war wiederum kein Anderer als der Verfasser der „Nachtgedanken", Arthur Young.

Young hatte schon zehn Jahre vor Wood (1759) „Gedanken über die Originalwerke" in einem Briefe an den Verfasser des „Grandison" veröffentlicht. Darin sagte er: „den Homer nachahmen, heiße, so wie er an den Brüsten der Natur trinken; das Buch der Natur und das Buch des Menschen — das seien die Quellen gewesen, aus denen Homer geschöpft, das seien die allein wahren castalischen Quellen, aus denen jede Originaldichtung fließen müsse. Das Genie sei der Gott in uns; das Genie komme völlig reif aus der Hand der Natur; das Genie allein, ohne die Regeln der Gelehrsamkeit, leite uns sicher in der dichterischen Composition, wie das Gewissen, ohne äußere Gesetze".

Der „Nordische Aufseher" von Cramer, einem Anhänger Klopstock's, theilte diese Schrift seinen Lesern alsbald mit, erst im Auszuge, dann in einer vollständigen Uebertragung, und schon das nächste Jahr (1760) brachte zwei selbständige Uebersetzungen davon, ein Zeichen, wie sehr jene Gedanken Young's mit einer in Deutschland weitverbreiteten Denkweise harmonirten.

Nach dieser Auffassung ward die Autorität Homer's für die „jungen Genies" zu einer Art von Freibrief, mit Vernachlässigung aller Regeln, mit Absehen von aller Erfahrung, nur den augenblick-

lichen Eingebungen der eignen Phantasie und Empfindung zu folgen, gleichsam als ob, wie Lessing es in der „Dramaturgie" ausdrückte, „Jeder für sich allein die Kunst neu erfinden wollte".

Hinneigung der Zeit zur Idylle, als der Schilderung eines Naturzustandes der Menschheit.

Bezeichnend übrigens für das wieder unkriegerisch gewordene Zeitalter und die wieder überhandnehmende Sentimentalität des deutschen Volkes war es, daß nicht das Heldenepos Homer's, die „Ilias", sondern die Schilderung individueller Abenteuer und idyllischer Zustände, die „Odyssee", das Interesse des jüngeren Geschlechts vorzugsweise auf sich lenkte. Man fand Gefallen an der Sehnsucht des Odysseus nach der langentbehrten Heimath, an der zärtlichen Gattenliebe der Penelope, an den ländlichen Gelagen auf Ithaka, an dem „treuen Sauhirten" und seinem „treuen Hunde" *). Werther erbaut sich an dem Lesen der „Odyssee" in seiner ländlichen Einsamkeit, während er die Erbsen selbst auskernt, die ihm zum einfachen Mahle dienen sollen.

Diese Vorliebe für die „Odyssee" hing eng zusammen mit der wiedererwachenden Neigung der Deutschen zur Idylle, einer Neigung, welche, wie durch Homer's „Odyssee", so auch durch Theokrit's Dichtungen genährt ward, von denen eben damals mehrere Uebersetzungen gleichzeitig erschienen **).

Ein Zurückgehen auf die Zustände derjenigen Gesellschaftsclassen, die von der verfeinerten Cultur am wenigsten beleckt waren, wie Hirten, Jäger, Fischer, Bauern, war selbst in der Periode des Zopfstyls keineswegs ausgeschlossen gewesen. Es hatte etwas Pikantes für die galonnirten und gepuderten Herren und Damen des Hofes gehabt, sich als Schäfer und Schäferinnen, Bauern und Bäuerinnen zu maskiren und in bisweilen sehr derben Späßen, in Versen oder in Prosa, angebliche Naturlaute des Volks in die gedrechselten Phrasen der steifen höfischen Etikette zu mischen ***).

Die Empfindsamkeitsdichter nahmen die Sache ernsthafter. In Gellert's Schäferspiel „Das Band", in Geßner's „Idyllen" treten arkadische Schäfer auf mit der wirklichen Prätention, für solche zu

*) Wir bedienen uns hier der treffenden Worte von Cholevius (a. a. O., 2. Bd., S. 94).

**) Von Geßner, Lieberkühn, Schwabe, Grillo.

***) S. über die sog. „Wirthschaften", 2. Bd., 1. Thl., S. 91.

gelten und die Harmlosigkeit, die Unschuld, die Sitteneinfalt eines gewissen primitiven Naturzustandes zu vergegenwärtigen. Freilich waren auch das meist noch Salonschäfer in zierlich geschnörkeltem oder idealisirtem Costüm und mit ebenso zierlich aufgestutzten Redewendungen*).

Von anderer Seite trat man eben damals dem eigentlichen „Volke“ näher durch die humanen Bestrebungen von Regierungen und Privaten, dem Bauer ein menschenwürdigeres Dasein zu verschaffen**), und durch die lebhafte Bewegung, welche der öffentlichen Meinung nach dieser Seite hin sich bemächtigte***). Die Poesie wollte dahinter nicht zurückbleiben. Gleim gab „Lieder für's Volk“ heraus, die Lessing höflich lobte, die aber doch nur der Ausdruck eines künstlichen Herabsteigens des Höhergebildeten zum Volke, also das directe Gegentheil der eigentlichen Volksdichtung waren. Voß dichtete in der Mundart des Volks (plattdeutsch), aber dennoch nicht wirklich volksmäßig. Besser gelang ihm später (in der „Luise“) das Idyll eines zwar einfachen, aber doch schon auf dem Boden der Zeitbildung stehenden norddeutschen Pfarrhauses. Für die Rechte des Volks gegen den Uebermuth der bevorrechteten Stände traten sowohl Voß, — er selbst der Enkel eines Leibeigenen — als auch Bürger mannhaft ein.

Näher schon dem eigentlichen Volksleben kam Matthias Claudius in seinen Schilderungen heiterer und ernster Scenen auf einem holsteinischen Herrenhofe mit seinen Hintersassen. In noch ungleich mannigfaltigeren und zugleich feinsinnigeren Charakteristiken der Sitten, der Anschauungen, der veralteten Vorurtheile und der berechtigten Eigenthümlichkeiten der unteren Volksstände — Bauern und Bürger — erging sich der Verfasser der „Patriotischen Phantasien“, Justus Möser.

Alle die letztgenannten Schriftsteller bewegten sich indeß auf einer durchaus realistischen Basis. Von einer schwärmerischen oder

---

*) Auch Goethe in seiner Jugenddichtung: „Die Laune des Verliebten“, huldigte noch dieser Richtung, wenn er ihr auch bereits einen etwas muntereren Ton lieh.

**) „Du machst den Bauer zum Menschen“ — singt Klopstock von Joseph II.

***) S. 1. Bd. S. 244.

gar krankhaften Sehnsucht nach einem idyllischen Naturzustande, von einer Flucht dahin aus der umgebenden Wirklichkeit war bei ihnen nicht die Rede. Viel weniger naiv war die Schwärmerei für das sogenannte Volksmäßige, für die einfachsten Lebens- und Bildungsformen, für die „Dorfgeschichten", wie sie in den Kreisen der Genialitätsdichter sich äußerte. Wie diese in den Urzuständen der Völker, in dem Culturmangel der ältesten Zeiten lebendige Offenbarungen jener Natürlichkeit und Ursprünglichkeit zu finden glaubten, in die sie das höchste Glück und die höchste Bestimmung des Menschen setzten, so meinten sie eben dieser Naturwüchsigkeit auch in der Gegenwart wenigstens nahe kommen zu können, wenn sie in die Einsamkeit der Natur und in die Gesellschaft Derer flöhen, welche am meisten mit dieser Natur und am wenigsten mit der Cultur zu schaffen haben. So war hier die Naturschwärmerei gemischt aus wirklicher Freude an den stillen Reizen des Landlebens, der idyllischen Einsamkeit einer schönen Gegend, und aus dem Gefühle der Abneigung gegen die beengenden Fesseln großstädtischer Sitte, denen man entflohen zu sein sich glücklich pries. Das Ergötzen an der ländlichen Einfalt der Dörfler gewann einen besondern Reiz durch den Contrast mit dem, was man die Unnatur der Civilisation nannte, — jener größern Welt da draußen, wo zuletzt doch Alles (wie Werther sich ausdrückt) „auf eine Lumperei hinausläuft"*).

Die idyllischen Bilder der „Odyssee" und die Schilderungen von den patriarchalischen Sitten der Urväter der Menschheit im Alten

---

*) Zu allem Obigen finden wir wieder die besten Belege bei Goethe, zumal in dessen „Werther". Zuerst schildert Werther dem Freunde sein „Walheim" (ein stilles Dörfchen, wohin er zu wandern pflegt) von Seiten seiner anmuthigen Lage, der schönen Aussicht u. s. w. Dann aber hebt er den Reiz der Zurückgezogenheit und Weltvergessenheit hervor, den er dort empfindet, wenn er in einem abgelegenen Gärtchen seinen Homer liest. Er führt eine ganze Dorfgeschichte aus von der Liebe eines Knechtes zu seiner Bäuerin; dann weiter sagt er: „Wenn meine Sinnen gar nicht mehr halten wollen, so lindert all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfs (er hat sich vorher mit einer Frau aus dem Dorfe unterhalten), das in glücklicher Gelassenheit den engen Kreis seines Daseins hingeht, von einem Tage zum andern sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht und nichts dabei denkt, als daß der Winter kommt". („Werke", 16. Bd. S. 18. 20. 22. 118. 146.)

Testamente schienen diesen Hang der Zeit nach Natureinfalt zu unterstützen und zu legitimiren*).

Demselben Bedürfniß, Alles nur aus innerer Eingebung, aus individueller Stimmung und Erregung, nicht aus einer Beobachtung der Außenwelt und einer Anregung durch diese zu schöpfen, mußte endlich auch ein Dichter als Vorbild und Autorität dienen, der sich dies wohl am wenigsten hätte träumen lassen — Shakspeare.

Shakspeare als Vorbild der „Originalgenies".

Shakspeare hatte in seinem eignen Vaterlande, England, lange Zeit dem französischen Modegeschmack weichen müssen. Erst allmälig war er wieder bekannt, gewissermaßen von Neuem entdeckt worden. Garrick's meisterhafte Darstellung Richard's III. (1741) riß das Londoner Publicum, dem dies etwas ganz Neues war, zu lebhafter Bewunderung hin. Kritik und Dramaturgie folgten diesen Spuren. Dodd schrieb 1757 Beauties of Shakspeare („Schönheiten Shakspeares"); Home in seinen Principles of criticism („Grundsätze der Kritik", 1762) rühmte Shakspeare's Talent in der Schilderung von Leidenschaften und von Charakteren, in der Kenntniß des menschlichen Herzens nach seinen feinsten und seinen dunkelsten Regungen**). Dabei gebrauchte er einen Ausdruck, der von der jungen deutschen Dichterschule begierig ergriffen ward: das Genie, sagte er, sei oft selbst ein „Raub der Leidenschaften"***).

In Deutschland hatte man sich fast noch früher, als in England selbst, mit Shakspeare zu beschäftigen angefangen. In demselben Jahre, wo Garrick in London Richard III. auf die Bühne brachte, erschien in Deutschland die erste Uebersetzung eines Drama des großen Briten, der „Julius Cäsar" des Herrn v. Borck; im Jahre darauf schrieb Elias Schlegel jene Vergleichung Shakspeare's mit Andreas Gryphius in Gottsched's „Beiträgen", worin er dessen Genie wenigstens ahnen ließ; 1755 wies Nicolai in seinen Briefen

*) Als Werther die Mädchen aus der Stadt an einem Brunnen Wasser holen sieht, so fallen ihm einerseits (aus der „Odyssee") die „Töchter der Königin ein, die dieses Geschäft selbst verrichteten", und andrerseits lebt ihm (aus der Bibel) die patriarchalische Idee auf, „wie sie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freien". („Goethe's Werke", 16. Bd., S. 9.)

**) A. a. O., 2. Bd., S. 241 ff.

***) Ebenda, 1. Bd., S. 14.

schon entschiedener auf die Bedeutung Shakspeare's hin, ein Urtheil, das Lessing dann in dem berühmten 17. Literaturbriefe (1760) bekräftigte und weiter ausführte.

Was Lessing an dem britischen Dichter vor Allem bewunderte, war die Naturwahrheit in seinen Schilderungen inhaltvoller Handlungen und tüchtiger Charaktere. Im Shakspeare wie im Homer sah Lessing Söhne und Apostel einer lebensvollen, thatkräftigen, von großen Interessen bewegten Zeit. Die Regellosigkeiten Shakspeare's nahm er mit in den Kauf, ohne gerade eine besondere Freude daran zu haben.

Von ganz anderer Seite faßten den großen britischen Dichter die Männer der neuen Genieperiode. Young in seiner Schrift über die Originalwerke hatte an ihm, wie an Homer, die Kraft des „Genie" hervorgehoben, und den modernen Dichtern gerathen, ebenso nur den Eingebungen ihres Genie zu folgen. Gerstenbergk, der Verfasser des „Ugolino" (jenes schauerlichen Drama, in welchem er Shakspeare nachzuahmen meinte, weil er Ungeheuerlichkeiten auf Ungeheuerlichkeiten häufte), schrieb seinen „Versuch über Shakspeare", worin er zwar, wie Lessing, Shakspeare's Talent des Charakterisirens hervorhob, jedoch daneben auch die „Einheitslosigkeit" in Führung der Handlung, die Abstreifung aller beengenden Regeln ihm als Vorzug anrechnete, besonderes Gewicht aber auf einzelne Kraftstellen legte, die, wie er meinte, einen „Sturm und Drang des Enthusiasmus" zu erregen geeignet seien. Lenz in seiner Schrift über das Theater hob noch entschiedener diese Seite an Shakspeare hervor. Bei Shakspeare's Helden, sagt Lenz, denkt man immer: „Das sind Kerls"! Shakspeare's Sprache vergleicht er mit der Kraftsprache in Klopstock's Bardieten. Von Goethe wissen wir*),

*) „Dichtung und Wahrheit" („Werke", 25. Bd., S. 188). — Schatz in seinen „Anmerkungen, Berichtigungen und Zusätzen zu Meinhard's Uebersetzung von Home's „Principles of criticism" sagt (S. 478): „Unsre Dichter — mit Ausnahmen! — haben dem Shakspeare nachgeahmt mehr in der Form, dem Außerwesentlichen, als in dem wahrhaft Großen und Trefflichen seiner Manier, der Schilderung der Charaktere und Darstellung der Leidenschaften". Dies geht offenbar auf die dii minorum gentium unter den „Stürmern und Drängern", wie Lenz u. A. Aehnlich äußert sich Hillebrand a. a. O. 1. Bd. S. 268: „Freilich waren es mehr die Auswüchse und Ausschreitungen jenes Urgenie, als seine substantielle Geistesoriginalität, welche Ziel der Nacheiferung wurden".

wie er und sein Straßburger Kreis vor Allem an Shakspeare's souveräner Verachtung der strengeren Regeln, seinen Wortwitzen, den derben Späßen seiner Narren und Aehnlichem Gefallen fanden*).

So zog die junge Schule aus Allem, was im Leben und in der Literatur ihr nahe kam, selber dem Ungleichartigsten, immer neue Nahrung für jenen Drang, von dem sie erfaßt war, nach „Ursprünglichkeit", „Natürlichkeit", nach fesselloser Erschließung und Ergießung eines gewaltig erregten innern Empfindungslebens, ähnlich wie in der Fabel dem König Midas Alles, was er berührte, sich in Gold verwandelte, oder wie in gewissen Krankheiten alle dem Körper zugeführten Stoffe nur dazu dienen, die Kraft des Fiebers zu vermehren.

Rousseau und sein Einfluß.

Welch ein Messias mußte daher für diese junge Schule ein Schriftsteller sein, der diesen Drang nach Natürlichkeit so recht eigentlich zum Mittelpunkte seines ganzen literarischen Wirkens, zum Losungsworte einer mit dem reichsten Aufgebote von Geist, Witz, Phantasie und Gefühl angestrebten allgemeinen sittlichen und socialen Revolution erhob! Und, sonderbar! dieser Schriftsteller gehörte dem Lande an, welches immer als das Vaterland der strengsten Regelmäßigkeit, der überfeinertsten Civilisation, des kalten Verstandes gegolten hatte, — Frankreich!

Allerdings war die starre Eisesdecke jener kalten Verstandesbildung auch dort schon früher theilweise durchbrochen worden von einer etwas wärmeren Strömung des Gefühls. Zuerst die „rührende Komödie" von Destouches und Nivelle de la Chaussée, entschiedener noch Diderot's „bürgerliches Trauerspiel" hatten neben dem Heldenpathos des classischen Kothurns auch der einfach menschlichen Empfindung, wie sie mehr den bürgerlichen Kreisen eignet, ihr Recht verschafft. Viel weiter aber ging Rousseau, von Geburt ein Genfer, seiner Bildung nach durch und durch Franzose.

Rousseau's Schrift über die Künste und Wissenschaften (1750), worin er seine Theorie von der Verderbtheit der Civilisation und der Nothwendigkeit einer Rückkehr zum Naturzustande entwickelte,

*) Bemerkenswerth ist auch, daß gerade „Hamlet" das Lieblingsstück des Goetheschen Kreises war, — „Hamlet", von dem Börne („Gesammelte Schriften, 1. Thl. S. 474) treffend sagt, er sei „eigentlich nicht im Geiste Shakspeares", weil „zu deutsch".

war von den Männern der realistischen Schule in Deutschland, Lessing, Mendelssohn, Garve, Justus Möser, zwar mit Achtung für den Geist und die guten Absichten des Verfassers, aber doch mit einem mehr oder minder entschiedenen Proteste gegen seine letzten Consequenzen aufgenommen worden*). Ganz anders wirkten die Ansichten Rousseau's auf das jüngere Geschlecht. Zumal in der verführerischen Gestalt, welche diese Ansichten in zwei späteren Schriften des Genfer Philosophen annahmen, der „Neuen Heloise" (1759) und dem „Emile oder über die Erziehung" (1761). In der „Neuen Heloise" sah man im ersten Theile die sinnliche Liebe (diesen in einem französischen Romane niemals fehlenden Factor) mit großer Virtuosität als Leidenschaft des Herzens und als berechtigte Forderung der Natur verherrlicht**); im zweiten Theile dagegen vernahm man den Ton empfindsamer Resignation und einer hohen, idealen, selbst schwärmerischen Lebensauffassung — bis zu jener rührenden Scene der sterbenden Julie, bei der in den Kreisen der Verehrer Rousseau's kein weibliches und kaum ein männliches

*) S. oben S. 257. — Friedrich d. Gr. selbst verhielt sich gegen Rousseau ebenso. Im J. 1762 hatte R., in seiner Heimath Genf verfolgt, sich in das damals preußische Neufchâtel geflüchtet. Von dort schrieb er an Friedrich und bat um seinen Schutz. Einer von Friedrich's literarischen Freunden, Lord Marishal, verwandte sich für ihn bei dem König. Dieser schrieb am 1. Septbr. 1762 an den Lord über Rousseau: „Wären wir nicht im Kriege und wären wir nicht ruinirt, so ließe ich ihm eine Eremitage mit Garten bauen, wo er so leben könnte, wie er glaubt, daß unsere Urväter gelebt haben. Ich gestehe, daß meine Ideen von den seinigen so weit entfernt sind, wie das Endliche vom Unendlichen. Er wird mich schwerlich je bereden, Gras zu verzehren und auf allen Vieren zu gehen. Es ist wahr, daß all dieser asiatische Luxus, diese raffinirten Genüsse der Tafel, der Wollust und der Trägheit nichts für unsere Erhaltung Nothwendiges sind, daß wir einfacher und nüchterner leben könnten; aber warum den Annehmlichkeiten des Lebens entsagen, wenn man sie genießen kann? Ich halte mich an Locke, Lucrez und Marc Aurel; diese haben uns Alles gesagt, was uns mäßig, gut und weise machen kann . . . Ihr Rousseau hätte sollen ein Säulenheiliger, ein Einsiedler in der Wüste werden."

**) Hierher paßt der Ausspruch, den Lessing über den „Werther" that: „Der Dichter habe ein körperliches Bedürfniß so schön zu einer geistigen Vollkommenheit herausgeputzt". Höchst merkwürdig ist, wie die Heldin des Romans in ihren Briefen, worin sie ihr Liebesverhältniß poetisch schildert, gleich von Haus aus lebhafte Besorgnisse für ihre Tugend äußert, Besorgnisse, die denn auch nur zu bald (als könnte das eben gar nicht anders sein) sich erfüllen.

Auge trocken blieb. Man fand hier gewissermaßen Wieland und Klopstock in Einer Person, und noch dazu mit dem bestechenden Zusatz französischen Geistes und französischer Rhetorik. Dazu die phantasievollen Schilderungen abwechselnd sanfter und großartiger Naturscenen, hier der anmuthigen Gestade des Genfer See's, dort einer gigantisch wilden Alpengebirgswelt — ein wohlthuender Contrast zu den zwar erhabenen, aber doch etwas eintönigen Staffagen der Dichtungen Ossian's.

Was Wunder, wenn Rousseau der Abgott aller feurigen, zärtlichen, schwärmerischen Seelen in Deutschland ward! Hamann hatte seine Freude an der in diesem Romane aufgehäuften „Kraft der Leidenschaft". „Man reißt sich das Buch aus den Händen", schreibt Mendelssohn in den Literaturbriefen. Vor der Julie Rousseau's traten Richardson's Pamelen und Clarissen, vor dem Chevalier St. Preux dessen Grandison in den Hintergrund.

In gewisser Hinsicht noch tiefer und nachhaltiger war die Wirkung des „Emile". Mit wirklich genialischem Blick wurden hier die vielen Mißstände einer unnatürlichen, verkünstelten, verschnörkelten Erziehung, wie sie damals namentlich in den höhern, theilweise aber auch schon in den mittlen Classen betrieben ward, schonungslos enthüllt und unerbittlich gegeißelt, wurden für eine naturgemäßere und vernünftigere Ausbildung des Körpers und des Geistes treffliche Winke gegeben — freilich mit allerhand ächt französischem Beiwerk, welches indeß hier nur wie eine leicht abzulösende Schale den gesunden Kern umgab.

Goethe nennt den „Emile" das „Naturevangelium der Erziehung". Die beiden jungen Grafen Stolberg, um die Rousseausche Theorie von der Vortrefflichkeit des Naturzustandes gleich praktisch anzuwenden, badeten bei Zürich im offenen See — zum großen Aergerniß der Schweizer Landleute, die mit Steinen nach ihnen warfen*).

Viel weniger Eindruck machte auf die ästhetischen Kreise Deutschlands Rousseau's Schrift: der Contrat social (1762). Die Politik war nicht das Feld, um welches die junge Schule sich kümmerte.

*) Bippen a. a. O., S. 67. Goethe: „Nachgelassene Werke", 8. Bd. S. 96, 136.

Andere Bewegungen im geistigen Leben Deutschlands, die sich mit der neuen literarischen Richtung berührten. Der Philanthropismus.

Dahingegen war die Erziehung des einzelnen Menschen für sie ein Thema von höchstem Interesse, insofern es mit ihren auf Herstellung natürlicher, normaler Zustände in der Poesie wie im Leben gerichteten Bestrebungen in unmittelbarstem Zusammenhange zu stehen schien. Und so sehen wir denn dieses Erziehungsthema von den Vertretern jener Richtung nicht etwa blos neben ihren poetischen Beschäftigungen interessevoll verfolgt und behandelt (wie etwa Lessing derartige Gegenstände in den Literaturbriefen und sonst nebenher besprochen hatte), nein, wie einen integrirenden Theil ihrer eignen Bestrebungen betrachtet und als einen der mitwirkenden Factoren bei der allgemeinen Verjüngung der Menschheit den andern Factoren: der Poesie, dem Studium der ältesten Vorzeit, dem idyllischen Leben in der Natur u. s. w., an die Seite gestellt*). Wie es denn überhaupt eine bezeichnende Eigenthümlichkeit dieser nachlessingischen Richtung in der deutschen Literatur ist, daß, während Lessing nicht blos die einzelnen Künste, sondern auch Kunst und Wissenschaft, Kunst und Religion u. s. w. streng von einander geschieden und einer jeden eine besondere, selbstständige Behandlung angewiesen hatte, jetzt gerade in der Verschmelzung und gegenseitigen Durchdringung aller Seiten des Lebens und aller Kraftäußerungen des Menschen der höchste Triumph der neuen Richtung und die vollgültigste Erfüllung der Bestimmung des menschlichen Daseins gesucht wird.

Die Erziehung des Menschen hatte längst in Deutschland die helleren Geister beschäftigt. Männer wie Leibnitz, Chr. Thomasius u. A. hatten dafür geeifert, daß man neben der todten Gelehrsamkeit auch dem Leben und seinen Bedürfnissen ihr Recht gewähre, neben den Sprachen Griechenlands und Latiums auch die eigne Muttersprache pflege. H. A. Francke und seine Schüler hatten den Realien zur Geltung verholfen. Alle diese Bestrebungen bewegten sich indessen wesentlich im Rahmen des Hergebrachten, suchten dasselbe nur zu ergänzen und zu verbessern.

Aber eine viel weitergehende Reform des ganzen Erziehungswesens stand bevor. Schon Locke in seinem berühmten Buche:

---

*) So z. B. bei Goethe im „Wilhelm Meister“, namentlich den „Wanderjahren“.

„Gedanken von der Erziehung der Kinder" (1693) hatte darauf hingewiesen, daß ein Hauptfehler aller Erziehung in der Verweichlichung des Körpers und der Verkünstelung des Geistes bestehe, und daß man damit anfangen müsse, jenen abzuhärten und diesen nach den Gesetzen natürlicher Selbstentwickelung zu bilden. Locke's Ideen hatten auch in Deutschland, zunächst, wie es scheint, von der Schweiz aus, Eingang gefunden. In Sulzer's „Versuch von der Erziehung und dem Unterricht der Kinder" (1746) werden nach Locke's Vorgange stärkende Leibesübungen, besonders das Schwimmen, für Knaben empfohlen. Auch die Beschäftigung der Zöglinge mit allerlei Handarbeiten neben den geistigen Studien, wie sie Locke vorgeschrieben, findet Sulzer's Beifall, ebenso die „stufenweise Entwickelung" und die Bevorzugung des Einfachen, Natürlichen vor dem Künstlichen in der Bildung des moralischen Sinnes und des Geschmacks*).

In diesem Punkte ward Locke's Autorität auch noch durch die vielgeltende Shaftesbury's unterstützt.

Ungleich radicaler verfuhr Rousseau. Bei ihm zuerst erscheint der Gedanke einer Entwickelung des Individuums ganz aus dem Frischen, gleichsam aus dem ersten Keime, abseits von aller Civilisation und ihren Verkünstelungen, consequent durchgeführt. Bei ihm erst kommt die Natur zu ihrem vollsten, höchsten Rechte. Der Zögling Rousseau's soll Zögling der Natur und eben dadurch ein Mensch im höchsten Sinne des Wortes sein. Alles, was die Civilisation an ihm gesündigt, soll abgethan und nach Kräften gutgemacht, Alles, was sie noch an ihm sündigen könnte, sorgfältig ferngehalten werden. Der Gang der Erziehung, will Rousseau, soll derselbe sein, den die Natur, wenn man sie frei walten läßt und ihren Winken folgt, vorschreibt. „Thut das Gegentheil des Herkömmlichen", sagt er, „und Ihr werdet fast immer das Rechte thun."

Was Rousseau in genialer Eingebung hingeworfen, das brachte man in Deutschland in ein System. Basedow schrieb 1768 seine „Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer über Schule, Studien und ihren Einfluß in die öffentliche Wohlfahrt", 1771 sein „Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker", und sein „Elementarwerk mit Kupfern" für Kinder. Zu-

*) A. a. O. S. 222 ff.

gleich betrieb er persönlich eine lebhafte Propaganda für Errichtung einer Anstalt zur praktischen Ausführung seiner Ideen. Mit Hülfe eines jungen edeldenkenden Fürsten, Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau, rief er 1774 die erste Anstalt dieser Art, das „Philanthropin" in Dessau, ins Leben.

Der Gedanke der neuen philanthropinischen Erziehung fand rasch Anklang und Verbreitung. Nicht blos der feurige Dichterjüngling Goethe und der leicht entzündbare Lavater, auch der ernste Philosoph Kant interessirte sich lebhaft dafür*). Der elsässische Geistliche Oberlin, der bekannte edle Menschenfreund, begrüßte gleichfalls mit Begeisterung die neue Richtung der Pädagogik**). Vieler Orten in Deutschland und in der Schweiz entstanden Erziehungsanstalten nach dem Muster der Basedow'schen. Zu Marschlins in Graubünden errichtete ein warmherziger Edelmann, v. Salis, 1775 ein Philanthropin, an welchem der Freidenker Bahrdt eine Zeit lang Director war. Als dieser sich mit v. Salis entzweite, berief ihn der Graf von Leiningen zu sich, um auf seinem Schloß Heidenheim eine ähnliche Anstalt einzurichten. Campe, eine Zeit lang Mitarbeiter am Dessauer Institut, gründete später eine Töchteranstalt zu Hamburg. Salzmann verpflanzte die Basedowschen Grundsätze nach Schnepfenthal in Thüringen.

Eine lebhaft angeregte und anregende pädagogische Literatur schloß sich an diese praktischen Versuche zur Verwirklichung der neuen Erziehungsmethode an und trug die Ideen derselben in die weitesten Kreise. Campe, dem Winke Rousseau's folgend, der Defoe's Robinson Crusoe als eine Quelle naturgemäßer Befriedigung der kindlichen

*) Bekannt ist Goethe's Gedicht auf die Reise, die er mit den beiden, ihrem Wesen nach so verschiedenen Männern machte: „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten". Kant empfahl Basedow's Institut in einem Aufsatze in der Königsberger Zeitung (1777) mit den Worten: „Wir würden in Kurzem ganz andere Menschen um uns sehen, wenn diejenige Erziehungsmethode allgemein in Schwung käme, die aus der Natur selbst gezogen, nicht von der alten Gewohnheit roher und unerfahrener Zeiten sclavisch nachgeahmt wäre. Aber vergeblich ist es, dieses Heil des Menschengeschlechts von einer allmäligen Schulverbesserung zu erwarten. Nicht eine langsame Reform, sondern eine schnelle Revolution kann dies bewirken".

**) „Pädagog. Unterhaltungen", 1. Stück, S. 97 ff. (S. K. v. Raumer's „Geschichte der Pädagogik", 2. Thl., S. 292.)

Phantasie empfohlen hatte, schrieb seinen „Robinson den Jüngeren“, der, trotz aller Unnatur der beigemischten altklugen Kinderfragen und aller Geschmacklosigkeit der moralisirenden Belehrungen, dennoch durch die Schilderung primitiver Zustände und eines ohne die Voraussetzungen unserer herkömmlichen Cultur sich selbst forthelfenden Abenteurers nicht blos die Jugend, sondern auch das Alter entzückte und zahllose Auflagen erlebte. In seinem „Revisionswerk des gesammten Schul- und Erziehungswesens“ breitete er die Ideen Locke's und Rousseau's weiter aus, bekämpfte die alte und vertheidigte die neue Methode der Menschenbildung. Auch der Baseler Iselin folgte in seinen „Philanthropischen Aussichten redlicher Jünglinge“ (1775) den Spuren Rousseau's, wenn schon, nach Schweizer Art, mit einem Beisatz nüchtern-praktischen Sinnes.

Herder mit seiner thatendurstigen Seele glühte in seiner Jugend ebenfalls für Locke's und Rousseau's pädagogische Ideale. Nach des Letzteren Anleitung wollte er ein „Buch zur menschlichen und christlichen Bildung“ schreiben; er wollte darin zeigen, wie der Mensch zuerst als Einzelner an Leib und Seele zu bilden sei; dann aber wollte er den „menschlich wilden Emil Rousseau's“ in die Gesellschaft, den Staat, die nationale Bildung einführen. Noch von Frankreich aus schreibt er von einem großartigen Plane, den er entworfen, um „eine Pflanzschule und ein Muster für die Menschheit, für Welt und Nachwelt zu begründen, wie Lykurg“; sein Ehrgeiz sei, es einem Locke und Rousseau nachzuthun*).

Sowohl Herder als Kant kamen später von ihrer Begeisterung für die philanthropinischen, theilweise auch für die Rousseauschen Ideen zurück. Iselin in seiner „Geschichte der Menschheit“ (1777) stellte dem Rousseauschen Naturzustande das höhere Ziel einer Entwickelung und Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft gegenüber. Goethe mit seinem genialen Blicke hatte das Gemachte und Unwahre in Basedow's Wesen schon bei der ersten Bekanntschaft mit diesem durchschaut und war von dessen Persönlichkeit zwar angezogen, aber auch abgestoßen worden.

*) S. Herder's „Reisetagebuch“, in dessen „Lebensbild“, 2. Bd. S. 191, 195, das „Ideal einer Schule“, in „Herder's Werken“, 10. Bd. S. 311, ferner „Erinnerungen aus dem Leben Herder's von Caroline von Herder“, 1. Bd. S. 140.

Die Philanthropine bargen in sich neben vielem Neuen, Richtigen und wirklich Befreienden auch manches Verkehrte, Erkünstelte, sogar (wie so oft derartige neue Erziehungsexperimente) manche Charlatanerie. Durch ihre Uebertreibungen verfielen sie dem Spott und der Satire*). Doch wirkten sie in vieler Beziehung erfrischend, anstoßgebend und umbildend auf die veralteten Erziehungssysteme. Sie pflegten einen gewissen praktischen Zug zum Leben, indem sie ihre Zöglinge nicht blos zu geistigen Studien, sondern auch zu allerlei realistischen Beschäftigungen anhielten, ihren Körper übten und sie zum Fortkommen in der Welt geschickt zu machen suchten.

Für die schwärmerischen Verehrer der Natürlichkeit lag in diesem ganzen Treiben ein großer Reiz und eine neue Bekräftigung ihres Princips. Sie sahen hier Ernst gemacht mit der Zurückführung des Menschen zur Natur. Die jungen Zöglinge des Philanthropins in ihrer leichten, gesunden und bequemen Kleidung an Stelle des geschniegelten und beengten Anzugs, zu dem sonst schon die zarte Kindheit verurtheilt war, mit bloßem Halse selbst in winterlicher Zeit, mit frei wallendem Haar, kräftig und gewandt in ihren Bewegungen infolge ihrer gymnastischen Uebungen, einfach in ihren Genüssen, sich selbst im Gegensatz zu ihren erkünstelten und verzärtelten Altersgenossen gewöhnlichen Schlags als ganz neue Menschen fühlend und sich dessen laut rühmend**), erschienen wie eine lebendige Probe auf jene Theorie der Ursprünglichkeit und Naturwüchsigkeit, wie eine Erneuerung des classischen oder des altgermanischen reinen Menschenthums, wie eine praktische Kriegserklärung gegen die veraltete und verzopfte Civilisation. Das jüngere Geschlecht, soweit es den neuen Ideen huldigte, ließ ebenfalls das Haar frei wallen, entledigte sich der steifen, beengenden Tracht, badete im kühlen Flusse, lief Schlittschuh, wozu schon Klopstock das

---

*) Eine solche Satire auf den Philanthropismus ist der Roman: „Spitzbart, eine komisch-tragische Geschichte für unser pädagogisches Jahrhundert", 1779, von Schummel.

**) „O, wir sind Philanthropisten, wir können Alles", hörte man diese Knaben frohlocken, wenn ihnen bei ihren Spielen oder ihren Uebungen ungewöhnliche Kraftanstrengungen, Strapazen oder Entbehrungen zugemuthet wurden. Auch die Campeschen Kinder im „Robinson" finden einen Genuß darin, dem Robinson in Einfachheit der Lebensweise es nachzuthun.

Beispiel gegeben, kurz, vertauschte die pedantisch erkünstelte Lebensweise mit einer naturgemäßeren.

Lavaters Physiognomik.

Bedenklicher, als dieser philanthropinische, und gleichwohl noch verlockender, war ein anderer Weg, auf dem man dem „wahren Menschenthum" damals nahe zu kommen meinte. Lavater gab 1774 den 1. Band seiner „Physiognomischen Fragmente" heraus, denen später noch andere folgten. In der Vorrede sagte Lavater: „Der Leser soll aus diesem Buche sich und seine Nebenmenschen und den Schöpfer besser kennen lernen, sich freuen, daß er ist und daß solche Menschen neben ihm sind, mehr Achtung für die menschliche Natur, ein heilsames Mitleid mit ihrem Verfalle, mehr Liebe zu einzelnen Menschen, mehr ehrfurchtsvolle Freude an dem Urheber derselben in sich erwecken". In der Einleitung spricht er dann ausführlicher über die „Gottähnlichkeit des Menschen"; er bekämpft die Ansicht (die namentlich von französischen Philosophen wie Helvetius vertreten ward), als ob Alles oder das Meiste, was der Mensch sei, auf Bildung und Erziehung beruhe, nicht auf der „ersten Organisation". Es gebe ein „geerbtes Schönes" im Innern und Aeußern des Menschen, wenn schon allerdings eine Verbesserung oder Verschlimmerung dieser ursprünglichen Anlage durch die Erziehung möglich sei. Der moralischen Schönheit entspreche eine körperliche Schönheit, wenn auch nicht blos die Tugend schön und blos das Laster häßlich mache.

Daneben gestand Lavater ganz naiv, daß er sehr wenig physiognomische Kenntnisse besitze und sich in seinem physiognomischen Urtheil unzählige Male geirrt habe; allein auf seine reizbaren Nerven hätten die Physiognomien der Menschen immer einen starken Eindruck gemacht; es sei ihm Aehnlichkeit in den Gesichtszügen und den Charakteren aufgefallen; nachdem dann seine ersten physiognomischen Versuche durch Zimmermann veröffentlicht worden, habe er „unzählige Aufforderungen von den weisesten, redlichsten, frömmsten Männern in und außerhalb seines Vaterlandes erhalten, darin fortzufahren" *).

*) „Lavaters Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, verkürzt herausgegeben von J. M. Armbruster". (1783, 3 Bde.) 1. Fragment.

Man kann darüber streiten, wie viel oder wie wenig Wahrheit und Zuverlässigkeit in der Kunst, das Wesen des Menschen aus den Zügen seines Gesichts und seiner sonstigen Körperbildung zu lesen, verborgen sei. Für den Menschenbeobachter wird es immer ein interessantes Studium sein, aus dem Strahle des Auges, der Wölbung der Stirn, dem Schwunge der Nase, der Gedrungenheit des Kinnes die feurige Phantasie, den Denkergeist, den stolzen Sinn oder die Willenskraft eines Menschen herauszulesen, ohne doch darauf allein die Kenntniß des Individuums zu gründen. Aber Lavater ging weiter. Ihm ward die Physiognomik zu einer Wissenschaft voll apodiktischer Gewißheit „so gut wie die Physik", zu einem Organ, um in die tiefsten Mysterien der Natur und der Menschenwelt einzudringen, zu einer göttlichen Gabe der Prophetie*).

---

*) „Die Physiognomik", sagt Lavater (a. a. O.), „kann Wissenschaft werden wie die Physik, denn sie ist Physik, wie die Medicin, denn sie ist Medicin, wie die Theologie, denn sie ist Theologie, wie die schönen Wissenschaften, denn sie gehört dazu. So wie diese alle, muß sie viel dem Genie, dem Gefühl überlassen (!), hat sie für Vieles noch keine bestimmten und bestimmbaren Regeln." .... „Jetzt sehen wir die Herrlichkeit des Menschen nur durch ein düstres Glas, bald von Angesicht zu Angesicht, jetzt fragmentarisch, dann durch und durch, wie ich von Dem erkannt bin, aus dem, durch den und in dem alle Dinge sind. Ehre sei ihm in Ewigkeit, Amen!" Dann weiter: „Alle Menschen urtheilen in allen Dingen nach deren Physiognomie, deren Aeußerlichkeit, der Kaufmann von den Waaren, der Bauer von dem Ansehen seiner Feldfrüchte, der Arzt nach Symptomen, der Verliebte, der Menschenfreund u. s. w. Ist nicht die ganze Natur Physiognomik — Oberfläche und Inhalt, Leib und Geist, äußere Wirkung und innere Kraft?" — „Die Physiognomik im weitern und engern Verstande ist die Seele aller menschlichen Urtheile, Bestrebungen, Handlungen, Erwartungen, Befürchtungen, Hoffnungen, aller angenehmen und unangenehmen Empfindungen, welche durch Dinge außer uns veranlaßt werden." — „Vom Wurm bis auf den erhabensten Weisen — warum nicht den Engel, warum nicht Jesus Christus? — ist die Physiognomik Grund von Allem, was wir thun und lassen" („Fragmente", V. Abschnitt, „Von der Wahrheit der Physiognomik"). Mit Recht verfiel diese anmaßliche und dabei doch unzureichende Physiognomik Lavater's der Satire, wie sie in milderer Form Claudius, mit seinem bekannten beißenden Spott Lichtenberg übte, Letzterer in der „Physiognomik der Schwänze", worin z. B. die Stelle vorkommt: „Lieber Leser, theurer Seelenfreund, betrachte diesen Hundeschwanz — durchaus nichts weichlich Hündelndes, nichts Damenschößigtes, kein zuckernes, winziges Wesen, überall Mannheit, Drangdruck, hoher, erhobener Bug" u. s. w.

„Er fühlte sich“, wie Goethe es ausdrückt, „im Besitz der geistigsten Kraft, jene sämmtlichen Eindrücke zu deuten, welche des Menschen Gesicht und Gestalt auf Jeden ausübt, ohne daß er sich davon Rechenschaft zu geben wüßte*).“

Die Wirkungen dieser prophetischen Gabe waren bedeutungsvolle sowohl für Den, der sie zu besitzen vorgab, wie für Die, auf welche sie angewandt wurde. Die Letzteren gewannen unwillkürlich ein erhöhtes Gefühl von sich selbst, ihren Gaben und ihrer künftigen Bestimmung, indem sie sich durch den auserwählten Kenner und Erforscher der Menschen in den Kreis der seiner besonderen Theilnahme und Beobachtung gewürdigten Individuen aufgenommen, von ihm als mit bedeutenden Anlagen ausgestattet, vielleicht als zu Großem berufen beurtheilt fanden. Natürliche Eitelkeit, ein gewisser dunkler Trieb, ins Innere der Natur einzudringen, und ein halb mystischer Glaube an Lavater's Persönlichkeit bewirkten nur zu leicht eine schwärmerische Exaltation und Selbsttäuschung**), um so leichter,

---

*) „Goethe's Werke“, 30. Bd. S. 214.

**) Goethe drückt dies sehr treffend (ebendort) so aus: „Lavater ließ, theils aus Heißhunger nach grenzenloser Erfahrung, theils um so viele bedeutende Menschen als möglich an sein luftiges Werk zu gewöhnen und zu knüpfen (!), alle Personen abbilden, die nur einigermaßen durch Stand und Talent, Charakter und That ausgezeichnet ihm begegneten. Dadurch kam denn freilich gar manches Individuum zur Evidenz; es ward etwas mehr werth, aufgenommen in einen so edlen Kreis; seine Eigenschaften wurden durch den deutsamen Meister hervorgehoben; man glaubte sich einander näher zu kommen, und so ergab sich's aufs Sonderbarste, daß mancher Einzelne in seinem persönlichen Werthe entschieden hervortrat, der sich bisher im bürgerlichen Lebens- und Staatsgange ohne Bedeutung eingeordnet und eingeflochten gesehen. Diese Wirkung war stärker und größer, als man sie denken mag; ein Jeder fühlte sich berechtigt, von sich selbst als von einem abgeschlossenen und abgerundeten Wesen das Beste zu denken, und, in seiner Einzelheit gekräftigt, hielt er sich oft wohl für befugt, Eigenheiten, Thorheiten und Fehler in den Complex seines werthen Daseins mit aufzunehmen“. Merck schrieb an Lavater: „Die bösen Monumente, die Sie allen jungen Leuten, welche noch Nichts in der Welt gethan hatten, in Ihrer Physiognomik setzten“! (Hegner, „Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung Lavater's,“ S. 113). Dagegen schwärmte Jacobi: „Ich halte die Physiognomik für eins der herrlichsten Werke, wenn auch an eigentlicher Physiognomik, d. h. wissenschaftlicher, kein wahres Wort sein sollte“ (Hegner a. a. O. S. 116). Herder in seiner „Plastik“ ahmte wenigstens

als immer mehr Solche sich fanden, welche an diesem Cultus der Physiognomik Theil nahmen.

Wenn Lavater einen Goethekopf als das Muster menschlicher Vollkommenheit schilderte, so durfte er sicher sein, weder seinen Ruf als Prophet, noch die Strebsamkeit des so Verherrlichten auf's Spiel zu setzen. Wenn er fast mit der gleichen Verzückung von einem Fritz Stolberg sprach, so war die Gefahr schon größer. Wenn er aber einen Menschen wie Kaufmann, der Nichts war, als ein kecker Renommist und Abenteurer, für „seinen geweihten Apostel" erklärte, der „Alles könne, was er wolle", so bereitete er damit sich und dem von ihm so Begünstigten den ärgsten und nachtheiligsten Selbstbetrug. Wesentlich mit auf diesen Freibrief hin unternahm Kaufmann jene Apostelreise durch Deutschland, wo er mit mähnenartig flatterndem Haar, mit langem Bart, offner Brust, im grünen Friesrock und dito Hosen, als der Typus eines „Kraftmenschen", nicht blos bei Männern wie Hamann und Herder, sondern selbst an fürstlichen Höfen sich einführte. Durch die günstige, fast begeisterungsvolle Aufnahme, die er nicht allein bei einem Schwärmer wie Hamann, sondern unbegreiflicher Weise auch bei Personen von feinster Geistesbildung, wie Herder und dessen Gattin, fand, in seiner Selbsteinbildung und Anmaßlichkeit bestärkt, steigerte Kaufmann sich in Beidem immer mehr, leistete dabei gar Nichts und endete zuletzt elendiglich in Stumpfsinn — zum nicht geringen Theil ein Opfer der Lavaterschen Physiognomik*).

Das neue Prophetenthum: Lavater, Jung-Stilling, Hamann.

Nicht zufrieden indeß mit diesem indirecten Prophetenthum, das in der Deutung sinnlicher Gotteswerke, der äußeren Gestalt und Physiognomie des Menschen, sich kundgab, maßte Lavater sich ein noch viel directeres

---

theilweise Lavater's Physiognomik nach. Uebrigens gab es schon vor Lavater's Physiognomik verwandte Bestrebungen. So führt die Allg. deutsche Bibl. in ihrem 13. Bande (1770) ein Buch an, betitelt: „Abhandlungen über Physiognomik, Chiromantie, Metaskopie u. s. w.", von Peuschel (Leipzig 1769). Darin macht sich der Verfasser anheischig, aus der Handschrift eines Menschen dessen Haare, Stirn, Gesicht u. s. w. zu errathen.

*) Sehr ausführlich und anschaulich ist aus bester Quelle das ganze hohle und wüste Treiben Kaufmann's geschildert von H. Düntzer in „Raumer's historischem Taschenbuch", Jahrg. 1859, S. 107. Hegner a. a. O. S. 127 nennt Kaufmann einen „Lumpenpropheten".

an, das unmittelbare Schauen der verborgensten Tiefen des Ewigen.

Schon vordem hatten Mystiker und Pietisten sich eines gewissen familiären Verkehrs mit dem höchsten Wesen und der unsichtbaren Welt gerühmt. Aber sie hatten doch meist mit einer gewissen ehrlichen Naivetät sich nur als die demüthig dienenden Werkzeuge dargestellt, welche Gott mit seinem Glanze erleuchte und mit seiner Kraft durchdringe. Lavater trieb die Sache vornehmer, genialischer. Er, der moderne Prophet, war ein ungleich intimerer Vertrauter Gottes; er brauchte nicht geduldig zu warten, bis die höhere Welt der Mysterien sich ihm erschließe; er besaß den Schlüssel dazu und konnte jederzeit nach Belieben damit schalten. In seinen „Aussichten in die Ewigkeit"*) weiß er sehr genau zu berichten, was einstmals nach diesem Leben die verklärten Geister mit ihren verklärten Leibern denken, fühlen, thun, womit sie die Zeit verbringen, wie sie mit Gott und den Engeln verkehren werden. Dabei stellt er sich selbst ziemlich unverholen als einen der Auserwählten Gottes, als einen der „Erstlinge" in diesem Reiche der Ewigkeit dar**).

*) 1768—72, 4 Bde. Bezeichnend für diese „Aussichten" und für die ganze eigenthümliche Stimmung der damaligen Zeit, in welcher das Heterogenste durcheinanderwogte, ist u. A. der Umstand, daß diese überfliegend idealen und mystischen Betrachtungen niedergelegt wurden in Briefen an den Schweizer Arzt Zimmermann und daß sie, wie in der Vorrede bemerkt wird, entstanden waren aus Gesprächen Lavater's mit Zimmermann, demselben Zimmermann, durch dessen Einfluß Wieland zuerst von seiner spiritualistisch-platonischen Richtung ab- und zum entschiedensten Eudämonismus und Epikureismus hinübergelenkt worden war!

**) Lavater unterscheidet im künftigen Leben eine Aristokratie der Auserwählten von der gemeinen Menge gewöhnlicher Seelen. „Ich denke mir", sagt er im 8. Briefe, wo er über die sogenannte Auferstehung der Gerechten handelt, „daß diese mit Christus auf Erden herrschenden auferstandenen Propheten, Apostel, Märtyrer und Glaubenshelden einen irdischen, höchst regelmäßigen, schönen, vollkommnen und unverletzlichen Körper bewohnen werden, der nach Belieben des Geistes eine blendende Herrlichkeit an sich ziehen und zurückwerfen, immer grünend, blühend, unermüdlich sich, insonderheit im Hierosolymischen Klima, hin und her bewegen kann, weder des Schlafes noch der Speise, vermuthlich auch keiner Kleidung bedarf"... „Diese Seligkeit der Erstlinge (!) der Auferstehung wird 1000 Jahre dauern. Nicht lange nach Vollendung dieser 1000 Jahre wird die allgemeine Auferstehung der Todten erfolgen." Im

Jung-Stilling gehörte ebenfalls zu diesen „Auserwählten". Er sowohl als Lavater machten an sich schon früh „die Erfahrung", daß ihr Gebet die unmittelbare Wirkung habe, ihnen aus irdischen Verlegenheiten zu helfen, wenn sie nur mit der vollen Zuversicht des Erhörtwerdens sich wegen Abwendung solcher an Gott wendeten. Geld, dessen sie dringend bedurften, ward ihnen, sogar in Fällen eigner schwerer Verschuldung, auf wunderbare Weise zugemittelt; Versehen, die sie begangen, fanden sich ohne ihr Zuthun ausgeglichen. Wie Lavater, fühlte sich Jung-Stilling als einen jener „großen Männer, großen Geister, ‚Genies', die ihren Lebensplan nach untrüglicher innerer oder vielmehr unmittelbar göttlicher, wunderbarer Eingebung mit zweifelloser Sicherheit entwerfen und zu Ende führen*)".

---

11. Briefe wird (auf 175 Seiten!) „die Natur des verklärten Leibes" (Augen, Zunge, die verschiedenen Sinne, Geruch, Gefühl u. s. w.) abgehandelt. Im 13. Briefe wird die nach jener Auferstehung zu erwartende „Erhöhung der Geisteskräfte" beschrieben, — ein Vermögen des Hellsehens, „wie es schon im jetzigen Leben unter gewissen Umständen hervorblitzt". Auch von der „Beschäftigung der Seelen" im zukünftigen Leben, Betreibung von Künsten, Veredelung der Welten, Reisen in andre Weltkörper u. s. w., weiß Lavater (im 20. Brief) viel zu erzählen.

*) Herbst, „Lavater's Leben", S. 4, erzählt: „Lavater machte bald die Erfahrung, daß das Gebet ihm helfe, ihm Verlegenheiten erspare. Geld, das er berechnen sollte und verthan hatte (!), wurde ihm zufällig gerade auf sein Gebet (!) geschenkt; sogar eine falsche Arbeit fand sich corrigirt". (!) „Ich bedurfte nur", sagt er selbst von sich, „einen gebetanhörenden (erhörenden?) Gott". (Vgl. Lavater's „Tagebuch", S. 126.) Der Herausgeber von Jung-Stilling's „Sämmtlichen Schriften" (1835), Dr. Grollmann, sagt in einem Vorwort dazu, S. 6: „Es ist eine große Idee, welche diesen Mann beseelte und von welcher alle seine Schriften erfüllt sind, die nämlich, daß Gott kindlich auf ihn Vertrauenden auf eine unmittelbare, außerordentliche (!) Weise durch eine alle menschliche Berechnung übertreffende, von dem gewöhnlichen, gesetzlichen, naturgemäßen Gange der Dinge ganz abweichende Schickung aus jeder Noth des Lebens helfe. Die Idee tritt in ihrer Eigenthümlichkeit besonders in dem Glauben hervor, daß ein in der Noth zu Gott geschicktes Gebet nicht etwa blos eine innere Erhörung durch höhere Stärkung des Geistes finde, sondern, wofern es mit den Rathschlüssen Gottes übereinstimmt, eine äußere göttliche Hülfeleistung durch wunderbare (!) Errettung aus leiblicher Noth, Krankheit, Armuth u. s. w. zur Folge habe". Jung-Stilling selbst steht nicht an, sich als einen von den Leuten zu bezeichnen, „die man große Männer, große

Auch Hamann berief sich auf ein solches δαιμόνιον, eine unmittelbare, untrügliche göttliche Offenbarung in seinem Innern.

Geister, Genies nennt", Leuten, die durch einen „großen Grundtrieb" sich ihren Lebensplan selbst machen und ausführen. Er habe einen solchen „großen Grundtrieb"; allein derselbe habe in seinem „natürlichen Charakter" gar nicht gelegen, sei erst in ihn gebracht worden (durch eine besondere Veranstaltung Gottes, wie er andeutet). „Gott also hat mich überall geführt; folglich kann ihm sein Werk nicht mißlungen sein" (Jung-Stilling's „Lebensgeschichte", S. 586). Von jener „wunderbaren" Rettung aus Noth weiß sein Biograph (nach Jung-Stilling's eignen Aufzeichnungen) sehr im Einzelnen allerhand zu erzählen (S. 537). „Jung-Stilling hatte 1650 fl. Schulden; unter den Staarblinden, die er (bei einer Reise in die Schweiz) operirte, war eine Person, die kein Wort von seinen Schulden wußte, wenigstens nicht von fern ahnen konnte, wie viel ihrer wären; nur aus innerm Antriebe, um ihm eine bequeme Lage zu verschaffen, bezahlte sie ‚ganz genau' 1650 fl. für die Cur". Aber damit nicht genug. S. 538 heißt es weiter: „Noch mehr! Stilling's himmlischer Führer wußte, daß er (St.) in wenig Jahren noch eine hübsche Summe nöthig haben würde (zum Umzug nach Heidelberg in Folge einer Berufung dahin); Stilling aber wußte davon kein Wort. Diese Summe wurde ihm von verschiedenen wohlhabenden Patienten bezahlt!" Stilling hatte aber auch noch in Straßburg 40 fl. Schulden; „ein Freund Stilling's kommt zu seinem Gläubiger und bezahlt das Geld sammt Zinsen". Der Biograph schließt mit den Worten (S. 542): „Eine Schuldenmasse von 4500 fl. machen zu müssen (?) und sie ganz ohne Vermögen, blos durch den Glauben (!), ehrlich und redlich mit den Zinsen bis auf den letzten Heller zu bezahlen, dieser ‚Stillingsknoten' war nun gelöst — Hallelujah!" Von der wunderthätig hülfreichen Kraft seines Gebets erzählt Jung-Stilling selbst (in dem Buche „Jünglingsjahre und Wanderschaft") u. A. aus seinem Straßburger Aufenthalt folgende Geschichte: Er war, von allen Mitteln entblößt, in größter Noth, und betete um Errettung daraus. Alsbald kommt sein Wirth, ihm eine Summe aus freien Stücken anzubieten. Jung-Stilling verschweigt nicht, daß der Wirth dies that, weil er auf die Meinung gekommen war, Jung-Stilling habe bedeutende Wechsel zu erwarten; Letzterer, obschon er wußte, daß der Wirth in einer Täuschung sich befand und nur wegen dieser so handelte, nahm doch das Geld an, ohne zu wissen, wie es zurückzahlen. Die Allg. deutsche Bibl. macht hierzu die sehr treffende Bemerkung, daß es Einem sonderbar vorkomme, wenn Jung-Stilling bei diesem seinem Verfahren einem „Winke Gottes" gefolgt zu sein vorgebe. „Wenn doch der Verfasser angegeben hätte, was wirklich solch ein Wink Gottes sei, damit nicht zuletzt Jeder jeden plötzlichen Einfall dafür halte; sonst müßte es für die bürgerliche Gesellschaft besser sein, Leute, die solch ein δαιμόνιον haben, einzusperren." Goethe im vierten Theil von „Dichtung und Wahrheit" („Nachgelassene Werke", 8. Bd. S. 30) erzählt: ein schalkischer Mann habe ganz ernsthaft ausgerufen:

Das war, wie man sieht, ganz die poetische Theorie der jungen Dichterschule, die Theorie vom „Genie“, welche Young gepredigt hatte, nur verallgemeinert und gleichsam ins Praktische übersetzt. Wie das poetische „Genie“ durch sich allein, ohne den mühsamen Weg der Erfahrung und des Studiums der Regeln, mustergültige Dichtungen sollte hervorbringen können, so das „Genie“ im Leben, der gottbegnadete Prophet, außerordentliche Thaten und eine nicht an die gewöhnlichen Bedingungen menschlichen Daseins gebundene Lebensführung.

Kein Wunder, wenn diese neue Prophetenschule mit der Schule der jungen Genies sich vielfach berührte. Goethe schloß sich als Jüngling an Lavater begeisterungsvoll an. Mit Jung-Stilling verkehrte er als Student zu Straßburg. Er sah in diesem damals vorzugsweise das, was Goethe „eine Natur“ nannte, eine aus sich selbst heraus urwüchsig sich entwickelnde, durch alle Schranken der äußeren Verhältnisse mächtig hindurchbrechende Kraft. Auf sein Andringen veröffentlichte der damals noch unerfahrene und schüchterne Jung-Stilling sein erstes Werk, eine Art Selbstbiographie, unter dem Titel „Heinrich Stilling's Jugend“, welches alsbald großes Aufsehen erregte und ihn zu einer vielangestaunten Persönlichkeit machte.

Vor Allem jedoch ist es Hamann (der „große Magus des Nordens“, wie ihn seine Verehrer bewunderungsvoll nannten), der dieser jungen Schule nahestand, ja, der gewöhnlich als der eigentliche Vorläufer und so zu sagen als die geistige Hebamme der Sturm- und Drangperiode betrachtet wird*). Eine bedenkliche Abstammung freilich, insofern Hamann selbst mit der absolutesten poetischen Unfruchtbarkeit geschlagen und auch als literarischer Theo-

„Wenn ich mit Gott so gut stünde wie Jung, so würde ich das höchste Wesen nicht um Geld bitten, sondern um Weisheit, damit ich nicht so viel dumme Streiche machte, die Geld kosten und elende Schuldenjahre nach sich ziehen“.

*) „Deutscher Mercur“ von 1774, 4. Bd. S. 164. (Vgl. Koberstein a. a. O. S. 1491 u. 1514.) Es war ein gewisser Schmid, der dort Hamann als den Stifter und das Haupt der neuen Schule „der Unmittelbarkeit und Genialität“ proclamirte, derselbe Schmid, der, ebenfalls im „Mercur“ (von 1777), die „Anbetung Shakspeare's“ für gleichbedeutend erklärte mit „höchster Ungebundenheit, Verachtung alles Zwanges von Wohlanstand, Regel, Gewohnheit, mit einer üppigen und ausschweifenden Phantasie“.

retiker das völlige Gegentheil Lessingscher Klarheit war*). Ein dunkler Drang ließ ihn im Religiösen ein gewisses geheimnißvolles Aufgehen alles Denkens, Empfindens, Thuns, überhaupt aller Kräfte und Richtungen des Menschen in einer mystischen Einheit mit Gott oder Christus erstreben, und gleicherweise verlangte er dann im Aesthetischen die Rückkehr der seiner Ansicht nach in Abstractionen und todtem Formenwesen verkommenen Poesie zu einer ebensolchen ursprünglichen Einheit von Gefühl und Bild oder Wort, als dem naturwüchsigen Ausdruck des Göttlichen im Menschen oder des „Genie". Wie dies freilich zu machen sei, vermochte er nicht zu sagen, höchstens von fern anzudeuten, wenn er in den frühesten Liedern der Völker oder in den heiligen Urkunden des Alten Testamentes die Spuren einer solchen Ursprünglichkeit und Ureinheit zu finden meinte. Seine sibyllinischen, in einen dunklen und verworrenen Styl gekleideten Orakelsprüche mochten geeignet sein, lebhafte Geister anzuregen, sie in eine gährende Ungeduld des Suchens und Strebens zu versetzen, nicht aber, sie dazu anzuleiten, wie das von ihm in nebelhafter Ferne gezeigte Ziel wirklich zu erreichen, wie das Unsagbare dennoch zu sagen sei**). Und selbst jene orakelnden An-

*) „Wie Lessing schied", sagt treffend Hillebrand (a. a. O. 1. Bd. S. 287), so vermischte Hamann." Er selbst bekannte von sich, daß er nichts Fertiges, Abgeschlossenes zu liefern vermöge. „Brocken, Fragmente, Grillen, Einfälle nur kann ich geben" („Hamann's Werke", 1. Bd. S. 495). Seinen eignen Styl nennt er einen „Wurststyl", weil er das Verschiedenartigste zusammenstopfe, oder auch einen „Heuschreckenstyl", weil er von Einem zum Andern überspringe.

**) Goethe in „Dichtung und Wahrheit" („Werke", 26. Bd. S. 108), obgleich im Allgemeinen Hamann sehr hochstellend, äußert doch: „Das Princip, auf welches sich die sämmtlichen Aeußerungen Hamann's zurückführen lassen, ist dieses: ‚Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich'. Eine herrliche Maxime, aber schwer zu befolgen. Von Leben und Kunst mag sie freilich gelten; bei jeder Ueberlieferung durch's Wort hingegen, die nicht gerade poetisch ist, findet sich eine große Schwierigkeit, denn das Wort muß sich ablösen, muß sich vereinzeln, um etwas zu sagen, zu bedeuten. Es giebt keine Mittheilung ohne Sonderung. Da nun aber Hamann ein für allemal dieser Trennung widerstrebte und, wie er eine Einheit empfand, imaginirte, dachte, so auch sprechen wollte und das Gleiche von Andern verlangte, so trat er mit

regungen, durch welche er „die aufstrebende Jugend anzog“, wie

---

seinem eignen Styl und mit Allem, was die Andern hervorbringen konnten, in Widerstreit. Um das Unmögliche zu leisten, greift er nach allen Elementen; die tiefsten, geheimsten Anschauungen, wo sich Natur und Geist im Verborgenen begegnen, erleuchtende Verstandesblitze, die aus einem solchen Zusammentreffen hervorstrahlen, bedeutende Bilder, die in diesen Regionen schweben, andringende Sprüche der heiligen und Profanscribenten, und was sich sonst noch humoristisch hinzufügen mag, alles dieses bildet die wunderbare Gesammtheit seines Styls, seiner Mittheilungen“. Den Gesammteindruck der literarischen Wirkungen Hamann's faßt Goethe schließlich in die Worte zusammen: „Kann man sich nun in der Tiefe nicht zu ihm gesellen, auf der Höhe nicht mit ihm wandeln, der Gestalten, die ihm vorschweben, sich nicht bemächtigen, aus einer unendlich ausgebreiteten Literatur nicht gerade den Sinn einer nur angedeuteten Stelle herausfinden, so wird es um uns nur trüber und dunkler, je mehr wir ihn studiren, und diese Finsterniß wird mit den Jahren immer zunehmen, weil seine Anspielungen vorzüglich auf bestimmte im Leben und in der Literatur augenblicklich herrschende Eigenheiten gerichtet waren“. Herder, der Hamann's persönlicher Vertrauter und Schüler in Königsberg war, sagt von ihm in den „Fragmenten“ (1. Sammlung, S. 158): „Der Kern seiner Schriften enthält viele Samenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und eine merkwürdige Belesenheit — die Schaale derselben ist ein mühsam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anspielungen und Wortblumen. Er hat sehr viel gelesen, allein die Balsamdüfte vom Tisch der Alten, mit einigen Vapeurs der Gallier und dem Brodem der britischen Laune vermischt, sind zu einer Wolke geworden. Diese umhüllt ihn, wie die Pythissa, wenn sie Weissagungen in kabbalistischer Prose murmelt. Seine Belesenheit ist so zusammengeflossen, wie die königliche Schrift, auf unzusammenhängend Papier geschrieben. Seine Bemerkungen vereinigen eine ganze Aussicht in Einen Gesichtspunkt; aber hier stehe ein Leser, der diesen Punkt trifft, der *sein* Auge, *seine* Laune zu Beobachtungen hat — sonst sieht er verzogene Stellungen und Schimmel statt eines mikroskopischen Wäldchens. Jeder Gedanke ist eine unaufgefädelte Perle, jeder ist in ein Wort eingekleidet, ohne welches er ihn nicht denken und sagen konnte“. Die Verfasser der „Literaturbriefe“ hatten sich zuerst (im 113. Brief) günstig über Hamann ausgesprochen, seinen Styl sogar dem Winckelmannschen, als ebenso „körnig“, verglichen; später kamen sie von dieser guten Meinung zurück und tadelten ihn um so schärfer wegen seiner fast gesuchten Dunkelheit (254. Brief). Von den Aussprüchen Hamann's, die sich auf jene „Ursprünglichkeit“ der Poesie beziehen, sind die noch am Ersten verständlichen und daher am meisten citirten die folgenden (in der Schrift: Aesthetica in nuce): „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts“. „Poesie ist eine Nachahmung der schönen Natur.“ „Man weist uns immer auf die Denkmale der Alten. Warum bleibt man bei den durchlöcherten Brunnen der Griechen stehen und verläßt die lebendigsten Quellen des Alterthums?“ „Um das

Goethe versichert*), waren insofern nicht unbedenklicher Art, als sie ebensowohl in die Tiefen sinnlicher Leidenschaften, als auf die Höhen einer erhabenen Begeisterung zu führen schienen, gleichwie Hamann's eigenes Leben ein trübes Gemisch von Kundgebungen einer hochgespannten Frömmigkeit und von Handlungen voll moralischer und ästhetischer Unsauberkeit waren**).

Urkundliche der Natur zu treffen, sind Griechen und Römer durchlöcherte Brunnen." Auch was Hamann in seinen „Sokratischen Denkwürdigkeiten" von dem *δαιμόνιον* des Sokrates als einer geheimnißvollen Quelle unmittelbaren Erkennens und Verstehens der tiefsten Wahrheiten sagt, gehört einigermaßen hierher. Andere Male verliert sich das Aesthetische bei ihm in das Religiösmystische, z. B. wenn er sagt: „Je lebhafter das Ebenbild des unsichtbaren Gottes in unserm Gemüth ist, desto fähiger sind wir, seine Leutseligkeit in den Geschöpfen zu sehen und zu schmecken, zu beschauen und mit Händen zu greifen. Jeder Eindruck der Natur in dem Menschen ist nicht nur ein Andenken, sondern ein Unterpfand der Grundwahrheit: wer der Herr ist". „O, eine Muse wie das Feuer des Goldschmieds und die Seife der Wäscherin! Sie wird es wagen, den natürlichen Gebrauch der Sinne von dem unnatürlichen Gebrauch der Abstractionen zu läutern, wodurch dieser Begriff von den Dingen ebensosehr verstümmelt worden, wie der Name des Schöpfers unterdrückt und gelästert wird." „Wodurch sollen wir die ausgestorbene Sprache der Natur von den Todten wieder auferwecken? Durch Wallfahrten nach dem glücklichen Arabien, durch Kreuzzüge nach den Morgenländern und durch die Wiederherstellung ihrer Magie." Etwas Klares ließ sich dabei schwer denken, aber der Ruf nach „Natur", „Natürlichkeit" und „Originalität" und die Verdammung alles dem Entgegenstehenden, wofür Hamann die ganze herkömmliche Denk- und Dichtweise erklärte, das tönte lieblich in den Ohren und Herzen der von einem ebensolchen dunklen Drange nach einem ganz Neuen, Ungewöhnlichen, Außerordentlichen ergriffenen Jugend. Mit diesem — was seinen literarischen Einfluß und vollends seine literarische Führerschaft betrifft — abfälligen Urtheil über Hamann soll seinen mancherlei feinen und richtigen kritischen Bemerkungen im Einzelnen so wenig, wie seiner wahrhaft kolossalen, nur leider ungeordneten, Vielbelesenheit zu nahe getreten werden.

*) „Werke", 26. Bd. S. 105.

**) Was dieses Letzte betrifft, so hat Hamann selbst in Briefen und tagebuchartigen Aufzeichnungen („Gedanken über meinen Lebenslauf", — „Hamann's Werke, herausgegeben von Roth", 1. Bd.) mit einer Offenheit, die einer bessern Sache werth wäre, die Unwahrhaftigkeit und Unlauterkeit seines Wesens enthüllt. In einem Briefe an Kant von 1759 (a. a. O. 1. Bd. S. 429) nennt er sich selbst (und scheint sich dessen zu rühmen) „einen Menschen, dem die Krankheit seiner Leidenschaften eine Stärke, zu denken und zu empfinden, giebt,

Was an diesem neuen Prophetenthum besonders widerwärtig

---

die der Gesunde nicht hat". Er erzählt von sich (a. a. O., 1. Bd. S. 165): „als Knabe sei er zu heimlichen Jugendsünden durch einen andern Burschen verführt worden". Als Hofmeister war er „ungeduldig, heftig, eitel auf seine Verdienste", hielt nicht lange aus. Er machte sich aus dem Hause, wo er Hofmeister war, wie er selbst (S. 189) zugesteht, „mit Scheingründen und ohne Aufrichtigkeit" los, indem er „unter dem Versprechen fortging, wiederzukommen, was eine offenbare Lüge war". Trotz guten Gehaltes gerieth er in Schulden. In der Nähe seiner sterbenden Mutter überläßt er sich Zerstreuungen. Gegen seinen Vater, dem er zur Last fällt, obgleich er weiß, daß dieser selbst bedrängt ist, erweist er sich undankbar und unkindlich. Ein Kaufmann Behrens in Riga nimmt sich seiner an und gewährt ihm, der „in die Welt hinaus kommen" und „sein Glück machen" will, die Mittel, erst zu einer Reise nach Berlin, Lübeck, Hamburg (wo er aber nirgends etwas Rechtes anzufangen weiß, sich mit Zerstreuungen betäubt, überall „unstät und unzufrieden" ist), dann nach London, wo er ihm ein Geschäft aufträgt. Statt diesem Vertrauen zu entsprechen, verlottert Hamann Zeit und Geld in zum Theil, wie es scheint, sehr gemeinen Vergnügungen, wird krank, geräth in tiefste Noth, so daß er „drei Wochen lang von Wassergrütze und Kaffee" leben muß, verfällt in seiner gezwungenen Einsamkeit auf die Lectüre der Bibel und wird (oder scheint) nun plötzlich überfromm, was ihn aber wiederum nicht abhält, gegen seinen Wohlthäter Behrens sich nicht blos unredlich (indem er ihm das durchgebrachte Geld nicht ersetzt), sondern auch in hohem Grade undankbar zu zeigen. Dafür zieht er, was freilich viel bequemer, einen Wechsel auf Gott, den er anruft: „er möge seinen Vater, Bruder, seine Freunde für das entschädigen, was er selbst ihnen Uebles gethan", und getröstet sich: „seine Seele sei in Gottes Hand mit allen moralischen Mängeln und Grundkrümmen derselben" (a. a. O. S. 202, 363 u. s. w.). „Mir eine Brücke zum Glück zu bauen, war immer die erste Absicht aller meiner Handlungen", gesteht er selbst (Ebenda S. 207). Später lebte er in Königsberg in wilder Ehe, unlustig zu einer geregelten Beschäftigung, oftmals unmäßig u. s. w. Ein Mensch von solcher Lebensweise ist immer auch ästhetisch ein bedenklicher Führer. Von seinen theoretischen Grundsätzen gehören hierher folgende, die gerade durch ihre Unbestimmtheit, sowie durch ihre Verbindung mit andern, scheinbar sehr idealen, doppelt gefährlich für eine in sich selbst noch unklare Jugend werden mußten: „Die Natur wirkt durch Sinne und Leidenschaften"; — „Wenn die Leidenschaften Glieder der Unehre sind, hören sie darum auf, Waffen der Mannheit zu sein?" — „Die Empfängniß neuer Ideen und Entwürfe, die Arbeit und Ruhe des Weisen liegen im Schooße der Leidenschaften vergraben." „Brauche deine Leidenschaften, wie du deine Gliedmaßen brauchst!" (a. a. O. 1. Bd. S. 515). „Ein Herz ohne Leidenschaften ist wie ein Kopf ohne Begriffe. Ob das Christenthum solche Herzen und Köpfe verlangt, zweifle ich sehr" (Ebenda, S. 494).

auffällt, ist der Contrast zwischen der zur Schau getragenen, zum Theil wohl auch wirklich eingebildeten Wahrhaftigkeit und Lauterkeit der Vertreter desselben, und der innern Unwahrheit, Zweideutigkeit, Selbsttäuschung und Täuschung Andrer, die in deren Denken und Thun so häufig zu Tage tritt. Diese Zweideutigkeit, die sie mit den Pietisten gewöhnlichen Schlags gemein hatten, war nur bei ihnen deshalb noch gefährlicher, weil sie dieselbe mit einem stärkeren Scheine von halb poetischer, halb religiöser Idealität zu umgeben verstanden*).

*) Zur Rechtfertigung und Bestätigung dieses harten Urtheils wollen wir zunächst einige Specialitäten aus Lavater's und Jung-Stilling's eignen Schriften anführen. Von Lavater kommt hier namentlich das „Tagebuch" in Betracht. Der ausführliche Titel heißt: „Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst". Gleich die Einführung desselben in die Oeffentlichkeit ist kokett und unwahr. Es beginnt mit einer Vorrede Lavater's, worin dieser die Sache so darstellt, als ob das „geheime" Tagebuch lediglich durch eine „wohlgemeinte Verrätherei" des Freundes zur Veröffentlichung gelangt sei. Er freue sich über die gute Absicht des Herausgebers, obschon er sich vielleicht geweigert haben würde, in die Herausgabe zu willigen. Dann folgt eine Vorrede des Herausgebers, worin dieser alles mögliche Schöne von dem Verfasser des Tagebuchs sagt. Er schließt diesen Panegyrikus mit den Worten: „kurz, ein Mann, doch — ich will nichts zu seinem Lobe sagen". Dann folgt wieder eine Aeußerung Lavater's selbst: Menschenkenner hätten bemerkt, daß die Aufrichtigkeit aufhöre, sobald der Mensch wisse, er werde beobachtet. Allein, wo das Herz nur sich selbst beobachte, da fange die Aufrichtigkeit an. Der Verfasser des Tagebuchs nimmt sich daher vor: „seine Beobachtungen (über sich selbst) niemals irgend einem Menschen zu zeigen, sie genau zu verwahren". (Wie aber war dann jene „wohlgemeinte Verrätherei" des Freundes möglich?) In diesem Tone koketter Selbstbespiegelung ist auch das Tagebuch selbst, besonders fast der ganze 1. Theil (der 2. Theil ist etwas besser) gehalten. Im Vergleich zu dem Gellertschen Tagebuchstyl ist dieser Lavatersche noch unnatürlicher und innerlich unwahrer. Von Jung-Stilling gehört hierher die obige Geschichte mit dem Wirth in Straßburg, dann eine andere, wo Stilling ein geheimes, ihm als solches vermachtes Manuscript auf dem Postwagen verkauft, endlich sein, von ihm selbst sehr naiv berichtetes Verhalten als Professor der Staatswissenschaft in Gießen. Er erzählt, wie seine Zuhörer sich verloren, wie er gefühlt, daß er der Stelle nicht gewachsen sei, und fährt dann fort (a. a. O. S. 525): „Der rechtschaffene Mann, geschweige der wahre Christ, muß Amt und Besoldung zurückgeben, sobald er es nicht pflichtmäßig verwalten kann, wenn dieses auch seine Schuld nicht ist. Diese Forderung, die kein Sophist aus meinem Gewissen herausdemonstriren konnte, machte mir angst und bange, und

Stellung der jungen Dichterschule zur Religion und zur Moral. Pantheistisch-eudämonistische Richtung derselben.

Es ist hier der Ort, über die Stellung der jungen Dichterschule zur Religion zu sprechen, wie sie in diesem wahlverwandtschaftlichen Verkehr derselben mit Männern wie Hamann, Lavater, Jung-Stilling, aber auch in andern Anzeichen zu Tage tritt. In ihrer radicalen Opposition gegen alles Bestehende in Literatur und Leben, in Sitte

---

doch konnte ich ihr nicht Folge leisten, denn ich war an Händen und Füßen gebunden. Wie war da ein Rettungsmittel zu denken? Entweder mußte (!?) mir der Kurfürst die 2000 fl. geben — so viel brauchte ich — und mich vom Amt entlassen, oder ein anderer Fürst mußte (?!) mich mit so viel berufen". Wie das so sehr mit Wahrhaftigkeit prunkende und doch so durch und durch unwahre Wesen Lavater's auf Menschen mit wirklich gesundem Geistes- und Gemüthsleben wirkte, davon haben wir die frappantesten Zeugnisse in Goethe's Schriften. Anfangs zeigt sich Goethe hingerissen von Lavater, der in seiner Persönlichkeit einen großen Zauber gehabt zu haben scheint. Er half ihm an seiner Physiognomik durch Zeichnung und Zusendung von Köpfen und gab sich ihm ganz hin. An Knebel schrieb er aus Zürich 1779 („Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel", 1. Bd. S. 15): „Hier bin ich bei Lavater im reinsten Zusammengenuß des Lebens. Er ist ein einziger Mensch. Solche Wahrheit, Glaube, Liebe, Geduld, Weisheit, Güte, Stärke, Ganzheit, Ruhe ist weder in Israel noch unter den Heiden". Ebenso an Frau v. Stein („Goethe's Briefe an Frau von Stein, herausgegeben von Schöll", 1. Bd. S. 277) unterm 30. Nov. desselben Jahres: „Wenn man wieder einmal einen so ganz wahren Menschen sieht, meint man, man käme erst auf die Welt". Auch die Herders rühmten an Lavater die „Wahrheit des Herzens" („Erinnerungen" von Caroline v. Herder, 1. Bd. S. 233); Wieland küßte ihm die Hand; Charlotte v. Lengefeld nannte ihn einen Engel („Goethe's Briefe an Frau v. Stein", 3. Bd. S. 275. „Carolinens v. Wolzogen Nachlaß", 1. Bd. S. 170). Fritz Stolberg schrieb 1775 an Claudius über ihn („Boie's Museum", 1776. 1. St.): „In den verstohlenen Augenblicken, welche jedem Andern zur Ruhe unentbehrlich sind, schreibt er Werke, die das Erstaunen Deutschlands, das Erstaunen künftiger Jahrhunderte sein werden". Dagegen lauten Goethe's Aeußerungen über Lavater aus wenig späterer Zeit ganz anders. In zwei Briefen an Frau v. Stein vom 5. u. 6. April 1782 (a. a. O. 2. Bd. S. 182, 183) sagt er: „Die Geschichte des guten Jesus (aus Lavater's Pilatus) hab' ich nun so satt, daß ich sie von Keinem als allenfalls von ihm selbst, hören möchte" . . „Wenn unser Einer seine Eigenheiten einem Helden aufflickt und nennt ihn Werther, so geht's hin; nun findet Hans Casper diese Methode allerliebst und flickt seinem Christus auch so einen Kittel zusammen, da wird er abgeschmackt." Ferner an ebendieselbe unterm 21. Juli 1786 (ebenda, 3. Bd. S. 279), nachdem Lavater in Weimar gewesen: „Kein herzliches, vertrauliches Wort ist unter uns ge-

und Gesellschaft, hatte die junge Schule offenbar einen gewissen revolutionären Charakter. Danach könnte man annehmen, sie sei auch im Religiösen revolutionär, mindestens radical verfahren. Dem ist jedoch nicht so. Im Allgemeinen stehen bei ihr die religiösen Fragen nicht im Vordergrunde*). Weder im „Werther“, noch im „Faust“ (ebensowenig in dem Goetheschen als in dem von Klinger und dem des Maler Müller) ist die Krisis, an welcher der Held zu Grunde geht, eine religiöse. Nicht sowohl der Zweifel an einer unsichtbaren Welt ist es, was diese jungen Titanen aufreibt, als der ungestüme Drang entweder nach absoluter Erkenntniß der Natur und ihrer geheimsten Kräfte, oder nach einem ebenso absoluten, allbefriedigenden Lebensgenuß. Selbst in Goethe's „Prometheus“ ist zwar eine gewisse Auflehnung menschlichen Trotzes gegen die Gottheit, wie sie der alte griechische Mythus enthielt, nicht aber eine Gottesleugnung zu finden. Sogar jener blos verstandesmäßige, zu einem nüchternen Moralprincip zugespitzte Deismus, wie ihn die Aufklärungsphilosophie nach dem Vorgange der englischen Freidenker, wie ihn auch Rousseau in seinen „Bekenntnissen des savoyischen Vicars“ lehrte, war nicht nach dem Geschmacke der jungen Genies**). Eher möchte man sagen, daß ihnen in ihrem unersätt-

---

wechselt worden; ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe unter seine Existenz einen großen Strich gemacht und weiß nun, was mir von ihm bleibt“. 1797 war Goethe in Zürich, ohne Lavater auch nur zu sehen! (Vgl. Schäfer, „Zur deutschen Literatur“, 2. Bd. S. 95.) Auch das Verhältniß Goethe's zu Jung-Stilling muß später sehr erkaltet sein, denn Letzterer berichtet (a. a. O. S. 572. 575) von einer zweimaligen Durchreise durch Weimar (1803), ohne Goethe's auch nur zu gedenken! Goethe selbst spricht schon in der oben angeführten Stelle wesentlich kühler von Jung, als wenige Jahre vorher in Straßburg. In Betreff Hamann's beziehen wir uns auf das S. 398 in der Note **) Gesagte.

*) Dies unterscheidet die „Sturm- und Drangperiode“ von der, sonst in mancher Beziehung ihr nicht unähnlichen, literarischen Bewegung der 30er Jahre des 19. Jahrhunderts, dem sog. „jungen Deutschland“, sowie von der Byron-Shelley'schen Schule in England.

**) Gleichwohl halte ich es für nicht zutreffend, mindestens nicht erschöpfend, wenn manche Literarhistoriker die ganze „Sturm- und Drangperiode“ nur als eine natürliche Reaction gegen die vorausgegangene „Aufklärungsperiode“ ansehen,

lichen Triebe, sich voll auszuleben und im Erkennen wie im Ge-

wie Hettner, der dieselbe geradezu (a. a. O. 3. Theil, 3. Buch, 1. Abtheilg., S. 1 ff.) als einen „Kampf gegen die Schranken der Aufklärung" bezeichnet. Was er als Gegenstand dieses „Kampfes" aufführt: die Willkürherrschaft in einem großen Theil von Deutschland, die schroffen Standesunterschiede, die Härten im Familienleben, das steife Ceremoniell u. A. m. — das Alles war schon von der „Aufklärung" bekämpft worden; ja auch jene „Natürlichkeit" des Denkens, Empfindens, Sichgebens, wie sie in höchster Potenz den Männern des Sturmes und Dranges als Ideal vorschwebte, war, freilich noch in mehr bescheidenem Maße, bereits von den Moralischen Wochenschriften, von der Hamburger Dichterschule, von Gellert und Gleim erstrebt und theilweise erreicht worden. Was als innerer Gegensatz und, wenn man will, als äußere „Schranke" an derjenigen Richtung der „Aufklärung", gegen die sie ankämpften, von den jungen „Genies" empfunden ward, das war etwas ganz Anderes; das war der enge und feste Anschluß dieser Aufklärungsrichtung (zu der die sogenannte Popularphilosophie, zu der aber auch ganz entschieden Kant gehört, in dem diese Richtung gewissermaßen gipfelte) an eine reale Welt, an ein Allgemeines, dem der Einzelne sich ganz unterzuordnen, gegen das er Pflichten zu erfüllen, dem er seine kleinen individuellen und privaten Neigungen, Leidenschaften, Begierden nöthigenfalls zu opfern hätte. Mit dieser Forderung, welche die „Aufklärung" der Fridericianischen Zeit an den Einzelnen stellte, vertrug sich freilich das Gefühl absolutester Souveränetät des Ich schlecht, welches der Lebensauffassung der „Sturm- und Drangperiode" zu Grunde lag. Daß und warum diese „freie Genialität" ein gewisses Recht dazu hatte, diejenigen Vertreter der „Aufklärung", welche sich nur negativ, abwehrend, gegen sie verhielten, ohne ihr etwas Positives entgegensetzen zu können, für „beschränkt" und „philisterhaft" zu erklären (wie z. B. Nicolai in seiner späteren Zeit), darauf wird an andrer Stelle zurückzukommen sein. Wie tiefinnerlich begründet aber und daher wie auch äußerlich schroff der Gegensatz zwischen jener auf eine thaten- und opferreiche Hingabe an ein Allgemeines gestellten und dieser auf die absolute Freiheit und Selbstbefriedigung des Einzel-Ich pochenden Richtung war, dafür haben wir einen schlagenden Beleg auch von der entgegengesetzten Seite her in der herben Verurtheilung, welche das „Genietreiben" der siebenziger Jahre von einem Manne erfuhr, der gleichsam die Verkörperung jener streng realistischen Richtung in der höchsten Potenz war, von dem großen Staatsmann Freiherrn vom Stein. In der berühmten Denkschrift vom April 1806, die Stein dem König Friedrich Wilhelm III. überreichte und worin er mit merkwürdigem Freimuth sich über die einzelnen Mitglieder des damaligen Cabinets aussprach, heißt es vom Grafen v. Haugwitz: . . „Er folgte dann den Thoren, die in Deutschland vor 30 Jahren das Geniewesen trieben" („Aus Stein's Leben, von Pertz", S. 161). Selbst zu Goethe stand Stein — bei aller Achtung vor dessen Dichtergeist — doch innerlich wesentlich antipodisch, wie das E. M. Arndt in der höchst ergötzlichen Schilderung von der Begegnung der

nießen gleichsam die ganze Welt in sich hineinzuschlingen*), eine gewisse pantheistische Anschauung nicht fremd gewesen sei. Von Goethe wissen wir, daß er während seines Aufenthaltes im Aelternhause zwischen seiner Leipziger und seiner Straßburger Studienzeit sich eine Art von pantheistischer Gottesverehrung ausdachte, daß er in Straßburg sich den Ideen eines Giordano Bruno und ähnlichen zuneigte, daß er später auch mit Spinoza sich viel beschäftigte.

Diesem geistig-sinnlichen Drange nach einer unendlichen Lebensfülle, sei es in der Erfassung und Bewältigung der äußern Natur mittelst einer Art von unmittelbarer, ins Innerste der Dinge eindringender Intuition, sei es (und das noch viel häufiger) im schrankenlosen Schwelgen in allen höchsten Freuden der Erde — diesem Drange war eine Geistesrichtung wie die der Lavater, Jung-Stilling, Hamann in vieler Hinsicht congenial. Denn diese „Propheten" vermaßen sich ja, mit mehr als gewöhnlicher Menschenkraft sowohl selbst zu den steilsten Höhen und in die unergründlichsten Tiefen vorzudringen, als auch Andere dahin zu führen. Wie er-

---

beiden großen Männer im Kölner Dome (in dem Buche: „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn v. Stein") unverholen andeutet. — Noch weniger freilich kann ich beistimmen, wenn Hillebrand (a. a. O., 1. Bd. S. 266) die „Sturm- und Drangperiode" als eine Fortsetzung und Steigerung der „Aufklärungsrichtung" bezeichnet. Er sagt daselbst: „Was Lessing in national-literarischer, Friedrich II. in politischer Hinsicht zu selbstbewußter Bestimmtheit gebracht hatten, das wurde bald mit der Lust der Eroberung über die gewöhnlichen Grenzen hinaus verfolgt und meistens in maßlosem Selbstdrange und stürmender Unruhe weiter fortgeführt". Im Gegentheil! Nicht eine übertreibende Weiterführung der von Friedrich II. und Lessing eingeschlagenen Richtung des Denkens und Empfindens, sondern ein völliger Bruch mit dieser war die „Genialität" der siebenziger Jahre. Ebensowenig zutreffend ist es, wenn Hillebrand (S. 267) „die transscendentale Ichlehre Kant's" für den „Gipfelungs- und damit Schlußpunkt dieser Epoche" (des Sturmes und Dranges) erklärt. Sie war vielmehr der entschiedenste Rückschlag dagegen, wie ich am entsprechenden Orte zu zeigen hoffe. (Vgl. meinen Aufsatz: „Immanuel Kant. Eine culturgeschichtliche Studie", in dem „Historischen Taschenbuch von Fr. v. Raumer", 4. Folge, 8. Jahrgang, 1867.)

*) Wie es der Goethesche Faust als das Ziel seiner Sehnsucht ausdrückt:

„Mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern
Und so, wie sie, zuletzt auch ich zerscheitern".

bärmlich klein nahm sich doch neben solcher geträumten Gottähnlichkeit die bescheidene Denkweise Lessing's aus, der sich damit begnügt hatte, nur immerfort der Wahrheit nachzustreben, weil der Vollbesitz der Wahrheit für keinen Sterblichen sei! Wie verächtlich erschienen die Mahnungen jener ordinären Moralisten, der Popularphilosophen, von einem Maßhalten in Allem und von den Rücksichten auf eine allgemeine Ordnung, welcher der Einzelne sich einzufügen habe! Im Gegentheil! Je unbändiger das Einzel-Ich sich gegen alle Schranken der gegebenen Verhältnisse aufbäumte, je gewaltiger es im Vollgefühl der eignen Erhabenheit sich aufblähte, je unersättlicher es alle Freuden und Herrlichkeiten der Welt in der Selbsteinbildung, das wahre „Genie" oder *δαιμόνιον* in sich zu hegen, für sich allein verlangte: um so mehr bewährte es die Unendlichkeit seines Strebens und — so wähnte man — die Unerschöpflichkeit seiner inneren Kraft, auch wenn diese Kraft sich nur im Genießen und Begehren, oder in großen Worten, aber kleinen oder keinen Thaten äußerte.

Die Glückseligkeitslehre war seit lange schon auch in Deutschland zur herrschenden Lebensphilosophie geworden, zuerst der vornehmen, begünstigten Klassen, allmälig auch eines großen Theils des Mittelstandes. Von Frankreich her war sie, zum Theil durch das Beispiel des dortigen Hofes und der von ihm inficirten „guten Gesellschaft", zum Theil als praktische Consequenz eines theoretischen Materialismus und Atheismus, in ziemlich grobsinnlicher, höchstens der Form nach verfeinerter Gestalt, von England durch die Schule Shaftesbury's und Bolingbroke's in einer etwas mehr idealisirten, vergeistigten Richtung nach Deutschland herübergekommen. Wieland hatte diesen Eudämonismus, wie wir sahen, zu einer Art von ästhetisch-philosophischem Cultus ausgebildet. Durch den größeren Ernst, den die thaten- und opferreiche, auf allgemeine Ziele des Völkerlebens gerichtete Zeit Friedrich's des Großen in ihrem Gefolge hatte, war dieser egoistische Trieb nach bloßem Genuß zwar zurückgedämmt, aber niemals ganz unterdrückt worden. Ein schlagender Beweis dafür ist es, daß sogar die von Haus aus so sittlich-strengen Popularphilosophen Mendelssohn, Garve u. A. sich mit jener Glückseligkeitslehre abfinden zu müssen glaubten, indem sie ein Compromiß zwischen Glückseligkeit und Tugend, Genuß

und Pflicht vorschlugen*). Mit der Wiederentfesselung des individuellen Empfindungslebens wogte und wallte jener Trieb nach unendlicher Selbstbefriedigung fesselloser denn je empor**). Das moderne Prophetenthum selbst wußte denselben mit seinen angeblichen hyperidealen Strebungen trefflich zu vereinigen und mit himmlischen Mitteln oftmals sehr irdische Zwecke zu verfolgen. Wir sahen Jung-Stilling und Lavater sogar die Weihe des Gebetes zu profanen Absichten mißbrauchen und Hamann sehr offenherzig in Einem Athem von dem „Ruhme Gottes", dem er diene, und von der Hoffnung, „sein Glück zu machen", sprechen.

Wahrsagerei und natürliche Magie im Dienste dieser Richtung. Mesmer, Gaßner, Cagliostro, St. Germain, Schrepfer u. A.

Diese Sucht der Zeit nach möglichst reichem und zugleich möglichst mühelosem Genuß des Lebens, verbunden mit dem ebenso verführerischen Kitzel eines geheimnißvollen Alleswissens, als des Privilegiums bevorzugter Geister, ward nun aber auch die Handhabe für eine viel gröbere Abart jenes feineren Prophetenthums, für die Adepten eines angeblich übernatürlichen Wissens und Könnens in sozusagen handgreiflichen Wirkungen auf die sinnliche Welt, die Meister der „natürlichen Magie", Hellseherei und Wahrsagerei, der Kunst, durch urkräftige Zaubermittel das Leben zu verlängern, das Alter zu verjüngen und den allezeit mächtigsten Talisman für jegliche Art von Genuß, das Gold, auf mystischem Wege zu bereiten. Es ist merkwürdig, zu sehen, wie noch weit in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts herein nicht blos hochgebildete und gelehrte Männer, z. B. der Theolog Semler, sondern selbst Naturforscher von so hellem Verstande wie Georg Forster mit der Idee des Goldmachens sich zeitweilig ganz ernsthaft beschäftigen. Semler sandte noch 1786 eine Probe angeblich aus Salz gewachsenen Goldes

*) Wie selbst Kant dies noch thun zu müssen glaubte, habe ich in dem oben (S. 404 Note) citirten Aufsatze über Kant ausgeführt.

**) Nirgends ist bekanntlich die ganze Signatur jener Zeit vollendeter dichterisch ausgeprägt, als in Goethe's „Faust". Da ist es nun interessant, zu sehen, wie bei Goethe Faust's unendliches Streben schließlich gipfelt und gleichsam verpufft in sinnlichem Lebens- und Liebesgenuß, während Lessing seinen Faust (soweit uns sein Plan bekannt ist) an übertriebenem Wissensdrange zu Grunde gehen lassen wollte, der Engländer Marlowe dem seinigen vorzugsweise einen unersättlichen Trieb nach äußerer Macht und Herrschaft mitgab.

an den Chemiker Klaproth, und ebenso glaubte er einer Universalarznei in Gestalt eines sogenannten Luftsalzes auf der Spur zu sein*). Von dem berühmten Arzte Beireis in Helmstädt ist nicht recht klar, ob er mehr ein Getäuschter oder ein Täuschender war mit seiner angeblichen Kunst, aus kleinen Diamanten einen großen zu machen, und mit sonstigen ans Wunderbare streifenden angeblichen Resultaten einer außergewöhnlichen Wissenschaft**).

Um wie viel mehr mußten diese vermeintlichen Wunderthäter Eingang und Zulauf finden theils bei der vornehmen Gesellschaft, die nur nach Sinnenlust und nach raffinirten Reizen der Phantasie haschte, theils auch bei Denen, die zwar für gewöhnlich mit feineren Mitteln nach der Erschließung des Reiches der Wunder und nach der Herrschaft über die Gemüther der Menschen trachteten, aber auch gröbere zur Erreichung dieser ihrer Zwecke zeitweilig nicht verschmähten. Cagliostro mit seinem Lebenselixir und seinen angeblichen altägyptischen Mysterien fand in den höheren Kreisen Deutschlands ebenso wie Frankreichs zahlreiche Anhänger. St. Germain, der neben der Gabe ewiger Jugend noch die schätzbare Kunst, Diamanten zu machen, zu besitzen vorgab, lebte in hohen Ehren bei dem Herzog Carl von Hessen in Schleswig. Nicht blos für Mesmer's geschickte Manipulationen mit dem thierischen Magnetismus, auch für die viel plumperen Gaukeleien des katholischen Teufelsbanners Gaßner warf sich Lavater zum Apostel und Protector auf***). Selbst in dem gelehrten und aufgeklärten Leipzig trieb ein schlauer Gastwirth, Schrepfer, mit dem Citiren von Todten und andern Schwindeleien lange ein einträgliches Geschäft unter großem Zulauf des Volkes, bis er zuletzt, entlarvt und weniger keck als jene vorneh-

*) Kopp, „Geschichte der Chemie", 2. Bd. S. 240.

**) Goethe in seinen „Tagesheften" („Werke", 31. Bd. S. 213) hat allerhand Interessantes davon mitgetheilt.

***) Barthold, „Geschichtliche Persönlichkeiten", 2. Bd. S. 40 u. 97. An Lavater dachte wahrscheinlich Goethe, wenn er in seiner „Campagne in Frankreich", da, wo er von der berüchtigten Halsbandgeschichte spricht (dem Thema seines „Großcophtha"), äußert: „Mit Verdruß hatte ich viele Jahre die Betrügereien kühner Phantasten und absichtlicher Schwärmer zu verwünschen Gelegenheit gehabt und mich über die unbegreifliche Verblendung vorzüglicher Menschen bei solchen frechen Zudringlichkeiten verwundert" („Werke", 30. Bd. S. 267).

meren Betrüger, durch einen Schuß im Rosenthale sich selbst entleibte*).

Zusammenhang dieser Verirrungen mit dem Aufschwunge der Naturwissenschaften.

Der lebhaftere Aufschwung, den eben damals die Naturwissenschaften zu nehmen begannen, hätte wohl derartigen Täuschungen vorbeugen sollen. Statt dessen trug er von gewisser Seite selbst dazu bei, sie zu begünstigen. Mancherlei überraschende Entdeckungen im Gebiete der Chemie, der Physik, der Physiologie schienen durch die Erkenntniß ganz neuer Naturkräfte (der Elektricität, des Magnetismus u. s. w.) auch neue Wege in die geheimste Werkstatt der Natur zu erschließen**). Mit jener Ungeduld, die gerade der strebendsten Geister sich so leicht bemächtigt, übersprang man die mühsam zu erklimmenden Stufen allmäligen Erforschens, und mit Hülfe einer überspannten Einbildungskraft wähnte man die letzten Resultate geträumten Tiefblicks in die Natur in Einem kühnen Griffe erfassen zu können. Dem alchymistischen Unwesen war zwar schon Leibnitz kräftig entgegengetreten, und seit der im Anfange des 18. Jahrhunderts begonnenen wissenschaftlichen Begründung der Chemie, vollends seit den großen Entdeckungen Lavoisier's, wollte kein Chemiker

*) Wie tief der Hang nach dem Geheimnißvollen und Wunderthätigen, der durch jene Charlatane zu einem so groben Ausdruck kam, in der ganzen Stimmung der Zeit wurzelte, dafür liefert uns ebenfalls die Literatur der 70er und 80er Jahre reiche Belege, die meisten wiederum Goethe. Daß dessen „Faust“ sich „der Magie ergiebt“, von Mephistopheles durch den Hexentrank sich verjüngen läßt, von ihm begehrt, daß „in undurchdrungnen Zauberhüllen jedes Wunder gleich bereit sei“ u. s. w., war in dem Wesen der Faustsage selbst begründet, hing aber doch auch mit dem dunklen Drange, der jene Zeit der Gährung charakterisirt, eng zusammen. Cagliostro's Treiben hat Goethe in seinem „Großcophtha“ dichterisch verwerthet. Die Theorie vom thierischen Magnetismus spielt in den „Wahlverwandtschaften“ eine Rolle in Ottiliens krankhaften Bezügen zu gewissen Metallen. Schiller's „Geisterseher“ ruht wesentlich auf dem Zuge der höheren Kreise zu dem Wunderbaren, wobei zugleich ganz richtig auf den bedenklichen Gebrauch hingedeutet wird, den davon gern die katholische Propaganda machte. Bekanntlich galt Cagliostro (den Schiller wohl zunächst im Auge hatte) für ein Werkzeug der Jesuiten.

**) Selbst von Alex. von Humboldt wissen wir, daß er als junger Mann, dem allgemeinen Drange der Zeit folgend, einer unmittelbaren Erfassung der „Lebenskraft“ auf der Spur zu sein meinte. Sein klarer Geist schützte ihn vor den Abwegen, auf welche Andere durch solche Illusionen geführt wurden.

von Ruf noch etwas von hermetischen Processen wissen*). Allein unter anderer Form lebte jenes Unwesen wieder auf in den Gaukeleien der sog. natürlichen Magie und Wunderthäterei, ermuntert und gepflegt von dem Hange der Zeit nach dem Unbegreiflichen, Geheimnißvollen, so wie von der herrschenden Sucht nach leichtem Genuß statt der sauren Arbeit nüchternen Verstandes.

Geheimbündelei.

So gingen von den verschiedensten Seiten aus mannigfache Strömungen nach einem gemeinsamen Mittelpunkte hin. Wer irgend eines höheren Strebens über das Gewöhnliche und Alltägliche hinaus sich vermaß, der suchte in einer oder der andern dieser Strömungen, auch wohl in vielen zugleich, mit vorwärts zu treiben, und fühlte durch die Gemeinsamkeit dieser Neigung sich Andern, Gleichstrebenden, innerlich verwandt. Wie zu Gellert's Zeit eine stille Gemeinde der Empfindsamen, wie unter Klopstock's Einflüssen ein Bund der Freundschaft, Tugend und Vaterlandsliebe (der Hainbund) entstanden war, so bildete sich jetzt eine Art von Geheimbund aller Derer, die der neuen Richtung huldigten; ein „unsichtbarer Kreis", wie Goethe es ausdrückt**), „der wieder in viele einzelne locale Kreise zerfiel". Wie man damals an den Schlagwörtern: Empfindung, Tugend, Freundschaft u. s. w. sich erkannt, so jetzt an der Schwärmerei für Rousseau***), für Sterne oder für Ossian und an den Schlagwörtern: „Natur", „Genie", „Originalität". Männer wie Lavater, wie Hamann, ja auch untergeordnete Geister wie Kaufmann, mochten sich gern als Hohepriester dieser unsichtbaren Kirche, als Eingeweihte eines höhern Grades, als geheime Obere und als berufene Leiter der Anderen fühlen

*) Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd. S. 200. Kopp a. a. O. 2. Bd. S. 249. Uebrigens behielt selbst die alte Alchymie, wenn auch nur mehr im Verborgenen, bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts ihre Anhänger. Noch 1796 erschien im „Reichsanzeiger" ein „Aufruf" einer sog. „hermetischen Gesellschaft" und fand vielfachen Anklang; es bildeten sich Zweiggesellschaften, es erschien (1798—1803) eine Correspondenz mit zahlreichen Briefen von Solchen, die eingeweiht zu sein begehrten, ein „Hermetisches Journal" (1802) u. s. w. (Ebenda.)

**) „Werke", 31. Bd. S. 38.

***) „In Rousseau's Namen war eine stille Gemeinde weit und breit ausgesä't", sagt Goethe (Ebenda, 26. Bd. S. 181).

und darstellen. Je weniger das äußere, besonders das öffentliche, nationale Leben Gelegenheit bot, den dem Menschen angeborenen Trieb der Vereinigung zu gemeinsamer Thätigkeit zu befriedigen, um so größer war der Reiz, sich in einer geheimnißvollen Gemeinschaft mit Gleichgesinnten zu wissen, auf diese einen Einfluß zu üben und dadurch (so redete man sich gern ein) Menschen und Verhältnisse nach den Eingebungen seines Genie lenken zu können*).

Zusammenfassender Rückblick auf den allgemeinen Charakter dieser Zeit, abgesehen von dem speciell poetischen.

So war die Zeit beschaffen, aus welcher heraus die neue Dichtung sich entwickelte. Wir sind in der Schilderung dieser Zeit weit über die Grenzen der blos schöngeistigen Erscheinungen hinausgegangen. Wir mußten es, weil eben darin die Eigenthümlichkeit der „Sturm- und Drangperiode" besteht, daß dieselbe eine Menge von Gebieten, die scheinbar der Poesie ferner lagen, in ihren Strudel mit hineinzog und aus diesen Gebieten wiederum der Poesie Nahrung zuführte. Ein poetischer Hauch schwebte gleichsam wie ein feiner Duft über allen Ausströmungen des Lebens wie der Wissenschaft und Kunst, und die letzteren selbst erschienen beinahe nur wie ein gröberer Niederschlag des Alles durchdringenden poetischen Geistes. Das Ineinanderfließen aller Richtungen geistigen Lebens und Strebens — jene „Alleinheit", wie sie Hamann als höchstes Ziel des menschlichen Geistes proclamirt hatte — das Herüber- und Hinüberwallen

*) „In Deutschland war damals eine wahre Sucht, geheime Vereine für geistige Bedürfnisse, Gesellschaften zu gegenseitiger Veredelung, Brüder- und Schwesterschaften für moralische und religiöse Zwecke zu begründen oder ihnen beizutreten. Die Freimaurerei spielte in jener Zeit eine wichtige Rolle". So äußert sich Varnhagen in dem Aufsatze über Leuchsenring (den Stifter eines „Ordens der Empfindsamkeit") in seinen „Denkwürdigkeiten", 4. Bd. S. 181. Ueber Leuchsenring siehe auch Goethe's „Werke", 26. Bd. S. 180. Auch diese Seite der damaligen Zeitrichtung finden wir bei Goethe ausgeprägt in seinem „Wilhelm Meister", dessen Anlage zu einem großen Theile auf der Fiction eines förmlichen Geheimbundes mit verschiedenen Graden, Prüfungen u. s. w. (ähnlich dem Freimaurerbunde) und mit einer das Individuum geheimnißvoll auf allen seinen Lebenswegen umgebenden und leitenden Vormundschaft eines Kreises „Wissender" beruht.

der in Spannung versetzten Kräfte aus der einen Sphäre in die andere, und die dadurch erzeugte allgemeine Gährung — das gerade war die recht eigentliche Signatur dieser merkwürdigen Zeit, deren nachzitternde Bewegung auch über die Periode, in welcher sie poetische Blüthen trieb, und über die Kreise, die unmittelbar von ihr befruchtet wurden, theilweise noch weit hinaus ihre Wellenringe erstreckte*).

*) Zum besseren Verständniß des oben Gesagten sei hier beiläufig auf allerlei solche Erscheinungen hingewiesen, welche, obschon nicht unmittelbar den dichterischen Kreisen angehörig, doch jene allgemeine Stimmung der Zeit in mehr oder weniger prägnanter Weise in sich ausgeprägt darstellen. Da ist z. B. jener Plessing, von dem in Goethe's Aufzeichnungen wiederholt Meldung geschieht. Derselbe wendet sich zuerst brieflich an Goethe, um von ihm den Ariadnefaden aus den Wirren seines Innern zu erhalten; Goethe, der diese Briefe unbeantwortet gelassen, besucht den jungen Mann incognito auf seiner Harzreise im Winter. Bei dieser Gelegenheit schildert er uns dessen Wesen mit all der meisterhaften Plastik, die ihm eigen ist. Goethe, damals schon in sich abgeklärter, stellt ihm vor: er werde sich aus seinem selbstquälerischen, düstern Seelenzustande am besten durch Naturanschauung und herzliche Theilnahme an der äußern Welt retten und befreien, und führt dies des Weitern aus. Darauf erwiedert Plessing: „Mir kann und soll Nichts in dieser Welt genügen!“ (Goethe's „Werke“, 30. Bd. S. 228 ff.). Diese Aeußerung könnte man fast typisch für jenen Seelenzustand nennen, in dem damals eine Menge junger Leute sich befand und sich gefiel. — Eine ähnliche formlos gährende Natur, die aber unglücklicher endete als Plessing (der sich später doch noch in eine Art von Wirksamkeit für's Leben oder für die Wissenschaft hineinfand), war jener v. Bielefeld, von dem Goethe in seinen „Tages- und Jahresheften“ („Werke“, 31. Bd. S. 62) erzählt. „Bielefeld“, schreibt er, „der sich ‚den Cimbrier‘ nannte, war eine physisch glühende Natur, mit einer gewissen Einbildungskraft begabt, die sich aber in hohlen Räumen erging. Klopstock's Patriotismus und Messianismus hatten ihn ganz erfüllt, ihm Gestalten und Gesinnungen geliefert, mit denen er dann nach wilder und wüster Weise gutherzig gebahrte. Sein großes Geschäft war ein Gedicht vom ‚jüngsten Tage‘“ u. s. w. „So trieb er es eine Zeit lang, bis er endlich bei immer vermehrtem Wahnsinn sich zum Fenster herausstürzte und seinem unglücklichen Leben ein Ende machte.“ — Von Kaufmann und seinem ähnlich traurigen Lebensabschluß ist schon die Rede gewesen. — Auch Schubart, den wir früher als freiheitsglühenden Publicisten und begeisterten Apostel der Klopstockschen Empfindsamkeit kennen lernten, war, wie sein Biograph, David Strauß, ihn treffend charakterisirt, „Einer jenes Titanengeschlechts, dessen maßloser Ungestüm ihm selbst verderblich, ohne bleibende Frucht für's Allgemeine war“. Ein andres Mal nennt er ihn den „Helden des moralischen Katzenjammers, der bei ihm immer die religiöse Färbung annahm“. (Strauß, „Schubart“, 1. Bd. S. 361.) Schubart selbst kenn-

Die „Sturm- und Drangperiode" als Folge und Symptom eines krankhaften Zustandes des deutschen Nationallebens.

Gemeinsam war allen von diesem neuen Geiste Ergriffenen die Abwendung von der Wirklichkeit, als einem unbefriedigenden Zustande, und das Streben nach einem Reiche der „Natürlichkeit", als einem außerhalb jener Wirklichkeit stehenden. Und in der That war (wie wir schon im Eingange dieses Abschnittes des Weiteren

---

zeichnete sich in den folgenden, ganz im Jargon der Stürmer und Dränger gehaltenen Worten: „Ich würk' Viel und brauch' Viel. Mein Herz ist ein Schwamm; Thau des Himmels verschluck' ich viel, spritz' aber auch viel aus auf meine lieben Menschen". In demselben Sturm- und Drangstyl haucht Schubart seine überschwängliche Bewunderung für einzelne diesen Kreisen angehörige oder wahlverwandte Persönlichkeiten aus: „Hab 'nen Freund, wie man im Himmel findet, Miller heißt er, macht göttliche Verse, sieht aus wie Johannes an der Brust Jesu. Die vortrefflichen Grafen Stolberg waren auch hier; das sind Dir Leute! Goethe — ein Genie, groß, schrecklich, wie's Riesengebirge. Klinger — unser Shakspeare! Die Kerls habe ich alle lieb gewonnen. Lavater schreibt mir fleißig". U. s. w. (Strauß a. a. O. 1. Bd. S. 324.) — Auch ein Mann, der in seiner reiferen Zeit sehr nüchtern verständig erscheint, der Schöpfer der rationelleren Landwirthschaft, Albrecht Thaer, war in seiner Jugend, als Student zu Göttingen (1770 ff.), jenem wilden Treiben verfallen. Er erzählt von sich selbst („Albrecht Thaer" von Körte, S. 40): „Ich verstieg mich in die höchsten Regionen der Metaphysik, brachte die Nächte zwischen Schlafen und Wachen zu, reizte dadurch meine Phantasie und brachte einen geistig-sinnlichen Zustand in mir hervor, der eine gewisse Seelenschwelgerei und geistige Wollust enthielt. Dazu nahm auch die Sinnlichkeit den Zeitpunkt wahr, sich zu rächen". — Ein Späterer, Weitzel, läßt uns in seinen Selbstschilderungen („Aus meinem Leben") ebenfalls die Nachwirkungen der Sturm- und Drangperiode erkennen. So, wenn er erzählt (a. a. O. 1. Bd. S. 100 ff.): er und seine Freunde auf dem Gymnasium hätten als „Kraftgenies" Goethe nachgeahmt, durch die Wälder wandernd, für Rousseau's und Herder's Ideen sich begeisternd u. s. w.; er habe mit seinen Vertrauten „eine engere Verbindung gebildet, in der sich auf ganz eigne Weise ein höheres Streben mit Unordnung und Uebertreibung paarte". „Es ward nicht selten bis in die späte Nacht geschwärmt, aber dabei gewöhnlich von den höchsten Interessen der Menschheit, von der Unsterblichkeit der Seele, dem Dasein Gottes, der Bestimmung des Menschen und des Bürgers und von andern Gegenständen dieser Art gesprochen. Von einem rauschenden Walzer kamen wir leicht zu einer ernsten Unterhaltung zurück und oft legten wir die Tarokkarte bei Seite, um ein Kapitel aus Herder's ‚Ideen' vorzulesen und zu erläutern." . . . „Bei dem allgemeinen Mißbehagen", setzt er hinzu, „das Veränderung wollte, und bei der Erschlaffung aller Bande herrschte eine Weichlichkeit und Empfindsamkeit, eine

auszuführen versucht haben) das öffentliche Leben der Deutschen wieder schaal geworden, seit die thatenreiche Zeit Friedrich's II. ihm nicht mehr einen bedeutenden Inhalt verlieh, wie es schaal

---

falsche Philanthropie, die nur Worte und Thränen, keine Thaten, nur Mitleid, keine Hülfe hatte" (A. a. O. S. 135. 137). — Ebenso begegnen wir Anklängen aus jener Zeit in dem Jugendleben des großen Juristen Feuerbach, wie es uns sein Sohn Ludwig in der Schrift: „Feuerbach's Leben und Wirken, aus seinen ungedruckten Briefen und Tagebüchern veröffentlicht", vorführt. So lesen wir daselbst (1. Bd. S. 5) folgenden Gefühlsausbruch des jugendlichen Feuerbach: „Rousseau, Freund der Menschheit und der Tugend, nimm Dank für die Wohlthaten, die Du meinem Herzen erwiesen hast"! Ferner (Ebenda S. 12): „Ich will mich darstellen, wie ich bin; jede Falte meines Herzens will ich durchforschen" u. s. w., endlich in der ausgesprochenen Ungeduld und Selbstzuversicht, etwas ganz Ungewöhnliches zu leisten, die den 18jährigen Jüngling ausrufen läßt (Ebenda S. 13): „Ich möchte vor Schaam vergehen, wenn ich bedenke, daß ich schon 18 Jahre alt und der Welt noch unbekannt bin" (eine Uebertrumpfung der bekannten Aeußerung des Schillerschen Don Carlos: „vierundzwanzig Jahre und Nichts für die Unsterblichkeit gethan"). — Die Lust an der Selbstabspiegelung, aber auch Selbstquälerei, wie sie, namentlich von Lavater, Jung-Stilling u. A. genährt, auch einen Zug der „Sturm- und Drangperiode" bildet, findet sich noch bei Fr. Perthes (in dessen „Leben" von seinem Sohne), wenn dieser das eine Mal ausruft: „Es thut Einem wohl, wenn man vor Gott hintreten und sagen kann: Gott, du weißt es, ich bin gut", dann wieder an sich verzweifelt und nicht zur Ruhe in sich gelangen kann; wenn er den Philosophen Jacobi, mit dem er bekannt wird, „einen Blick in dieses sein eignes Streben und Schwanken thun läßt", und dieser ihm Rath ertheilt u. s. w. — Auch Steffens übte anfangs eine ähnliche empfindsame Selbstschau, sah aber das Ungesunde und Unwahre derselben ein, als ihm das „Tagebuch eines Beobachters seiner selbst" (von Lavater) in die Hände fiel. Und so ließen sich noch manche ähnliche Beispiele anführen.

Varnhagen von Ense im 4. Bande seiner „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften", S. 180 ff., sagt: „Das ganze Treiben des deutschen Lebens im dritten Drittheile des achtzehnten Jahrhunderts ist im Zusammenhange noch nirgends geschildert worden; für einen aufmerksamen und eindringenden Geschichtschreiber wäre dies ein höchst ergiebiger und dankbarer Stoff. Die Empfindsamkeit, die Physiognomik, der „Sturm und Drang", das Geniewesen, die geheimen Bünde, die Geisterseherei, der Erziehungseifer und viele andere wunderliche Ausgeburten des deutschen Lebens müßten hier besprochen werden". Ob es mir gelungen ist, den Gedanken Varnhagen's annähernd zu realisiren und die allerdings dankbare, aber auch schwierige Aufgabe wenigstens mit einiger Vollständigkeit zu lösen, weiß ich nicht; wo nicht, so müßte ich mich mit dem Spruche trösten: In magnis et voluisse sat est.

gewesen war, bevor diese Zeit aufging. So lange jene Thatenwelt den Geist der Nation kräftigte und in Spannung versetzte, erschien, was sich von ihr absonderte, ungesund und verkehrt. Selbst eines Klopstock „Phantasiewelt" mußte ihr weichen, und selbst ein Bodmer mußte eingestehen: die „in Schwäche und Weichlichkeit untergehende" Zeit habe eines Friedrich II. bedurft*). Jetzt aber, wo jene Welt der äußern Thaten wieder in den Hintergrund getreten war, machte die von ihr verdrängte Phantasie- und Empfindungswelt ihre Ansprüche abermals geltend. Was dort als Krankheit und Schwäche verurtheilt worden war — das Uebermaß der Empfindung, welches zur nüchternen That untauglich macht, — das nahm jetzt den Schein der Gesundheit und der Kraftfülle an, weil das äußere Leben an großen Interessen und an würdigen Zielen männlicher Thätigkeit Mangel litt. Der deutsche Nationalkörper krankte und siechte von Neuem, und die Ueberfülle selbst des dadurch wieder in sich gestauten und hochangespannten subjectiven Gefühlslebens war, recht betrachtet, nur ein Symptom eben dieses krankhaften Zustandes des Ganzen (etwa wie die Hypertrophie des Herzens das Symptom eines anormalen Zustandes des körperlichen Gesammtorganismus ist), mochte sie immerhin von dem Individuum als Uebermaß von Vollkraft empfunden werden.

Einzelne von den Hauptträgern jener Bewegung haben diesen Zusammenhang zwischen der Mangelhaftigkeit des öffentlichen und der künstlichen Gespanntheit des individuellen Lebens wohl erkannt und — halb bewußt, halb instinctiv — ausgesprochen. Klinger, der Verfasser des Drama: „Sturm und Drang", das der Periode ihren Namen gab, äußert einmal: „Wir Deutschen müssen durch diese Verzerrungen gehen, bis wir sagen mögen: ‚So und nicht anders behagt's dem deutschen Sinne'. Nichts reift ohne Gährung. Also wäre das wilde Thun bisher doch nichts anderes als: eine Form suchen, die uns behage? Machten wir eine Nation aus, so hätten wir diese Form gewiß vorgefunden". Und Goethe, der poetische Hohepriester der neuen Zeit, drückt dasselbe noch prägnanter in den Worten aus: „Von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt, zu bedeutenden

*) S. oben S. 286, 287.

Handlungen nicht angeregt, in der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden, geistlosen bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen, wurden wir durch die Gährung aller Begriffe einer literarischen Revolution zugetrieben"*).

*) Gleichwie Goethe hier zu verstehen giebt, daß die fast fieberhafte Steigerung des inneren Empfindungslebens und die damit verbundene Abwendung von der äußeren Welt und ihren Interessen eine Folge der Gehaltlosigkeit dieser letzteren, also einer Unvollkommenheit des damaligen Nationallebens der Deutschen gewesen sei, so finden sich verschiedene Aeußerungen aus dem späteren Leben Goethe's, wo er es als einen fühlbaren, nie ganz zu überwindenden Mangel der deutschen Literatur beklagt, daß dieselbe eben gezwungen gewesen sei, diesen Weg (der vom Leben abgelösten Subjectivität) zu betreten, und die Vorzüge einer von einem kräftigen Nationalleben getragenen und genährten Poesie hervorhebt. So sagt er einmal in „Dichtung und Wahrheit" („Werke", 25. Bd. S. 336) über den Vicar of Wakefield von Goldsmith: „Der Verfasser hat große Einsicht in die moralische Welt, . . aber zugleich mag er dankbar anerkennen, daß er ein Engländer ist, und die Vortheile, die ihm sein Land, seine Nation darbietet, hoch anrechnen. Die Familie, mit deren Schilderung er sich beschäftigt, steht auf einer der letzten Stufen des bürgerlichen Behagens, und doch kommt sie mit dem Höchsten in Berührung; ihr enger Kreis, der sich noch mehr verengt, greift durch den natürlichen und bürgerlichen Lauf der Dinge in die große Welt mit ein; auf der reichen, bewegten Woge des englischen Lebens schwimmt dieser kleine Kahn, und im Wohl und Wehe hat er Schaden oder Hülfe von der ungeheuern Flotte zu erwarten, die um ihn her segelt". In seinen Gesprächen mit Eckermann kommt er auf dasselbe Thema zurück, indem er den Vicar mit der „Luise" von Voß vergleicht und darüber sich so ausspricht (Eckermann, „Gespräche mit Goethe", 2. Bd. S. 259): „Im Vicar of Wakefield ist auch eine Landpredigerfamilie dargestellt; allein der Poet besaß eine höhere Weltcultur, daher haben die Personen ein mannigfaltigeres Interesse". Ebenso äußert er ein anderes Mal, da er von Walter Scott spricht (Ebenda 2. Bd. S. 304): „Man sieht, was die englische Geschichte ist, und was es sagen will, wenn einem tüchtigen Poeten eine solche Erbschaft zu Theil wird. Unsre deutsche Geschichte ist dagegen eine Armuth". Als Eckermann von Shakspeare bemerkte (Ebenda 3. Bd. S. 35): „Vieles von Shakspeare lag in der kräftigen, productiven Luft seines Jahrhunderts und seiner Zeit", stimmte Goethe dem vollständig bei. Bald darauf äußerte Letzterer selbst (S. 37): „Wie zahm und schwach ist das Leben geworden . . Das wirkt zurück auf den Poeten, der Alles in sich selber finden soll, während von außen ihn Alles im Stiche läßt". Er wendet dies direct auf seinen „Werther" an — „ein Product", sagt er, „das ich gleich dem Pelikan mit dem Blute meines eignen Herzens gefüttert habe". „Die Wertherzeit", fügt er hinzu, „gehört nicht dem Gan-

Poetische Ausbeute der „Sturm- und Drangperiode": Goethe und seine Nachahmer.

Fragen wir nun den eigentlich dichterischen Ergebnissen dieser scheinbar so tiefgehenden und so weitreichenden Bewegung der Geister nach, so sind dieselben auffallend geringe im Verhältniß zu den gewaltigen Anläufen, welche wir so viele Bekenner und Anhänger der neuen Richtung nehmen sehen. Wir lernen hier die volle Bedeutung jener schmerzvollen Apostrophe Goethe's an die Poesie (in der „Zueignung" seiner Gedichte) recht verstehen:

„Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich fast allein."

In der That war es beinahe der einzige Goethe, der den Geist dieser merkwürdigen Zeit zu wirklich poetischen Gestaltungen abzuklären und zu veredeln verstand*). Die Andern schwelgten zwar in

zen der Weltcultur an, sondern dem Einzelleben." Dann wieder einmal spricht er von Schiller's „Räubern", daß diese „mehr die Aeußerung eines außergewöhnlichen Talents sind, als daß sie von großer Bildungsreife des Autors zeugen". Und er fährt fort: „Daran aber ist nicht Schiller schuld, sondern der Culturstand der Nation, die große Schwierigkeit, die wir alle erfahren, uns auf einsamem Wege durchzuhelfen" (Ebenda 3. Bd. S. 161). Indirect gehören hierher auch Stellen wie folgende: „Könnte man nur den Deutschen, nach dem Vorbild der Engländer, weniger Philosophie und mehr Thatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, so würde uns schon ein gut Stück Erlösung zu Theil werden" (Ebenda 3. Bd. S. 252). „Ein Dichter, der nur seine wenigen subjectiven Empfindungen ausspricht, ist noch keiner zu nennen; aber, sobald er die Welt sich anzueignen und auszusprechen weiß, ist er ein Poet. Dann ist er unerschöpflich, wogegen eine subjective Natur ihr Bischen Inneres bald ausgesprochen hat und zuletzt in Manier zu Grunde geht". . . . „Man spricht immer vom Studium der Alten; allein was will das Anderes sagen, als: richte dich nach der wirklichen Welt und suche sie auszusprechen, denn das thaten die Alten auch" . . „Jedes tüchtige Streben wendet sich aus dem Innern hinaus auf die Welt, wie man an allen großen Epochen sieht" (Ebenda 1. Bd. S. 240). „Wir Deutschen sind schlimm daran; unsere Urgeschichte liegt zu sehr im Dunkeln, und die spätere hat aus Mangel eines einzigen Regentenhauses kein allgemein nationales Interesse. Ich that einen glücklichen Griff mit ‚Götz'; das war doch Bein von meinem Bein. Beim ‚Werther' und ‚Faust' dagegen mußte ich in meinen Busen greifen" (Ebenda S. 146). Auch Herder's Bild von dem „fußlosen Paradiesvogel", womit er die deutsche Literatur in ihrer classischen Periode vergleicht, hat darauf Bezug.

*) Wenn ich hier nur Goethe als den poetischen Messias der „Sturm- und Drangperiode" nenne, nicht auch Schiller, so sei zur Erklärung dessen kurz

den Strahlengluten des neuen Lichtes, das eine ganze Generation von Dichtern anzuglänzen und zu erleuchten schien, aber sie wurden dadurch nur geblendet, betäubt, verwirrt, so daß sie wie Verzückte taumelten und irre redeten. Ihm allein, dem Höherbegabten, war es gegeben, mit seinem wunderbaren Götterauge, wie mit einem Prisma, den überquellenden Glanz in sanftes, vielartig leuchtendes Farbenspiel abzudämpfen und in kunstvollen Gebilden zu fixiren; ihm allein mit seiner olympischen Hoheit war es vergönnt, inmitten der peinigenden Unruhe, welche die Andern ziel- und haltlos umhertrieb, Manchen in Wahnsinn stürzte oder gar in Selbstmord enden ließ, ruhig und klar zu bleiben und die Sturmflut seines eignen Innern ebenso wie das um ihn her wogende neue Leben zu harmonischem Wellengekräusel ebben zu machen, in welchem Himmel und Erde sich mit zauberischem Schimmer spiegelten.

Schon der Zeit nach datiren alle die Werke, die man als Ausgeburten der „Sturm- und Drangperiode“ zu bezeichnen pflegt, von einem spätern Termin, als die ersten, sogleich mit vollen Segeln in dieser Strömung dahinfahrenden Dichtungen Goethe's. Vollends ihrem Geiste und Gehalte nach sind sie fast durchweg entweder nur matte Nachklänge oder grelle, bisweilen fast karikirende Uebertreibungen des gewaltigen Grundtones, den Goethe allein ebenso vollkräftig als in schönem Maße anzuschlagen die Meisterschaft besaß.

War Goethe aber der eigentliche dichterische Vertreter und Verkündiger dieser neuen Lebensanschauung, so war Herder ihr kritischer Bahnbrecher und Pfadfinder. In der vorigen Periode hatte der eine Lessing Beides in sich vereinigt: er war Kritiker und Dichter in Einer Person gewesen; jetzt theilten sich diese Zwei in die beiden Arten von literarischer Thätigkeit: Herder, dem zum Dichter die Gabe ursprünglichen, selbstschöpferischen Hervorbringens fehlte und der nur die des Anempfindens und Nachbildens fremder Dichtungen besaß*), gab die Anregung und die Fingerzeige für die

angedeutet (was weiter unten näher auszuführen sein wird), daß Schiller zwar im Allgemeinen auf dem Boden des „Sturmes und Dranges“ steht, aber durch ein bei ihm hinzutretendes besonderes Element von den Stürmern und Drängern im engern Sinne sich wesentlich unterscheidet, daher eine Kategorie für sich bildet.

*) Die kleineren Gedichte sind fast alle zu wenig unmittelbar empfunden,

neue Richtung der Poesie; Goethe mit seinem unvergleichlichen Talente unmittelbar poetischer Anschauung und Gestaltung (was Herder an ihm „den Blick“ nannte) schuf aus diesen Anregungen und nach diesen Fingerzeigen alsbald fertige Kunstwerke. Goethe's Genie war gleichsam der lebendige Quell, der aus dem Felsen sprang, an welchen Herder mit seinem kritischen Stabe schlug.

Herder als kritischer Vorläufer der Genialitätspoesie; dessen Bildung und früheste literarische Thätigkeit.

Herder war aus knappen häuslichen Verhältnissen, aus einer einsamen und verschüchterten Kindheit und nach einer dürftigen Vorbildung erst auf der Stadtschule seines Heimathsortes Mohrungen in Ostpreußen, wo er 1744 geboren war, dann durch den Prediger Willamovius und den Diaconus Trescho, nach Königsberg gekommen und studirte dort seit 1762. Diese Hauptstadt des alten Herzogthums Preußen bot durch ihre Lage unweit der See, ihre zahlreichen Handelsverbindungen und ihre wohlangesehene Universität ausgiebige Mittel eben sowohl zu einer gelehrten Bildung als zu einer freieren Anschauung der größeren Weltverhältnisse. Der junge Herder, schon im Vaterhause von einem glühenden Wissensdurste getrieben, den er nur unvollständig aus Trescho's Bibliothek zu stillen vermocht, suchte jetzt nach allen Seiten hin zugleich seine Kenntnisse zu erweitern und seine Anschauungen vom Leben zu vervollkommnen. Der Buchhändler Kanter stellte dem an äußern Mitteln armen Jüngling seine Bücherschätze zur Verfügung; Kant gestattete ihm, seine Vorlesungen unentgeltlich zu hören; Hamann, ein Freund Trescho's, nahm sich seiner an

---

zu reflectirt, außerdem in der Form meist schwerfällig. Seine Dramen enthalten mehr Allegorie als Handlung, theilweise auch (z. B. der „Entfesselte Prometheus“) eine styllose Vermischung von antikem Mythus und modernen Ideen. Der „Cid“ endlich, an welchen noch am meisten sich ein gewisser Ruf Herder's als Dichter knüpft, ist eine bloße Nachbildung spanischer Romanzen, oder vielmehr — nach den neueren Forschungen von R. Köhler („Herder's Cid und seine französische Quelle“) zumeist nur einer französischen Bearbeitung solcher. Dagegen sind die von Herder übersetzten oder, besser gesagt, nachgedichteten „Volkslieder“ (aus der Poesie der verschiedensten Völker), „Lieder der Liebe“ (aus dem „Hohenlied Salomonis“) und Aehnliches werthvolle Denkmäler seiner feinen poetischen Empfindung und zugleich seines ausgebildeten Sinnes für melodischen Tonfall und Rhythmus.

und fand bald an ihm einen gelehrigen Schüler für seine Vielbelesenheit und seine orakelhaften Aussprüche. Durch ihn ward Herder auf Swift und Shaftesbury, auf Diderot und Rousseau, auf Ossian, Milton und Shakspeare, auf den Koran, die Bibel, die Griechen und noch auf vieles Andere aufmerksam gemacht. In der Vorliebe für Rousseau traf auch Kant mit Hamann zusammen. Kant lehrte damals noch vorzugsweise solche Wissenschaften, welche sich unmittelbar ans Leben und an die Erfahrung anschließen, und so bereicherte sich Herder in dessen Collegien mit allerhand concreten Kenntnissen aus der Naturforschung, der Geographie, der Anthropologie, der Pädagogik*), während Hamann, der directeste Gegensatz zu Kant, in seiner abspringenden Weise ihn auf alle Höhen und in alle Tiefen einer uranfänglichen Gott-, Welt- und Völkeranschauung zu führen versuchte.

So viele und so verschiedenartige Bildungseinflüsse, die gleichzeitig auf ihn eindrangen, mußten wohl in dem, bis dahin auf die engsten Kreise des Lebens und des Wissens beschränkt gewesenen Geiste des Jünglings eine gewaltige Gährung hervorbringen**). Er kam sich selbst vor wie ein Baum, „dessen Zweige von einem Ungewitter alle auf einmal hervorgetrieben wurden“, wie eine rasch und vorzeitig gereifte Frucht***). Auch die „Zeugungsbrunst eines Schriftstellers“ empfand er bald†). Obschon durch seine Armuth zu allerhand mühsamem Erwerb neben seinen Studien genöthigt, begann er doch schon 1764 erst in kleinern lyrischen Ergüssen, dann in einem größern philosophischen Lehrgedichte, welches er seinem Lehrer

*) Herder selbst schildert Kant's Lehrweise so: „Immer kam er zurück auf unbefangene Kenntniß der Natur und auf den moralischen Werth des Menschen. Menschen, Völker, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Umgang belebte“. („Lebensbild“, 1. Bd. 2. S. 179.)

**) „Was in einem solchen Geiste für eine Bewegung, was in einer solchen Natur für eine Gährung gewesen sein müsse, läßt sich weder fassen noch darstellen“ — so äußert sich Goethe in der Erinnerung an den Eindruck, den Herder gleich bei der ersten Begegnung auf ihn gemacht. („Werke“, 26. Bd. S. 303.)

***) Pomum praecox nennt er sich selbst.

†) „Lebensbild“ a. a. O.

Kant widmete, die Empfindungen und Ideen, die ihn bewegten, auszuströmen*).

Auf Hamann's Empfehlung erhielt er 1764 einen Ruf als Collaborator an die Domschule zu Riga, womit später auch ein Predigtamt verbunden wurde. Riga, die Hauptstadt des damals schon unter russischer Herrschaft stehenden Livland, mit einem kräftigen städtischen Gemeinwesen, einem lebhaften Handel und einer gebildeten Kaufmannschaft, war nach dem Osten hin (in ähnlicher Weise wie nach dem Westen Straßburg) ein äußerster Grenzposten deutscher Cultur, welche dort, je mehr sie räumlich von den eigentlichen Hauptströmungen deutschen Geisteslebens entfernt war, um so energischer nach einer möglichst regen Wechselbeziehung mit diesem hinstrebte. Herder fand dort an Behrens, dem Gönner Hamann's, und an dem Buchhändler Hartknoch kräftige Förderer seines Bildungsdranges. In gesicherter Existenz und zusagender Berufsstellung entfaltete sich seine schon in Königsberg lebhaft angeregte Strebekraft rasch zu vielseitiger Blüthe.

Zahlreiche literarische Entwürfe beschäftigten seinen feurigen Geist, wurden theilweise schon damals im Grundriß ausgearbeitet, theilweise künftiger Ausführung vorbehalten — Entwürfe zu Erziehungsplänen nach Rousseauschem Muster**), Entwürfe zu einer Psychologie, in welcher auf die Entwicklung der Sinne im Gegensatz zum abstracten Denken und auf lebendigen Ausdruck der Sprache im Hamannschen Geiste gedrungen werden sollte, zu einer Abhandlung über Bildung des Volkes durch Religion und Poesie, zu einer Anweisung, wie „der Veraltung der Seelen vorzubeugen und die Jugend recht zu genießen sei", zu einem Jahrbuch der Literatur als einer Sammlung von Schriften zum Studium der Menschheit u. a. m.***). Noch höher verstieg er sich, indem er die ersten Anfänge menschlicher Cultur im Oriente und deren Uebergänge in den Occi-

---

*) In dem einen jener Gedichte (a. a. O. 1. Bd. 1. S. 252) ruft er aus: „Komm, Rousseau, sei mein Führer!" Von dem „Lehrgedichte" sagt er selbst, es sei „das Aufstoßen eines von den Rousseauschen Schriften überladenen Magens" gewesen.

**) S. oben S. 385.

***) „Lebensbild", 2. Bd. S. 311. 361 u. a.

dent, die Ausbreitung der christlichen Religion und deren natürliche Ursachen darzustellen sich vorsetzte — ein Thema, das er um Vieles später in seiner Philosophie der Menschheitsgeschichte wirklich ausführte. Zum Theil nach dem Vorgange Winckelmann's in dessen Geschichte der Kunst, zum Theil nach Winken Hamann's und an der Hand von dessen ungeheurer Vielbelesenheit, versuchte er, das Geheimniß des Werdens der Poesie, die Entfaltung und Wandlung der verschiedenen Volksliteraturen im organischen Zusammenhange mit dem Charakter, der Denk- und Lebensweise der verschiedenen Völker zu erforschen*).

Die ältesten Nationaldichtungen der Hebräer, als welche ihm die alttestamentlichen Erzählungen von der Schöpfung, der Sündflut u. s. w. erschienen**), die einfachen, naiven Volkslieder, von denen ihm in seiner unmittelbaren Nähe, in der lettischen Bevölkerung Livlands, so schöne Proben begegneten***), dann wieder abwechselnd Homer, Ossian, die Edda, Shakspeare, alles dieß verwebte und gliederte sich in seinem vielempfänglichen, leicht erregbaren Geiste zur lebendigen Geschichte einer allgemeinen, von Jahrhundert zu Jahrhundert vorwärtsschreitenden und sich entwickelnden Völkerpoesie.

Wohl mochte Hamann in Herder seinen würdigen Jünger, sich selbst in ihm, was Vielseitigkeit und Erregbarkeit des Geistes

---

*) Z. B. in der „Abhandlung über die Ode", einem Fragment („Lebensbild", 1. Bd. 3. S. 62 ff.), wo er sagt: „Die Ode, das erstgeborene Kind der Empfindung, deren Geist ein Feuer des Herrn ist, mußte natürlich eine andere sein dem Morgenländer, wo sie hitzig war, wie sein Klima, dem Griechen, wo das gemäßigte Klima sie zu sanfteren Empfindungen abkühlte, noch mehr bei dem Römer". Falsch sei es daher, die antike Ode nachbilden zu wollen, statt in der uns angeborenen, natürlichen Empfindungsweise zu dichten. Ein zweites Fragment ist überschrieben: „Geschichte der Dichtkunst" (Ebenda S. 102 ff., 393 ff.).

**) Auch dies führte Herder später in seiner Schrift: „Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts" (1774) weiter aus, über welche er an Hamann schrieb („Hamann's Werke", 5. Bd. S. 71): „Die Offenbarung Gottes wird einst simple Geschichte der Weisheit unsres Geschlechtes werden".

***) „Bis auf Herder kannten wir kaum unsre alten Volkslieder", äußerte Goethe gegen Eckermann („Gespräche", 3. Bd. S. 165).

betraf, gleichsam verjüngt erblicken*). Nur daß, was bei Hamann orakelhaft dunkel und verschwommen war, bei Herder ungleich abgeklärter und durchgebildeter, wennschon noch immer theilweise in mehr dithyrambischer, als ruhig entwickelnder Form erschien.

Herder's erste Schriften, die „Fragmente“ und die „Kritischen Wälder“.

Herder trat 1766 zuerst öffentlich als Schriftsteller auf. Die „Literaturbriefe“ waren es, die ihn dazu anregten. Er wollte gleichsam eine Fortsetzung zu denselben liefern, indem er einzelne darin angefangene Gedankenreihen weiter ausspann und zu ergänzen oder auch zu berichtigen versuchte. „Fragmente“ nannte er diese Abhandlungen**). Vor Allem ist es die Natur der Sprache, was ihn beschäftigt. Die Geschichte eines Volkes, sagt er, ist die Geschichte seiner Sprache. Wie das Volk in seiner Kindheit nur einfache und starke Empfindungen hat — Schrecken, Furcht u. s. w., so sind auch die Ausdrücke dieser Empfindungen einfach, heftig und stark, — Töne, Geberden; wie das rohe Volk größerer Leidenschaften fähig ist, als das cultivirte, so versteht es auch die Sprache des Affectes besser. Allmälig ändert sich mit dem Charakter des Volkes auch der seiner Sprache. Der wilde Schrei wird zum Gesang, die rohe Geberde zum sinnlich bezeichnenden Namen, zum Bilde. Aber auch jetzt ist es noch eine Sprache der Poesie, eine sinnliche, an kühnen Bildern reiche Sprache, ein Ausdruck der Leidenschaften, in ihrem Formenbau frei, ungefesselt. „Die beste Blüthe der Jugend in der Sprache war die Zeit der Dichter, der Rhapsoden, da es noch keine Schriftsteller gab, sondern durch Lieder, durch Gesänge Schlachten, Fabeln, Sittensprüche u. s. w. vorgetragen wurden.“ Erst die alternden Völker verwandeln die Poesie in Prosa, die unmittelbar sinnliche Sprache in eine Sprache der Abstraction und Reflexion, in die Sprache der Wissenschaft***).

Was immer daher in unsrer heutigen Sprache noch Poetisches zu finden ist, das liegt in deren sinnlichem Elemente, in den eigen-

*) In dem Briefe, worin er dies ausspricht, warnt er ihn vor „Polygraphie“ („Herder's Lebensbild“, 1. Bd. 2. S. 428).

**) Der vollständige Titel heißt: „Ueber die neuere deutsche Literatur. Fragmente, als Beilagen zu den „Briefen, die neueste Literatur betreffend““ (1766—1767).

***) 1. Sammlung, S. 28 ff.

gearteten (idiotischen) Ausdrücken, solchen Ausdrücken, die sich zum Gegenstande verhalten, wie die Seele zum Körper, in denen die Empfindung wie in einem Sinnbilde sich abdrückt*), nicht in jener akademischen Abgeschliffenheit abgezogener Begriffe, welche den Franzosen das Höchste ist.

In einem andern Fragmente bespricht er die — damals so beliebte und so viel empfohlene — Nachahmung der Alten. Sie scheint ihm ein vergebliches, verfehltes Unternehmen. Nie werde ein Bodmer oder selbst ein Klopstock einem Homer, ein Gleim einem Anakreon gleichen. Jedes Volk habe seine besondern Bedingungen des Empfindens und folglich auch des Dichtens, denn die Empfindung, welche ein Gegenstand in der Seele des Dichters wecken soll, muß schon darin schlafen. „Im Griechen schliefen die Empfindungen freier Helden, was aber schläft im Deutschen?“**). „Unsre Literatur ist ein großer Koloß: sein Haupt von orientalischem Golde, seine Brust glänzt von griechischem Silber, Bauch und Schenkel sind von festem römischen Erz; seine Füße aber sind von nordischem Eisen, mit gallischem Thon vermengt“***). Lateinische Religion und lateinische Literatur haben den Geist des deutschen Volkes früh verengt und verbildet. Denn „kein größerer Schade kann einer Nation zugefügt werden, als wenn man ihr den Nationalcharakter, die Eigenheit ihres Geistes und ihrer Sprache raubt“†). „Wäre Deutschland blos an dem Faden seiner eignen Cultur fortgeleitet — unstreitig wäre unsre Denkart arm, eingeschränkt, aber unserm Boden treu, ein Urbild ihrer selbst, nicht so mißgestaltet und zerschlagen.“ Und mit stillem Neide ruft er aus: „O wäre Deutschland in diesen Zeitpunkten eine britische Insel gewesen!“ Selbst die sogenannte „Wiederherstellung der Wissenschaften“ durch die Neubelebung der classischen Studien (im 15. und 16. Jahrhundert) erscheint ihm, von dieser Seite betrachtet, als für unsre Nationalcultur nicht durchaus vortheilhaft. „Unsre ganze Bildung ward römisch und ist es noch.“ Erst Luther hat das hohe Verdienst, „die deutsche

*) 3. Sammlung, S. 65. 73. 102.
**) „Lebensbild“, 1. Bd. 1 S. 73.
***) 3. Sammlung, S. 3.
†) Ebenda S. 13 ff.

Sprache, einen schlafenden Riesen, aufgeweckt, die scholastische Wortkrämerei, wie jene Wechslertische, verschüttet und durch seine Reformation eine ganze Nation zum Denken und Gefühl erhoben zu haben" *).

Wie also bekommen wir wahrhaft nationale und zugleich originale Dichter? Nicht durch Nachahmung fremder Literaturen. Weil der Geschmack der Völker und der Zeiten sich mit dem Fortgange der Sitten und der Denkart ändert, so muß, um sich dem Geschmacke seines Volkes zu bequemen, der Dichter den Wahn und die Sagen der Vorfahren studiren, aber, um auch dem Zeitgeist gerecht zu werden, diese Meinungen der herrschenden Höhe des sinnlichen Verstandes anpassen. Er möge sich sorgsam nach alten Nationalliedern erkundigen — so wird er Stücke bekommen, welche den oft so vortrefflichen Balladen der Briten, den Chansons der Troubadours, den Romanzen der Spanier oder gar den feierlichen Sagolinds der alten Skalden beikommen" **).

Die zweite Schrift Herder's erschien 1768. Er nannte sie: „Kritische Wälder" ***). Sie war ebenfalls durch eine Schrift Lessing's veranlaßt, nämlich durch dessen „Laokoon". Bei aller Verehrung für Lessing wagt doch der kaum vierundzwanzigjährige Jüngling, dem Meister in wichtigen Punkten zu widersprechen. Nicht allein darin, daß er, entgegen der Lessingschen Ansicht, den lauten Ausdruck des Schmerzes, das Schreien, bei den Helden der griechischen Dichter nur unter besondern Verhältnissen, nicht als Regel — nicht einmal beim Philoktet des Sophokles — zugiebt, sondern auch in Bezug auf den eigentlichen Kernpunkt des „Laokoon", die Unterscheidung zwischen der bildenden Kunst und der Poesie. Diesen Unterschied findet Herder nicht sowohl in der Verschiedenheit der Mittel (Farben und Worte), als vielmehr in Folgendem. Das Bild, sagt er, ist ein Kunstwerk nur in dem Nebeneinander aller seiner Theile, als ein im Raume fertig dastehendes Ganzes, das Gedicht dagegen wirkt durch die Kraft (Energie) jeder einzelnen der sinn-

*) Ebenda S. 23

**) 2. Sammlung, S. 221 ff.

***) Vollständig lautet der Titel: „Kritische Wälder, oder Betrachtungen, die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend".

lichen Vorstellungen, durch welche es Gegenstände darstellt, dann aber auch noch durch die Kraft der Verbindung aller dieser Vorstellungen zu einem Ganzen. So ist die Poesie gleichsam Musik und Malerei zugleich, Musik in der Zeitfolge ihrer Töne, Malerei in der sinnlichen Ausprägung des Einzelnen; sie ist „sinnlich vollkommne Rede"*).

Herder ist daher auch keineswegs einverstanden mit der Schlußfolgerung, welche Lessing aus seinen Ansichten über die Verschiedenheit der Poesie und der Malerei zieht, damit nämlich, daß die Malerei nur Körper, die Poesie nur Handlungen solle schildern dürfen. Namentlich gegen das Letztere sträubt sich seine ganze Seele. Zugegeben, daß Homer, wenn nicht ausschließlich, doch vorzugsweise Handlungen, d. h. in der Zeit fortschreitende Begebenheiten, schildert, ist denn Homer der einzige Dichter? Gab es nicht neben ihm einen Tyrtäus, Anakreon, Pindar, Aeschylus? Wenn sich nun Homer's fortgehende Erzählung, sein ἔπος, bei Anakreon in ein Gesangartiges, ein μέλος, bei Pindar in ein lyrisches Gemälde, ein εἶδος, verwandelte, blieb es nicht immer noch Poesie? Kann, darf man sagen: „Homer schildert Nichts als fortschreitende Handlungen, folglich schildert die Poesie überhaupt Nichts als fortschreitende Handlungen?" Das poetische Ideal eines Homer ist ein anderes, als das eines Anakreon oder Pindar, aber jedes von diesen Idealen ist poetisches Ideal. „Kann Jeder seinen Zweck auf seine Art erreichen, was will ich mehr?" „Jedes Gedicht ist als eine Art von Gemälde, von Kunstwerk zu betrachten, wo alle Theile zu ihrem Hauptzweck, dem Ganzen, mitwirken sollen. Bei allen ist der Hauptzweck poetische Täuschung, bei allen aber auf verschiedene Art. Die hohe, wundersame Illusion, zu der mich die Epopoe bezaubert, ist nicht die kleine, süße Empfindung, mit der mich das anakreontische Lied beseelen will, noch der tragische Affect, in den mich ein Trauerspiel versetzt; indessen arbeitet Jedes auf seine Täuschung, nach seiner Art, mit seinen Mitteln, Etwas im vollkommensten Grade anschaulich vorzustellen — es sei nun dies Etwas epische Handlung, oder tragische Handlung, oder eine einzige anakreontische Empfindung, oder ein vollendetes Ganzes

*) „Erstes Krit. Wäldchen", S. 203. Vgl. 231. 233. 238.

pindarischer Bilder, — Alles muß indessen innerhalb seiner Grenzen, aus seinen Mitteln und seinem Zwecke beurtheilt werden. Jede Gedichtart hat ihr eigenes Ideal — die eine ein höheres, schwereres, größeres als eine andere, aber jede ihr eignes. Aus einer muß ich nicht auf die andere oder gar auf die ganze Dichtkunst Gesetze bringen *)".

Und dann folgt jene Stelle, wo Herder ausruft: „Ich zittre vor dem Blutbade, das die Sätze: ‚Handlungen sind die eigentlichen Gegenstände der Poesie‘, und ähnliche unter alten und neuen Poeten anrichten müssen. Kaum bleibt der einzige Homer alsdann Dichter. Von Tyrtäus bis Gleim und von Gleim wieder nach Anakreon zurück, von Ossian bis zu Milton und von Klopstock zu Virgil wird aufgeräumt — erschreckliche Lücke! Der dogmatischen (didaktischen?), der malenden, der Idyllendichter nicht zu gedenken" **).

Nur fünf Jahre liegen zwischen dem „Laokoon" und den „Kritischen Wäldern". Und doch, welcher weite Abstand zwischen den Anschauungen Lessing's und denen Herder's! Lessing steht ganz auf dem Boden jener epischen, thatenreichen Zeit, welche die thatenlose Empfindung in den Hintergrund drängte und nur die Darstellung von Handlungen und von Charakteren als einen würdigen Gegenstand der Dichtung gelten ließ; Herder's aufstrebende Mannheit fiel schon wieder in eine Periode des Friedens, wo der Thatendrang ermattet war und an seiner Statt das individuelle Gefühlsleben von Neuem übermächtig hervortrat.

Herder hatte sowohl die „Fragmente" als die „Kritischen Wälder" ohne seinen Namen veröffentlicht. Dennoch war seine Verfasserschaft ruchbar geworden und er hatte rasch eine gewisse Berühmtheit als Bahnbrecher einer neuern Richtung in der Literatur erlangt ***), aber freilich auch manche Anfechtungen erfahren.

*) Ebenda S. 223. 225.

**) Ebenda, S. 228 ff.

***) Dies sieht man u. A. aus Goethe's Aeußerungen in „Dichtung und Wahrheit", 25. Bd. S. 296 ff. 302. An letzterer Stelle heißt es von Herder: „Er hatte sich schon genugsam berühmt gemacht und durch seine ‚Fragmente‘, die ‚Kritischen Wälder‘ und Anderes sich unmittelbar an die Seite der

Kein Wunder, wenn es ihn drängte, in die allgemeine Strömung der Zeit, die auf ihn und auf die er bisher gleichsam nur aus der Ferne gewirkt hatte, nun auch selbst mitten hinein zu treten, mit gleichstrebenden Geistern unmittelbar zu verkehren, durch persönliche Anschauung größerer Welt- und Lebensverhältnisse seine eigne Bildung zu vollenden und sich zu eingreifenderer Wirksamkeit auf Andere geschickt zu machen. Es ward ihm zu eng in dem abgelegenen Riga. „Ich schnappe nach Veränderung!" ruft er aus. „Nichts soll mich hindern, jede Gelegenheit zu ergreifen, um mehr Länder und Menschen kennen zu lernen." Schon früher einmal hatte er geschrieben: „Drei Jahre will ich in Riga aushalten, dann aber auf Reisen!" „Die Ruhe eines Landpastors", meint er, „wäre Qual für mich. Lieber will ich noch eine Zeit lang mich winden und seufzen und ausdauern; es muß doch einmal ein Stoß kommen, der mich hebt und fortschleudert*)."

Ein solcher äußerer „Stoß" kam nicht — denn einem Rufe nach Petersburg (in eine wichtige pädagogische Stellung) zu folgen, also sich noch weiter von den Mittelpunkten deutschen Geisteslebens zu entfernen, trug er mit Recht Bedenken — und so brach er selbst durch einen kühnen Entschluß mit allen seinen Verhältnissen in Riga, legte seine Aemter nieder, obschon man ihn zu halten suchte, und begab sich im Jahre 1769 auf eine längere Reise, und zwar zur See, nach Frankreich. Er wollte, wie er sagt, „die Welt seines Gottes von mehr Seiten kennen lernen, von mehr Seiten zu seinem eignen Stande brauchbar werden". Der Zweck, für die Welt zu leben, könne dem Zwecke, für sich zu leben, nicht widersprechen, „sonst wären wir entartete Seelen, nicht Menschen und Bürger" **).

Den äußern Vorwand zu diesem so auffallenden Schritte gab ihm die ausgesprochene Absicht, die Erziehungsanstalten des Auslandes aus eigner Anschauung kennen zu lernen, um später selbst eine solche in Riga zu errichten. Das eigentliche Motiv seines

---

vorzüglichsten Männer gesetzt, welche seit längerer Zeit die Augen des Vaterlandes auf sich zogen".

*) „Lebensbild", 1. Bd. 2. S. 212. 386. 483.

**) „Erinnerungen aus dem Leben Herder's", S. 163.

Handelns war aber jener Drang in die Weite, von dem wir auch andre lebhafte Geister jener Zeit vielfach ergriffen sehen*).

Herder's Tagebuch von seiner Seereise. Im Juni 1769 ging er zu Schiffe. Wir besitzen ein Tagebuch Herder's von dieser Seereise**), welches uns seine Empfindungen während derselben in unmittelbarster, offenbar getreuester Aufzeichnung vergegenwärtigt. Der ruhelos strebende und in sich gährende, für alle Eindrücke von außen empfängliche, von den verschiedenartigsten Ideen hin und her bewegte Geist Herder's tritt uns hier auf jeder Seite entgegen. Vieles, was zum Theil erst weit später in seinen Schriften feste Gestalt gewann, sehen wir hier schon im Keime sich regend oder zu halbbewußter Klarheit entfaltet. Zu seiner philosophischen „Geschichte der Menschheit" empfängt er schon hier mannigfache Anregungen in der unmittelbaren Beobachtung von Naturerscheinungen, die er so „besser als aus Büchern" kennen lernt. Die Sinne der Wasserthiere, verglichen mit denen der Landthiere, der Wechsel der Luft und des Lichtes, die Sternschnuppen, das Nordlicht und Anderes mehr — Alles gruppirt sich ihm zu einer Art von Naturphilosophie, die er später in jene Menschheitsgeschichte verwebt hat. Das Schiff selbst mit seiner Bemannung erscheint ihm wie ein „Staat im Kleinen", wie das Bild eines jener Naturvölker, die in beschränktem Kreise sich bewegen, wenig Bedürfnisse haben, mit den Elementen immer im Kampfe leben. Aus dem steten Verkehr der Seefahrer mit der Natur und ihren großartigen Wirkungen erklärt er sich die bei den Anwohnern des Meeres meist am frühesten ausgebildete Empfänglichkeit für Wunder und Aberglauben und findet sich so auf die ersten Ursprünge aller Mythologie zurückgeführt***). Nach andrer Seite wieder beschäftigt ihn der Gedanke, wie die Kräfte einer solchen halbwilden Nation „durch einen mächtigen Geist zu einem Originalvolke gemacht werden können"; er gedenkt Peter's

*) Daß die Ausfälle von Klotz u. A. gegen seine Schriften und die sonstigen widersprechenden Urtheile über diese, die er zu lesen bekam, ihn zu dem Entschlusse getrieben hätten, Riga zu verlassen (wie Koberstein a. a. O. 2. Bd. S. 989 annimmt), scheint uns nach den obigen Aeußerungen Herder's weniger glaublich.

**) „Lebensbild", 2. Bd. S. 155 ff.

***) A. a. O. S. 164 ff.

des Großen und seiner gewaltigen culturbildenden Kraft. Pläne persönlichen Ehrgeizes, schon in Riga in ihm aufgetaucht, treten jetzt ernster an ihn heran: er möchte ein großes Werk über die Gesetzgebungen der Völker schreiben in der Weise Montesquieu's, nur vollständiger, und darin auch den großen gesetzgeberischen Reformen in Rußland unter Peter d. Gr. und Katharina eine besondere Aufmerksamkeit widmen. Dadurch würde er vielleicht sich der großen Czarin, der Freundin Voltaire's, bekannt machen und einen Einfluß gewinnen, den er zum Besten seiner zweiten Heimath, Livlands, ja wohl des ganzen Europa, verwerthen könnte*). Dann wieder wirft sich die Ungeduld seines gährenden Innern nach ganz andrer Seite hinüber. Er möchte durch Reisen, Beobachtungen, Sammlung von Kenntnissen „aus der ganzen polizirten Welt“ der „erste Menschenkenner Livlands“ werden und dadurch als Prediger sich einen ausgezeichneten Ruf erwerben. Seine Predigten wie seine Schriften sollten „ein Buch zur menschlichen und christlichen Bildung sein“; die Religion wolle er „nur aus dem Gesichtspunkte der Menschheit“, nur in der Gestalt lehren, wie sie für unser Zeitalter paßt.

Auch seine erzieherischen Ideen regen sich wieder. Er wolle „ein Etablissement“ gründen, „das für die Menschheit, für Welt und Nachwelt Pflanzschule und Muster der Bildung sein könnte“. Er habe keine Ader für Bequemlichkeit, wenig für Wollust, — was bleibe ihm übrig, als: Wirksamkeit und Verdienst um Allgemeines?

*) Noch von Frankreich aus bittet er den Buchhändler Berglow in Riga um Bücher über das Leben Peter's d. Gr. und Katharinens, über russische Gesetzgebung u. s. w., fragt zugleich, ob wohl ihm, „einem unbekannten Reisenden“, gestattet sein würde, der Kaiserin ein solches Werk, wie er vorhabe, zu widmen. In dem Tagebuche kommen verschiedene Stellen vor, wo er diesen Gedanken, der ihn sehr beschäftigt zu haben scheint, weiter ausspinnt. Um Livland zu reformiren, müsse er „das Zutrauen des Hofs gewinnen“, zu dem Ende „fremde Länder studiren, große Begriffe von sich und große Absichten in sich selbst erwecken“. Rußland, meint er, könne hohe Cultur annehmen, dann diese über Europa ausbreiten, „das im Schlafe liegt“, könne letzteres sich dienstbar machen „dem Geiste nach“. Wer dies bewirkte, wäre „mehr als Baco“. Man müsse dafür die Kaiserin gewinnen. Es dünkt ihm ein wünschenswerthes Ziel, „ein Gesetzgeber für Fürsten und Könige zu sein“. „Jetzt wäre der rechte Moment dazu!“ (Ebenda.)

Dafür brennt er, und „sein Herz glüht in würdigen Anschlägen“*). Ein solches Institut müßte, aufsteigend von den Studien der Naturwissenschaften, durch Geschichte und Geographie zu Religion, Philosophie, Politik, unter Beschränkung des allzu vielen Latein, unter Verbannung alles blos mechanischen Lernens, zur Verbesserung der Sitten, zur Mäßigung des Luxus, zur Verleihung wahrer Bildung, „dem Adel zu Ehren“, Großes wirken. Er möchte für sein Livland Rousseau und Montesquieu in Einer Person sein, möchte dem Beispiel dieser Männer und Locke's, Hecker's, Büsching's nacheifern**).

Dazwischen hat er auch grillenhafte Stunden, wo er sein rechtes Ziel verfehlt zu haben meint, wo es ihn drängt nach Realität des Lebens, nach Abstreifung aller gelehrt pedantischen Bildung, oder auch nach heitrem Daseinsgenuß ohne Tugendscrupel und ängstliche Enthaltsamkeit***).

---

*) „Lebensbild“, 2. Bd. S. 311 ff.

**) Ebenda S. 456 ff. Ein anderes Mal wieder sagt er: er wolle „nicht wie Rousseau ausschweifen“, d. h. nicht wie er die Civilisation verachten.

***) „Warum“, grübelt er, „habe ich nicht Sprachen, Mathematik, Naturwissenschaften, Zeichnen, Talent des Umganges u. dgl. gelernt? In welche Gesellschaften hätte ich mich dann bringen, welchen Genuß mir vorbereiten können — nicht wortgelehrt, nein, munter, lebhaft, wie es einem Jüngling ansteht! Bin ich nur bestimmt, Schatten zu sehen, statt wirkliche Dinge zu fühlen?“ Er möchte „ein Luther und Calvin“ für seine Zeit werden und fragt sich, wie er das machen müsse. „Ich frage noch?“ ruft er sich zu. „Unnütze Kritik und todte Untersuchung aufgeben, mich über Bücherverdienste erheben, mich zum Nutzen der Welt einweihen, den Geist der Gesetzgebung, des Commerzes und der Polizei gewinnen, Alles im Gesichtspunkte von Politik, Staat und Finanzen einzusehen wagen, Welt, Adel und Menschen (?) zu überreden und auf meine Seite zu bringen suchen. Jüngling, das Alles schläft in dir, aber unausgeführt und verwahrlost! . . In ‚Kritischen Wäldern‘ verlierst du das Feuer deiner Jugend, die beste Hitze deines Genie, die größte Stärke deiner Leidenschaft: zu unternehmen“. Gervinus (a. a. O. 4. Bd. S. 444) bemerkt treffend: außer Goethe's Jugendbriefen gebe es Nichts, was die Titanomachie dieser Jahre, die prometheische Himmelsstürmerei so stark ausspreche, wie dieses Herdersche Tagebuch, aber auch Nichts, was die wunderbaren Selbsttäuschungen so nahe lege, die mit diesen ikarischen Flügen verbunden waren. Uns scheint, selbst die Goetheschen Briefe enthalten so viel gährende Elemente kaum, weil bei Goethe Alles bald poetische Form gewinnt und sich dadurch abklärt. Herder findet in der Tugend selbst „bloße Schwäche“, „kahle Abstraction“; nur volles Menschenleben und Glückseligkeit sei wahre Tugend; „jedes Datum

Bei diesen Grübeleien über sich selbst und dieser sinnigen Beobachtung seiner nächsten Umgebungen versäumt er aber auch nicht, seine Blicke darüber hinaus auf die Länder zu werfen, an denen er vorüberfährt. Rußlands aufdämmernde Cultur, Friedrich's des Großen jugendkräftiger Staat, der skandinavische Norden mit den erhebenden Erinnerungen an die sagenhaften Zeiten seiner alten Helden, Hollands und Englands reger Handelsgeist, Frankreich mit seinem Anspruch auf Herrschaft im Reiche des Geschmacks — Alles zieht in unmittelbarster Gegenwärtigkeit an seiner Seele vorüber*). Vor Allem doch entzückt es ihn, die Lieder der alten Skalden, die Gesänge Ossian's, diese ursprünglichen Stimmen der Völker, inniger zu verstehen, lebhafter zu empfinden im persönlichen Anschauen der Orte, wo sie entstanden, der äußern Scenerie der Thaten, die sie besingen. Noch in späterer Zeit gedachte er mit Begeisterung dieses Genusses und rühmte es, wie dadurch erst der wahre Geist und Werth des Volksliedes ihm aufgegangen sei**).

---

ist Handlung, alles Andere Schatten". „Zuviel Keuschheit, die da schwächt, ist ebensowohl Laster, als zu viel Unkeuschheit. Nicht das Negative, die Entsagung, sondern das Positive (wohl der Kraftgebrauch) ist rechte Tugend". „Ich hatte Stunden", sagt er einmal, „wo ich keine Tugend, selbst nicht die einer Ehegattin, die ich doch für den reellsten Grund gehalten, begreifen konnte. Ich fand darin nur Schwächung der Charaktere, Selbstpein" u. s. w. Wieder ein anderes Mal: „Den Sinn des Gefühls, die Welt der Wollüste habe ich nie genossen. Ich empfinde in die Ferne, hindre mir selbst den Genuß durch unzeitige Präsumtion und durch Blödigkeit im Augenblick. Eine aufgeschwellte Einbildungskraft zum voraus tödtet den Genuß, macht ihn matt und schläfrig und läßt mich nur nachher wieder fühlen, daß ich ihn nicht genossen. So geht es mir sogar in der Liebe, die ich mehr in der Abwesenheit, als in der Gegenwart, mehr in Furcht und Hoffnung, als im Genuß empfinde. So lese, so entwerfe, so arbeite, so reise, so schreibe, so bin ich in Allem!" (A. a. O. 2. Bd. S. 162. 180. 311 ff.)

*) A. a. O. 2. Bd. S. 247 ff.

**) In seinen Blättern „von deutscher Art und Kunst", die er 1773 herausgab (in dem „Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker") sagt er S. 18 ff.: „Ossian habe ich zuerst in Situationen gelesen, wo ihn die meisten, immer in bürgerlichen Geschäften, Sitten und Vergnügungen zerstreuten Leser kaum lesen können. Sie wissen das Abenteuer meiner Schifffahrt, aber nie können Sie sich die Wirkung einer solchen etwas langen Schifffahrt so denken, wie man sie fühlt. Auf einmal aus Geschäften, Tumult und Rangespossen

In Frankreich verkehrte Herder mit Diderot und andern Männern der neueren Schule. In dem Geistesleben der Franzosen erkannte er zwar den Höhepunkt feinen Geschmackes, doch befriedigt es sein deutsches Gemüth so wenig wie seinen hochstrebenden Geist.

Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in Frankreich, erst zu Nantes, dann zu Paris, kehrte er nach Deutschland zurück. Ueber Holland ging er nach Hamburg, wo er Lessing, Claudius, Reimarus kennen lernte, dann nach Kiel, um die Stelle als Führer eines Prinzen von Holstein-Eutin anzutreten, wozu er schon in Paris den Ruf erhalten hatte. Mit dem Prinzen reiste er im Herbst 1770 über Darmstadt, wo er mit Merck verkehrte und seine spätere Gattin Caroline Flachsland kennen lernte*), nach Straßburg. Hier war es, wo Goethe zuerst ihn kennen lernte und alsbald den bedeutendsten Einfluß von ihm erfuhr**).

Herder's Zusammentreffen mit Goethe in Straßburg.

Herder beschäftigte sich ebendamals mit den ältesten Liedern der Völker, als deren Typus ihm Ossian erschien, und mit Shakspeare. Seine Ideen über Beides, die er zum Theil schon während seiner Seereise niedergeschrieben, wird er auch im mündlichen Gespräche

---

der bürgerlichen Welt, aus dem Lehnstuhl des Gelehrten und vom weichen Sopha der Gesellschaften herausgeworfen, ohne Zerstreuungen, Büchersäle, gelehrte Zeitungen, über einem Brette auf offnem, allweitem Meere, in einem kleinen Staate von Menschen, mitten im Schauspiel einer ganz andern, lebenden und unlebenden Natur, zwischen Abgrund und Himmel schwebend, täglich mit denselben endlosen Elementen umgeben, nur dann und wann auf eine neue ferne Küste merkend — nur die Lieder und Thaten der alten Skalden in der Hand, ganz die Seele damit erfüllt, an den Orten, da sie geschehen, hier die Klippen Olaus vorbei, von denen so viele Wundergeschichten lauten, dort dem Eilande gegenüber, das jene Zauberrose mit ihren vier mächtigen sternebestirnten Stieren abpflügte, über dem Sandlande hin, wo vormals Skalden und Wikinger mit Schwert und Lied auf ihren ‚Rossen des Erdgürtels‘ (Schiffen) das Meer durchwandelten, jetzt von fern die Küsten vorbei, wo Fingal's Thaten geschehen und Ossian's Lieder Wehmuth sangen — glauben Sie mir, da lassen sich Skalden und Barden anders lesen, als neben dem Katheder des Professors." . . „Wenigstens für mich sinnlichen Menschen haben solche sinnliche Situationen so viel Wirkung." U. s. w.

*) „Briefe an Merck von Goethe, Herder u. A.", S. 1 ff. „Briefe an und von Merck", S. 4 ff.

**) „Goethe's Werke", 25. Bd. S. 296 ff.

den Straßburger Genossen und namentlich Goethen mitgetheilt haben. Von Letzterm wissen wir, wie Herder diesen antrieb, elsässische Volkslieder zu sammeln*), wie ferner in dem Goetheschen Kreise Herder vor Allem es war, der die Begeisterung für Shakspeare pflegte, zugleich derselben eine festere Richtung gab**). Herder hat diese Ideen um wenige Jahre später veröffentlicht in seinen „Blättern von deutscher Art und Kunst" (1773).

Herder's Betrachtungen über das Volkslied und über Shakspeare als das Programm der neuen Dichterschule.

Was Hamann von der verjüngenden Macht der alten Volkslieder, gleichsam den ersten und unmittelbarsten Offenbarungen des Geistes der Poesie, orakelhaft und aphoristisch verkündet, was Herder selbst bei seinen ersten literarischen Anläufen in Riga nur erst dunkel empfunden, das suchte er jetzt deutlicher und eindringlicher auszuführen. „Je wilder", sagt er, „das heißt je lebendiger und freiwirkender ein Volk ist, desto lebendiger, freier, sinnlicher, lyrisch handelnder sind seine Lieder. Je entfernter von künstlicher Denkweise, Sprache und Letternart es ist, desto weniger sind auch seine Lieder für's Papier gemacht. Die wunderthätige Kraft dieser Lieder, der alten Volkslieder, hängt ab von dem Lyrischen, Lebendigen, gleichsam Tanzmäßigen des Gesanges, von der lebendigen Gegenwart der Bilder, vom Zusammenhange und gleichsam Nothdrange des Inhalts, der Empfindungen, von der Symmetrie der Worte und Sylben, vom Gange der Melodie und Alledem, was zur lebendigen Welt, zum Spruch- und Nationalliede gehört***)."

---

*) Ebenda, 25. Bd. S. 306.

**) Ebenda, 26. Bd. S. 75. „Will Jemand unmittelbar erfahren, was damals in dieser lebendigen Gesellschaft gedacht, gesprochen und verhandelt worden, der lese Herder's Aufsatz über Shakspeare in dem Hefte „Von deutscher Art und Kunst" . . . „Herder drang in das Tiefere von Shakspeare's Wesen und stellte es herrlich dar." Von Herder selbst erfahren wir („Nachlaß", 3. Bd. S. 81), daß er den Aufsatz über Shakspeare bereits 1771 begonnen hat. — Herder's Abhandlung „Ueber den Ursprung der Sprache", eine Preisschrift, die er während seines Aufenthaltes in Straßburg verfaßte, gehört weniger hierher. Herder bemühte sich darin, zu zeigen, wie der Mensch durch seine eignen Kräfte und Anlagen, so wie durch das Bedürfniß der Mittheilung seiner Gedanken zur Sprache gelangt sei, während Andere die Sprache als eine unmittelbare göttliche Gabe, die der Mensch fertig empfangen habe, betrachteten.

***) „Von deutscher Art und Kunst; I. Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker", S. 12.

Dem freien, unmittelbaren Ergusse des Volksliedes setzt Herder die Kunstdichtung entgegen, von der er sagt: „Wir quälen uns, nach Regeln zu arbeiten, deren wenigste ein Genie als Naturregeln anerkennt, über Gegenstände zu dichten, über die sich Nichts denken, noch weniger sinnen, noch weniger imaginiren läßt, Leidenschaften zu erkünsteln, die wir nicht haben, Seelenkräfte nachzuahmen, die wir nicht besitzen. So wird Alles Falschheit, Schwäche, Künstelei; verloren ging die wahre Lebhaftigkeit, Wahrheit und Andringlichkeit. Die Dichtkunst, welche die stürmischste, sicherste Tochter der menschlichen Seele sein sollte, ward die lahmste, wankendste; die Gedichte wurden fein oft corrigirte Knaben- und Schulexercitien. Wir sehen und fühlen kaum mehr, sondern denken und grübeln nur; wir dichten nicht über und in lebendiger Welt, im Sturm und im Zusammenstrom solcher Gegenstände, solcher Empfindungen, sondern erkünsteln uns entweder Themata, oder die Art, das Thema zu behandeln, oder gar Beides"*).

Die Seele eines Volkes, äußert er ein andres Mal, sei fast nur sinnlicher Verstand und Einbildung — daher bewege sich das Volkslied meist in „kühnen Würfen und Sprüngen". „Die Gesänge wilder Völker weben immer um eine lebendige Welt, um wirkliche Gegenstände, Handlungen, Begebenheiten — wie reich und mannigfaltig sind da die Umstände, gegenwärtige Züge, Theilvorfälle. Und alle hat das Auge gesehen, die Seele stellt sie sich vor: Das setzt Sprünge und Würfe!" Alle alte Lieder sind so beschaffen — aus Lapp- und Esthland, lettisch und polnisch, schottisch und deutsch, „je älter, je volksmäßiger, je lebendiger, desto kühner, desto werfender"**).

Herder dringt darauf, daß man auch bei uns die Volks-, Provinzial- und Bauernlieder sammle — auf Straßen und Gassen, im ungelehrten Gesange des Landvolkes, überall, in allen deutschen Landen, in Franken, Tyrol, Schwaben, im Elsaß und in der Schweiz, und daß man sich dessen nicht schäme***).

Welch schöne Früchte für die deutsche Literatur diese Mah-

*) A. a. O. S. 41 ff.
**) S. 46, 48, 59.
***) S. 51 ff.

nungen Herder's getragen, liegt heut vor Aller Augen. Der von ihm selbst gesammelte und übersetzte Schatz von Volksliedern ist durch zahlreiche Nachfolger auf diesem Gebiete sorgsam gehegt und vermehrt worden. Die von ihm gegebene Anregung aber zur Wiedererweckung des volksmäßigen Gesanges durch frisch lebendigen, bewegten, namentlich auch sangbaren Ausdruck natürlicher, starker Empfindungen hat nicht blos alsbald Goethe und Bürger (Jeden in seiner besondern Weise) nach dieser Richtung hin zum Dichten angefeuert, sondern sie wirkt fort in unsrer Poesie bis auf den heutigen Tag.

Doch hatte die Theorie von den „Würfen und Sprüngen" und von dem „Sturme der Empfindungen" auch ihre bedenkliche Seite. Nicht Jedem war es gegeben, mit der naiven Keckheit des sinnlich lebendigen Ausdrucks auch einen tiefern Gehalt zu verbinden, oder im Sturme der Empfindung das Ebenmaß der Schönheit festzuhalten. Die wahrhaft Rousseausche Kriegserklärung gegen unser ganzes civilisirtes Denken und Fühlen, als ein unwahres und unkräftiges, die man aus jener Herderschen Theorie herauslas (mehr, als er selbst wohl gewollt) war eine verführerische Lockung für Solche, die sich „Genies" träumten, ohne es zu sein, um mit allen Regeln zu brechen und in übertriebenen Kraftausdrücken, schwülstigen Bildern, barocken Worten und Satzbildungen den Schein der Natürlichkeit und Volksmäßigkeit zu affectiren*).

Auch kann die Poesie eines geistig entwickelten, von vielseitigen Interessen bewegten Volkes unmöglich bei solchen einzelnen Ergüssen lyrischen Gefühls, bei solchen wilden „Würfen und Sprüngen" stehen bleiben, wie sie den Liedern der Völker in ihrer Urzeit eigen sind, wo dieselben der Natur noch näher, der Bildung ferner stehen. Mit unsrer ganzen Kunstdichtung brechen, um lediglich zu den einfachsten Weisen des Volksliedes zurückzukehren, wäre kaum viel besser als, was Rousseau wollte, allen Fortschritten von Kunst und Wissenschaft entsagen und aus den Stätten der Civilisation in die Einsamkeit der Wälder fliehen. Gewiß war Lessing zu weit gegan-

*) „Auch Shakspeare, auch das Volkslied wurde darauf angesehen, daß ein einzelner Ausruf, ein Fluch oder Seufzer mehr sage, als alle Poesie", bemerkt Tieck („Einleitung zu den Werken von Lenz", XLIX).

gen, wenn er nur dem Epos oder dem Drama, als der Darstellung vielgegliederter und ausgebildeter Culturzustände, die Palme reichte, alle andern Dichtungsarten aber als unebenbürtige von der Mitbewerbung ausschloß; allein ebenso einseitig handelte Herder, wenn er nur das Volkslied als wahre Poesie anerkennen und keine Dichtung gelten lassen wollte, welche nicht wenigstens nach Art des Volksliedes in „Würfen und Sprüngen“, in „Sturmdrang“ und „Tanzschritt“ sich bewegte. Man konnte ihm hier ganz dasselbe entgegensetzen, was er selbst jenem Lessingschen Ausspruche entgegengesetzt hatte. Das Volkslied mag für eine gewisse Richtung der Poesie, die lyrische Empfindung oder die naive Wiedergabe ganz einfacher Situationen, das beste Muster sein; aber ist es darum auch alleiniges Muster für die Poesie überhaupt? Soll diese nicht auch zu andern Gegenständen fortschreiten, für welche die Form des Volksliedes nicht ausreicht, für welche vielmehr andere, entwickeltere Formen gefunden werden müssen?

Herder selbst scheint so Etwas gefühlt zu haben, denn unmittelbar neben die Bewunderung des Volksliedes stellt er die Bewunderung Shakspeare's, und, wie er sein erstes Blatt „von deutscher Kunst und Art“ jenem gewidmet hatte, so widmete er sein zweites diesem*).

Herder beginnt seine Abhandlung über Shakspeare mit dem schönen und treffenden Bilde: Shakspeare sei wie Einer, der „hoch auf einem Felsen sitzt, zu seinen Füßen Sturm, Ungewitter und Brausen des Meeres, aber sein Haupt in den Strahlen des Himmels“**). Allein im weiteren Fortgange zeigt er uns mehr nur diesen „Sturm“, dieses „Ungewitter und Brausen des Meeres“, als daß er uns auf die Höhe führte, von wo aus auch wir dieses unten grollende Spiel der Elemente zu überschauen und uns über dasselbe in heitrer Klarheit zu erheben vermöchten. Er heißt uns „vor Shakspeare's Bühne treten wie vor ein Meer von Begebenheiten, wo Wogen in Wogen rauschen, wo die Auftritte der Natur vor- und abrücken, in einander wirken, so disparat sie scheinen, sich hervorbringen und sich zerstören, damit die Absicht des Schöpfers,

*) „II. Betrachtungen über Shakspeare.“
**) A. a. O. S. 73.

der alle im Plane der Trunkenheit und Unordnung gesellt zu haben scheint, erfüllt werde — dunkle kleine Symbole zum Sonnenriß einer Theodicee Gottes" *).

Und nun giebt er eine Analyse der Hauptdramen Shakspeare's: „Lear", „Othello", „Macbeth", „Hamlet", — doch nein, nicht eine wirkliche Analyse, sondern nur eine lebhafte Schilderung der Reihenfolge der darin dargestellten Begebenheiten, Situationen, Oertlichkeiten, eine Art von Scenarium, vermischt mit Ausrufen der Bewunderung und Begeisterung über die Kunst Shakspeare's, aber keine eigentliche Erklärung, wie und warum diese Begebenheiten gerade so auf einander folgen, sich verketten und zu einem bestimmten Ende hin drängen **).

---

*) A. a. O. S. 93.

**) Man urtheile, ob die nachfolgenden Stellen über „Lear" wirklich von diesem Drama und von Shakspeare's dramatischer Kunst im Allgemeinen einen deutlichen Begriff geben: „Lear, der rasche, warme, edelschwache Greis, wie er da vor seiner Landcharte steht, Kronen verschenkt und Länder zerreißt, in der ersten Scene der Erscheinung, trägt schon alle Samen seiner Schicksale zur Aernte der dunkelsten Zukunft in sich! Siehe, der gutherzige Verschwender, der rasche Unbarmherzige, der kindische Vater wird es bald sein auch in den Vorhöfen seiner Töchter — bittend, betend, bettelnd, fluchend, schwörend, segnend, ach Gott, und Wahnsinn ahnend, wieder sein bald mit bloßem Scheitel, unter Donner und Blitz, zur untersten Classe von Menschen herabgestürzt, mit einem Narren und in der Höhle eines tollen Bettlers Wahnsinn gleichsam pochend vom Himmel herab. Und nun in der ganzen lichten Majestät seines Elends und Verlassens, und nun zu sich kommend, angeglänzt von den letzten Strahlen der Hoffnung, damit diese auf ewig erlösche. Gefangen, die todte Wohlthäterin, Verzeiherin, Kind, Tochter auf seinen Armen, auf ihrem Leichnam sterbend, der alte Knecht dem alten König nachsterbend: Gott, welch ein Wechsel von Zeiten, Umständen, Stürmen, Wetter, Zeitläuften, und alle nicht blos Eine Geschichte, nach der strengsten Regel deines Aristoteles, sondern tritt näher und fühle (!) den Menschengeist, der jede Person und Alter und Charakter und Nebending in das Gemählde ordnete!" . . . — „Alles zu einem Ganzen sich fortentwickelnd, zu einem Vater- und Kinder-, Königs- und Narren- und Bettler- und Elendganzen zusammengeordnet, wo doch überall bei den disparatesten Scenen Seele der Begebenheit athmet, wo Oerter, Zeiten, Umstände, selbst, möchte ich sagen, die heidnische Schicksal- und Sternenphilosophie so zu diesem Ganzen gehören, daß ich Nichts verändern, versetzen, aus andern Stücken hierher oder hieraus in andere Stücke bringen könnte." — Oder über „Hamlet": „Schloßplatz und bittere Kälte, ablösende Wache und Nachterzählungen, Un-

Offenbar war es Herdern vor Allem darum zu thun, Shakspeare wegen der Mannigfaltigkeit und des Reichthums von Personen und Begebenheiten und des dadurch bedingten häufigen Scenenwechsels in seinen Dramen gegenüber den Griechen mit ihrer Einfachheit der Handlung und ihrer strengen Einheit von Ort und Zeit nicht blos zu „entschuldigen", sondern als das wahre Muster des germanischen Dramatikers zu preisen. Was er über diesen Gegensatz, als einen in den gegebenen Voraussetzungen dort des antiken, hier des modernen Dramas begründeten, sagt, das hatte im Wesentlichen schon Lessing gesagt*) und darin sagt Herder eigentlich nichts Neues. Aber Lessing hatte Shakspeare's eigenthümliche Dichtergröße keineswegs gerade darin und nur darin, sondern weit mehr in etwas Anderem gefunden: in der wunderbaren Kraft seiner Seelenmalerei, der Naturwahrheit seiner Charaktere, und daß er so tüchtige, so inhaltvolle, so durch und durch gesunde Charaktere schuf — ebensowohl in seinen lieblichsten, wie in seinen ungeheuersten und erschütterndsten Vorwürfen —, in der Art, wie er Völker und Individuen in ihrer vollen ausgeprägten Besonderheit abzubilden verstand, „wie in einer camera obscura", und so gleichsam der Zeit ihren Spiegel vorhielt**). In Bezug auf das innerlich bewe-

---

glaube und Glaube — der Stern — und nun erscheint's! So weiter alles Costüme der Geister erschöpft, der Menschen und Erscheinungen erschöpft! Hahnkräh' und Paukenschall, stummer Wind und der nahe Hügel, Wort und Unwort — welches Local, welches tiefe Eingraben der Wahrheit! Und wie der erschreckte König kniet und Hamlet vorbeiirrt in seiner Mutter Kammer vor dem Bilde seines Vaters! Und nun diese andre Erscheinung: er am Grabe seiner Ophelia, der rührende good fellow in allen den Verbindungen mit Horatio, Ophelia, Laertes, Fortinbras! Das Jugendspiel der Handlung, was durch's Stück fortläuft und fast bis zu Ende keine Handlung wird" u. s. w. Oder über „Macbeth": „Der Zuschauer fortgerissen von Schauplatz zu Schauplatz, von der öden Haide, wo die Hexen tanzen, zum Königsschloß, wo der Mord sich vorbereitet, zum Walde, wo Banco fällt, nun wieder zur Hexenhaide, zur Behausung Macduff's, zur nachtwandelnden Lady Macbeth, und so bis zu Ende, immer wechselnd wie die Schicksals-, Königsmord- und Zauberwelt, die als Seele das Stück bis auf den kleinsten Umstand von Zeit, Ort, selbst scheinbaren Zwischenveränderungen belebt, Alles in der Seele zu Einem schauderhaften, unzertrennlichen Ganzen macht".

*) S. oben S. 334.

**) S. oben S. 335 ff.

gende Moment der dramatischen Dichtung oder das, was Lessing den „Zweck der Tragödie“ nannte, steht Herder noch auf demselben Standpunkte wie Lessing: auch ihm ist dieser Zweck nur die Erregung von „Mitleid und Furcht“; zu der Erkenntniß des tieferen Unterschiedes zwischen dem antiken und dem modernen Drama, daß der Held dort beinahe willenlos einem über ihm unwiderstehlich, unentfliehbar waltenden Götter- oder Schicksalsschluß unterliegt, während er hier sein Schicksal sich selbst bereitet, — zu dieser Erkenntniß ist er in seinen Betrachtungen über Shakspeare so wenig vorgedrungen wie Lessing.

Der Einfluß dieser Herderschen Shakspearestudien auf die Neubelebung des Dramas war daher zwar gewiß ein fruchtbarerer als der von Gerstenberg und von Lenz, weil er sich nicht auf die Lust an den Kraftstellen Shakspeare's oder die Empfehlung seiner Regellosigkeiten beschränkte, vielmehr die tiefere organische Gestaltungskraft des Dichters wenigstens ahnen ließ. Freilich aber auch nur ahnen ließ, nicht in ruhiger Darlegung zum klaren Bewußtsein erhob. Denken wir uns nun vollends diese Flut und Glut dithyrambischer Begeisterung, die schon beim Lesen fast betäubend wirkt, in lebendiger Rede, mit all dem bedeutenden Eindruck, der Herdern im persönlichen Gespräche eigen war*), auf junge, feurige Geister eindringend, so mögen wir uns wohl vorstellen, wie dadurch ein gewaltiger Sturm und Drang des Häufens von Begebenheiten auf Begebenheiten, des schrankenlosen Schaltens mit Ort und Zeit in ihnen erzeugt ward, nicht in gleichem Maße jedoch die für den dramatischen Dichter ebenso nothwendige Klarheit und Sicherheit der Selbstbeschränkung und der Begrenzung des historischen Stoffes.

So hatte Herder nach zwei Seiten hin für eine neue Schule

---

*) Goethe giebt davon Zeugniß in „Dichtung und Wahrheit“ („Werke“, 25. Bd. S. 301 ff.), wenn er von der „Fülle dieser wenigen Wochen“ spricht, welche sie zusammen lebten, worin ihm „Alles, was Herder nachher allmälig ausgeführt hat, im Keime angedeutet ward und er dadurch in die glückliche Lage gerieth, Alles, was er bisher gedacht, gelernt, sich zugeeignet hatte, zu completiren, an ein Höheres anzuknüpfen, zu erweitern“, wenn er Herder's „Anziehungskraft“ und sein Talent rühmt, „anzuregen“, allerdings mehr als „zu führen und zu leiten“. „Je heftiger ich im Empfangen,“ sagt er, „desto freigebiger war er im Geben.“

der Poesie den Anstoß gegeben und gleichsam das Programm entworfen. Durch seine Hinweisung auf das Volkslied und Ossian hatte er die Entfesselung des individuellen Empfindungslebens in seiner ganzen Ursprünglichkeit und Eigenartigkeit ermuthigt und legitimirt. Durch seine begeisterungsvolle Anpreisung Shakspeare's als des Meisters lebendiger, gewaltig vorwärts stürmender Darstellung einer Welt voll wechselnder, sich drängender Begebenheiten und Actionen gab er dem Triebe dramatischer Gestaltung, den schon Lessing geweckt hatte, einen neuen, mächtigen Sporn, wies ihm aber freilich viel weniger sichere Grenzen an, als dieser, da er größeres Gewicht auf die Expansion als auf die Concentration des dramatischen Stoffes legte.

An Goethe fand er für beide Richtungen einen empfänglichen Schüler. Goethe ward nicht blos Herder's getreuester Gehülfe im Sammeln von Volksliedern, sondern ihm selbst ging jetzt zuerst der Sinn auf für ächt naive, ursprüngliche Sangesdichtung. Und sein „Götz", mit dem recht eigentlich die Poesie des „Sturmes und Dranges" anhebt, ist schwerlich (wie er später sich einbildete) vor der Wandlung, die durch Herder mit ihm vorging, in seiner Seele entstanden. Die Begegnung Herder's mit Goethe in Straßburg darf somit als die Geburtsstunde, Straßburg selbst aber als die Wiege der neuen Epoche unsrer Literatur betrachtet werden; denn hier, unter dem befruchtenden Einflusse der Herderschen Ideen, entfaltete sich Goethe's Genius zuerst zu der Richtung, welche der „Sturm- und Drangperiode" ihren Stempel aufdrückte.

Eine eigenthümliche Schickung wollte es, daß gerade in der Stadt, deren Verlust an Frankreich einst beinahe den tiefsten Punkt der Erniedrigung Deutschlands bezeichnet hatte, eine Poesie geboren ward, die im eminentesten Sinne deutsch war, deutsch freilich auch insofern, als sie ebensosehr in der Verkümmerung, Zersplitterung und Ohnmacht des deutschen Wesens nach außen, wie in der überquellenden Fülle und Kraft deutschen Geistes- und Gefühlslebens ihre tiefsten Wurzeln hatte und ihre wesentlichste Signatur fand.

---

2. Band: Deutschlands geistige, sittliche und gesellige Zustände im 18. Jahrhundert.

Erster Theil: Bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen (1740).

gr. 8. (XXIV und 560 S.) 1858. Preis 9 Mark.

Inhalt:

Erster Abschnitt. Allgemeine Physiognomie der Gesellschaft in Deutschland am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. — Schroffe Absonderung der vornehmen Stände von den bürgerlichen Classen in Bildung und Sitte, und theilweiser Verfall der letzteren. — Rückblick auf die Entwickelung dieser Zustände von der Reformation bis zum dreißigjährigen Kriege.

Zweiter Abschnitt. Der dreißigjährige Krieg und seine Wirkungen auf die gesellschaftlichen und sittlichen Zustände Deutschlands.

Dritter Abschnitt. Vollendung der begonnenen Sittenveränderung an den deutschen Höfen. — Der Hof Ludwigs XIV. von Frankreich und sein Einfluß auf Deutschland.

Vierter Abschnitt. Fürsten, Höfe und Adel im achtzehnten Jahrhundert.

Fünfter Abschnitt. Die bürgerlichen Classen und ihre allmälige geistige und sittliche Wiedererhebung. — Die gelehrten und die praktischen Wissenschaften. — Die Philosophie. — Leibnitz.

Sechster Abschnitt. Die kirchlichen Verhältnisse und das religiöse Leben des Volkes. — Die katholische Kirche in ihrer Stellung zu der protestantischen: Proselytenmacherei; Unionsversuche. — Die protestantische Kirche seit dem Abschluß der Concordienformel. Schroffer Gegensatz zwischen Lutheranern und Reformirten. Bewegungen innerhalb des Lutherthums: Mystiker. G. Calixt. Spener und der Pietismus.

Siebenter Abschnitt. Die Anfänge der sogenannten Aufklärung. — Chr. Thomasius u. A.

Achter Abschnitt. Weitere Ausbreitung und Entwickelung der Grundsätze der „Aufklärung". Arnold, Dippel, Edelmann u. A. — Chr. Wolf und seine Bemühungen, die Philosophie zugleich zu popularisiren und zu systematisiren. Seine Stellung zur positiven Religion und seine Kämpfe mit den Halleschen Pietisten und den Orthodoxen. — Sittlicher Einfluß der Wolf'schen Philosophie.

Neunter Abschnitt. Anwendung der neuen philosophischen Ideen auf das Leben und die Gesellschaft: die moralischen Wochenschriften. — Anfänge einer allgemeinen ästhetisch-literarischen Bewegung. Die Verirrungen der gelehrten Dichtkunst und der Rückschlag dagegen: die Satiren Neukirchs, Wernickes u. A. — Wiedererwachen einer natürlichen Dichtweise: Günther, Brockes, Richei, Hagedorn, Haller. — Die Versuche zur Herstellung einer nationalen Poesie im umfassenderen Sinne: J. Chr. Gottsched und die Schweizer.

Zehnter Abschnitt. Allgemeines Bild der geistigen, sittlichen und geselligen Zustände des deutschen Volks am Ende dieses Zeitraums.

Zweiter Theil: Von 1740 bis zum Ende des Jahrhunderts.

1. Abtheilung:

Erster Abschnitt. Die Periode der Empfindsamkeit in der Literatur und im Leben des deutschen Volkes; die Hauptvertreter dieser Richtung: Gellert, Gleim, Klopstock.

Zweiter Abschnitt. Umschlag der Empfindsamkeit. Der Epikureismus als Doctrin. — Chr. M. Wieland.

gr. 8. (X und 226 S.) 1867. Preis 4 Mark.

2. Abtheilung:

Dritter Abschnitt. Neubelebung der deutschen Literatur durch Friedrich den Großen und seine Thaten. G. E. Lessing als Vertreter der dadurch erweckten realistischen Poesie.

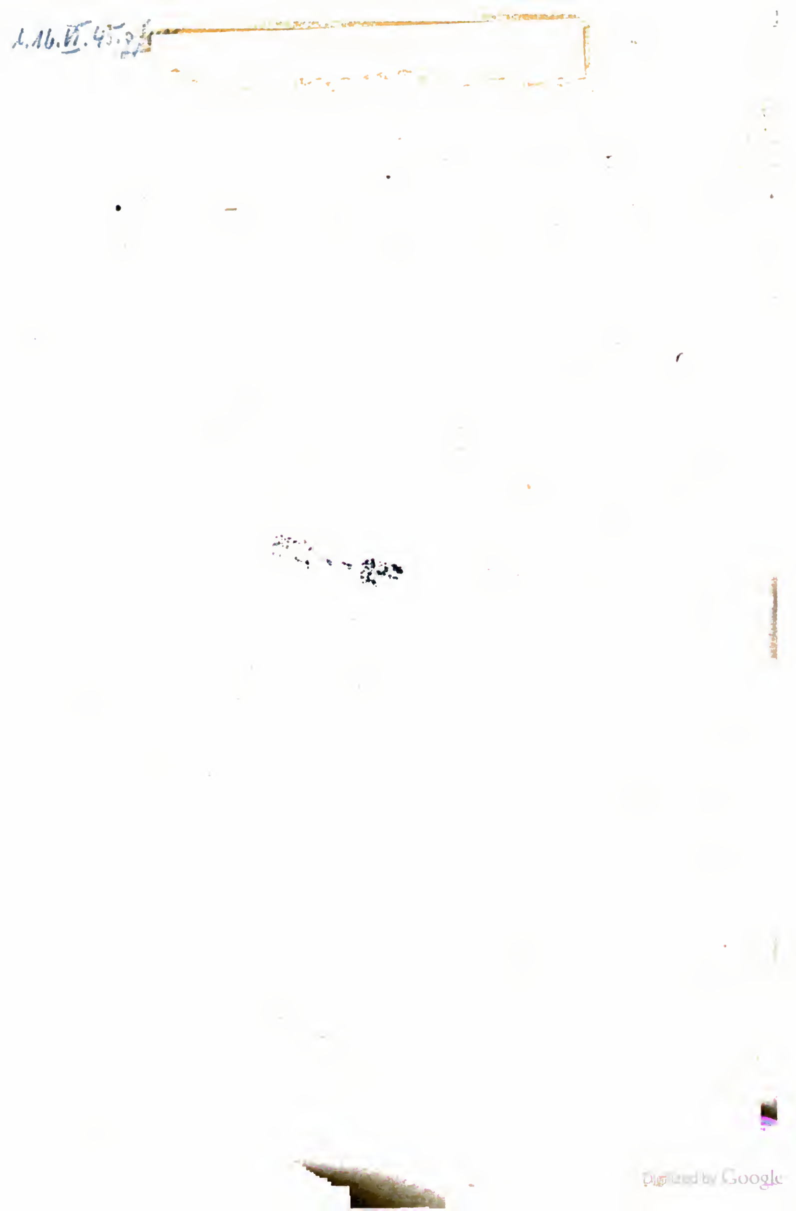
Vierter Abschnitt. Die deutsche Poesie abermals unter dem Einflusse einer einseitigen Herrschaft des innern Empfindungslebens. Die Sturm- und Drangperiode: allgemeine Charakteristik dieser Zeit; Herder als kritischer Vorläufer der Genialitätspoesie.

gr. 8. (IX und 214 S.) 1875. Preis 4 Mark.

Unter der Presse:

3. (Schluß-) Abtheilung:

Fünfter Abschnitt. Goethe's und Schillers Charakteristik. Die philosophisch-theologische Bewegung bis zu Kant. Zusammenfassendes Bild der gesammten geistigen, sittlichen und geselligen Zustände Deutschlands gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts.




3 9000 002 488 612

